Willkommen

Sa, 01 Jan 2011 16:22:47, Lyka, [category: frisches]

seid willkommen in dieser buchstabenverhangenen Welt.

Moment, ich muss erst einmal die Bücher beiseite schieben. So. Fertig. Aah, ein menschlicher Besucher. erneut: Willkommen!

Dieses kleine Büro hat sich selbst eröffnet. Bis gestern war es nur eine Idee, ein Traum... nur ein vergessbarer Wunsch. Doch heute, am 01. Tage des Jahre des Herrn 2011, hat sich mein Drang verselbstständigt.

Was tue ich hier? Meine nebenbei entstandenen Texte, poetisch oder pseudophilosopisch... oder einfach trivial dürfen nun hoffen, veröffentlicht zu werden. Sobald ich den binären Staub von ihnen gewischt habe. Und, falls ich nicht an digitalem Husten leide... zeitnah.

Und ein drittes Willkommen an die Leute da hinten in der Ecke: kommen Sie näher, trinken Sie mit mir eine Tasse Tee oder etwas Ent-Spannendes.

Wir sehen uns gleich wieder, sobald ich den kippenden Stapel wieder in Gleichgewicht gebracht habe.

Achja, eine Erweiterung an eben jenem 01.05.2011

und nun... weitertanzen

Neujahr

Sa, 01 Jan 2011 16:36:53, Lyka, [category: frisches]

Salamipizza am Abend und eine Kiste Cola im zu großen Kühlschrank, so stellt sich Matt die Vorbereitung eines gelungenen Abends vor. Im Moment allerdings sitzt er auf dem Klo und liest eine Fachzeitschrift für Fliegenfischen. Was Matt nicht weiss: die Frage des korrekten Köders ist in den nächsten Stunden nicht wirklich wichtig. Die Klospülung geht und unser Held bewegt sich mit pandahafter Ästhetik in die Küche und beginnt zu zittern. Es ist ihm zu kalt. Er schaut auf das Fenster: angekippt. Er flucht beim Blick auf das Thermometer und versucht zu sich zu erinnern, wieso jemand das Fenster öffnet, bei diesen furchtbaren Temperaturen. Er schaut hinaus, sieht nur Dunkelheit. Dann blitzen Lichter vor ihm auf, rote, grüne, blaue, während er zurückweicht und leise flucht. Es donnert und er versucht, sich zu erinnern, was denn einen solchen Krawall ausmachen könnte. Er schüttet die Verwirrung ab und bewegt sich wieder in sein Arbeitszimmer. Auch hier herrscht besinnliche Finsterniss. Der Monitor leuchtet nach einem Knopfdruck auf. Matt reibt sich die Augen. Es fehlen noch einige überlebenswichtige Daten für sein Projekt. Allerdings weiss er nicht mehr wirklich, welches Projekt gerade bearbeitet wird. Sein Emailprogramm blinkt. „Guten Rutsch ins neue Jahr 2011“ Unruhe befällt Matt. Er klickt weiter. Die Meldungen über einen bevorstehenden Jahreswechsel addieren sich. Matt flucht. Er stellt sich an das Fenster und beobachtet voller Verachtung, wie um diese Stunde dutzende Menschen vorbeilaufen; hört den Lärm der Böller und hunderte Füsse im chaotischen Gleichklang 5 Stockwerke unter ihm. Er wischt den Staub von seiner langfristig angelegten Flasche Billigbourbon, nimmt einen Schluck. „Silvester.“ sagt er. „Ich hasse Silvester.“

Er zieht die Gardinen zu und setzt sich wieder an den Rechner. Der Krach draußen wird lauter. Er hält sich die Ohren zu. Sein Kopf beginnt zu brummen, er nimmt noch einen Schluck. Dann noch einen. Bald ist die Flasche leer. Der Geschmack verbrannten Schwarzpulvers legt sich nach und nach auf seine Zunge. Sirenen heulen auf und verstummen kurz darauf. „Silvester“ murmelt Matt. Er hielt es nicht mehr aus, hier, inmitten des Trubels, inmitten der Feierlichkeiten eines Jahreswechsels, an den er nicht glaubt, der ihm Angst machte. Gefühlte Stunden stampft er auf den Boden, ignoriert von den unter ihm feiernden Menschen. Lautstarke Musik spielt aus unsichtbaren Boxen: die größten, belanglosesten Hits des sterbenden Jahres. Er setzt die Kopfhörer auf und schaltet durch die Radiosender. Nur Tanzmusik für Proleten. Er klickt durch seine Musik-Sammlung: Langweilig, dumpf, zu leise, zu laut, zu sanft, zu aggressiv.

Nichts hilft, das Gefühl kompletter Ratlosigkeit aufzuhalten. Ratlosigkeit gefolgt von aufwallender Panik. Ligyrophobie? Matt schüttelt den Kopf. Vermutlich Angst vor einer Unzahl von Menschen. Oder die bevorstehende Apokalypse? Er hatte heute beim Einkaufen an die hundert Menschen auf engstem Raum gesehen, sie wie üblich ignoriert. Was war, wenn sie nichts mehr zu essen haben würden? Was war, wenn irgendeine Software, wie schon vor Jahren vermutet, austickten und die

Welt in Höllenfeuer setzen würde? Er zittert. Die Flasche fällt zu Boden und rollt in eine Ecke des abschüssigen Zimmers. Er hat schon seit Tagen das Fernsehgerät nicht eingeschaltet. Zuviel Stress. Zuviele Menschen, die zuviel von ihm wollen und dann noch das Fernsehen mit seiner lapidaren Mitteilung, dass das sogenannte Abendland dem Tode nah ist: er verzichtete zu gern darauf. Rote Lichter flackeren in der Ferne. Er erhebt sich taumelnd. Er wühlte sich durch eine Anzahl von Kabeln, findet den gerne vermissten Anrufbeantworter. Die Zahl „1“ leuchtet sporadisch auf. „Kommst du zur Party? Wir feiern hier ne Fete, du weisst schon: Alien-Weltuntergangsparty 2010. Bring Alkohol mit. Grüße, Fremdling“ schreit die Stimme hinter einer dicken Wand aus Gesängen, klirrenden Gläsern und allgemeinem Smalltalk in den Telefonhörer. Matt erkennt die Stimme nicht, aber er hat grundsätzlich ein schlechtes Stimmgedächtnis. Die letzten Tage hatte er in seiner Wohnung verbracht und schon fast alle Stimmen seiner Kollegen vergessen. In einer solchen Nacht ist er schon immer gerne allein. Allerdings nur, wenn sie ruhig sind und er genug Alkohol hat, um sich von dieser Festivität abzulenken.

Er hört Schreie und hofft, dass dieser Lärm bald vorbeigehen würde. Zähe Gedanken ohne Sinn, ohne Worte schaffen Bilder von

„HAPPY NEW YEAR!!!!!“

flüstert eine Stimme, verwischt die Realität. Die Welt um ihn herum flackert und erlischt. Es riecht modrig, ihm wird kalt. Eine Hand an seiner Wange. „Fröhliches neues Jahr 2012“. Er erkennt diese Stimme und öffnet die Augen. Schaut in Gesichter, zornig verzerrt. Sein Blick schweift über die ausgemergelte Gruppe. Verwirrt sinkt er zurück. Und erinnert sich, wo er ist. Silvester 2010. Sie kamen genau in dieser Nacht und überrollten die Welt. Kein Computerfehler hatte die Menschheit erwischt, nur eine beispiellose Vernichtungswelle. Die Apokalypse. Sie kamen aus dem Himmel und die Erde erbebte unter ihrem Ansturm und

ihre Triebwerke Raketen gleich, in tausend glitzernden Farben.

Matt schüttelt den Kopf und erhebt sich. Eine Tasse lauwarmen Tee in der Hand schaut er durch das zerbrochene Fenster. Noch immer zucken farbige Blitze über den Horizont. Da draußen sind noch genug Menschen, um die Hoffnung auf einen erfolgreichen Gegenangriff am Leben zu erhalten. „Ich hasse Neujahr“, sagt Matt leise und greift nach seinem Gewehr. „Außerdem hätte ich heute Geburtstag.“

Zufalls-Schreibe

Di, 04 Jan 2011 18:57:19, Lyka, [category: frisches]

Er saß an einem Tisch und wühlte in den Unterlagen. Dann stand er auf und beugte sich über seinen Gefangenen. "Du hast doch nicht etwa meine Zigaretten geklaut, Punk." Er schlug seinem Gefangenen mit der hohlen Hand ins Gesicht. Das Gesicht blieb ungerührt. Ein Handy klingelte. Er wartete, bis es ihn störte und öffnete das Display. Er lächelte und drehte den Bildschirm zu seinem Gast. "Das hier ist mein Partner. Wir haben dein Opfer gefunden." Er nahm das Gespräch an.

Glas klirrte, als die Türe aufgerissen wurde. "Er ist noch da draußen und er hat Ray." Brüllend rannte er durch das Department, scheuchte Kollegen und anderes Gesocks aus dem Weg. Seine Sekretärin rief ihm etwas zu. Er hörte nichts. Das Telefon am Ohr lief er die Treppe hinunter und suchte seinen Wagen. "Was soll ich tun?" fragte er lautstark, während er in den hoffnungslos veralteten Ford Escort stieg. Die Stimme erklärte es immer und immer wieder. Er hörte nicht wirklich zu, war beschäftigt, das Auto zu starten. Er fluchte und sprang ins Freie.

Glassplitter flogen. Er drehte sich um und sah, wie die ehrwürdige Polizeistation in Rauch aufging. Er hörte Schreie. Aus der Ferne näherten sich Sirenen. Er lief in die entgegengesetzte Richtung. Sekunden später platzte sein Trommelfell, als Motorhaube seines Wagens kurz nach ihm kreischend die Kreuzung passierte. Er schrie in das Telefon, zählte Blöcke, die noch zu laufen waren. Noch 8 Blöcke, noch 7, jetzt noch 6. Ein grüngekleideter Hippie wachte Augenblicke, bevor ihn eine blaugekleidete Gestalt zu Boden beförderte, aus seiner THC-induzierten Lethargie auf. Er dachte "Episch". Dann landete seine abgebissene Zunge im Staub und betrachtete ihn erstaunt. "if bin ftumm" stammelte er. Blut schwebte, Frühlingsregen gleich, zu Boden.

"Gute Nacht", sagte der Spieler und drückte auf "Armageddon". "Nein" schrie der Fremde am Telefon, "ich bin doch gleich da." "Zu spät. Willkommen in meinem Paradies." lächelte die Gestalt ohne Gesicht und fühlte den freien Fall, als die Hölle ihren neuen Herren begrüßte.

Die Anderen

Mi, 05 Jan 2011 21:09:10, Lyka, [category: frisches]

X325 war glücklich. Laut surrend schwebte er durch die elektrisierenden Lichtlinien in sein Unterkunft. "Mutter", sagte er, "ich bin aufgenommen worden." Das Verhalten seiner Vorfahrin war zurückhaltender. "X3", sie nannte ihn bei seinem Kosenamen, "Ich bin nicht sicher, ob du das wirklich willst. Dein Vater..." X325 schnaubte entrüstet "ist tot. Er hat sich für unsere Sache geopfert. Es ist meine Pflicht, dem Geschwader beizutreten. Wir brauchen die Freiheit im Raum und die neue Einheit hilft, dies zu tun." Mutter weinte leise. X325 schaltete den Schirm ab. Er verstand sie, aber sie sah nur das Negative. Ihr Glauben an das Nichts nach dem Tod war schuld. Er machte sich Vorwürfe. A252 sah es und schlug ihm auf die Schultern. "Meine Mutter war genau so."

311X öffnete die Tür und sah amüsiert zu, wie X325 sich vorsichtig in ihren Raum tastete. Sie küssten sich prickelnd. "Ich bekomme ein Kind von dir." flüsterte sie. Seine Augen traten hervor, beschlugen den Zoom seiner elektronischen Brille. "Verdammt, ich meine wunderbar" antwortete er. Sie wandte sich um. "Und du gehst fort. "

Er nickte. "Einheit L2 ist bereit, auszurücken." Sie schaute ihn an. "Ich vermute, es ist noch die alte Taktik." Er nickte. "Unsere Wissenschaftler haben die Taktik beibehalten. stoßweiser Angriff. Beschleunigungsstufe 2." Sie nickte. "Und sie haben nur einen Verteidiger?"

"Ein Verteidiger. Höhere Feuerrate. Aber er ist physikalisch ungeschützt. Die Spezies hat allerdings mehrere physikalische Schutzvorrichtungen vorgenommen. Wir werden nicht mehr als 4-5 Schüsse benötigen, diese zu vernichten."

Sie umarmte ihn. Die Einheit hob ab. Es war ein Flug von 3 Zeiteinheiten, die er im Remote-Zustand verbrachte. Er träumte, von seinen Eltern, von seiner Liebsten, von ihrem Kind. Er hoffte, es würde ein Mädchen sein. Doch die Wahrscheinlichkeit war gering. Die Computer der "Großen Weisen" berechneten die passende Populationsrate.

"In 5-4-3-2-1" meldete der Schiffscomputer. Das Ziel war sichtbar. Ein furchtbarer Planet tauchte vor ihm auf. Er schien blau zu sein, mit Ebenen von grün und gelb. Weiße Flächen schwebten über der Oberfläche. Er zweifelte an seiner Mission, für einen Augenblick, als die Schiffe seiner Nachbarn in Flammen aufgingen, in Partikel zerfielen. Er hörte die Schreie seiner Kameraden, schaltete den Kommunikationskanal ab. Er feuerte, sah wie die Raketen ihr Ziel suchten. Der Aggressor feuerte Garbe um Garbe, versteckte sich vor Feigheit hinter den Schutzeinrichten. Bald war X325 allein im Raum. Doch es gab kein Entrinnen. Ruhm und Ehre würde es für ihn und seine Nachkommen geben. Und die Freiheit. Es gab kein Entkommen. "Für den Vaterplaneten. Wünscht mir Glück." Die Fliehkräfte raubten ihm den Atem. Der Aggressor traf. Der Blitz beleuchtete das Universum, der Raum saugte alles Leben aus dem metallenen kleinen Körper. Der letzte Blick auf sein Gegenüber ließ ihn in seinem letzten Augenblick wahnsinnig werden. Es war ein kleines Lebewesen aus Fleisch, das sich freudestrahlend nach hinten wandte und rief. "Schau mal, Vater, Ich habe Level 3 von Space Invaders gewonnen!"

Berlin: Ubahn am Morgen

Do, 06 Jan 2011 19:40:18, Lyka, [category: berlineritis, post_tag: berlineritis]

Das Eintreten dieser beiden hochaufgeschossenen Damen in die bislang ruhige U-Bahn war der stillste Augenblick in der Karriere des Wagons. Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrte jedes einzelne Atom, ohne dass beide davon Notiz nahmen. Ich jedoch schon. Die Unterscheidung beider Frauen war sehr einfach: Die rechte der beiden war groß und speckig, mit genug Sonnenbank-Erfahrung für die mittlere Reife eines Sonnenstudios und der Mimik eines Chihuahuas, die linke jedoch hatte kein Gesicht, nur jede Menge Hinterkopf zum Verstecken. Die Frau mit Gesicht begann eine Tirade unermessliches Hasses über.... ich weiß nicht was.... in die schlaftrunkene Einöde des jungfräulichen Morgens zu, wie soll ich sagen, zu schreien. Meine Ohren begannen zu bluten, als ich die Kopfhörer direkt in mein Trommelfell stanzte. Das Geschrei am anderen Ende des Wagens wurde dadurch ein wenig dumpfer, dennoch drängten sich verrückte Frequenzen durch winzige Lücken in mein Innenohr. Ich musste mich entscheiden. Sollte ich schreiend aufspringen und meine Ergriffenheit vor solcher vokaler Grazie durch einen Gang durch die noch immer geschlossene Tür beweisen? Ich schaute auf und flüsterte „Scheiße“. Die Augen des mir gegenübersitzenden Mannes erkannten meine Absicht, er nickte beschwichtigend und drehte seinen Kopf dann wieder in Ruheposition. Ihm schossen Ströme von Entsetzen aus der Nase und er stopfte sie sich mit Fetzen eines zerrissenen Reiseführers aus dem Jahre 2009 zu. Ich entschied mich für eine Änderung der Hintergrundmusik. Sekunden später polterten filigrane Melodien in unsagbarer Lautstärke durch meinen Kopf. Ich hatte den MP3-Player auf den Kopf gestellt und konnte dadurch mit Hilfe der Gravitation eine höhere Lautstärke einstellen.

Im Vergleich zu der Musik, so schädelzerreissend sie auch war, blieben die Frequenzen der beiden anfänglich

zugestiegenen Damen in einem Bereich, den kein Lebewesen je gehört hat oder wieder hören wird. Ich träumte von dem Klassiker „Ich habe keinen Mund und muss schreien“ und seinem augenscheinlichen Happy-End. Es näherte sich die U-Bahn-Station Potsdamer Platz. Ich versuchte verzweifelt, einen mir seit kurzen bekannten „Stumm-Zauber für Barden Level 15“ wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, als es still wurde. Still. Mein Herz tobte vor Freude, mir schossen die Tränen in die Augen. Der Moment schien verzaubert, bis „Sache ma, steigen wir hier aus?“ „Nee, Alex“. Meine Augen rollte sich nach hinten und betrachteten das Innere meines Kopfes mit Wohlwollen, denn hier war Dunkelheit. Brüllend schoss mir das Blut durch die Adern und versuchte krampfhaft, zu verdampfen. Nur mit Mühe und durch jahrzehntelange Meditation in einer vergessenen taoistischen Körperhaltung gelang es mir, nicht in Trümmer zu zerbrechen.

Nach einer Ewigkeit in Agonie fühlte ich die beiden aufstehen. Ich rollte meine Augen wieder nach vorn und sah, wie sich die Türe öffnete. Ich zog die Kopfhörer wieder aus meinen Ohren und bedachte sie mit Tränen. Sie hatten ihr Leben geopfert, um mich zu retten. Dann gab mir der ausgesprochen liebevolle Gedanke der Frau ohne Gesicht den Tritt und ich fiel aus diesem Universum. „Siehste, die U-Bahn ist doch gar nicht so schlimm. Aber der Typ da, der gerade umgekippt ist, hat viel zu laut Musik gehört. Ich finde das voll ätzend!“

Der schaffende Schatten

Fr, 07 Jan 2011 23:35:37, Lyka, [category: frisches]

Es war der wandernde Schatten, der mich mich meinen Träumen verfolgte. Er lauerte in den düstersten Gassen Berlins, in den Blicken der Menschen, die mir begegneten. Er bedachte mich mit Flüchen in der tödlichen Leichtigkeit des nachmittäglichen Sonnenaufgangs und ich folgte ihm, durch die Tunnel der Großstadt. Ich war überall und er war genau dort, wo ich mich nicht traute, hinzugehen.

In der Sonne blieb er stets hinter mir und wenn ich mich umdrehte, grinste eine glanzlose Gestalt hinauf in mein Gesicht. Und er sprach von Welten, die ich mir nicht vorstellen konnte. Und ich sagte "nein!" und stampfte und er grinste mich an, während ich den Kopf schüttelte. Doch als ich mich wehren wollte, verschwand er in einer der Rinnsteine der Großstadt.

Und dann fühlte ich mich einsam. Denn so sehr er ein Teil von mir war, war ich auch ein Teil von ihm.

Und da begriff ich, wir brauchten einander. Er erschafft und ich verwandle...

Ganz gleich, ob man es Phantasie, Imagination oder Kreativität nennt... es existiert nur durch uns zwei, meinem Schatten und mich.

Die Geburt eines Ekels...

Sa, 08 Jan 2011 21:47:46, Lyka, [category: wiederbelebungen]

Ich hasse sie, diese verdammten Kopfschmerzen

Nee, sind ja nichtmal Kopfschmerzen... es zieht quer vom Nacken hoch, wenn ich meinen Hals bewege. Kann kaum fernsehen, geschweige denn nach oben schauen.

Na super. Wenigens sind alle kleiner als ich.

Da häng ich schon die ganze Woche rum, die Frau nervt auch: Sie glaubt mir nicht

Was ist also schlimmer?

Dieser elende Schmerz, kann nachts nicht schlafen, oder nur aufm Rücken. Dann träum ich auch dämliches Zeug.

Alpträume sollen ja kommen, wenn man, wie ich, nur aufm Rücken schläft.

Ich könnte echt kotzen. Ich finde das abartig. Wie eine kochende Geschwulst, die sich über meinem Schulterblatt ne Ecke zum Pennen gesucht hat.

Mein Arzt sagt nichts, er hüllt sich in Schweigen, sagt was von „Prognose stellen“ und „symptomatisch“ blah blah

Ich lauf schon rückwärts gegen die Wand.

Es wird nicht besser, auch nicht mit einer Auflage von „klassischen Feuerkräutern“...

Meine Frau hat was von Schlangengift gefaselt.... ne Spritze wäre echt toll. Ich bohr mir auch selber eine. Oder dreh mir eine.

Letzte Nacht ists schlimmer geworden. Ich träumte von einem Teufel, der auf meiner Schulter sitze und sich festhält.

Und während die Sonne am Morgen aufgeht, und ich mir ne Stange Ambrosia anzünde... warte ich, dass es aufhört.

Was es nicht tut.

Denn plötzlich reißt der Schmerz meinen ganzen Rücken auf, gräbt sich direkt über das Rückenmark in meinen Schädel, in das Hirn... ein Knacken, ein Blitzstrahl von weißem Schmerz, ich gehe in die Knie. Schreien geht irgendwie nicht mehr. Hoffentlich platzt mir nicht mein Schädel, denke ich noch.

Dann findet sich meine Stime wieder und ich schreie.... und mit meinem Schrei vermischt sich ein Jaulen über mir. Da will was raus! Da will was aus mir raus. Ich presse dieses Etwas aus meinem Schädel, fast kriecht es in die Welt, dann ein kurzer Ruck........... es wird dunkel.

Ich erwache, als die Sonne aufgeht. Vor mir steht ein Mädel, hübsch mit tiefgründigen Augen. Trägt eine komplette Rüstung und grinst irgendwie fies.

Sie sagt: „Hi, Paps. Übrigens: das waren nicht die letzten Kopfschmerzen, die du wegen mir hattest“

Ich werde sie Athene nennen. Hört sich intelligent an. Sie mag Eulen. Ich nicht.

Die Konfiguration

So, 09 Jan 2011 18:26:12, Lyka, [category: frisches]

Sie saß an einem Tisch, die Füße um die Beine des Stuhls geschlungen, nach vorn gebeugt. Sie bewegte sich langsam, als würde sie durch die Realität schwimmen, mit Vorsicht, in filigraner Schönheit. Lüstern bewegten sich ihre Finger über die Puzzle-Teile. Verschwommen nahm sie Bilder wahr, jedes der Teile einzeln ein Universum, doch zusammen.... sie dachte nicht daran. Die Nachbarin schrie ihre Kinder an, als diese über die niedrige Decke im 2. Geschoss tobten. Von unten fühlte sie den Berufsverkehr. Ein Baby schrie am Horizont. Unbewusst nahm sie all diese Dinge wahr. Doch... Die Konfiguration war zu wichtig. Es gab keinen Fehler, es gab nur den Tod. Sie blickte nicht auf, als der Fernseher zum Leben erwachte und den Raum mit seinem Rauschen erfüllte. Staubflocken wirbelten über ihre Haare, von gleicher Farbe. Hände berührten sie, zerrten sanft, ließen ab, verschwanden. Jedes Puzzlestück war ein Universum, wichtig, zu wichtig. Sie wehrte sich gegen den Impuls, der sich bereits seit Stunden quälte. Sie verdrängte ihn. Farbtropfen schwammen im Ozean eines jedes Teils. Wenn sie sich konzentrierte, sah sie Ereignisse, hörte Lachen, fühlte unbekannte Existenzen. Doch der Impuls kehrte wieder, stärker denn je. Krämpfe durchliefen ihren Arm, während ihre Hand sich senkte und das Teil in die Lücke presste. Falsch. Aus der Ferne hörte sie wütendes Kreischen, welches sich in Sekunden in ein bizarres, jenseitiges Lachen verwandelte. Sie sah auf das Bild: das Aufbäumen eines Farbwirbel von unheimlicher Klarheit, einer Welle gleich, welche die Bruchteile verzerrter Träume in den ewigen Abgrund riss. "Ich habe das Teil noch gar nicht losgelassen" brüllte sie verzweifelt, als sie trotz aller Bemühungen das Teil nicht aus dem zuckenden Bild ziehen konnte. Hände packten sie, zogen sie zurück. Doch sie konnte das falsche Stück nicht loslassen, durfte es nicht opfern. Sie wusste, wer kommen würde: Dämonen, Zerstörer der Konfiguration, Vernichter des großen Plans. Noch während die Patientin in ihr Zimmer gebracht und ruhiggestellt wurde, starrte der weißgekleidete Mann auf das Bild auf dem Tisch. Er lächelte. Dann nahm er ein Puzzle-Teil und betrachtete es eindringlich. Ein wenig Weiß hier, einige Tropfen hellblauer Farbe dort. Es erinnerte ihn an an den Himmel seiner Heimat, die er vor 20 Jahren verlassen hatte. Er schüttelte den Gedanken ab und steckte das Teil mitten in das Bild. Er lachte laut. "Konfiguration, wie faszinierend." Dann explodierte sein Kopf.

Berlin: Der Rufer im Licht

Mo, 10 Jan 2011 20:56:02, Lyka, [category: berlineritis, post_tag: berlineritis]

Berlin ist großartig. Es vibriert vor Leben, die Häuserzeilen wechseln sporadisch zwischen Kunst und Kommerz, zwischen Reichtum und Bettlern, zwischen Kiez und Weltstadt. Ein Puzzle aus Menschenleben, zusammengedrängt in der U-Bahn sitzend, die Hände ausstreckend auf dem Alexanderplatz.

Nun war ich mir dessen bewusst, als ich heute Morgen das Haus verließ. Die Welt schwamm in einem Meer aus Sonnenlicht, doch mein erster Schritt in den grellgelbe Wand stoppte abrupt.

In der Ferne polterte eine Stimme. Ich drehte mich in diese Richtung, sowohl aus neugieriger Erwartung und weil dort die U-Bahn-Station ist. Vorsichtig ging ich einige Schritte. Die fremde Person hatte ihr Aufbegehren gestoppt. Ich freute mich darüber, grundsätzlich bin ich mehr der Mensch der Ruhe, die man in Berlin zu oft suchen muss und entsprechend selten findet. Unabhängig davon behält sich der Eine oder Andere unserer Mitbürger vor, manchmal auch unsichtbare Kommunikationspartner zu haben.

Man wird also gelassener.

Zumindest hält man sich dafür.

Unaufmerksam wanderte ich zur U-Bahn-Station, dachte einen kurzen Augenblick an den Brief, der noch eingeworfen werden musste, als schon wieder geschrien wurde. Diesmal erkannte ich die Worte: "Ich mach doch schon schneller! Ich kann nicht noch schneller!"

Ich schaute auf. An der Oper kam mir ein Mann entgegen, in mitten des klassisch undefinierten Alters, sprich: zwischen 30 und 60 Jahre alt. Das Gesicht hat er in einen alten Schal gewickelt, welches ihn nicht davon abhält, seine Flüche in die Leere vor ihn zu schleudern. Übrigens läuft hinter ihm tatsächlich absolut niemand. Die Straße ist über dutzende Meter menschenleer.

Mein Blick wendet sich ab. Wieder dröhnen meine Ohren von seinem Ruf nach mehr Freiheit. Ich lächele und tippe mir an den Kopf, bis ich genau hinschaue. Tatsächlich führt der Mann nicht nur eine lose Schnur in der Hand, sondern daran hängend eine braungraue Maus. Oder eine Ratte, vermutlich aber ein Handtaschenhund, genauer gesagt ein Hello-Kitty-Geldbörsen-Hund. Dieser wuselt zwischen den Schritten seines Stroh-Herrchens hin und her, er traut sich nicht, das Tier hochzuheben und versucht über seine Schreie, sich bei dem Hund zu entschuldigen. Dem Hund ist das leidlich egal, verbeisst sich spontan in ein Hosenbein und lässt nicht los. Ich kichere und steige die Treppe zur Ubahn hinunter, begleitet von den verzweifelten Schreien des bedrängten Mannes.

Doch...

Wenn ich es mir recht überlege... vielleicht war da gar kein Hund. Vielleicht war da nur ein Mann, der laut geschrien hat, der ein Seil hinter sich herschleifte und der mir damit einen Floh in den Kopf setzte. Einen Floh an einer Leine.

Lauf (Rohfassung 2)

Mi, 12 Jan 2011 00:27:20, Lyka, [category: wiederbelebungen]

Lauf (grundversion, wird noch teilweise geändert)

Ich hetze wie ein Tier durch den dichter werdenden Wald. Nicht nur ähnlich einem Tier, nein, ein Tier BIN ich geworden. Vorbei an tiefhängenden Ästen, die meine Stirn wie Peitschen zerschlagen, unter Büschen voller Stacheln, durch den Schlamm, der sich in meiner zerrissenen Jeans sammelt. Mit Minute zu Minute werde ich mehr und mehr zum Wolf, zum Wesen ohne menschliche Züge.

Ich höre, rieche die Hunde, die sie auf mich hetzen, lausche dem Gebell und dem Geheule auf den Strassen rund um den Wald.

Wo bin ich gelandet? Ist dies nicht die schöne neue Welt, der ich angehören wollte? Der ich alles opfern, die ich einfach lieben wollte.

Wenn ich mich an die letzten Minuten erinnern soll, bleibt nur der Schrecken, der mich durchzuckte, als die Tür meiner kleinenWohnung aufgerissen, ich ins Scheinwerferlicht gezerrt wurde. Speichel und Erdbrocken trafen mich hart, als ich die Treppe auf die Straße herunterstolperte. Und das Geschrei. Einfach nur dieses laute Gebrüll tausender aufgerissener Münder.

Was hatte ich getan? War ich ein schlechter Bürger gewesen? Hatte ich mich am Gesetz vergangen? Zu früh bei Grün losgefahren? Zu unfreundlich gegrüßt? Zuviele verheiratete Frauen angemacht? Ich habe doch nur mein kleines Leben gelebt, mit niemandem gesprochen, ohne gefragt zu werden, Dutzende Überstunden abgerissen, war stets nett und freundlich. Mein Leben war eintönig, langweilig, aber es war einfach OK!! Was soll man sonst in der Grossstadt tun? Leute kennenlernen, die täglich den gleichen Job machen? Autos waschen?

Ich war einer von Euch!!!

Wie lächerlich meine Gedanken waren, wurde mir mir erst klar, als ich vor dem Tor stand. Dieses verdammte Tor, von dem ich so lang geträumt, mich davor gefürchtet hatte: ein gußeisernes Versprechen unaussprechlicher Qualen. Ich sah es nicht gern, wenn die Sendungen auf den staatlichen Fernsehsendern liefen, in denen genüsslich, sadistisch von den grauenhaften Qualen erzählt wurden, die den armen „Kandidaten“ sowohl Fleisch als auch jeden Rest der Seele verbrannten. Vermutlich war ich zu empfindlich.

Und nun war ich einer von ihnen geworden, ein „Kandidat“, grundlos als Verbrecher, als Vernichter an der Zivilisation, geohrfeigt. Im Hintergrund lauschten zehntausende Zuschauer einer der erfundenen Geschichten, in denen der „Kandidat“ der „Volkswirtschaft unaussprechlichen Schaden zugefügt hat“. Ich begehrte nicht auf.

Rüde wurde ich an das Tor gepresst. Regentropfen perlten von meinen Augen langsam die Metallstangen herunter. Heisser Atem kroch mir in den Nacken, eine leise, fast sanfte Stimme flüsterte mir ins Ohr.... ich verstand es nicht... es war zu laut, es war einfach zu laut für mich....

Das Tor ergab sich dem Druck dutzender Hände und ich wurde mit einem Tritt in die Einsamkeit befördert. Es war dunkel. Es war kalt. Es war furchterregend.

Ich stolperte. Lichter blitzten, Applaus wogte auf. Ich zitterte unter dem Toben unzähliger Menschen.

Dann fing ich an zu laufen, weg vom Lärm, weg vom Schmerz, der sich in meinen Rücken presste.

Immer tiefer in den Wald, immer tiefer ins Ungewisse, in die Verdammnis.

Die Hunde nah an meinen Fersen, sie schnappen nach mir, erwischen mich nicht, bellen wütend.... da ein Abgrund: der einzige Weg: der Schritt nach vorn

Ein gewaltiges, wahnsinniges Lachen kriecht aus meiner Seele, ich kann mich nicht mehr beherrschen, beschleunige noch einmal und springe....

Als wäre in diesem Moment alles um mich verstummt, höre plötzlich - endlich- die Worte des Fremden, bevor er mich in die Finsternis trat:

„Willkommen in der Freiheit“

Sehen

So, 16 Jan 2011 23:35:33, Lyka, [category: wiederbelebungen]

Als Eugen nach Hause kam, wunderte er sich sehr. Wo früher ein Topf auf dem Herd stand, und 2 Teller auf dem Tisch standen (die nie beide von ihm gebraucht wurden), so fing eine dünne Staubschicht an, sich in den Ritzen des Tisches abzusetzen.

War heute etwas besonderes los, daß einfach nichts bereit war?

Er hatte seine 8h Arbeit hinter sich gebracht, in seinem gewohnten Umfeld als Archivar des Rathauses von Berlin. Nichts war besonders gewesen. Keine Atombombe war gefallen, wie er es vermutet hatte. (Nebenbei bemerkt erzählen die Nachrichtensender immer den grössten Unsinn.)

Überrascht wegen des Nichtvorhandenseins seines fertigen Essens schaute er sich um. Kein Laut war zu hören, kein plötzlicher Duft von Rosen und Jasmin, wie es ihm schon so oft aufgefallen war, daß er den Geruch als allumfassend ansah. Und nun war er weg.

Er war allein. Allein mit seinen Gedanken. Allein ohne den Hauch von Anwesenheit einer anderen Person.

Er setzte sich in seinen Sessel und wartete. Wartete auf Erleuchtung, eine Eingebung, irgendetwas Normales. Nichts passierte.

Die Sonne ging langsam unter und Eugen wurde hungrig. Was tun? Wieso stand das Essen nicht auf dem Tisch?

Wo waren die beiden kleinen Jungs, die immer durch die Gegend liefen, sich an ihm festkrallten und „Papa Papa" riefen. Sie waren immer seltener gekommen, was Eugen auch nicht verwunderte: er hatte immer versucht, diese Fremden (wie kamen sie überhaupt in die Wohnung?) zu ignorieren.

Niedlich hatten sie ausgesehen. Schatten im Gesicht, wie der Papa. Wieder dieses Wort...

Eugen verlor sich in Gedanken.... in Gedanken an seine Kindheit. Das Essen stand auf dem Tisch, der grosse Mann mit dem schattigen Gesicht saß ihm gegenüber und sprach mit ihm. Eugen antwortete brav, verstand aber viele Dinge nicht. Das Essen wurde gegessen, ein Teller war immer zuviel, wurde aber auch immer leerer, ohne daß Eugen jemanden sah. Der große Mann war immer sehr eigenartig gewesen, er sprach mit der leeren Küche.

Der kleine Eugen gewöhnte sich dran, daß es für ihn normal war. Nur hin und wieder wurde er von sanften Berührungen geweckt, von Düften, die nicht von dieser Welt waren, von Geräuschen, die er nicht zuordnen konnte. Auch lief er manchmal gegen unsichtbare Dinge, die zurückwichen.

In der Gruppe, die er in der Schule besuchte, waren einige Plätze leergewesen, aber er wurde immer vertrieben, wenn er sich dort hin setzen wollte. Der Lehrer konnte ihn nicht leiden und schickte ihn immer zum Direktor. Eugen jedoch sah keine Probleme und anscheinend der Direktor auch nicht, denn dieser lächelte immer nett und liess ihn gehen.

Weil Eugen auf der Strasse auch immer mit den Unsichtbaren zusammenstieß, lief er immer langsamer und an der Hauswand entlang. Es hatte auch den Vorteil, daß er komische Dinge sah... Männer, die einfach so redeten oder ihre Arme in der Luft hängen ließen. Wie unpraktisch, dachte sich Eugen und lief weiter, dorthin, wo der große Mann mit den Schatten im Gesicht wohnte.

Es war Nacht geworden und Eugen zog sich in sein Zimmer zurück. Er hatte immer noch Hunger, er würde morgen noch lang darüber nachdenken müssen, warum das Essen einfach nicht da war.

Im Bett, das komischerweise ein Doppelbett war (woher das kam, war ihm nicht bekannt), legte sich Eugen auf die Fensterseite, wie seit 30 Jahren, seit er einfach eingezogen war.

Er erinnerte sich an diesen Unfall, den er gehabt hatte, als er ein kleines Kind war... damals war es irgendwie anders gewesen... da hatte es irgendwie mehr Menschen gegeben. Er hatte Blitze von Dingen gesehen, als er diese tollen Gefühle gehabt hatte, als ob jetwas am ihm zerrt, "da unten".... mehrmals, als er eingezogen war. Er hatte sich dabei sehr großartig gefühlt. Später kamen dann diese beiden fremden Kiner, die ein bisschen wie er aussahen.

Hmm, dachte sich Eugen, ich sollte träumen, vielleicht gibt's das tolle Gefühl wieder mal, auch wenn ich so verdammt hungrig bin.

Als er sich zur Seite drehte, überkam ihn ein scharfes Gefühl der Angst, ein beissender Geruch stieg ihm in die Nase, er konnte sich nicht mehr beherrschen, irgendetwas verschob sich knirschend, er schrie vor Angst und Schmerz, seine Augen fingen an zu tränen und

er sah.

555-Eternity

Di, 18 Jan 2011 22:43:55, Lyka, [category: wiederbelebungen]

Ah, Sie sind Herr Müller, ja kommen sie doch rein. Regina wird Ihnen sicher einen Stuhl hinstellen. Regina, sei doch so lieb.

Ah, schnell ist sie, meine Regina, ich wäre ohne sie komplett aufgeschmissen. Setzen Sie sich doch. Sie sind...äh... lassen Sie einen alten Mann seine Gedanken sammeln. Stimmt, Sie sind der Reporter. Ich sehe schon Ihren Gesichtsausdruck, Sie wirken enttäuscht. Ich merke schon: heutzutage kann man keinen mehr mit einer normalen Geschichte hinterm Ofen hervorlocken. Da muss was Knackiges geschrieben werden, ist es nicht so, Herr äh... Müller. Ja, es stimmt. Ich habe Regina Sie anrufen lassen, weil ich mir Sorgen mache. Sie haben es doch auch gehört, diese Leute, die seit einiger Zeit verschwinden. Hmm, ja, verursachen schon ziemliche Aufregung, nicht wahr? Und besser einem alten Zausel wie mir eine Geschichte aus den morschen Rippen leiern, als gar nix zu wissen. Nun gut. Beginnen wir. Ein alter Zausel war ich nicht immer. Damals, um die 50 Jahre her, in den wilden 60ern war ich und mein Kumpel Hans in der ganzen Welt unterwegs. Wir haben viel erwartet und wir haben noch mehr erhofft. Wir waren vielleicht noch Kinder, als der große Krieg im Gange war, aber: wir hatten überlebt und wollten raus. Raus aus Deutschland, hier wohnten doch nur alte Leute, die den Typen damals an die Macht gelassen hatten. Der Krieg steckte uns tief in den Knochen, wie sagt man: versteckt sich im Unterbewusstsein. Jedenfalls sind wir sehr billig nach Amerika gekommen, wie viele andere auch. Können Sie das verstehen, Herr... Müller? Ja, die Leute wollten frei sein. Ja, zu den "Hippies" wollten wir. Wir waren aber nicht wie diese Faulpelze, die den Staat zahlen ließen, wir stahlen oder bettelten nicht. Wir fanden das kreuzdämlich. Und deshalb mochten wir die Hippies auch nicht sonderlich, wenn Sie verstehen. Ich und Hans, wir versuchten unser Glück bei einer kleinen Zeitung in San Francisco oder wie man es damals nannte "Frisco". Er war für den Sport verantwortlich, denn er war schon immer ein guter Sportler gewesen, eine Maschine vor dem Herrn. Ich allerdings, auch wenn ich nicht mehr so aussehe, war das Hirn. Ich liebte die neuen Entdeckungen. Es war eine schöne Zeit, immer ein bisschen Geld im der Brieftasche, den Geruch von Räucherstäbchen in der Luft und wir beide konnten unserem Hobby nachgehen, sie wissen schon... hübsche Frauen und kristalline Substanzen, wenn Sie wissen, was ich meine. Warum ich das erzähle? Seien Sie mal nicht aggressiv. Sie sind jung, haben Zeit und das hier ist die beste Story, die Sie kriegen können. Denn genau wie jetzt, verkleinerte sich die Menge unsere Freunde, der Hippies, sie verschwanden schneller, als man es erwartete. Mag sein, dass der eine oder andere von den Bullen geschnappt wurde oder nach Kanada abgehauen ist. Sie waren einfach fort, Von einem Tag zum anderen. Puff, weg. Hans war natürlich sofort an der Sache interessiert. Gewisse paranoide Tendenzen traten bei ihm auf, er witterte Verschwörung und Verrat. Bald sah ich ihn nicht mehr auf dem Campus nebenan trainieren und den jungen Mädchen hinterherzupfeifen, sondern traute sich nicht mehr aus dem Haus. Unsere Chefs fragten schon an, was mit ihm wäre. "Er ist krank" sagte ich dann zu ihnen. "Geistig krank" dachte ich mir dann immer und kicherte. Anscheinend waren die Typen genauso bekifft wie jeder in dieser Stadt. Ich entschloss mich aber, der Sache nachzugehen, rein mit Logik und Vernunft. Ich verkleidete mich als ein Hippie. Wir hatte genug Freunde und nachdem sie weg waren, nun, genug Kleidung war vorhanden. Wissen Sie, wie furchtbar solch ein Mensch stinkt? Sie haben ja keine Ahnung. Jedenfalls fragte ich ein paar Leute und, Sie kennen das, ich versuchte unauffällig zu sein. Leider haben sie anscheinend gerochen, dass ich keiner von ihnen war. Es dauerte ein paar Tage und ein Umweg von ein paar Kilometern. Ich wollte schon wieder zur Redaktion zurückkehren, als sich direkt vor mir ein Bettler aufbaute. Oder ein Hippie, egal. Er fuchtelte mit den Armen um mich herum und benahm sich wie ein junger Affe, der in ein Stück Nagel getreten war. Ich wollte ihn ignorieren, als er ausholte und mir eins mitten auf die Nase gab. Dann war er weg. Ich lief ihm hinterher, naja, ich humpelte fluchend, weil ich beim aufstehen bemerkte, dass meine Brieftasche weg war. Natürlich fand ich ihn nicht, aber seine Klamotten in der Nähe eines Gullis, der Deckel hatte schon länger gefehlt, die Behörden hatten einen leuchtend gelben Streifen an Farbe darum gemalt, damit niemand nüchternes hineinfällt. Ich holte meine Brieftasche und ein winziges Heftchen hervor. Eine Spur? Ich denke, dass es keine Spur war, nur ein Hinweis, meine Hände von der Sache zu lassen. Eine Art Heftchen für Pillen, wenn Sie wissen, was ich meine. Es war leer. Ich war begeistert, richtig stinksauer, bis mir eine Nummer auf der Rückseite auffiel. "555-Eternity" Was zur Hölle, dachte ich, aber ich ging schnurstracks, wie ein 22jähriger halt schnurstracks läuft, in die Redaktion. Sie wollten mich schon rauswerfen, aber ich zeigte mich wieder als Mensch, nachdem ich die Sachen auf den Boden geworfen hatte. Die Nummer war von lustiger Musik unterlegt. Mein Redakteur murrte und zeigte auf seine Nase. Ich nickte. "Ich hau dir gerne eine aufs Maul." sagte ich leise. Er verstand es nicht. Gut so. "Möchten Sie die Erweiterung des Geistes testen?" fragte mich eine Stimme, weiblich, charmant, fast sexuell anrüchig. "Wer sind Sie?" fragte ich die Person am anderen Ende und erklärte, dass ich die Nummer gefunden hätte. Die Frau nannte keinen Namen, aber eine Adresse, kaum 1 km weit weg. Ich legte auf und kicherte. Alles für eine Story, nicht wahr, Herr Müller? 2 Stunden lang beschwafelte mich ein Wissenschaftler der Marke "Wahnsinnig, Weltuntergangsprophet, Irrer", bis ich ihn darum bat, die Sache abzukürzen. Ich verstand es immer noch nicht. Es sollte wohl die "Hypophyse" ansprechen, Ärger und Geilheit verändern und uns damit ins nächste Universum der Wissenschaft katapultieren. Ich wollte schon gehen, als er meinte: "Hey, eine Kostprobe hat noch keinen umgebracht." Ich nahm eine der Pillen und ein Briefchen, aber nahm mir vor, nicht mehr wiederzukommen. Vertrauen Sie mir, Herr... Müller, wenn Ihnen jemand Pillen andrehen will: sagen Sie nein. Ich ging dann nach Hause und wollte mir gerade die Pille zu Gemüte führen, als Hans in mein Zimmer stürmte. "Es sind schon wieder 10 Leute verschwunden." Ich versuchte ihn zu beruhigen. Er fluchte und zerrte an mir herum. "Glaubst du wirklich, dass man die Leute vernichten will? Wie denn?" fragte ich ihn, doch er antwortet nicht. "555-Eternity?" fragte er, als er das leere Heftchen sah. Ich lächelte. "Irgendso ein Schwachsinn, den ich mal teste." Hans packte meine Hand. "Tu das nicht. Das ist Teufelszeug." Ich schüttelte den Kopf. "Lass es, Hans. Es ist nur ein Test. Vermutlich nur Vitamine." Er starrte mich an. Dann holte er aus, schneller als ich reagieren konnte und schlug mir direkt in den Bauch. Ich keuchte, Galle und Magensaft kam mir hoch und ich hätte mich fast übergeben. Die Pille rollte über den Boden und blieb direkt vor ihm liegen. "Nur Vitamine? Ich beweise dir das Gegenteil." Er hob sie auf und schluckte sie. Die Erfahrungen, Bilder, die folgten waren unbeschreiblich, aber sehr bösartig. Ich schwor mir, dieses Zeug nie anzurühren, nie davon zu reden, denn wer würde mir je glauben. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, hatte Hans mehr Glück als ich, oder soll ich es als Pech bezeichnen? Denn die Pille wirkte. Ich wurde langsam stutzig, als Hans nach diesem Tag immer öfter verschwand, einfach ging, dann wiederkam. Seine Paranoia hatte sich augenscheinlich in Wohlgefallen aufgelöst. Ich würde sagen, dass er die Grenzen seiner Realität immer weiter erforschte, sie erweiterte. Wurde er wirklich klüger? Entwickelte er sich weiter? In seiner Welt sicher, aber in der Welt, in der ich mich befand, wurde er zu einem Junkie. Immer mehr Packungen "555-Eternity" lagen bald im Müll. Ich schüttelte den Kopf, aber er lachte. Und jetzt, passen Sie auf. Eines

Tages konnte ich mich vor Lachen nicht mehr halten. Er stand im Raum, komplett nackt und seine Verrenkungen waren so verzweifelt, als wollte er tanzen lernen, hätte aber zu viele Arme und Beine. Ich fragte ihn, natürlich nur aus Scherz, was das solle. Er schaute tatsächlich zu mir hin, als wäre ich eine Kreatur unter ihm, als wäre er besser. Es ist ein "evolutionärer Tanz", meinte er theatralisch. Das wäre eine neue Erfindung, um die Evolution nach vorn zu treiben, sie würde zusammen mit dem dem "555-Eternity" zusammen wahre Wunder vollbringen. Ich aber lachte nur in mich herein, wurde aber schnell traurig. Mir war bewusst, dass ich meinen besten Freund verlieren würde, an diese furchtbare Droge, für die ich verantwortlich war. Woher er sie bekam, wusste ich nicht. Vor einigen Tagen hatte ich LKWs mit militärischen Zeichen vor der Universität gesehen und seitdem stand das Labor leer, Gerätschaften und sogar der verrückte Wissenschaftler, alle weg. Ich wollte noch etwas entgegnen, doch plötzlich änderte sich die Situation. Denn während einer Bewegung des Tanzes begann die Luft um Hans auf einmal zu flimmern. Ich spürte eine Art Wärme, die immer mehr zur Hitze wurde. Die Wand hinter Hans fing an, zu knacken und dunkel zu werden, um seinen Körper herum bildete sich ein Kreis aus kokelndem Parkett. Näher konnte ich nicht mehr an Hans heran, denn aus dem beherrschten jungen Mann, den ich bisher gekannt hatte, wurde plötzlich ein flackerndes... Ding, so muss ich es sagen, ein Ding. Ein Mensch, der leuchtet, aus dessen Körper weitere Arme und Beine schießen und wieder verdorren, ist doch kein Mensch mehr. Funken sprühten, ein Licht pulsierte in ihm, aus jeder Pore seines Körpers schien es zu kommen. Meine Augen finden an zu tränen, ich wandte meinen Blick ab, um nicht blind zu werden. In Panik lief ich aus dem Raum, holte einen Feuerlöscher und versuchte, ihn zu löschen. Das Wesen schrie grauenhaft, der Raum war voller Rauch und der Gestank, wiederlicher furchtbarer Gestank, als würde man verdorrtes Fleisch verbrennen. Es war schlimm. Und das Brutzeln dazu, nein, das Geschrei und das Gebrutzel zusammen werde ich nie vergessen. Sowas brennt sich ein, junger Mann. Brennt sich ein. Als alles vorbei war, machte ich das Fenster auf, um Luft hereinzulassen. Hinter mir hörte ich leise ein Flüstern, oder besser gesagt, das Fauchen, das mir das Rückenmark hinaufzukriechen schien und dann dreht eich mich um und ... ahhh, schlimm schlimm, schlimm, schlimm. ich kann mich nicht erinnern, ich will auch nicht, ich will nicht, nein, nein, nein................................. äh... Danke mein Schatz. Regina, vielen Dank und ich hätte doch nur gern einen Tee. Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Ich bin doch nur ein alter Mann, Sie machen mir Angst, gehen Sie, gehen Sie weg. äh...... danke für den Tee, meine Schöne. Sind Sie von der Tierzeitung? Wollen Sie mich interviewen? Ich glaube, Regina hat sie angerufen. Ich habe da was, eine Art Echse, die Sie noch nie gesehen haben. sie hört auf den Namen Hans. Wissen Sie, ich hatte da mal einen guten Freund... (c) 18.01.2011 Emanuel Mayer

Beziehungsstress, fast menschlich

Sa, 22 Jan 2011 14:34:38, Lyka, [category: frisches]

"Guten Abend", sagte Erwin mit zusammengepressten Augen und deutete auf die Küche. "Wo ist mein Essen." Er zitterte und seine Tentakel vibrierten. Er konnte sich wohl nie daran gewöhnen, wie sie heimkam.

Die eben Angesprochene, seine Frau hob eine Augenbraue Augenbraue. Er schüttelte den Kopf und die Tentakal segelten anmutig durch sein Gesicht. Winzige Knochenreste wurden dabei durch den Raum geschleudert und sammelte sich dekorativ an den bereits verdreckten Wänden. Ihr Gesicht flackerte wie der Fernseher, aus dem sie gerade gekommen war.

Dann fiel es ihm wieder ein: Er war arbeitslos. Sie war die ganze Zeit unterwegs. Kein Essen.

Ihr Gesicht zuckte und verlor an Konturen, während ihr Körper ganz ohne Zutun der Realität flackernd die Dimensionen wechselte. Er stand auf und hielt sich grummelnd den Kopf fest. Erneut fiel ihm etwas ein: Die Wohnung war sehr niedrig. Sie schaute auf zu ihm, schweigend, mysteriös, extrem anziehend.

"Du hast Recht, Schatz, Mausezahn, Liebste. Wir essen nichts."

Sie schüttelte den Kopf und ihr rechter Arm zuckte nach vorn. Bereits nach dem Bruchteil einer Sekunde fand er sie neben sich stehend. Sie hielt eine Handvoll winziger, halb verrotteter Köpfe in Händen. „Das ist alles?“ frage er erbost. „Damals, in den guten alten Zeiten, da hat man mir hunderte, nein tausende...“

"Aufffffffff" hauchte sie und ihre Stimme schien zwischen den Welten zu hängen, dumpfer nepalesischer Kehlkopfgesang stach heute besonder hervor, in der erregenden Mischung aus dem Kreischen von versagenden Schienen, dem letzten Schrei erfolgloser Fluchten aus der Verdammnis und aktueller lauter Pop-Musik hervor. "AUffffffessen. Heuteeee gibt essss nichtsss weiter."

Erwin nickte. Er setzte sich wieder hin und knabberte verstimmt an den nicht vorhandenen Appetithäppchen. Wieso war er kein Freiberufler wie seine Frau geworden? Vermutlich, weil niemand ihn mehr wollte. Man hatte ihn vergessen, seine Frau aber...

"Wie war dein Tag?" fragte er. Sie zeigte mit den Fingern "Drei...undsiebzig Jugendliche, die den fallllschen Klingelton benutzt haben, vieeerund...dreißig, die einfach am falschen Platz waren. Ihre Seelen waren.... kösssssstlich."

Er zuckte mit den Schultern und kratzte sich an den Ohren. Etwas schrie auf. „Aaah“, stöhnte er zufrieden und zog er einen winziges Wesen hervor, "ein Lovecraft-Fan. Es gibt doch noch einige." Er grinste und steckte es sich zwischen die Tentakel. Innerhalb von Augenblicken verbrannte die kleine Kreatur kreischend. "Lecker."

"Duuuuu", begann seine Frau wieder,"brauchst Arbeit. Ich.... kann das Haus nicht allein... halten."

Er stand auf, schrie auf und rieb seinen Kopf, der schon wieder an die zu tief hängende Decke geprallt war. "Dieses Drecksloch?" fragt er. Sie nickte und surrte durch die Gegend. "Wir brauchen mehr Platz, wir brauchen..." polterte er los. "Ich will.... Kinder von dir." Das saß. Wie von einem weissmagischen Spruch der 3. Ebene getroffen, stolperte er nach hinten und rammte die Wand. Das ganze Gebäude erbebte. Der Asteroid begann, unkontrolliert die Umlaufbahn zu verlassen.

"Ein Kind?" fragte er. Sie verschwand und erschien wieder, saß auf seinem Bauch und kraulte die Tentakel. „Ach, ihr Japanerinnen.“ Er bemerkte, dass er den letzten Satz nicht nur gedacht hatte und richtete sich auf. "Was für ein Kind?“ Sie wusste bereits, was er sagen würde und verdrehte die Augen. „Ein menschliches, das schreit, sich in die Hosen macht und dass du oder ich bei Bedarf essen müssen? Ein zwischendimensionales Geisterwesen, dass durch die Fernsehsender oder Handynetze bewegt und wir ihm nicht mal Hausarrest geben können? Ein Kind aus meiner Rasse, das Welten fressen muss, um zu überleben? Ich weiss nicht, Schatz."

Zischend löste sie sich auf. Er vernahm ein gekreischtes „Ich habe noch zu tun“ und die winzigen Wesen, die sich bisher still in seinen Hautfalten aufgehalten hatte, schrien auf. Der Fernseher leuchtet auf und sie war schon wieder unterwegs. Er schüttelte den Kopf. "Verdammt", sprach Erwin Cthulhu zu sich selbst, setzte sich wieder hin. Er hatte noch immer Hunger. Gelangweilt begann er durch das Programm zu zappen. Er begann zu lächeln, als er bemerkte, dass er das richtige Programm erwischt hatte. Eine Geistererscheinung auf dem Konzert voller kreischender Teenager und einer... er schaute genauer hin: „Neogothic-Brothers“. Er kicherte: kreischende Teenager und seine Frau Gemahlin, die gerade durch eine der riesigen Leinwände trat. Er liebte das alte Gefühl von Massenpanik. Herrliche Bilder. "Frauen", dachte er zärtlich und erinnerte sich, wie er sie kennengelernt hatte. Die klassische Romanze: Japanisches Geistermädchen tritt aus Fernseher und will eine Seele ernten, während einer der großen Alten einen erotischen japanischen Horrorfilm ansieht. Es war Liebe auf den ersten Blick.

Er spürte, wie ihn eine Inspiration überkam, man rief ihn. Verwirrt starrte er auf den Fernseher. Die Boygroup hatte sich zitternd versteckt und einer der Jugendlichen hatte sich an das... Erwin grinste... Necronomicon gewandt, um sich retten zu lassen. Erwins Lachen durchdrang sein steinernes Zuhause.

Er griff neben sich und packte seinen Reisestab. Seufzend betrachtete er die metallisch glänzenden Nadeln an dessen Spitze, lauschte dem köstlichen Schreien der Aufgespießten, betrachtet liebevoll die Schnitzereien aus den Gebeine der letzten Einhörner und sprach den alten Teleportationsspruch. Sein Handy klingelte. Vorsichtig hob er den schwarzglänzenden Block aus interdimensionalem Gestein aus einer Schublade. Er wollte das Gerät nicht noch einmal verlieren. Die hochentwickelte Technik hatte bereits mehrfach für Verwirrung auf verschiedenen Welten geführt. Er seufzte, als er das Schnaufen am anderen Ende der Leitung hörte. Er wartete einige Augenblicke. "Nein, Nyarlathotep, heute abend nicht. Nein, es liegt nicht an meiner Frau... nein, ich will keinen Besuch. Ich habe zu tun."

Sein Gegenüber legte fluchend, kichernd, seufzend, weinend auf. Das Portal flackerte noch immer. Aus dem Dunkeln der Ewigkeit, hinter einem samtschwarzen Vorhang aus Zeit und Raum hörte er das Signal, die Sehnsucht nach seinem Besuch, nach einer Rettung "Ph’nglui mglw’nafh Cthulhu R’lyeh wgah’nagl fhtagn." Er fühlte, wie die Seelen in seinem Inneren aufschrien in unaussprechlicher Agonie. Wohlgemut schritt er auf das Tor zu. "Was meine Frau immer mit einem Kind hat..." dachte er und spürte, wie ein Zittern seine Flügel durchlief und den Staub von Äonen abschüttelte, "manchmal macht sie mir schon Angst".

Berlin: U2 - Musikalisches Scharmützel

Mi, 26 Jan 2011 01:10:46, Lyka, [category: berlineritis, post_tag: berlineritis]

Teilweise handgebastelte Musik in der Ubahn ist eine schwierige Angelegenheit. Ich versuche, sie zu ignorieren, schraube den Lautstärkeregler meines MP3-Players nach oben, rede noch lauter mit mir selbst. Andere Menschen haben nicht die Möglichkeit oder die Lust, sich damit auseinanderzusetzen.

Diese Geschichte läuft völlig fremde Musik ab, oder besser: nur mit der Musik der Gruppe "Gentle Giant". Natürlich auf meinem Player.

Ich stehe gemütlich, angelehnt an einer Tür, höre sanften Progressive-Rock, als sich hinter mir der Weg nach außen öffnet und ein Mann eintritt, eine große Kiste vor sich herschiebt, die mir Sorgen bereitet, ein kleines Gerät aus Hartplastik mit großen Knöpfen darauf geschnallt. Ein Ausnahmekünstler betritt den Konzertsaal betritt. Er lächelt... noch. Andächtiges Schweigen.

Ich greife in die Jackentasche und erhöhe die Lautstärke des Players. Dann beginnt er, greift in die Vollen: Die Viola ist rot und augenscheinlich nicht laut genug, also tippt er auf das kleine Gerät und ein Rhythmus-Sample unbekannter Machart jault schräg-theatralisch durch den Wagon. Ich höre es nicht, aber ich kann mir Dinge gut vorstellen. Und ich lese in den Gesichtern der Zuhörer.

Irgendwann hört er damit auf, ich sehe das, weil er sich vor mich hinstellt und Geld will. Ich ignoriere ihn. Ich atme auf. Noch 1 Minute.

Zu früh gefreut.

Bei dem Versuch, sich durch die Menschenmassen auf den Sitzen zu quälen, den Blick, der "Euro?" fragt, nach links gewandt, bleibt die Kiste (ein Verstärker auf Rollen!) plötzlich an Schuhen einer Person auf der rechten Seite (Mann, Mitte 40, helle Kleidung) hängen und der „Sampler“ fällt wohl zu Boden, aber das sehe ich nicht wirklich, nur aus dem Augenwinkel, weil der Musiker es aufhebt, Knöpfe drückt und beginnt, den Sitzenden anzufauchen. Dieser reagiert genervt, ignoriert den Künstler, worauf dieser lauter wird. Natürlich steigt damit auch die Lautstärke von Gentle Giants "Proclamation", welche ich krampfhaft auf 100% hochschraube.

Jetzt wird es ernst, denn der Künstler beginnt, seine Jacke auszuziehen. Ich erinnere mich an das gestrige Eishockey-Spiel und vermute, dass hier kein Schiedsrichter eingreift. Er wirft die Jacke und den Schal auf seinen Verstärker und lässt den Sampler wenige cm vor dem Gesicht seines Mörders kreisen. Dieser hebt abwehrend die Hände, was verständlich ist, denn wenn ein Mann seine Jacke auszieht, daaaannn...

Haltestelle: Der Mann gerät in Panik, fühlt sich wohl irgendwie belästigt, springt auf und rennt aus der vorderen Türe. Der Musiker, überrascht, packt seine Jacke, seinen Rollenverstärker und peitscht sich durch die Menge der Passagiere zu genau diesem Eingang. Vernünftiger wäre gewesen, wenn er durch die Türe hinter mir nach draußen getreten wäre, denn: Kaum hat er den Wagen verlassen, öffnet sich die Tür neben mir und: Ein Mann in heller Kleidung kommt keuchend hereingetreten. Hinter ihm schreiend der Künstler. Der Mann versucht halbherzig, seinen Verfolger aus dem Wagen zu halten. Vergeblich: Irgendwann verlassen ihn die Kräfte. Mit einer Geistesgegenwart, die die wenigsten Leute haben, beginnt er erneut einen Sprint durch den Wagen und erwischt die Tür unter dem lauten Tröten der "Wir fahren los"-Warnung. Er ist draußen. Der Musiker nicht.

Allerdings, so gestehe ich, bekomme ich die letzten Augenblicke nicht wirklich mit, nur nebenbei... denn ich zähle, um mich abzulenken, mein Münzgeld... exakt 1,12 Euro.

Berlin(?): Stillstand

Fr, 28 Jan 2011 00:43:10, Lyka, [category: berlineritis, post_tag: berlineritis]

Es mag wohl angehen, dass meiner Großmutter Spruch „Voller Bauch studiert nicht gern“ richtig war. Tatsächlich fällt es mir schwer, klare Gedanken zu fassen, was vielleicht dennoch eher an dem Schock oder der Müdigkeit liegt, die sich beide über meinen Verstand eingefunden haben, schwebend, lauernd.

Ich bemerke, wie ich ruckartig aufschrecke und aus dem Fenster starre, in die Dunkelheit. Das Lächerliche meiner Handlung wird mir bewusst, wenn mir einfällt, wo ich mich befinde.

Ob es Realität oder Alptraum ist, mag die Zukunft entscheiden. Vielleicht war es nur das Intermezzo, vielleicht Vorhersage.

Vor vielleicht 2 Stunden saß ich noch in der U-Bahn, die sich von Station zu Station weiter lichtete. Ich hörte leise Musik, den Kopf in mein Buch gesteckt und wartete indirekt auf die Station, wo ich aussteigen durfte. Denn ich war hungrig. Es war kein direkter Hunger, eher ein schleichendes Etwas, das sich geheimnisvoll um den Magen legte und andeutete: Iss.

Ich nahm die Hörer aus dem Ohr, als ich, neugierig wie ich bin, aufblickte und ein Kind weinen sah. Es war kein lautes, kreischendes Weinen, eher ein Schluchzen, ein Wimmern, kaum merkbar. Die Mutter hatte sich hinter ihrer Musik und einem Handy versteckt, während das Mädchen im Wagen hin und her zuckte und mit seinen Ärmchen ausschlug.

Es deutete nach draußen und ich gestehe, ich war überrascht. Der Wagen stand. Licht fiel nach draußen und beleuchtete

eine Wand, vermutlich einen Meter von der Bahn entfernt, alt und grau, einmal in den Jahrzehnten bemalt und dann, wozu auch, nie wieder angerührt. Risse zogen sich wie schwarze filigrane Wurzeln über die Oberfläche, zeichneten ein verwirrende Puzzle.

„Hörst du auf!“ sagte die Frau, scharf und laut und zeigte, den einen Kopfhörer noch im Ohr, auf das Kind. „Hörst du auf, sonst wirft dich der Fahrer raus und du bist hier.... ganz allein.“ „Ja, sicher“, dachte ich mir, erinnerte mich lebhaft an die Drohungen meiner Kindheit. Ich schüttelte den Kopf.

„Was für eine Mutter“, meldete sich neben mir eine Stimme. Sie stammte von einer alten Frau, zusammengefallen, die Haut einer Ziehharmonika gleich. Sie biss in einen Apfel und kaute lautstark. Ich musste mich beherrschen, nicht loszulachen.

„Ich bin nicht ihre Mutter! Ich bin ihre Schwester und das geht Sie überhaupt nichts an!“ polterte die Angesprochene los. Bevor der Streit eskalieren konnte, meldeten sich die Lautsprecher. Verspätung etc. Mein Hunger nervte mich. Die Tür schwang auf und der U-Bahn-Fahrer, bullig wie ein Stehaufmännchen und mit dessen Gesichtsausdruck erschien. Seine ganze Art sprach nicht von Friede, Freude und Eierkuchen. Er fluchte leise und stampfte nach hinten. Irgendwo im Hintergrund leuchtete eine rote Lampe. „Türschaden“ meinte die alte Frau. Ich nickte. Hatte ich doch fast dasselbe bereits vor wenigen Tagen erlebt.

Dann ging das ganze Licht aus. Im Hintergrund hörte ich den Fahrer fluchen. Stromausfall. Das Wimmern wurde immer lauter, fast aggressiv Ich gestehen, dass ich mich nicht traute, weiter Musik zu hören. Dafür starrte ich in die Dunkelheit. Einige Lichtkleckse, Handy-Spiegelungen, tauchten auf und verschwanden wieder.

Im Hinteren Teil des ewig langen Wagons tanzte der Fahrer förmlich, um sich nicht zu verletzen, oder er hatte einfach Angst, einen Fußtritt abzubekommen. Eine Ansage aus dem Fahrerhaus: „Vorsicht, die elektronischen Türen sind nicht korrekt verriegelt. Ich wiederhole. Bitte prüfen Sie diese und machen Sie Meldung.

Rote Punkte in der Dunkelheit. Sie bewegten sich schnell, verschwanden und tauchten an anderer Stelle wieder neu auf. Das Kind geriet in Panik. Die Schwester hob die Kleine hoch und wollte sie schon anschreien, als der Fahrer etwas bemerkte und augenscheinlich den Kopf verlor. Ich hörte ein „Oh mein Gott.“ und den Versuch, die hintere Tür mechanisch zu schließen. Immer mehr rote Punkte, winzigen Flammen gleich, belebten die Finsternis und dann begann das Knacken und Kratzen, als trommelte Regen auf das Fenster in der Nacht, tobe der Sturm über die dürren Äste in einer Gewitternacht. Mir wurde klamm ums Herz. Ich hatte vermutlich, nein eindeutig zu viele schlechte Horrorfilme gesehen. Denn mehr und mehr erkannte ich Silhouetten, Körper, die ihre dürren Arme und Finger gleich Ertrinkende an die Fenster hoben und um Einlass baten, nein, Einlass verlangten.

Ich rieb mir die Augen. Ich fühlte mich wie in einem der schlechteren Zombiefilme gefangen, ohne dafür ausgerüstet zu sein. Dann tobte der Sturm los. Hagelkörnern gleich schossen Fäuste durch die Finsternis. Der Fahrer lief in einem Tempo vorbei, als wäre die Hölle hinter ihm her. Mit einem dumpfen Knall landete er im Fahrersitz. „Herrlich“, dachte ich mir, „noch einer, der auf theatralische Effekte steht.“ Dann ging das Licht an. Von einem gigantischen Blitz illuminiert, brannten sich die belebten Schatten in meinen Kopf. Denn ich sah nicht nur abgemagerte Männer in sackartige Kleidung gehüllt, den Kopf in unförmige Mützen gepresst und ihre langen und kalten Finger ausgestreckt um die Wärme dieses Wagons aufzunehmen, nein... hinter ihnen standen, Tränen in den blutunterlaufenen, roten Augen, die albinohaften Gesichter in Schmerz abgewendet, Frauen und Kinder. Ja, Kinder, die vermutlich nie Sonnenlicht gesehen hatten. Eines davon, den Blick voller Gier und Hunger deutete auf aus und bleckte die Zähne, doch eine hagere, filigran wirkende Frau mit tiefschwarz gefärbten Augenrändern schüttelte den Kopf. Dann heulte der Motor auf, die U-Bahn setzte sich in Gang und auch wenn die Hände von der glatten Außenwand des Wagons rutschten, das Hämmern erstarb erst wirklich, als wir bei der nächsten Station ankamen.

Ich hörte, noch ganz perplex von der ganzen Situation, die Frau neben mir flüstern. Ich schaute sie an und sie verstand.

„Doch jene haben sich Gott verleugnet, haben das Licht abgelehnt und sind in die Dunkelheit geflohen. Und in diesen finsteren Gruben verharren sie, ja, die Sonne scheint ihr einziger Feind zu sein, denn auch wenn sie uns Glücklichen als Verdammte gelten, so verfügen sie doch über Mächte, nach denen wir nicht zu träumen wagen. Für uns mag die Nacht Fluch und Angst bringen, ihnen aber bringt sie die Ewigkeit.“

Ich lächelte über diese Theatralik und schwieg. Und nun sitze ich hier, in meiner warmen und hellen Wohnung und starre nach draußen. Eine Frage beschäftigt mich, mehr als alles andere.

„Was tun sie, wenn wir schlafen?“

Grim Reapers größter Fan

Sa, 29 Jan 2011 21:57:06, Lyka, [category: frisches]

Wie jeder gute Film unterliegen manche Dinge einer Kontrollinstanz, hier also meiner: ich hoffe, du bist älter als 16. Daher und zum Schutze meiner Interessen: Es ist nur Satire und Satire darf alles. Yeah. Und für den leichten Schlaf hinterher einfach eine Folge von Frasier anschauen. Danke

Eine Gestalt hetzte durch den Regen, schlitterte über die noch halb gefrorenen Pflastersteine und blieb laut keuchend am Brückengeländer stehen. Sie hob ihren Kopf, ein schönes, aber verängstigtes Gesicht, blickte aufgeregt in eine unbekannte Ferne, lauschte der Nacht. War da eine Bewegung im Gebüsch? Sie schaut genauer hin. Das Gesicht ihres Freundes tauchte auf. Ihr fiel ein Stein vom Herzen. Überwältigt von Glück lief sie sie auf sein strahlendes Lächeln zu, bliebt dann jedoch verdutzt stehen. An seinen Lippen bewegte sich etwas, sie öffneten sich und mit einem Röcheln, das nicht aus dieser Welt zu kommen schien, spuckte er Blut. Der Kopf zuckte im hellen Laternenlicht. Sie kreischte, als der Schädel an ihre Brust prallte und danach langsam zu Boden rollte. Sie kreischte noch immer, als der restliche Körper aus der Dunkelheit trat und zusammenbrach, zuckend wie ein Fisch auf Land. Blutig blitzte eine geschwungene Klinge auf und zerteilte den Vorhang. "Grim Reaper IV - das letzte Gefecht" erschien in rotglühenden Buchstaben.

Die Menge, größtenteils bestehend aus männlichen Jugendlichen im Alter zwischen 16, denn einige hatten sich herein geschmuggelt, und 35 Jahren, tobte. Eine Gestalt am hinteren Rand des Kinos grinste und wandte sich an seinen Partner, der soeben eine Zigarette anzündete. „Na, war das geil?“ Er hörte die Menge toben, schaute hin, wie Personen aufstanden und ihre Arme hoben. „Achtung“, sagte er, „gleich geht’s los“. „Blut und Fleisch für den Reaper, Blut und Fleisch für den Reaper“. Jedes der Worte liess den Saal erbeben. "Ich sagte doch, es wird ein Erfolg." sagte er und zeigte auf die Menge. „Die Kids liiieben das Zeug.“ "Mag sein", antwortete der Angesprochene und festigte mit seinem Atem die Wand von Zigarettenrauch. Er schüttelte den Kopf. "Die Jugend von heute will immer mehr Gewalt." Der erste Mann lächelte. "Es sind nur Effekte und billige Drehbücher. Und ein guter Name. Damit kann heute jeder Gewinn machen." "Schau sie dir an. Reine Statistik: Heranwachsende, junge Erwachsene, männlichen Geschlechts, lieben den Kontext von Gewalt und halbnackten Frauen. Einige haben die Vorgänger über 20 Mal gesehen. Egal, wie schlecht Teil 3 war, Teil 4 wird einschlagen wie eine Atombombe."

==

Sie fand den Jungen auf einem Stapel Reifen sitzend, die Hände gefaltet, als würde er sie nicht mehr brauchen und gebeugt, als hätte jemand sein Rückgrat herausgerissen, damit gewürfelt und die Brocken in den zuckenden Sack Fleisch zurück gestopft. Man hätte ihn als ungefährlich ansehen können, wenn seine Hände, Gesicht, Leib nicht mit Blut, fremdem Blut bedeckt gewesen wären. Ein Nachbar hatte Schreie gehört, Kreischen in der Nacht. Er hatte es in seinem Schlafzimmer nicht mehr ausgehalten und war in die Küche gegangen, um ein Glas Wasser zu trinken. Als die Schreie aufhörten, hatte er sich entschlossen, die Polizei anzurufen. Er war nicht soweit gekommen. Man fand die Frau zusammengekauert auf der Terrasse, blutige Handabdrücke an den Fensterscheiben und eine offene Bauchwunde, die einen qualvollen und langsamen Tod bedeutet hatte. Das Telefon hing noch quäkend an seiner Schnur, die Nummer 911 in Panik gewählt. Der Nachbar in der vom Fenster entgegengesetzten Ecke, zusammengesunken, nicht ansprechbar. Von der Leiche zum wirklichen Tatort waren es nur 20 Meter, jedes einzelne davon gesprenkelt vom ihrem Blut. Das Haus erinnerte von außen an das Vorstadtklischee mit einem handgemähten Rasen davor, der Zaun frischgestrichen. Doch wer den Weg durch den idyllischen Vorgarten genommen hatte, betrat eine Hölle aus Blut und jüngst vergangenem Schmerz. Der Blick führte direkt die Treppe hoch, links das Wohnzimmer, rechts die Küche, geteilt durch einen hellen, einladenden Flur. Fußspuren auf dem Boden, Handabdrücke an der Wand, geronnenes Blut an den Familienfotos, ein lächelnde Gesichter hinter Glas, ein verstohlener Blick aus dem Hintergrund. Der Junge, steht mit einem Ausdruck unbändiger Langeweile und unterdrücktem Zorn. Angst lag in der Luft. Es war der erste Eindruck, der die Pathologin und ihren Assistenten hatte. Sie stand gebeugt über dem Durcheinander aus Gewalt, betrachtete eingehend die verzerrten Gesichter, die Agonie in den Augen der beiden Opfer. Es wäre kein schöner Tod gewesen, meinte sie und zeigte auf die Wunden. Auf den ersten Blick waren mehr Risse als Schnitte zu erkennen. Sie schüttelte den Kopf. In Gedanken versunken überhörte sie den Ruf eines Kollegen. Das Zimmer des Jugendlichen war gefunden worden. Der Polizist starrte auf die Ansammlung von Gegenständen, die sich nach und nach aus der Dämmerung schälten. Er fühlte sich unwohl in seiner Haut, erinnerte sich plötzlich an die Geschichten seiner Freunde, wenn er in den Keller gehen musste, an bleiche Gesichter, die da unten lauerten und an das Knacken der Skelette in den Wänden. Er schüttelte die Furcht ab und schaltete das Licht ein. Er hob die Augenbraue und presste die Hand vor den Mund um nicht zu schreien. Dutzende Gesichter starrten ihn an, er wurde von rotglühenden Augen förmlich aufgefressen. Eine fremde Hand packte ihn, riss ihn aus seinen Gedanken. Er wirbelte herum. "Wow, ein 'Grim Reaper' Fan." meinte sein Kollege. Er ging durch das Zimmer und nahm eines der eingeschweißten Objekte vorsichtig in Augenschein. "Grim Reaper 2 - Der Block des Wahnsinns" sagte er staunend. "Aktueller Marktpreis um die 250 Piepen. Gibts nicht mehr oft." Er ließ seinen Blick schweifen. "Im Großen und Ganzen", sagte er stirnrunzelnd, "ein beunruhigendes Zimmer, findest du nicht auch?"

==

Der Patient zeigte eine ausgeprägte Psychose. Tatsächlich lag es mehr in den Augen des Pflegers als in seinem Verhalten. Ein hochgewachsener, hagerer Jugendlicher mit Resten von Blut an seinen Händen stand vor ihm, wirkte versunken in seiner eigenen Welt. Sein Shirt hatte die Farbe von dunklem Grau, die Nähte stachen sonderbar hervor, als wäre das Kleidungsstück einst schwarz gewesen und dutzende Male falsch gewaschen worden. Rosa Punkte mit dem

Aussehen früherer Blutflecken unterstrichen den Schriftzug unterhalb einer Kreatur, die der Mann schon oft, zu oft, gesehen hatte. "Er weiß, wo du bist und er holt dich. Grim Reaper" auf verwaschenem Stein unterhalb des klassischen Bilds des Gevatter Tods. Die Polizisten hatten ihn vor einer Viertelstunde abgegeben, der Doc ihn oberflächlich untersucht und, sobald er die offizielle Information bekommen hatte, sofort den Transport in die "Geschlossene" befohlen. Nach und nach kombinierte der Pfleger, was vorgefallen war; er betrachtete den Neuankömmling fasziniert und angeekelt. Nachdem er den jungen Mann - denn er war 19 Jahre alt, auch wenn er nicht so aussah - in sein Zimmer gebracht und ihm alles recht wortkarg erklärt hatte, atmete er auf und beschloss im selben Moment, es wäre Zeit für einen DVD-Abend. "Hey", tippte er in sein Handy, "'Grim Reaper'-Abend heute nach Dienstschluss. Bringt Bier mit. Gruß“

==

Müde schlug der Professor die Patientenakte zu. Er nahm seine Brille ab und begann sie sorgfältig zu putzen. Er kannte die Daten bereits auswendig. "geboren 1992. Realschulabschluss. Ausbildung als Informationstechniker. Galt als verschlossen. Einzelgänger, wenige Freunde. Zog sich im Laufe seiner Pubertät immer weiter zurück. Mehrfach lauter Streit von Nachbarn gemeldet. Meistens in ungewöhnlichen Film-Foren und Horror-Börsen unterwegs. Heavy-Metal-Hörer. Galt bisher als ungefährlich, wenngleich beschrieben ihn die Bekannten als einschüchternd, bedrohliche Anklänge. Nannte sich in der Schule teilweise "Max Blank" wie der Protagonist der beliebten "Grim Reaper"-Reihe." Der Professor überlegte und klingelte dann nach einem Pfleger. "Holen Sie den Patienten zu mir." sagte er angestrengt. Der junge Mann lag wie so oft auf seinem Bett und betrachtete apathisch die Decke. Einige Leute meinten, er habe gar keinen Ausdruck, doch sie täuschten sich. Er kaute heftig, knirschte mit den Zähnen, rollte die Augen, dies aber nur, wenn allein zu sein schien. Betrübt betrachtete ihn der Pfleger auf dem Monitor. Er fürchtete sich vor der hingestreckten Gestalt und jedes mal, wenn er ihn zu einer Sitzung bringen sollte, erwartete er einen Ausbruch von Gewalt. Doch es kam nie soweit. Denn sobald sich die Türe zur Verwahrung öffnete, saß der Patient stoisch auf der Bettkante und wartete. "Deine Eltern waren sehr streng zu dir." meinte der Professor. Der Junge antwortete nicht. "Sie haben dir sehr viele Dinge verboten. Du warst allein, immer allein und sie haben dich verachtet." Erneut keine Reaktion. Der Professor wusste, dass diese Sitzung,wie so viele vorher, im Sand verlaufen würde. "Du schaust gern diese Filme an." sagte er. Wieder einer der Versuche mit den Filmen. "Wie heißen sie? Irgendwas mit Grim. Gebrüder Grimms Märchen?"

==

Er lag wieder in seinem Zimmer. Unablässig bewegte er die Lippen, seine Augen zuckten. Er flüsterte. Der Pfleger legte sein Ohr an die Tür und lauschte. Er hörte nichts. Klackernd fuhr der Schlüssel in das Schloss. Er drehte sich um und starrte aufmerksam in den Gang. Es war kurz nach Mitternacht und der Pfleger hasste diese Stunde. Erinnerungen von ruckelnden Geistermädchen schossen ihm durch den Kopf. Er fluchte über den Schichttausch mit seinem Kollegen. Stille. Doch es war die einzige Zeit, sich den Jungen anzusehen. Langsam erstarben die Meldungen in den Boulevard-Magazinen. Sie nannten ihn den "Reaper" nach den "Grim Reaper"-Merchandising-Artikeln in seinem Zimmer, nach der Sense, die man hinter dem Haus gefunden hatte, gesprenkelt von Blut und seinen Fingerabdrücken und besonders nach seinem bleichen, blutverschmierten Gesicht, das ein Nachbar heimlich geschossen und sich damit dumm und dämlich verdient hatte. Der Junge flüsterte im Schlaf. Dem Pfleger war Angst und Bange, als er in das Zimmer trat. Von den Wänden starrten rotglühende Augen aus tiefschwarzen Öffnungen auf ihn hinunter. Der Patient hatte über die lange Zeit hinweg sein Allerheiligstes mit den Gesichtern der Opfer und mit eben jener grotesken Maske verziert, die "Max Blank", Hauptdarsteller der "Grim Reaper"-Reihe bei jedem seiner inszenierten Anfälle aufgesetzt hatte und dann auf Teenager-Jagd gegangen war. Die breite Bevölkerung hatte gerade erst durch den Doppelmord von den Filmen erfahren und war außer sich. Der Hauptdarsteller musste oft genug Rede und Antwort stehen, dass man davon ausging, dass "Grim Reaper V" der absolut erfolgreichste Teil der Reihe werden würde. Der Pfleger schüttelte die Gedanken ab. Der breite Lichtstrahl drang durch die offene Tür und jede seiner Bewegungen wurden von seinem Schatten über dem Schlafenden wiedergegeben. Er stellte sich vor das Bett, beugte sich hinunter und lauschte. Angewidert wandte er sich ab und wollte sich bereits abwenden, als das Licht hinter ihm erlosch. Er wirbelte herum und bemerkte erst jetzt die Gestalt, die aus einer Ecke in den Rahmen der Tür getreten war. Das Bett hinter ihm knackte und er traute sich nicht, hinzuschauen. "Blut und Fleisch für den Reaper." waren die letzten Worte, die er hörte, bevor ihm ein angespritztes Stück Stift in das Ohr schoss und dann in seinen Kehlkopf schoss und seine Sinne ausradierten. Er sah, wie sich die Gestalt im Türrahmen bewegte. Dann war alles vorbei.

==

Der Mann schwang seinen langen schwarzen Mantel und deutete dem Jungen an, dass er ihm folgen sollte. Er hatte sich abgewandt, damit der Pfleger ihn nicht erkennen konnte. Als er jedoch die Bewegung und die erstickten Laute hörte, hatte er doch hingeschaut. Augenscheinlich hatte der Junge den Pfleger überwältigt. Er beobachtete fasziniert die Eleganz des Mordes, die Ästhetik der Gewalt. Es erinnerte ihn an seinem Vater, dem er vor Jahren ewige Treue geschworen hatte, dem er nun endlich seinen Sohn wiedergeben konnte. Er ging zu dem Jungen, der keuchend über dem sterbenden Körper hing. Er packte die Handgelenke und schnitt mit einem Tapetenmesser die Handfesseln durch. "Mein Junge. Es ist Zeit, ich bringe dich zu deinen wahren Eltern." Der Jugendliche starrte auf den am Boden liegenden Pfleger. Dann blickte er auf und nickte. "Zu meinen Eltern."

==

Die Fahrt war lang und der Junge war schweigsam wie ein Grab. Sein Gegenüber wischte sich den Schneematsch vom Mantel. Er war hingefallen, als beide aus dem Fenster gesprungen waren und der Junge hatte ihm aufgeholfen."Ich bin der

beste Freund deines Vaters und deiner Mutter, deiner wahren Eltern. Es tut mir leid, dass du von ihnen nichts wusstest, aber es war gefährlich, dich in Kenntnis zu setzen. Tatsächlich", er lachte, "hast du die Art Art deines Vaters, dafür ähnelst du deiner Mutter vom Gesicht her." Sein Beifahrer schwieg. "Ich habe dich beobachtet, mein Junge. Sie haben dich aus dem Haus gebracht wie einen Schwerverbrecher. Das war falsch." Er erinnerte sich, wie er mit den beiden Opfern gesprochen hatte. sie hatten mehr Geld verlangt, wollten alles auffliegen lassen. "Ich konnte es nicht zulassen." sagte er und presste seine Hände in das Lenkrad. "Ich sag dir mal was über deine Eltern. Es hat ihnen das Herz gebrochen, als sie dich nicht mitnehmen konnten. Sie sind damals, als du 2 Jahre alt warst, in eine Schießerei geraten und haben zu viel gesehen oder besser gesagt, die falschen Leute mit dem Gewehr erwischt. Einige sehr angesehene Leute waren und sind noch hinter ihnen her. sie mussten sich verstecken. Sie konnten dich nicht mitnehmen, deshalb haben sie dich einem Ehepaar ohne Kind gegeben. Und sie haben, nein, wir haben gut gezahlt, damit sie dich gut behandeln und dir nichts sagen. Es tut mir, uns, leid." Sein Gegenüber nickte. In seiner Hosentasche klickte es, als er die Klinge des Tapetenmessers ein Stück nach draußen schob. Er erwartet nicht, dass der Fahrer es vermissen würde. Es hatte nach dem Sprung aus dem Fenster einfach auf dem Boden gelegen. Nun war es sein Werkzeug. "Dann war es nicht der Reaper, der sie..." er stockte. Der Mann im schwarzen Mantel wandte sich ihm zu. "Nein. Den Typen gibts doch nicht. Sie haben mich in dein Zimmer geführt. Ziemlich abgedrehtes Zeug da, das muss ich schon sagen, macht sogar mir Angst, dieses Reaper-Zeugs. Sie haben mich angeschrien, was ich ihnen da aufgehalst hätte und dass das, was du so machst, zu krank ist für die paar Piepen, die sie von uns bekommen. Dein echter Vater wollte mehr Geld geben. Deine wahre Mutter allerdings hatte mir den Auftrag gegeben, dafür zu sorgen, dass du von den Leuten befreit wirst. Ich hab den Mann also mit der Sense aus diesen Filmen filetiert. Mann, war das schwierig, die aus der Verpackung zu kriegen. Ganz ehrlich, wer steckt denn eine Nachbildung einer echten Sense in eine Plastikhülle, das ist doch krank.". Er lachte. "Die Frau kam ein paar Meter weiter, ich hab sie nicht mehr gekriegt. Dann bist du gekommen. Sorry wegen des Durcheinanders." Der Junge nickte. Der Mann begann, sich zu entspannen. Alles war in Ordnung. Er deutete auf ein Licht am Ende der Straße. "Noch ein paar Meter, dann sind wir bei deinen Eltern."

==

Die Wagentür schloss sich und der Junge stampfte durch den Schnee auf das Haus zu. Er betrachtete die Lichter in den Fenstern, sogar ein leuchtender Weihnachtsmann war auf dem Dach zu sehen. Laute Weihnachtsmusik spielte und versetzte die ganze Umgebung in eine heimelige Stimmung. Vor der Türe standen zwei Personen, ein muskulöser, kleiner Mann und eine hagere Frau. Ihre Augen waren kalt wie Eis und brannten sich förmlich in sein Gesicht. "Willkommen daheim, Sohn." sagte der Mann. Die Frau nickte. Ein Tropfen Blut rollte langsam aus dem Ärmel des Jungen über die Handfläche und schwebte zu Boden. Die Stille der Winternacht wurde von einem plötzlichen ewig währenden Hupen unterbrochen. Die Beiden starrten in die Dunkelheit. "Wo ist eigentlich..." fragte die Frau. Der Junge wandte sich um, die Augen im Zorn bewölkt. "Er hat die Sense aus der Originalverpackung genommen. Das war falsch. Dafür hat er bezahlt." Sie schauten ihn an und lächelten unschlüssig. Dann ergriff seine Mutter das Wort "Nun denn, unser Sohn nach all den Jahren, bei uns. Endlich bei uns. Hier ist deine Familie, hier bist du daheim. Herzlich willkommen." Sie entspannten sich sichtlich, als wäre eine Grenze aus Angst und Abscheu durchbrochen worden. Auch sein Vater begegnete endlich seinem fragenden Blick und kam auf ihn zu. Sekundenlang lagen sich alle drei in den Armen. Er roch den Hauch von Whiskey im Atem des fremden Mannes und das Shampoo in den Haaren der Frau. Er schüttelte den Kopf. Er zuckte mit dem Handgelenk und das bereits blutbesprenkelte Tapetenmesser rutschte in seine Hand. "Ich muss noch ein Versprechen einlösen, das ich einem guten Freund gemacht habe, als man mich festgenommen hat. Ich hoffe, ihr habt Verständnis dafür." Sie schauten ihn an und nickten. Er grinste freudlos. "Nun denn." Er packte das Messer fest am Griff. Klickend fuhr die Klinge nach draußen. "Wie wir in meiner Welt zu sagen pflegen: Blut und Fleisch für den Reaper."

Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno - Epilog

Do, 03 Feb 2011 21:18:55, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Er reitet sein fahles Ross durch die Finsternis des untergehenden Mondes. Seine Augen sind starr auf den Horizont gerichtet, als fühle er das Verderben, das ihm folgt. Doch er fühlt nichts. Ein Tier folgt seiner Fährte, ein Hund. Die Anwesenheit der lebenden Kreatur kümmert den Cowboy nicht. Manchmal allerdings fühlt er ewas, wenn er sich Menschen nähert, eine Art Rausch der verwelkenden Lebensenergie. Doch ein Tier nicht. Er wendet sich um und aus einer Art scherzhaftem Einfall seine Hand. Das schwarze Leder streichelt eine verblichene Haut. Er packt und zieht sich die Haut von seinem Gesicht. Der Hund winselt kurz und, als sei es nur ein böser Traum, läuft weiter hinter seinem neuen Herrchen her.

Wolken ziehen über die Prärie, verwandeln Bäume und Sträucher in einen Teppisch aus Karomustern. Ein Blitz schnellt durch die Luft, schlägt donnernd ein. Der Cowboy packt das sich aufbäumende Pferd beim Zügel, es erstarrt. Dann wandert es weiter, dem Horizont entgegen. Und wenn der Morgen sich naht, wird alles vorbei sein. Es muss heute Nacht geschehen. Das Wesen, das die Züge eines längst vergessenen Mannes trägt, hat eine Aufgabe.

Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno - Kapitel 1

Do, 03 Feb 2011 21:21:47, Lyka, [category: black-metal-cowboy]

Kapitel 1 - Rick hat ein Problem

„Verdammte Scheiße“, flucht Bob, einer der vierschrötigen Jugendlichen und steht auf. Er wendet sich seiner Gang, seiner Bande, seiner zu allem entschlossenen Mannschaft zu und deutet auf etwas zwischen seinen Fingern. Die Leute kommen näher. Blitzschnell lässt er seine Hand kreisen, hält einen Nagel hoch. „Rick“, sagt er und deutet auf einen hageren, fast zerbrechlich wirkenden Jungen. „Rick“, sagt er erneut und man spürt, dass sich in seinen Worten Macht befindet. Er ist der Alpha der Gruppe und zeigt dies auch ständig, denn sonst würde Peter, im Moment noch Beta und sich seiner Kraft nicht bewusst, ihm noch offener die Herrschaft streitig machen. „Rick“, er sagt es ein drittes Mal, „weisst du, was das ist? Das ist ein Nagel, du Idiot, du Spast, du hirnamputiertes Exemplar eines Idioten.“ Der Angesprochene zuckt, dreht sich um die eigene Achse in der Hoffnung, man würde ihm beistehen. Doch umsonst. Bob nähert sich ihm, schaut ihm tief ins Gesicht; dann landet ein Faustschlag direkt im Magen des Verantwortlichen. Rick geht würgend zu Boden, hält sich den Bauch und winselt erbarmungswürdig. Ein Teil von Bob sagt ihm, das er so mit Menschen nicht umgehen soll, der Rest aber schreit laut: „Ja, weiter!“

Bob schaut sich um. Keiner in seinem Rudel hat aufbegehrt. Gut.

Fluchend schaut er sich erneut den Schaden an. Dann packt er Rick bei der Nase und zieht ihn hoch. Voller Ekel wischt er seine Hand an dessen Jacke ab, die Jacke, die Ricks Mutter ihm schon oft genug waschen musste, weil sie voller Blut, Ricks Blut, war. Und nun auch noch Rotz. „Na, da wird die Mutti aber böse werden, nicht war, Richard?“ höhnt er. Er muss sich beherrschen, dem Trottel nicht noch einen Tritt in die Eier zu geben. Ganz nah kommt sein Mund dem Ohr seines Opfers. „Der Reifen ist kaputt. Es ist dein Wagen, deine Dreckskarre, du wechselst den Reifen. Ist... das.... klar?“ fragt er ihn und aus dem Imperativ dieser Frage wächst mehr und mehr ein Befehl an die Gruppe, sich von Rick fernzuhalten.

Rick nickt. Bob hebt seinen Kopf und schaut lachend in die Runde. „So. Nachdem das geklärt ist, wo ist der Alkohol?“

Peter hat bereits die erste Flasche geöffnet und schaut zu seinem Chef. Dieser hebt die Augenbraue, Worte benötigt er nicht, denn sein Rudel ist fixiert und das ist auch gut so. Ein dumpfer Gedanke bäumt sich auf, als er sich daran erinnert, dass er auch einmal der Beta war und nimmt sich vor, es nicht soweit kommen zu lassen. „Nein“, sagt er sich lächelnd, „ich werde niemals um Gnade betteln.“

Bob fängt eine Flasche auf und schraubt sie auf. Medizinischer Geruch macht sich breit und der erste Schluck, das Brennen von Feuerholz in seinem Mund, Rachen, Magen, ist wie üblich überwältigend. Er überwindet den Reiz, spuckend, schreiend auf dem harten Wüstenboden zu liegen, den Staub der verfallenen Kakteen einzuatmen und sich so vor dem Rudel zu blamieren. Dafür gibt es Rick, den Omega. Schluck um Schluck dringen Flammen in seinen Körper ein, bis die Flasche halb leer ist. Er nimmt sie von den Lippen und rülpst sich den Magen aus dem Leib. Das Rudel jubelt. Nun trinken sie auch.

Bob sitzt auf der Ladefläche des Pickup-Trucks und hofft, dass Rick es hinbekommt. Vermutlich hat der vorher noch nie einen Reifen gewechselt. Bob grinst, bemerkt dann aber, dass ohne Auto ein langer Heimweg anzutreten ist. An Zelte hat keiner gedacht. Ein Lagerfeuer brennt innerhalb von Minuten lichterloh, hat doch sein Beta auf den Fingerzeig reagiert und das Rudel Holz zusammentragen lassen.

Im Hintergrund hört Bob, wie sich Rick abmüht. Herrlich. Er schnippst und Jane, eine doch noch recht attraktive, weil ungeschwängerte, Zwanzigjährige kommt auf ihn zu. Er würde sie gerne hier und jetzt flachlegen, aber es ist zu billig. Dafür steckt er ihr hier die Zunge in den Hals. „Was für ein kleines Luder“, denkt sich Bob und wendet sich seinem Omega zu. „Und? Fertig?“ Kein Ton. Er dreht sich um und sieht, dass Rick verschwunden ist. „Fuck“, kommt ihm über die Lippen, da sieht er, wie sich hinter dem Auto etwas rührt. Er pfeift und sein Beta eilt, auch mit einem Fluch auf den Lippen (nana, so aggressiv hat er ihn noch nie erlebt, vermutlich steht er auf Jane), an ihm vorbei und hinter das Auto.

„Scheiße!“

Die Meute beginnt neugierig zu werden. Bob begibt sich sicher, dass nichts passiert ist, zum Auto und sieht, wie ein alter Mann sich zusammen mit Rick am Reifen abmüht. Bob kann sich vor Lachen gar nicht mehr einkriegen, da sieht er, dass es sich um den Vater des Sheriffs handelt, die Augen zusammengefallen wie das Gesicht, fast so gelb wie die Wüste am frühen Morgen. „Lasst den Jungen in Ruhe.“ sagt er Alte und lässt einen Tropfen Speichel in den Sand fallen. Die Meute tobt. „Scheiße, ja“, antwortet ihm Bob und dreht sich um. „Wir wollen nur nicht, dass du an einem Herzinfarkt stirbst, während du dem Idioten hilfst.“ Der Alte schüttelt den Kopf. „Idiot? Idioten sind die Leute, die sich für was Besseres halten.“

Bob, inspiriert von dem Satz, dem alten Mann einfach ins Gesicht zu schlagen, atmet schwer. Das Rudel weiss, was jetzt gerade beginnt: Bob tickt völlig aus. Doch gefehlt, die Halsschlagader des unbeliebtesten Schülers und beliebtesten Football-Players seiner Schule pulsiert immer weniger und vibriert irgendwann nur noch. Er nickt. „Wäre dein Sohnemann nicht der Chef im Ort, dann...“ „Dann hättest du mir aufs Maul gehauen. Jaja, so ist die Jugend von heute. Damals waren wir nicht anders.“ Bob flucht. „Keine der alten Geschichten, Opa.“

„Geschichte? Du magst groß sein, aber besonders intelligent bist du nicht.“ Bob kommt wieder näher. „Gleich krieg ich nen Herzkasper oder ich schlag dir die letzten zwei Zähne aus.“ Der Alte zuckt mit den Schultern. „Ich meine ja nur, dass du niemanden verletzen solltest, während du dich zu nahe an der Jamed-Mine befindest. Das hat Auswirkungen.“

Bob lacht laut auf und sein Rudel, unschlüssig, was es sagen soll, lacht verhalten mit. „Jamed-Mine? Sag jetzt nicht, das hier ist die sagenumwobene Mine, in der der letzte indianische Gesetzeshüter vergraben wurde. Hat sich selbst darin eingesperrt und die Mine in die Luft gejagt.“ Der Alte nickt. „Jaja, ich war dabei! Sie haben sich den Irrenge gekrallt, wollten ihn lynchen. Scheiße, er ist abgehaun. Sie haben sogar die Armee hinter ihm hergeschickt. Dann, so sagt man, sind die Soldaten nicht mehr zurückgekommen. Und die Leute erzählen noch immer, dass sie, als sie hier waren, nur noch die Uniformen der Männer gefunden haben und die ganze Gegend hier war mit Asche bedeckt. Das hier sind keine Staubkörner, mein junger dummer Freund, das hier sind Reste von guten, braven Leuten, die gestorben sind, weil sie einem besessenen Gesetzeshüter den Garaus machen wollten. Seitdem...“ Er stoppt. „Kein Mensch hat sich mehr in die Mine gewagt. Kein Mensch. Nur die dümmsten Leute würden dort hinein gehen.“ Er grinst. „Du vielleicht, Quadratschädel. Ich hab zwar gehört, dass deine Eltern eigentlich Cousin und Cousine sind, aber wenn ich mich recht erinnere, hatten beide denselben Vater.“

Bob brüllt lauter, als ein Stier, wenn man ihm mit glühenden Zangen an den Eiern packt. Er tickt völlig aus. Der Alte kichert laut, läuft gackernd an der tobenden Gestalt, die das Rudel versucht, zu bändigen, vorbei und in die Dunkelheit. Bob bricht durch die Wand von Armen, mehrere seiner Untertanen fliegen durch die Luft und landen unsanft auf dem Boden oder in einem der umstehenden Kakteen. Die mächtige Gestalt verschwindet in der Dunkelheit.

Peter schaut sich um, reibt sich die blutige Nase und beginnt zu lächeln. Ein Beta weiß, wenn der Alpha aus dem Haus ist, erinnert sich an die Geschichten im Fernsehen über Gefängnisrevolutionen, die er besonders toll findet und er handelt.

„Rick“, meint er lächelnd und sieht mit Begeisterung, dass sich der Hosenscheißer zurückweicht. „Komm doch her, Rick. Weißt du...“ er beendet den Satz nicht, als er ein Stick Kaktus an den Kopf bekommt. Die dampfende Gestalt Bobs ist aus der Finsternis aufgetaucht. Peter flucht leise. „Hast mich unterschätzt, nicht wahr?“ fragt Bob und Peter nickt. Doch heute wird er sich nicht unterkriegen lassen. „Dich unterschätzt? Ich dachte, du wärst klug genug, zu erkennen, dass du ein Vollidiot bist.“ Das leichte Zucken von Bobs rechtem Auge wäre von jedem anderen Zuschauer übersehen worden, aber Peter hat seinen Alpha lang genug beobachtet. Er weicht gekonnt der Linken aus und landet mit der rechten Faust in Bobs Gesicht. Unbeeindruckt davon wirbelt Bob herum und platziert selbst einen Hieb auf Peters Schulter, rutscht nach oben ab und erwischt dessen Ohr. Fluchend weicht Peter zurück. Bob grinst und macht sich bereit für einen Tackle. Er sprintet los, Kopf voran mit ausgebreiteten Armen. Peter tritt zu, sein Fuß landet direkt im Gemächt seines Gegners. Der augenscheinlich nichts davon mitbekommt, da sein Schädel direkt auf Peters Brust landet und ihn zurückwirft. Das Knacken ein oder zwei gebrochener Rippen (und vermutlich eines Brustbeins) und der darauffolgende Schmerz

durchdringen den Verstand des Opfers. Er spuckt und weicht erneut zurück. Peter bemerkt, wie er auf etwas Weiches tritt, schaut hin. Ein Fehler, wie Bob augenscheinlich findet, denn sein Ex-Beta liegt einige Augenblicke stöhnend auf dem Boden.

Rick schreit. Bob wacht auf, einem Berserker gleich, der bemerkt, dass er soeben gestorben ist. Das Rudel nähert sich, doch Bob winkt ab. „Es ist alles in Ordnung. Bleibt weg!“ Das Rudel gehorcht. Bob grinst und schaut nach, wieso der Vollidiot ihn aus seiner Konzentration gerissen hat.

Oh. Die Klapperschlange, ein herrliches Exemplar, wie er findet, hat sich genüsslich in Ricks Halsschlagader festgebissen. Der Schwanz der Schlange abgerissen, ein Teil davon klebt blutig unter dem Schuh des hingestreckten Beta.

Doch nun zu Rick. Der Junge, schmächtig, dünn, fast filigran, zuckt mit den Augenlidern, den Mund in grenzenloser Agonie aufgerissen, ein stummer Schrei. Bob weiß, der Omega wird sterben.

Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno – Kapitel 2

So, 06 Feb 2011 18:14:53, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

´Kapitel 2 – Bob hat eine Lösung

Bob nickt und lässt seine Augen durch die Nacht kreisen. Die Nacht war hell erleuchtet: intelligente Menschen hätten am Himmel die Sternzeichen erkannt, doch Bob sah nur den Mond, so kalt und klar und groß wie seit Ewigkeiten nicht mehr – voller Unheil. Er zitterte jäh auf, dann fing er sich wieder. Ein Anführer muss wissen, was das Ziel ist. Er entschied sich.

Bob beugt sich zu Rick hinunter. Schaum steht auf den Lippen des jungen Mannes. Bob tippt ihm sachte an die Stirn. „Sorry, Kleiner, du warst einfach zu schwach für diese Welt.“

Er horcht in die Gruppe hinter sich, schließt die Augen und nickt. Er weiß, dass das Rudel gehorchen würde, mit einer Ausnahme. Er packt Peter bei den Haaren und zieht ihn nach oben. „Du Idiot, du hast ihn umgebracht. Kümmre dich. Bring ihn zur Jamed-Mine. Ich will dir nur helfen. Bring ihn dorthin. Wir werden dir vielleicht folgen.Vielleicht vergebe ich dir, aber wehe, du verarschst mich.“

Jane schluchzt und die Tiefe ihrer Qual, so dumm sie auch ist, wie Bob meint, ist allgegenwärtig. Sie weint sehr oft, fast immer und auf eine Art und Weise macht Bob das an. Er geht auf sie zu und legt seinen Arm um ihre Schulter. „Ein furchtbarer Unfall, meine Liebe. Peter wird sich um ihn kümmern und später werden wir alle gemeinsam nachschauen, ob man ihm geholfen hat.“

Peter lädt schwer atmend den zuckenden Leib des Omega auf seine breiten Schultern. In seinem Inneren toben Hass und Scham, doch er hat eine Aufgabe. Die Jamed-Mine ist 3 Meilen entfernt und durch die Nacht um in herum ist der Weg nicht wirklich einfacher.

Gerade, als sein wiedergefundener Beta in einer Senke verschwunden ist, beginnt die Nacht in stroboskopartig zu leuchten. Die Welt flackert zwischen bleichem Mond und dem Blaulicht eines ruhig heranfahrenden Wagens hin und her. Der Wagen hält und der Sheriff steigt aus, die Augen fest auf die Gruppe gerichtet. Der stahlblaue Blick mit der Energie eines Blitzschlags bricht aus dem ernsten und zerfurchten Gesicht des Gesetzeshüters hervor und inspiziert die Gruppe, scheinbar bis auf die Atome genau.

Seine Stimme ist ruhig, aber gespannt. „Soooo, Kinder. Was haben wir denn hier?“ fragt er mit strenger Heiterkeit; die Gruppe ist gebannt und abgestoßen. Der Sheriff weiß, wer hier der Anführer ist und wendet sich gleich Bob zu. „Robert...“ er schweigt kurz...“Dein Vater lässt dir ausrichten, dass du ihm nicht den Alkohol klauen sollst. Ist das hier eine... Party?“ Bob nickt heftig. Unter dem Einfluss der sozialen Komponente verwandelt sich der Alpha sehr schnell wieder in ein Schulkind, dass einen Verweis zu bekommen hat.

„Schönes Auto, Robert und...“ er schaut sich um...“ Roberts Gang.“ Er lächelt düster. „Wisst ihr, ich wäre jetzt viel lieber daheim, bei einer guten Tasse Tee und einem Buch und stattdessen stehe ich hier in der Wüste, in einer Nacht, die heller als der Tag ist und...“ er sieht den Wagen. „Woher kommt Mortimers Auto?“ fragt er heiser. An einem normalen Tag würde man sehen, dass Bob gerade bleich wird, aber es ist Nacht und alles sieht entspannter aus. Er schluckt und dann hat er eine Idee. „Sheriff, vielen Dank. Wir machen uns Sorgen. Rick hat uns herausgefahren und dann... tsss... ein Nagel im Reifen. Leider hat er es nicht hinbekommen und hat sich bereiterklärt, nach Hause zu gehen, um seinem Vater zu bitten, das Auto... äh... abzuschleppen.“ Der Sheriff hebt eine Augenbraue, genauer gesagt die linke, da er es nie gelernt hat, die andere effektiv zu nutzen. „So so“, sagt er gespannt, „ein 16 jähriger, 10 Meilen außerhalb der Ortschaft, mitten in der Wüste und allein in der Nacht. Hör zu“, sagt er und tippt Bob an die Brust, „erzähl keinen Scheiß.“ Bob flucht innerlich und lächelt nach draußen. „Sie haben Recht, sorry...wissen Sie, uns ist Ihr Vater begegnet und er hat von der Jamed-Mine erzählt und … wissen Sie, Sheriff, Rick ist einfach ausgerastet und abgehauen, Pete, also Peter Jenkins ist hinter ihm her und Ihr Vater...“ er zuckt mit den Schultern. „Na super“, meint der Sheriff, „ ist der alte Herr wieder auf einem Trip.“ Er tippt Bob erneut auf die Brust. „Jetzt mal Butter bei die Fische..“

Das Funkgerät erwacht krächzend zum Leben. Der Sheriff dreht sich um geht mit schnellem Schritt zum Wagen. Er spricht einige undeutliche Sätze und hört sich an, was die andere Person am Ende zu sagen hat, dann flucht er laut, springt in den Wagen und rast in vollem Tempo auf den Highway und in Richtung Stadt.

Bob lächelt. „Vermutlich hat einer den Strip-Schuppen abgefackelt.“

Ganz so Unrecht hat er nicht...

About

Sa, 01 Jan 2011 09:35:52, Lyka, [category: info]

Du liest das Blog von Emanuel Mayer, also meins.

Ich wohne in der schönen und zarten Stadt Berlin, deren filigrane Auswirkung nicht nur ihn (also mich), sondern auch andere Menschen inspiriert hat. Danke Lou Reed und David Bowie und ...jedem anderen, der hier etwas erschaffen hat.

Bedenke dies, wenn du meine Sachen liest: Sie sind frisch aus dem Kopf auf virtuellem Papier gelandet, ohne großartige Nachbearbeitung.

Ich schreibe gerne Kurzgeschichten, Flash-Fiction und Gedichte. "Hauptberuflich" arbeite ich immer an größeren Projekten (ab 50.000 Worten).

aktuell bin ich folgendermaßen erreichbar:

- über E-Mail an Emanuel@emanuel-schreibt.de
- über Facebook: https://www.facebook.com/emanuel.mayer.1009
- über Twitter: https://twitter.com/emanuelschreibt
- über Instagram: https://www.instagram.com/emanuelschreibt/

Eine Vorschau für den 14.02.2011

Do, 10 Feb 2011 14:16:42, Lyka, [category: frisches, post_tag: valentins-tag-2011]

zwei einsame Menschen, vom Alter gezeichnet, verbunden durch ein Versprechen
ein besonderes Geschenk, ein einmaliges Erlebnis

solcherlei geschieht nur zu diesem besonderen Datum, nur zu diesem wichtigsten Tag für Liebende: nur zu Valentinstag

Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno – Kapitel 3

Di, 08 Feb 2011 00:43:06, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Kapitel 3 – Ein Strip-Schuppen brennt

Sheriff Lester M. Wintersorrow erkennt bereits mehrere hundert Yards vor seinem Ziel, dass etwas von epischer Grausamkeit geschehen ist. Er stoppt seinen Wagen und steigt aus, unschlüssig, was er tun soll. Er kratzt sein Kinn und bemerkt, dass seine Rasur bereits mehr als 15 Stunden verstrichen ist. Nur zu diesem Zeitpunkt hält er sich daran fest, an eine Erinnerung.

Er sieht die Einwohner seiner kleinen Stadt einfach da stehen. Keiner kümmert sich um das Feuer, um die Flammen, die alles verzehrend diesen Augenblick regieren.

Es stinkt nach brennendem Holz und geschmolzener Plastik. Seine Augen werden groß, hält an, steigt aus und lässt ein ungesundes „Verdammt." in die vom Rauch durchzogene Luft vor dem Strip-Schuppen segeln.

Sheriff Lester M. Wintersorrow liebt dieses Gebäude, auch wenn er es nie zugeben würden. Doch seine Frau weiß davon und nachdem sie ihre ehelichen Gelüste bereits vor Jahren ad acta gelegt und sich der Stickerei gewidmet hat, ist sie nett genug, ihm (allerdings nur heimlich) zu gestatten, dieses verworfene Etablissement zu besuchen.

Doch in letzter Zeit ist sie anders geworden, komisch, und manchmal denkt der Sheriff, dass sie ihn nicht an eine der Tänzerinnen verlieren will. Doch jetzt ist er wütend.

„Was war hier los?" fragt er in die Runde. Keiner reagiert auf seine Stimme. Er packt sich den ersten, dreht ihn zu sich herum. Kein Ausdruck ist im Gesicht von John Ringer. „John?" fragt der Sheriff. Die anderen stehen genauso da, ein Gesicht, das er vor ewigen Zeiten auf einem Bild gesehen hat, als hätte der Wahnsinn sie gepackt und ihnen die Seele aus dem Leib gezogen. Der „Tausend Yard"-Blick, dieses Starren. Ihm wird schlecht, er hebt den Arm, um einem von ihnen ins Gesicht zu schlagen, doch dann hört er eine Stimme. „Hallo". Er dreht sich um und sieht die kleine Missis, die Tochter des Besitzers des Flammenmeeres hinter ihr, Harold Sippi. „Mein Papa hat gesagt, ich soll mich verstecken. Es kamen viele böse Männer, die haben meine Freundinnen mitgenommen und einer von denen hatte ein ganz furchtbar gruseliges Gesicht. Er hat einen ganz weiten Mund gehabt und hatte rote Augen und auch seine Haare waren weiß."

Der Sheriff nickt. „Und dann?" fragt er. „Dann haben sie die Leute hier zusammengeholt und der gruselige Mann hat sein Stirnband abgenommen und dann haben die Leute angefangen, lustige und komische Sachen zu machen, ein paar haben getanzt und gesungen. Und dann ist der Hubschrauber wieder losgeflogen und die bösen Männer haben meine Freundinnen mitgenommen. Und dann sind alle stehengeblieben und haben auch ganz komisch geguckt. Ich freue mich so, dass du da bist, Onkel Lester."

Lester zuckt. „Und haben sie alle mitgenommen?" fragt er heiser. Sie nickt. „Auch Cherry?" Das Kind nickt.

Er dreht sich um und lässt die Kleine einfach stehen. Sie läuft hinter ihm her, packt seine Hand und lässt ihn nicht los. Er dreht sich zu ihr um und schaut sie an. Sie nickt. „Ich weiß, du hast Cherry ganz toll lieb." Er lächelt müde. „Wohin gehen wir?" fragt sie. „Zu meinem Büro. Niemand....", er hält inne," niemand entführt meine Lieblingsstripperin."

Black Metal Cowboy - Tote hören keinen Techno - Kapitel 4

Do, 10 Feb 2011 00:28:27, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Kapitel 4 – Er erwacht

Tanzende Schwäne aus Altmetal kreischen durch die Lüfte. Peter schüttelt den Kopf und bewegt sich weiter durch die Nacht. Er schleift seinen Begleiter hinter sich her, als wäre er ein Sack, der sich nach und nach mit immer mehr Steinen füllt. Ein Auto sausst an ihm vorbei, kaum einige Yard entfernt. Peter schaut hoch und sieht, dass er auf dem Highway steht. Der Boden glüht noch von der Sommersonne, die gerade, nur vor langen Minuten untergangen ist. Er fühlt, dass der Kleine nur noch kurze Zeit zu leben hat und für einen winzigen Augenblick fühlt er sich schuldig. Und er schämt sich, dass er Bob

nicht die Fresse poliert hat. Bei seinem Tritt hatte er es bemerkt: Bob trägt ein Suspensorium. Keine Zeit nachzudenken, nur weitergehen. Er sieht eine Straße den Highway streifen. Die eine Richtung geht in die Berge, die andere in die Kleinstadt, aus der er gekommen ist. Eine Kreuzung, tief im Nirgendwo begraben. Er lässt seinen Begleiter fallen und geht langsam hin. Dann greift er in die Hosentasche und befördert einen silbernen Dime nach draußen. Dann schreitet er die Ecken ab und ruft, mehr aus Spass, denn aus Ernst, aus einer Art "Sage 3x Candyman in einen Spiegel und er wird erscheinen." den Namen des Herren des Kreuzwegs an. Er spricht seinen Wunsch in die Finsternis, wie er es schon oft getan hat und wirft die Münze hinter sich. Er wartet. Leise zischt der Wüstenwind an ihm vorbei. Er lächelt müde und leidlich enttäuscht. Dann geht er zurück und packt den heiser keuchenden Rick auf seine Schulter. "Noch einige Schritte, dann sind wir bei der Mine."

Tatsächlich sieht er in der Ferne die Berge aufblitzen, als wären sie gerade erschaffen worden. Dort, eine Art Mund in einem grotesken Gesicht, die Mine. Er quält sich mit dem Bündel durch das Gestrüpp, versucht, einen Trampelpfad zu finden. Vergebens. Der Alte hatte Recht gehabt: Hier war seit Jahrzehnten kein normaler Mensch entlanggelaufen.

Das Zirpen der Heimchen, die seinen Weg begleitet hatten, verstummt völlig und Peter hört nur noch seinen Herzschlag und das Keuchen in seinen Lungen. Augenscheinlich verlassen Rick gerade die letzten Lebensgeister. Peter denkt nicht darüber nach, was er tut. Würde man Bob jetzt fragen, was er von seinem Beta hält: "Dumm, dumm und stark."

Unabhängig von der Meinung der anderen, was seine geistigen Kräfte angeht, brechen seine Beine durch die trockenen Sträucher, trampeln Fetzen von Gras nieder und endlich finden seine erschöpften Augen die Stelle, an der er endlich frei wird. Frei von seiner Last. Er gönnt sich einen Augenblick der Ruhe.

Ein fernes Kreischen, näherkommend und wieder vergehend. Sicher irgendein Idiot aus Truppenstützpunkt, fast 50 Meilen entfernt, der sein Motorrad zu einer Nachtfahrt vom Parkplatz geholt hat. Peter war schon öfters dort, hatte sich vorgestellt, aber man hatte ihn kopfschüttelnd abgelehnt: zu jung, zu dumm. Vermutlich was für die Infanterie. Der Stützpunkt hier, der war etwas zu Besonderes. Sicher ein Geheimprojekt für weltweite Terrorbekämpfung, denkt Peter noch immer.

Erneut tobt ein Kreischen über die kalte Ebene, schwebt sinnlos herum und zieht plötzlich direkt in den Berg. Peter starrt entsetzt in die Mine und auf deren Absperrung aus altem Holz, beschrieben mit Verbotsschildern und Zeichen, die er nicht kennt. Sie erinnern ihn an seine Lieblingssuperhelden aus den Comiczeitschriften, an diesen magischen Doktor, der seine Seele dem Teufel verkauft und unglaubliche Fähigkeiten gewonnen hat, an Indianer, ja, besonders an Indianer aus seinen Heftchen. Er tritt näher heran. Etwas wütet vor ihm, er kann es ganz genau spüren. Steine lösen sich und rollen den Hang hinunter. Fluchend weicht er aus. Ein Knacken füllt sein ganzes Gehör aus und dann bricht der Berg entzwei, der entstehende Riss treibt dutzende wurzelförmige Auswüchse in alle Richtungen. Krachend bricht eine Faust durch das morsche Holz, ein zweiter Arm erscheint und reisst das Tor auseinander.

Die Gestalt, die nun in das Leben von Peter Jenkins tritt, ist keiner rationalen Denkweise zuzuordnen, sie besteht nur aus Knochen, mit dunklen Resten von altem, verdorrten Fleisch behangen. Das Wesen trägt einen alten, ehemals schwarzen Anzug eines Sheriffs, der blecherne Stern funkelt wild im hellen Mondlicht; eine Lebensform, von einer Ewigkeit in Verdammnis gezeichnet. Es tritt ins Licht und seine Augen glühen wie Kohle.

Es geht einige Schritte und wendet sich zu Peter. Entsetzt weicht dieser zurück, doch er kommt nicht weit, denn erneut, das zweitemal für einen Abend, fällt er nach hinten. Diesmal hat er Rick übersehen. Kreischend vor Angst rappelt er sich hoch und verschwindet in der mondlichtdurchflutetenden Einöde.

Rick keucht nur noch. Die Kreatur beugt sich zu ihm hinunter, nickt und packt ihn bei den Schultern, zieht ihn nach oben, presst seine dürren Fingerknochen auf sein Gesicht. Die Einsamkeit beginnt rot zu glühen, Licht fließt aus dem Körper des jungen Mannes in sein neuen Wirt. Das Bündel aus totem Fleisch fällt geräuschvoll zu Boden.

Das Wesen grinst, als es sein neues Gesicht befühlt. Es greift nach hinten, folgt einem Gurt, das über seine Brust gespannt ist. Das Ding, das er hervorzieht, gleicht einer Gitarre, doch hat es Saiten aus Metall, der Korpus zu schmal für eine akustische Variante.

Eine Salve von Klängen tobt durch die Ebene. Der Berg bebt und lässt einen Hagel von Steinen in den Wüstensand regnen. Ein Riff, lauter als alles, was je ein Mensch erschaffen wird, lässt die Atome in den Lebewesen um den untoten Musikanten erstarren.

Das Wesen pfeift und nur Augenblicke später steht es vor ihm. Sein Pferd, das Geschenk seiner Meister, die unerkannt zwischen den Realitäten leben. Es ist Zeit, loszureiten. Der Black Metal Cowboy hat einen Auftrag zu erfüllen.

Black Metal Cowboy - Tote hören keinen Techno - Kapitel 5

Sa, 12 Feb 2011 15:41:22, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Kapitel 5 - Techno-Ninja

Der kleine Junge starrte in den Himmel. Die Stimme hallte noch in seinen Ohren, eine hübsche Frau war erschienen und hatte in an die Hand genommen. "Du bist auserwählt, Siegmund." Der Junge war ergriffen von solcher Eleganz, dass er nicht antworten konnte. "Du bringst das Licht in die Welt."

Sie hatte sich zu ihm heruntergebeugt und auf die Stirn geküsst. An dieser Stelle fühlte er ein lustiges Jucken, doch die Frau verbot ihm diesen Punkt zu berühren. "Ganz vorsichtig, kleiner Junge. Es ist die Quelle deiner Macht, sei gewiss, es wird die große Dienste tun."

Die Mutter fand den kleinen Siegmund in die Luft starrend. Sie folgte seinem Blick, sah jedoch nicht mehr als Wolkenfetzen über ihren Köpfen davonsegeln. Auf ihre Frage wandte der Junge den Kopf und sie sah ein kreisrundes Bild auf seiner Stirn. Sie spuckte in ihr Hand und versuchte, es zu entfernen. Doch es gelang ihr nicht. Stattdessen fühlte sie eine plötzlich aufkommende Freude und die Welt begann, sich zu ändern. Der kleine Junge starrte seine Mutter, während sie kichernd und juchzend durch die Gegend tanzte. Er lachte auch und freute sich, dass seine Mutti sich so freute. Er wusste nicht...

In ihrer Welt kicherten die Bäume und die Wände des Hauses änderten ihre Farben und die Welt jubelte und alles war so toll und alles sprach mit ihr, sogar...

das Auto, das mit 35 km/h, 5 km/h schneller als erlaubt, um die Ecke bog und

der Junge sah, wie die Mutter durch die Luft segelte und

Sie konnte fliegen. Flieeegen.

Der Autofahrer sah durch den Riss in der Frontscheibe die verrückte Frau davonsegeln

Siegmund erwacht keuchend. Er betastet den Verband um seinen Kopf. Noch fest. Sehr gut. Er lehnt sich zurück und atmet stoßweise. Erneut der Traum. Er erhebt sich von seinem Bett, dreht sich herum und beginnt, das Bild an der Wand ihm gegenüber anzubeten. Eine Türe klickt, Schritte nähern sich ihm. Eine Hand auf seinen Schultern. "Schon wieder dieser Traum?" Siegmund nickt. Er dreht sich um und erblickt dasselbe Gesicht, wie noch vor Momenten auf dem Plakat hinter ihn"Vater!" Sein Gegenüber nickt. "Du warst großartig. Wir haben die von dir gebrachten Frauen begutachtet und freuen uns über den Erfolg deiner Mission. Wir sehen dein Geschenk gnädig an."

"Werden es neue Schwester für die Mission" fragt Siegmund. Vater nickt.

"Es werden täglich mehr, die dienen wollen."

Dann dreht sich Vater um und geht aus dem Raum. Siegmund ist allein. Er geht ins Bad und betrachtet sein Ebenbild im Spiegel. Vorsichtig nimmt er den Verband von seiner Stirn. Hastig blinzelnd öffnet sich sein 3., sein heiliges Auge, bewegt sich, fokussiert.

Zurück in seinem Zimmer sieht Siegmund, dass es noch nicht ganz 1 Uhr ist. Er hat sehr kurz geschlafen, wie immer, wenn er aufgeregt ist. Eine seltsame Unruhe überfällt ihn, als könne seine Gabe ihn befähigen, in die Zukunft zu schauen. Er geht in die Lotosposition und betrachtet eine einzelne, verfallende weisse Lilie, die auf dem hölzernen Altar gegenüber dem Fenster steht. Hinter dem Altar nur eine weisse Wand, nichts soll ihn ablenken.

Niemand wird die Gemeinschaft aufhalten, niemand wird Vater widerstehen können. Er lächelt kurz, zieht seinen musikalischen Begleiter aus einer Schublade unter dem Altar hervor und schaltet ihn ein. Dumpf hämmernder Bass, von zarten Melodien durchzogen fließt durch die Kopfhörer in seinen Verstand. Er fühlt, wie die Energien der Lebewesen um ihn herum im Klang der Musik tanzen, spürt, wie die Kraft aufsteigt, wie seine Chakren sich mit allumfassender Liebe füllen.

Er bewegt, stumm und völlig ohne Begehren, die Finger zu den heiligen Mudras, die ihm Kraft geben, seinen Weg zu gehen. Entsetzen zerrt kurz an seinem Bewusstsein und verschwindet wieder.

Hinter dem einseitig durchsichtigen Spiegel wacht ein Mann über die Meditation. Doktor Störensen, seinem Schützling und den ihm folgenden Jüngern nur als "Vater" bekannt, lächelt milde. Er erinnert sich für einen Augenblick an den Film "Dr. Mabuse", welchen er als Kind dutzende Male im Hause seiner Großtante sehen musste. "Dr. Mabuse" hat ihn geprägt, mehr noch, erschaffen. Doch wird der Doktor hier erfolgreicher sein als sein filmisches Vorbild. Keiner kann Siegmund aufhalten. Nicht einmal er.

Valentinstag

Mo, 14 Feb 2011 08:38:48, Lyka, [category: frisches, post_tag: valentinstag]

Kaum hatte er sich auf die Parkbank gesetzt, sah er sie sich ihm nähern. Nervös zerrte er an dem Kissen, welches er seit einem Jahr nutzen musste, um die Schmerzen in seiner Hüfte zu mildern. Er packte seinen Stock und stemmte sich mühseelig hoch. Die Dämmerung liess orangenes Licht über die Menschen auf der Promenade fließen und verwandelte das Meer in flüssiges Gold.

Mochte es auch an diesem zauberhaften Licht liegen, sie sah bezaubernd aus. Ihre Augen waren noch immer das Erste, was ihm an ihr auffiel. Ein Funkeln hatte stets in ihnen gelegen, seit sie sich kannten. Auch ihre Bewegungen waren noch immer die des jungen Mädchens aus dem Projekt, das sie gemeinsam betreut hatten.

Wortlos standen sie sich gegenüber. Für diesen Augenblick fielen von ihm alle Schmerzen, all die Trauer über die verschwendete Lebenszeit ab.

Dann umarmten sie sich und in jeder Faser seines Körpers spürte er die Sehnsucht, die er nach dieser Frau hatte, jeden einzelnen Augenblick seit damals.

Ihr Blick fiel auf den Korb. Sie grinste und strich mit ihren filigranen Fingern über die karierte Decke.

"Bitte", sagte er und seine Stimme war heiser vor Aufregung, "für unser Treffen. Nur das Beste."

Ihre Augen glitzerten. "Champagner, du weisst doch, dass ich nichts trinken darf. Und Eier Benedikt für meinen furchtbar hohen Cholesterinspiegel und oooh, Ananas-Parfait, das ich nicht mehr vertrage. Du hast an alles gedacht."

Er nickte. "Du weisst, dass ich diesen Abend bereits seit Jahren vorbereite." Sie grinste anzüglich, setzte sich hin und nahm einen der Porzellanteller. Er öffnete die Flasche und liess den Korken ins Meer segeln. Sie kostete bereits den Hauptgang. Er füllte beide Gläser und gab ihr eines davon. Sie betrachtete das Sprudeln aufmerksam. "Du Schwerenöter hast mir wieder einmal viel mehr ins Glas geschüttet als dir selbst", sagte sie und er ihm schoss das Blut ins Gesicht. "Meiner Theorie nach bleiben wir immer die selben, ganz gleich, wie sehr uns Erfahrungen zu prägen versuchen." Sie nickte. "Immer noch der Philosoph."

"Wie geht es dir?" frage er. Sie sprach mit vollem Mund. Er fühlte sich wie damals, jung und voller Hoffnung. "Mein Mann ist tot. Er ist vor 2 Jahren gestorben, wie du weisst. Hast es in der Presse vermutlich auch gelesen. Autounfall, mit seiner Sekretärin. Beide nicht angeschnallt und nur halb angekleidet."

Er schüttelte den Kopf. "Ich weiss von nichts. Ich musste doch unser Treffen vorbereiten." Sie sah ihn mit großen Augen an. "Ja? Das macht mir Gedanken." Er lachte kurz auf und lächelte sie danach an. "Unser Pakt." Sie nickte. "Ich weiss. Deshalb sind wir heute da. Im Herzen war ich immer ganz dein, ganz gleich, was man von dir sagte, als du verschwunden bist. Und dann bist du vor einem halben Jahr wieder aufgetaucht, hast dich bei mir gemeldet."

"Die Agentur, für die ich gearbeitet habe, hat mich entlassen. Ehrenhaft. Sie wussten, dass ich mir durch meine Arbeit eine dieser tödlichen Krankheiten zugezogen habe." Sie nickte. "Damals, das Projekt, war also nur der Anfang?" Er sah ihr in die Augen. "Ja, sie haben Kontrolle ausüben wollen, Ängste im Menschen wecken wollen, ein starkes "Wir gegen sie". Doch nun..."

"Nun sind wir alt und krank, vom Tod gezeichnet und dennoch..." sagte sie und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Tropfen flossen über ihre Wange. Schluchzend nahm sie das Taschentuch, dass er ihr anbot.

Sie schmiegte sich an ihn. "Weisst du noch?" fragte sie. Er nickte. "Wir wollten die Welt in Flammen setzen, weil sie uns hassten, weil sie uns verachteten, weil sie..." "Ja", sagte sie leise in die aufkommende Nacht. Er griff in den Korb und holte ein Handy heraus. "Ein Geschenk. Mein Geschenk, an dem ich so lang gearbeitet habe, aber du warst es, bist es wert, wirst es ewig sein." "Oh", sagte sie und atmete laut ein "es ist schön". "Die Nummer lautet "338379375" oder für dich einfach "Feuerwerk" meinte er und fühlte, wie sich sein Rücken spannte, während sie die Buchstaben eingab. "Ich liebe dich", sagte sie leise und wählte.

Die gewählte Nummer wurde durch eine nah am Strand aufgestellte Antenne eines Mobilfunk-Anbieters aufgefangen und mittels einer sabotierten Weiterleitungstabelle zugeordnet. Es klingelte in einem unbewohnten Haus. Klickend schaltete sich das Modem ein und wählte mehrere streng geheime Rufnummern, die von Mainframes verschiedener Stützpunkte überwacht wurden.

Schreiend liefen Männer in Uniformen neben Doktoren in weissen Kitteln, suchten eine Fluchtmöglichkeit. Wissenschaftler, denen die automatischen Verriegelungen den Versuch, zu entkommen, sofort zunichte machten, pochten panisch an die Türen. Ein Brüllen lief durch die unterirdischen Komplexe, als die Triebwerke zum Leben erwachten, doch die Tore über den Silos öffneten sich nicht. Sie hatten keinen entsprechenden Befehl aus dem Computer erhalten.

Leise klirrend schlugen die Sektglüser aneinander, während im Hintergrund, dort, hinter der spielnden Oberfläche des

Wassers die Dämmerung erneut zum Leben erwachte und rotschwarze Flammenpilze aus dem Boden schossen. Während der Sturm das Ufer erreichtete, Wasser und Gischt mit sich brachte, hielten sie sich fest, schauten sich tief in die Augen, und sie sahen nur Glück, Erfüllung im Gesicht des anderen. Und als die Wand, die geradewegs aus der Hölle zu kommen schien, sie endlich erreichte, küssten sie sich.

Einen schönen Valentinstag.

Black Metal Cowboy - Tote hören keinen Techno - Kapitel 6

Mi, 16 Feb 2011 21:40:18, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Eine Begegnung im Mondschein

Der Weg, besonders in der Dunkelheit, ist lang und Bob hat nicht wirklich Lust, sich um das neue Problem zu kümmern. Eigentlich wäre es am liebsten mit Jane unterwegs, nun gut, unterwegs auf anderen Ebenen der Realität. Dennoch stampft er, müde und sorgenvoll durch die Ebenen, die sich vor ihm auftun. Hin und wieder hört er ein leise Flüche in seinem Rücken, wirbelt dann herum und starrt in die gesichtslose Masse seines Rudels.

"Robert", sagt sie leise und er muss sich beherrschen, sich nicht umzudrehen und seine liebste Zweitfreundin anzuschreien. Er lächelt milde und nickt. "Nicht mehr weit, meine lieben Freunde. Es ist nicht mehr weit."

"Warum haben wir das Auto nicht genommen?" fragen ihn einige Stimmen halblaut, feige, zurückgezogen. "Weil das Ricks Auto ist, also war." Er verheimlicht, dass er weder den Schlüssel hat, noch, dass er nicht fahren kann. Er darf es nicht, aber das ist eine der geheimen Informationen, die auf ewig keiner wissen darf. Er hat Angst vor dem Fahren.

"Unabhängig davon, liebe Freunde, so ein Spaziergang ist doch wohl machbar. Oder wollt ihr fett und faul werden?"

Keiner sagt etwas, halbherziges Gemurmel fliegt durch die Luft, vergeht im Wind.

"Hey" sagt Jane und Bob ist leicht genervt. "Was?" meint er. "Ich habe was mit, zum Spielen." Sie öffnet ihre Handtasche, greift hinein, wühlt etwas und bringt eine Pistole zum Vorschein. Sie hält die Waffe sicher in ihren Händen und fuchtelt wild herum. "Was soll das" sagt Bob, der sich doch nun mehr Sorgen macht. "Ist meine, Paps hat sie mir geschenk, falls ihr Typen mal etwas heftiger zur Sache gehen wollt, ohne dass ich das will." Sie grinst anzüglich. Bob fährt sich durch die Haare. "Aha, und was... spielen wir?" fragt er sie. "Hier ist doch genug Zeug zum Spielen, Kaktusse, Holzbretter und schau mal", sie deutet mit dem Lauf auf eine kleine Gestalt, die hechelnd auf die Gruppe zuläuft. Ein Hund, ein wilder Mischling, dumm und hungrig, bewegt sich direkt in Richtung Janes Handtasche, vermutlich riecht er irgendwelche Keksreste, die sie immer mitschleppt. Sie kichert und feuert. Der Knall zerreisst die nächtliche Stille und ein Klumpen Erde fliegt durch die Luft, direkt auf den Köter zu. "Mist, verfehlt", sagt Jane grinsend und feuert erneut. Wieder schlagen die Kugeln um das Tier ein.

"Das ist langweilig"; meint eines der Rudelmitglieder. Bob wirbelt herum und nimmt jeden einzelnen seiner Jünger in Augenschein. Keiner sagt etwas.

"Jemand kommt näher und es ist kein Hund", sagt Jane und starrt in die Finsternis hinaus. Peters Gesicht taucht auf, weiss wie ein Bettlaken. Er keucht zum Erbarmen und fällt auf die Knie, um sich zu übergeben.

"Welches...Wort...von..."Du wartest dort, wir kommen nach" hast du nicht verstanden, Schwachkopf?" fragt Bob und seine Schläfenadern quellen wieder, dem Explodieren nah an, während er sich herunterbeugt und mit dem Finger Peter schmerzhaft anstupst. Dieser reagiert erst mit Verspätung. Schüttelt sich und beginnt zu kichern. Das Klappern von Hufen dringt durch die aufgeladene Atmosphäre. Das Rudel wendet seinen Blick hinaus in die Weite. Wolken ziehen ziehen hin, langsam aber sicher kommt der volle Mond erneut zum Vorschein, beleuchtet den hageren, unheiligen Reiter. Peter dreht seinen Kopf nach oben, starrt direkt in Bobs entgeistertes Gesicht und meint mit einer Art von aufbegeherender Gehässigkeit: "Du bist sowas von im Arsch."

Bob betrachtet den Ankömmling, mit zusammengekniffenen Augen taxiert er ihn, sieht jedoch fast nichts. Schatten fahren über sein Gesicht, als die Wolken wieder dichter werden.

Etwas kracht direkt neben Bob. Er schreit auf und hält sein Ohr. Jane hält den Revolver zitternd in ihrer Hand. "Das Böse, das Böööööse" singt sie leise und es erinnert jeden, der dabei ist, dass Jane bis vor Kurzem einer Sekte angehörte, den "Hirten der letzten Jahre" und dass die Gestalt anscheinend genau das ist, was man ihr jahrelang gepredigt hat. Noch ein Schuss, doch das Wesen reagiert nicht. Jane tritt einen Schritt vor, noch einen, dann steht sie direkt an dem Pferd und

wendet ihren Kopf nach oben. "Weiche!" schreit sie und drückt wieder ab. Die Waffe klickt. "Leeeer" tönt Peter von unten und Bob ist versucht, ihn zu treten.

Der Cowboy steigt ab, steht nur einige Zentimeter vor der winzig wirkenden jungen Frau und nimmt sein Gesicht ab. Dahinter ist nur Schwärze zu sehen, ein bizarres Universum voller Zorn und Hass, voller Tod und Verzweiflung. Jane beginnt zu brüllen, schlägt zu und ihre Faust versinkt im Nichts. Sie zerrt an ihrer Hand herum, aber egal wo sich diese jetzt befindet, von dort gibt es kein Zurück. Nun reagieren auch die anderen in der Gruppe; die Mehrzeit zieht die Flucht dem Entsetzen vor, und einige wenige packen Jane und zerren an ihr, um sie loszubekommen. Bob ist fassungslos, Peter grinst glücklich. Ein Zucken durchläuft die Körper der Helfer, als sich die Hand löst, jedoch nicht aus dem Gesicht. Jane starrt schockiert auf das, was von ihrer Hand übriggeblieben ist und Bob erinnert sich kurz an einen jener grausigen Filme, die er in seiner Kindheit gesehen hat. Sein Zorn nimmt überhand und er springt hoch. "Du Schwein"

Die Gestalt packt an Angreifer und wirbelt ihn herum. Bob landet am Boden, in mitten seines kreischenden Rudels. Erneut sieht Peter, wie das rote Licht zum Leben erwacht und wendet sich an. Er hält die Hände über seine Ohren, versucht, die Qualen, die sich wie Wellen um ihn aufbäumen, die Schreie der Opfer auszublenden, zu überhören, doch der Schmerz jeder einzelnen Person um ihn herum trifft seinen Verstand, bohrt sich tief in seine Seele und hinterlässt Löcher, die ihn nicht verlassen werden, bis man ihn eines Tages finden wird: einen geistlosen Wanderer tief im Inneren der Wüste, stumm in Worten und ohne Seele.

Black Metal Cowboy – Tote hören keinen Techno – Kapitel 7

Sa, 19 Feb 2011 21:13:27, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Ein Vortrag in Geschichte

"Bist du völlig bescheuert? Habe ich dich zum Vollidioten erzogen?" Der Sheriff schaut überrascht in Richtung der Tür, aus der ihm eine Gestalt entgegen stürmt. "Vater!" Er steht auf und drückt die vermisste Person an seine Brust. Doch sein Vater kämpft sich aus der Umarmung frei. "Ernsthaft! Und keine Ausrede. Wo ist das Buch?"

"Buch? Ich weiß von keinem Buch!"

"Lüg mich nicht an, Junge, du hast schon in deiner Jugend keine Wahrheit verheimlichen können. Also, wo ist das Buch."

"Äh, also, oben... wie üblich, an seinem Platz, Vater!"

Das Kind quiekt. Fluchend trampelt der alte Mann die Treppe herunter. "Du hast einen Gast?" fragt er, das Buch unter seinem Arm geklemmt. Er wirft es auf den Schreibtisch. "Du warst dran, nicht wahr?" fragt er, starrt in das Gesicht seines Sohnes, denn auch wenn dieser Sheriff ist, so bleibt er doch eine kleine Mistkröte und Lügner.

"Hier. Hier war jemand dran. Hier darf niemand ran. Das Buch ist verboten, tabu!"

Sanft streicheln seine Finger über die harte und rissige Oberfläche des Einbandes, das braune Leder, gealtert wie er selbst. Der metallene Verschluss, noch immer sonderbar kalt, flimmert im Neonlicht. Der Sheriff lehnt sich zurück und betrachtet seinen alten Herren mit zusammengekniffenen Augen.

Das Kind kommt die Treppe hinunter. "Onkel, was ist denn los? Ist der böse Mann wieder da?" Der Sheriff schüttelt den Kopf. "Nein. Hier ist alles in Ordnung. Nur mein alter Herr hier, der ist ein bisschen... sauer."

"Kaum 40 und noch immer aufmüpfig wie ein junger Spund! Furchtbar! Ich sehe doch, dass ihr an dem Buch gewesen seid!"

Das kleine Mädchen nähert sich und schaut sich das Buch an. "Du hast mir doch daraus vorgelesen, Onkel Sheriff."

"Ahaaa", ein dürre Finger zuckt pfeilschnell durch die Luft und landet auf der Brust des Gesetzeshüters. "Lügner!"

"Ganz ruhig, Vater. Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig. Du hast mir das Buch als Kind verboten, aber...." Er schiebt den Finger weg. "ich bin kein Kind mehr. Diesen Hokus Pokus Schmokus, dieses Gerede von Geistern und Dämonen. Das hier sind die neuen Dämonen!" er deutet auf den Monitor, auf dem der Bildschirmschoner die Top-10 aktueller Verbrecher hin- und herschaukeln lässt.

Sein Vater lächelt humorlos. "Glaubst du wirklich, dass das nur ein Buch für Erwachsene ist, das Kinder nur nicht lesen dürfen, weil sie zu jung dazu sind. Nein, mein Junge, das hier ist nicht nur ein Buch, das hier ist eines DER Bücher. Ein Buch, nur überragt von seinem Gegenstück oben in Arkham, das die in einer Universität lagern, mit eisernen Ketten

behangen und einer verdammten Menge an magischem Kram drumherum."

"Vater, setz dich hin, trink einen Tee und beruhige dich doch. Es kann schon sein, dass ich ein paar Sachen daraus vorgelesen habe, aber es war wirklich nichts Schlimmes dabei."

"Nichts schlimmes? Was hast du gelesen, schnell!" die Gesichtsfarbe des alten Mannes verfärbt sich ins leichte violett.

Der Sheriff blättert durch die Seiten. "Das Meiste war auf lateinisch, das kann eh kein Mensch mehr, aber das hier....."

"Ganz toll, mein Junge", meint sein Vater, während er auf die Zeichen blickt. "Du hast heute Nacht einen echten Dämonen befreit. Grins nicht so, als wäre ich ein alter Idiot. Damals sind deine Großeltern fast wegen ihm gestorben."

"Oh Gott, die alte Geschichte mit dem Geistercowboy. Ich habe ihn nie gefunden."

"Du hältst dich auch von der Jamed-Mine fern, gut so."

"Opa, erzähl mir doch die Geschichte, ich kann nicht mehr schlafen." Die Kleine ist ziemlich aufdringlich und erinnert in an... "Cherry? Was ist passiert?" fragt der Alte.

"Sie wurde entführt, wie alle Stripperinnen und daher... hab ich einfach die Kleine erstmal bei mir aufgenommen. Und ihr Vater ist auch verschwunden."

Das Mädchen nickt. "Böse Männer in Huuubschraubeern." Sie schluchzt.

"Und nun?" fragt der Sheriff. "Du hast tatsächlich das Buch gelesen, die Stelle mit dem Cowboy. Ich hab es auch gelesen."

"Ich habe damals von meinen Eltern, deinen Großeltern gehört, er war ein Medizinmann, einer der Ersten, die in den Norden gegangen sind, auf die Universität. Und dort hat er das Buch gestohlen, dieses Buch hier. Niemand hat es bemerkt, bis hier einige Leute krank geworden und gestorben sind. Es waren keine guten Menschen, aber es waren Menschen und irgendwann kam jemand auf die Idee, den Medizinmann dafür verantwortlich zu machen. Sie haben ihn gefangen und aufgeknüpft. Das Buch hat man aber nie gefunden. Denn das hatte sein Sohn. Ja, sein heimlicher Sohn, genauso krank im Kopf wie sein alter Herr, aber nicht so süchtig nach Aufmerksamkeit. Er wollte nur Rache. Er hat sich als Gesetzeshüter einstellen lassen, als Regulator für die großen Ranger hier in der Nähe. Er war sehr hellhäutig gewesen, man hat ihn für einen von ihnen gehalten. Naja, irgendwann kam dann die Armee vorbei, wollte irgendwas in Mexiko. Und dann ist er völlig ausgetickt, niemand weiß, warum. Und am Ende waren alle tot, er verschwunden und meine Eltern, deine Großeltern, Junge, haben das Buch gefunden und aufbewahrt."

"Das ist richtig, alter Mann" sagt eine Stimme von der Türe her. Leises Motorengeräusch strömt langsam in das Gebäude. Die dunkle Öffnung eines Pistolenlaufs ragt auf drei entgeisterte Gesichter. "Ich wollte schon immer das Buch sehen. Ihr Freund wird also bald kommen? Schön. Wir warten hier."

Berlin: Die (un)Möglichkeit einer Madeleine

Mo, 21 Feb 2011 17:02:13, Lyka, [category: berlineritis, post_tag: berlineritis]

Wo beginnt es und wo endet es? Es beginnt, wie meistens, über die Inspiration, gute und ungesunde Nahrung herzustellen. Es beginnt noch mehr bei dem Gedanken an Marcel Proust und an den Film „Der Transporter". Und es endet mit einer Geschichte.

Man muss nicht fragen, was der Zusammenhang zwischen beiden ist, wenn man nicht will. Doch dir, verehrter Leser aus dem 21. Jahrhundert, drücke ich gerne diese unglaublich wichtige C-Information aufs Auge. Die C-Information ist der C-Promi unter den Informationen. Nur so am Rande.

Es begab sich also zu jener Zeit, oder besser, es war einmal in einer kalten Spätwinternacht, da ich, schon wieder, den Film „Der Transporter" im heimischen Fernsehgerät anschaute. Warum? Ich liebe diesen Film. Und nicht wegen der großartigen Action-Szenen, sondern eher wegen jener wenigen friedvollen Szenen. Eine dieser Szenen ist so göttlich, dass ich sie mit Worten kaum beschreiben kann. Nur so: Es geht um Madeleines.

Marcel Proust beschrieb vor langen Jahrzehnten mit vielen Worten eine geniale Rückblende in seine Kindheit, während er an einer Madeleine knabberte. Da ich die Franzosen kulinarisch und prosaisch überaus bewundere, musste ich mich irgendwann einmal dazu bringen, dieses sanfte, wunderbar frische Stück Süßwerk zu haben. Ich musste es haben!

Natürlich kann man in den Laden gehen und die eingeschweißte Industrievariante für 99 ct/200g kaufen. Nur: das war nicht

echt. Das war nicht echt genug für das Wolfgang Amadeus Mozarts Klarinettenkonzert KV 622 („Bam, in your Face"), das der Transporter in der Tiefgarage im Intro des Films spielt.

In meinem Supermarkt kaufte ich heute daher Mehl, da ich mein letztes Mehl für wahnsinnige Hefeteig-Experimente genutzt hatte. Butter, tiefgekühlt, Zucker, daheim.

Also machte ich mich auf den Weg, das Wichtigste zu kaufen. Eine Form, eine originale Madeleine-Form, die kleine ekstatische muschelförmige Kuchen produzieren sollte. Ich war bereit, Geld auszugeben. In jener Hinsicht bin ich, wie ein anderer Kollege mir und von sich selbst auch sagte: exzessiv.

Ich ging zuerst in einen Ein-Euro-Laden. Der Erfolg war sehr mangelhaft, dafür hatte ich nun endlich wieder einen Schneebesen und einen Silikon-Ausschaber für die Rührschüssel. Im großen Drogerie-und-alles-Andere-Laden wurde ich dann von der Auswahl angezogen, aber auch nach mehr-minütigem Suchen fand ich nur Springformen für normale Kuchen und (was mir auch noch später zu oft vor die Augen kommen sollte:) Muffins & Cupcakes. Der nächste Billigladen stand an und wieder ging ich hinaus. Leichter Ärger machte sich breit, noch immer im Hintergrund. Mein Optimismus schien sich nicht bremsen zu lassen.

Der Laden, welcher sich an die Handwerker und an Menschen, die Koch- und Backgerätschaften wandte hatte beträchtlich mehr Auswahl. Langsam begann mein Unterkiefer zu knirschen, denn auch hier: Torten/Kuchenformen. Ich ging auf den Knien, um auch die niedrigsten Regionen der Regale zu durchsuchen. Der Erfolg war null. Dafür gab es (wie großartig!) Weihnachtskuchen-Formen. Genial. Absolut sinnlos. Aber dafür günstiger.

Ich stampfte hinaus und gleich hinein ins Karstadt. Ich begann, leise mit mir selbst zu reden und besprach die Möglichkeit, meine ersten 3 Kinder der Person zu weihen, die mir helfen würde. Oder ich würde meine Kinder Karstadt 1-3 nennen.

Langsam kannte ich die Auswahl an Förmchen und ihre Hersteller und Preise auswendig. Wunderschöne Backgerätschaften leuchteten vor mir auf und verschwanden, sobald ich laut aufschrie. Im Hintergrund hörte ich nur eine Frau, die mit einer Familie diskutierte, dass der Preis des Topf-Sets bereits „inklusive des Abzugs von 10 %" war und nicht „noch einmal weniger kostet."

Ich achtete peinlich darauf, nichts zu berühren, was für jeden Menschen mit Rucksack in einer Geschirr-Abteilung eine der wichtigsten Überlebensregeln ist.

Ich entschloss mich nun, langsam am Ende meiner emotionalen Kraft und Rücken-Weh (wieso sind die Regale denn so niedrig?!) noch einen letzten Anlauf zu versuchen und langsam bröckelte mein Entschluss, nur Madeleines aus einer Madeleine-Form zu essen oder es ganz zu lassen.

Sagen wir es so: Vergessen kam nicht in Frage, so dass ich nun nur noch durch sämtliche Drogerien, Spaßläden, die zu 100% Kitsch verkaufen, Buchläden mit Kochbüchern und natürlich auch welche mit Backblech oder erneut „MUFFINBACKFORMEN" und sogar „PRALINENBASTELFORMEN!" im Angebot hatten.

Schmerzhaft sah ich ein, dass es in meiner Gegend keine Madeleine-Formen gibt, sei es aus Angst, dass keiner mehr „MUFFINS!" zu sich nimmt oder Furcht vor französischen Einflüssen und kaufte, Schreck-und-Graus eine Packung „MUFFIN!!!"-Papierformen. Die müsste ich nicht ewig aufheben, die wären weg, wenn ich sie benutzt hätte.

Sowohl mein Unterbewusstsein als auch das Schicksal begannen mich zu hassen, denn ich benötigte noch Milch, Aroma und Eier. Eine gefühlte Ewigkeit schwankte ich durch einen Supermarkt, nur um die Eier nicht zu finden. Und das Aroma war natürlich von einem riesigen Wagen von Pappkartons zugestellt und während ich mich durch diesen quälte, bereits der erste Rentner seinen mit 3 Gurken und Leichtkonfitüre Wagen mir in die Waden schob. Ich war zu erschöpft, um ihn an die DDR zu erinnern, was auch unklug gewesen wäre, da ich in Westberlin lebe. Eier fand ich keine. Ernsthaft, es gab keine. Im Hintergrund beschwerte sich noch eine Frau, dass es nur noch dioxinhaltige Eier gäbe, worauf ich meinte, dass das mir scheiß-egal sei und dass sie mit dem Aussehen einer botoxsüchtigen Mumie eh keine Chance mehr bei Männern hätte. Vermutlich war meine Eskalation auch nur in meinen Gedanken vorhanden, denn niemand schlug mich.

Eier kaufte ich dann im Lidl.

Und während ich vor 10 Minuten die perfekt vorbereiteten muffinförmigen Madeleines aus dem Ofen holte und bei einigen den mit dem Papierförmchen verschmolzenen Brandteig abschneide und entsorge, weiß ich, warum es keine Madeleine im Laden zu kaufen gibt. Es ist die Sehnsucht nach negativer Erfahrung, die potentielle Möglichkeit, zu jammern und klein beizugeben.

F.U.

Ich bestell mir jetzt eine Form im Internet.

PS: die Pseudo-Madeleines sind dennoch grandios und auch wenn beim nächsten Mal die Sache zu 100% perfekt gelingt, der heutige Tag wird auf ewig „Die Suche nach der verlorenen Dekadenz" gewidmet sein

Berlin – Introspektive, eine Verneigung

Di, 22 Feb 2011 23:02:14, Lyka, [category: berlineritis, post_tag: berlineritis]

Epilog: Vermutlich höre ich zuviel Bowie...ich widme diesen Text Mr. Bowie und Mr. Iggy Pop.

Text: Berlin – Introspektive, eine Verneigung

Berlin... dickes B an der Spree*, menschenfressender, Kreativität-auspressender Moloch im mittelnördlichen Osten des Landes. Oh, wie verzweifle ich an dir, wie belauere ich dich und deine Einwohner, die knarzigen Großmütter an den Ubahnstationen und an den Pennymarkt-Kassen. Wie weiche ich deinen Straßenbahnhaltestellen aus, wohl wissend, dass sie mich verfolgen werden, wo auch immer ich gewesen bin.

Und wenn der Schnee schmilzt und die Exkremente von Hunden zum Himmel stinken, Überbleibsel angeleinter Mischwesen aus Fleisch und Fastfood-Fett der letzten Monate... das Kopfschütteln vor dem Verteiler ausgenudelter Versprechen "Spenden Sie. Kaufen Sie. Bleiben Sie. Konsumieren Sie.", dem Wegschauen vor immer dem gleichen Straßenmusikanten, das Lauterstellen der Musik vor derselben Ray-Charles-Verachtung in der Ubahn, immer das gleiche Lied immer der gleichen Leute mit einem pfenniggefüllten Pappbecher. Klingelnde Fahrradfahrer, fluchende Jogger morgens um 7 Uhr... doch da, ein Geschäft, frisch eröffnet, nur einem oder zweier Bilder gewidmet und einer jungen Klientel, die mit einem Kofferradio und Plastik-Sekt-Gläser Kunstlosigkeit provozieren, hier in dieser Stadt.

Bitte, seht es, wie es war, und wie es ist... nur im Chaos kann Kunst erschaffen werden und davon bietet Berlin soviel. Soviel an auseinanderzufriemelnden Schnappschüssen, akustisch-visuellen Verwirrungen, soviel an Bewegung, positive und negative Emotionen, die Eisdecke vor einer winzigen Kneipe, krachend niederfallen und im Vorbeifliegen meta-kubanischen Elektro-Pop im Schelllack-Rauschen ertragen darf, Prominente, die in der Umgebung einen drittklassigen Film drehen... eine Schlacht vor der Goldelse mit Ninjas und CGI-Blut, eine Curry-Wurst vor dem KDW, was im Film "Ninja Assassin" süchtig macht, nach noch mehr von Berlin, dem dicken B und dann das wichtigste: Bowie war hier, Iggy war hier, Peaches ist hier, die 70er, 80er schweben hier in der Luft, die industrielle Härte des einer noch immer vibrierenden, trennenden Mauer.

Auch wenn viel Weichzeichner manche Gegend überspannt wie ein Bettlaken, auch wenn man lieber zum Sony-Center fährt, wenn man lieber hip ist als trashig, auch wenn die Kneipe auf einmal den Preis verdoppelt haben mag, die Geschäfte, die man schon ewig, also 3 Monate kennt, bereits von einer neuen Spielhalle ersetzt wurde, so bedeutet dies lediglich, dass es keinen Stillstand, keine Apathie gibt, sondern nur Lücken, die vom überlebenssüchtigen, schaffenden, natürlich auch monetären Geist gefüllt werden müssen: Die Natur kennt kein Nichts. Sie kennt wildes Leben.

Stürzen wir uns hinein: Seien wir dankbar, seien wir chaotisch, seien wir kreativ.

* aus dem Lied "Dickes B" von Seeed

Black Metal Cowboy – Tote hören keinen Techno – Kapitel 8

Do, 24 Feb 2011 23:55:42, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Die Gemeinschaft

Sigmund tritt vorsichtig vor die Türe seiner Unterkunft. Bemüht, keinen Laut zu fabrizieren, huscht er, einem bizarr-leuchtenden Schatten gleich, über die Brüstung, in die Hecke. Hier keucht er kurz, bevor er sich mit Anlauf dem Baum nähert, an dessen grober Rinde er die Griffmöglichkeiten im Schlaf benennen könnte. Sanft schweben einige Blätter zu Boden. Sigmund betrachtet sein Umfeld aufmerksam. Er kennt das Lager bereits auswendig, doch fühlt er seit wenigen Augenblicken wieder das Stechen in seiner Brust.

„Panik ist der Feind. Angst ist der Teufel. Zorn ist die alles vernichtende Waffe unserer Feinde.“ Starke, überzeugende Worte, in Demut leise wiederholt, die heute, nur heute, nicht den inneren Frieden schaffen.

Sigmunds Körper verkrampft sich und er beginnt, hin und her zu schaukeln. Ähnlich wie die Flucht vor einem unsichtbaren Feind schießen Gedanken durch seinen jungenhaften Geist, schweifen seine Augen über die wenigen Häuser in seiner Umgebung, fühlen sich seine Hände an wie Eis.

Augenblicke darauf hat er sich beruhigt und seine Neugier siegt erneut über die Wünsche des „Vaters." Wohlklingende Töne streifen durch die warme Nacht. Er fühlt sich nun wieder sicher. Mit einem Satz ist er in der Luft und landet auf dem Dach. Die Lichtkegel unterhalb der Wachtürme bewegen sich mit berechneter Eleganz, abstrakte Gleichungen zeichnen Bilder von verwirrender Schönheit auf den staubigen Boden. Sigmund fühlt sich gut, denn er kennt die Pfade des all zu bedrohlichen Lichtes.

Mit der Grazie des Tänzers und dem Willen des Kriegers gesegnet, schwebt er förmlich durch die Schatten. Selbst mit geschlossenen Augen ist der Weg zum „Zelt der Bekehrung" ein Kinderspiel und ein Kind ist er wirklich nicht mehr. Aufgeregt schiebt er ein Stück Plane zur Seite und schaut ins Innere.

Die Neuankömmlinge erinnern ihn stets an Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden. Auch jetzt starren sie auf den Boden vor sich, keiner hebt die Augen. Sigmund beginnt sich schon nach Augenblicken zu langweilen. Doch dann kommt Bewegung in die Gruppe. Eine Frau wird von der Hand eines der Gemeindemitglieder gepackt. Er kennt diesen Menschen nicht, trägt er doch einen weißen Anzug aus feinem Stoff und hält sein Gesicht hinter einer Maske verborgen.

„Ja, Vater", sagt er und dreht sich langsam um. Im Dunkeln erscheinen die Augen seines Gegenübers noch heller als sonst. „Als könnte er die gesamte Welt überblicken", haucht er leise.

„Es ist Zeit, mein Sohn, unsere neuen Freundinnen zu begrüßen."

Stampfender Techno überlagert die aufgeregte Atmosphäre, doch geht ein fühlbares Raunen durch die immer weiter gewachsene Menschenmenge. Sigmund steht mit „Vater" auf einem Podest, jenseits des Eingangs, von recht und links strahlen farbige Laser durch die rauchgeschwängerte Luft, streichen über die Köpfe von jungen Frauen, die mit freudigen Augen kurz dem Lichtkegel folgen, bis sie endlich Sigmund erblicken. Kreischen rollt durch die weibliche Anhängerschaft, die „Vater" stets so scherzhaft als „Fanclub" bezeichnet. Sigmund lächelt. Er fühlt die Mächte in sich aufsteigen und bemerkt, wie die Hand von „Vater" ihn an der Schulter packt, liebevoll und doch bestimmt. Der Ritus beginnt. Die Musik wird lauter, beginnt sehnsüchtig an seinem Verstand zu nagen, sucht einen Weg in das Innerste seiner Seele. Da, der Punkt. Sigmund geht in die Knie, atmet exakt 3 Mal tief ein, reißt die Hand hoch und zeigt das heilige dritte Auge. Da, im Toben der Menschenmenge unter ihm, bemerkt er die Neuen, die er vor wenigen Stunden befreit hat. Befreit aus Sünde und Not, befreit von Verlangen, Zorn, Streit, Hass. Und er fühlt Liebe, eine wahnsinnige Liebe von ihnen ausgehen und diese Kraft, die sich ihm öffnet, ergießt sich in seinen Geist und dann geschieht ein Wunder, das Wunder, welches ihn seit jenen Tagen in seiner Kindheit mehr als alles andere fasziniert. Knackend öffnet sich das Auge auf seiner Stirn und ein Fluss aus weißer Energie schießt hinaus in die Welt, verwandelt Zeit und Raum in einen tosenden Ozean, in dem seine Existenz und die Leben aller um ihn herum versinkt.

„Vater" sieht dem Ereignis immer wieder gerne zu und auch diesmal fühlt er sich sehr von den jungen Menschen vor ihm angesprochen. Er nickt, als er der Frau mit der Tätowierung anschaut. Sie gefällt ihm mehr als die anderen. Er wird wohl einmal mit ihr privat reden müssen.

Die Hand seines Ziehsohns beginnt zu zucken, verkrampft schmerzhaft in der seinen. Er schaut hin, erschrickt, als er die verzerrten Gesichtszüge Sigmunds erblickt. Die Musik versinkt im Hintergrund, denn seine Stimme bohrt sich direkt in seinen Kopf. „Der Cowboy ist auf dem Weg."

Black Metal Cowboy - Tote hören keinen Techno - Kapitel 9

So, 27 Feb 2011 00:20:21, Lyka, [category: black-metal-cowboy]

Kapitel 9 - Vereinigte Hipster Universeller Individualität

"Das Buch, bitteee schön." die Stimme hinter der Waffe klingt einschmeichelnd, doch gefährlich.

Sheriff Lester M. Wintersorrow greift zu seinem Gürtel, beginnt jedoch in der Bewegung zu vermuten, dass die Waffe dort ist, wo er Sie hingelegt hat: im oberen Stockwerk. Sein junger Gast hebt die Hände, sein Vater bleibt unberührt.

"Ich frage Sie gerne erneut, da Sie mich gegebenenfalls nicht korrekt gehört haben. Ich möchte gerne das Buch haben, welches vor Ihnen liegt."

Der Alte spuckt aus, der Tropfen Speichel bleibt an seiner Lippe hängen und gleitet sanft über das Kinn auf seinen

wüstensandverdreckten Anzug. "Wer will das Buch?"

"Ich, oder besser gesagt, viele einzelne Persönlichkeiten, die sich zu einer individuellen Gemeinschaft zusammengefunden haben. Kommt rein, Jungs."

In arhythmischem Stampfen drängt sich eine Schar höchst grotesker Männer und Frauen durch die niedrig scheinende Tür. Kaum sind die Leute drin, stellen sie sich ohne einen vernünftigen Zusammenhalt hier und da, an einer Säule, an einer Wand, auch mitten im Raum hin und bewegen Ihre Köpfe sorgfältig nuanciert in einem unsichtbaren Tanz.

"Das hier," sagt die Stimme mit der Pistole wieder, "sind die 'Vereinigten Hipster Universeller Individualität' und mein Ich..." er tritt in den Raum und einer Beschreibung dieses Menschen möchte ich nicht vorenthalten, denn es erscheint, für alle Anwesenden eine furchtbare Erfahrung, der Hipsterigste, eine Bezeichnung, so neu, dass noch nicht einmal das "Kollegium des schlechten Geschmacks" es in sein "Jahrbuch des Grauens" geschrieben hatte.

Immerhin trägt der schmale Mann Hosen, doch was für einige Jahre Vintage war, hat sich bei ihm in eine Jeansstofffiligranität verwandelt, dass man sich nicht entscheiden kann, ob sich hier der Begriff "bleached" auf die wenigen Quadrat-Millimeter seines ökologisch zubereitetem Zellstoff-Beinkleid mit Rest-Blau oder auf seine rasierten Waden bezieht. Er kleidet sich weiterhin in eine Art Retro-Shirt mit losen Knöpfen an unterschiedlichsten Stellen, einem Schal aus lila Stofffetzen, die frappierend an einen mit Füllertinte bemalten Jutesack erinnert und eine Jacke darüber, eine Art Military-Anime-Mixtur, von der einem bei längerem Hinsehen schlecht werden muss.

Auf dem Kopf ruht eine Mütze mit Flaumfeder und mehreren Pins, geschmückt mit nicht mehr zu erkennenden Musikgruppen voller abgekratzter Flecken, darunter kurz geschnittene Haare im klassischen 1951er Look, eine John-Lennon-Brille in Komplementärfarben rot und blau und, als könne es nicht schlimmer kommen, Dreitagebart mit angedeutetem Oberlippenbärtchen und handgedrehte Zigarette im Mund.

"Ich bin Matthew. Sie können mich auch Matt nennen, ganz wie es Ihnen beliebt." Er schwenkt seine Waffe hin und her. "Und nun, das Buch?"

Einer seiner Begleiter schlendert heran, betrachtet die Schrift aufmerksam. "Es scheint, es ist dieses Objekt, Freund." Die Zigarette im Mund Matts zuckt. Er tritt näher. "Huch, das ist ja schwer."

"Es ist auch alt, du Vollpfosten." meint der Alte. Matt lächelt unglücklich. "Vollpfosten ist doch keine Beleidigung, alter Mann. Konservativ, das ist eine Beleidigung. Oder alt, das ist eine noch schlimmere Beleidigung. Oder..." er atmet wieder ein, verschluckte sich dann am Rauch. Seine Zigarette brennt nicht. Vermutlich ein psychologisches Problem.

"Verzeihen Sie, ich habe mich noch nicht an das elektronische Pendant des ausrangierten tabakgefüllten Spasshalms gewöhnt." Matt kichert. "So, das ist also das Buch. Ich habe bereits davon gelesen. Die Arkham-Post vom 23.02 irgendeines Jahrgangs, verschwunden vor über 100 Jahren. Eine lange Zeit, nicht wahr? Ich vergesse jedoch nichts. Ich habe Internet." Er schnippt imaginäre Asche von seiner Jacke.

"Was wollen Sie hier?" fragt Sheriff Lester M. Wintersorrow .

"Oh, nur das Buch. Sagen Sie mal, bekommen Sie nichts mit?"

"Aber wieso?"

"Sie haben einen mächtigen Dämonen erweckt. Wir sind nur hier, um ihn entsprechend zu steuern und ein bisschen... anzupassen."

"Wie meinen Sie das?"

"Nun, in gewissen Kreisen des Internets nennt man ihn den 'Black Metal Cowboy'. Black Metal ist jedoch nur noch kindisch. Und die Bands, diese ganzen Bands, die sind doch nur noch kommerziell. Die bringen ein paar Alben raus, ein zwei eingängige Riffs, kein Schwein hört das und dann holen sie sich nen Produzenten und dann hörens die Leute im Radio. Und dann kommt jemand, schreibt ein Buch über diese ganze Sache und dann will sie wirklich jeder hören und sehen und dann ist es nicht mehr... wie sage ich "TRUE" oder "HIPSTERMÄSSIG!""

"Und was kümmert mich das?"

"Dasselbe gabs mit Techno. Und mit Metal und mit der guten Musik. Und wir werden ein Zeichen setzen. Wir werden den Cowboy zu einem intellektuellen Messias des Nonkonformismus aufpowern, wir werden ihn zum absoluten Underground-Star machen, der die Menschheit von all den Kopien, all den kapitalistischen Geldverdienbands befreit. Und er wird der Held eines jeden Individuums werden. Er wird kein Black Metal Cowboy mehr sein. Er wird der Hipster-Messias sein."

"Glauben Sie wirklich, was Sie da reden?"

"Natürlich. Sonst wäre ich nicht hier, sondern würde noch immer auf der Uni sein."

"Student? Sie sehen allerdings aus wie einer dieser Typen. Sie sind einer dieser Spaßstudenten"

"Nicht mehr als jeder andere in meinem Kurs. Ich bin im 13. Semester Student der Anthroposophie. Ich weiß, wie Sie ticken, ich weiß, wie alle ticken. Deshalb wurde die 'Vereinigten Hipster Universeller Individualität" gegründet. Unabhängig davon."

Matt saugt an seiner Unterlippe. Sie scheint gepierced zu sein, aber so ganz sicher kann man sich nicht sein. "Und nun, kommen Sie mit, Sie werden mich, wie alle anderen auch, begleiten."

"Wohin?"

"Wohin? Wohin sind Ihre Freunde gebracht worden, wissen Sie das oder stehen auch Sie unter seinem Einfluss."

"Wessen?"

Matt atmet aus, dann wieder ein. Schweigen. "Natürlich kommen Sie mit zur Gemeinschaft der weißen Universalen Musik. Geleitet vom 'Vater', unserem schlimmsten Feind, neben Umweltzerstörung und Thunfisch in Dosen. Kommen Sie, dann sehen Sie die letzte große Herausforderung für den neuen Hipster-Cowboy: Sigmund, den Techno-Ninja."

Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno – Kapitel 10

Mo, 28 Feb 2011 14:22:58, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Kapitel 10 – Durch die Nacht

„Siehst du, wie er da reitet?“ fragt Matt und deutet hinaus in die Nacht. Sheriff Wintersorrow starrt in die Dunkelheit. „Du bildest dir was ein, Junge.“ Matt schüttelt den Kopf, grinst. „Metaphysisch gesehen hast du recht, alter Mann. 'Er' bedeutet eine Person mit männlichen Attributen. Ich würde je 'ES' dazu sagen, aber wir sind nicht in einem Stephen King Roman, auch wenn das Ding dazu passen würde.“ Er lehnt sich zurück und tupft sich mit einem Stück Zellstoff den Schweiss von der Stirn. „Es ist sehr warm bei euch hier draußen. Daheim, im Big Apple, ist es angenehmer. Wir könnt ihr hier draußen nur überleben?“

Der Alte richtet seinen Blick auf den Hipster. „Wir tragen keine bescheuerten Klamotten hier draußen. Wir leben mit der Natur, nicht gegen die Natur und was da draußen unterwegs ist, ist eindeutig gegen jede Natur.“

Matt kichert. Er beugt sich vom Hintersitz nach vorn, tippt dem Fahrer auf die Schulter. „Mach mal Musik an.“ Atmosphärisches Rauschen dringt durch das nur von den Bordinstrumenten beleuchtete Innere des Wagens. „Ah, Dark Ambient. Post-Ambient. Kennen Sie „Metal Machine Music“ von Mr. Lou Reed. Noise Rock. Anti-Mainstream-Pop-Musik.“

„Mister?“ fragt die Kleine, die zwischen ihm und dem Alten eingequetscht ist, sich sichtbar unwohl fühlt, „warum reden Sie soviel? Mein Papa sagt immer, wer viel redet, hat viel Angst.“

„Angst? Wovor denn? Vor dem Ding da draußen? Wir haben Kontrolle darüber. Vor dem Technoninja? Ein schwacher Jugendlicher, der auf japanische Ninja-Sachen steht und der mit seiner Zirbeldrüse lustige Dinge anstellen kann.“

Er verdreht die Augen. „Übrigens, die Leute in ihrem Dorf sehen noch immer aus wie Zombies. Hoffen Sie mal, dass die Wüstenhunde oder was auch immer hier rumrennt, sie nicht anknabbert.“ Matt lacht auf und versinkt in kurzzeitige Kontemplation. „Keine Sorge, wir finden die Leute und lassen sie frei, vielleicht jedenfalls. Eigentlich haben sie es nicht verdient. Sie sind schwach. Sie sind nur ein Schwarmwesen, ein Mob, ohne Vernunft. Deshalb hat man sie gefangen nehmen können.“

„Woher wissen Sie das alles?“ fragt Sheriff Wintersorrow. „Ich habe einen geheimen Kontakt im Lager. Irgendein Wächter, der keine Lust mehr hat, sich den täglichen Predigten von 'Papa', äh, 'Vater' auszusetzen.“

„Und wenn die Leute Ihnen nicht folgen wollen, wenn alles vorbei ist?“

„Folgen? Individuen folgen doch nicht. Und wenn ein paar draufgehen... nun...“ er verstummt. „Ist auch gut... immerhin ist es ja so:“ sein grelles Lachen wirkt wie ein Schock in diesem meditativen Rauschen der Nacht: „Tote, nun ja, Tote spielen keinen Techno.“

Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno – Kapitel 11

Mi, 02 Mrz 2011 21:26:39, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Kapitel 11 – Überraschung!

murmelt der Alte, als der Rauch sich verzogen hat und einen etwas besseren Blick erlaubt. "Schau", sagt er und zeigt auf das Lager der Gemeinschaft, in dem dutzende Personen, winzigen Lichtern gleich durch die Gegend eilen, vorbei an Gebäuden, die an alte "Beetle Baily"-Comics erinnern. Gelächter unzähliger Kehlen tröpfelt langsam durch die Nacht. "Eine Falle", flüstert Sheriff Wintersorrow. Sein Vater nickt. "Du wusstest es?" "Nein, aber diese Typen waren doch..."

Niemand sagt etwas. "Was wird mit dem Cowboy-Mann?" Sheriff Wintersorrow bückt sich, nimmt das Kind in die Arme und schweigt. "Sollen wir ewig warten? Die haben Mama. Und der komische Mann da, der war auch lustig." Sie deutet auf das Lager.

"Überwältigt. Das sind einfach zu viele und sie haben auch noch das Buch."

Sein Vater schweigt wieder. Er hat wenig gesprochen, seit sie aus dem Auto geworfen wurden. Ein Befehl, hinausgezerrt in die Finsternis. "Ihr seid uns im Weg." hatte Matt gesagt und freudlos gelächelt. Dann waren sie, nur mit Abblendlicht weitergefahren, ein paar dutzend Meter vor dem Gelände zum Stehen gekommen. "An einer Stelle haben sie eine Lücke in ihrer Überwachung. Mein Kontakt hat mir einen Plan geschickt."

Eine Wand aus Licht hatte sich heulend in den Himmel gebohrt. Grelle Blitze, Sirenen und Geschrei, überall. Eine Menschenmenge hatte sich in Windeseile um die Angreifer versammelt, eingeschlossen, überwältigt. Mehr war nicht zu sehen. Jubel hatte sich augenblicklich aufgebäumt, war langsam wieder versiegt. Sie hatten das Buch. Sheriff Wintersorrow wusste es einfach. Ein Gefühl bohrte sich durch seine Eingeweide: eine Falle, um das Buch zu bekommen.Mehr war es nicht gewesen. Diese Hipster glaubten einfach alles, was sie glauben wollten. Das Buch... war weg.

"Das Buch..."

"ist weg, Vater."

"...ist nicht wirklich wichtig, Sohn."

"Wie?"

"Nichts. Wir machen uns auf den Weg und erwarten..." er lächelte finster " und erwarten das Schicksal."

"Vater, deine Sprüche machen mir Sorgen." er kratzt sich am Kopf und setzt seinen Hut auf.

"Opa, woher kennst du den Cowboy-Mann?"

Der Alte lächelt ihr zu. "Soll ich dir mal eine Geschichte erzählen?" Die Kleine klatscht in die Hände. "Ja, eine Geschichte und dann befreien wir unsere Freunde!"

Black Metal Cowboy - Tote spielen keinen Techno - Kapitel 12

Di, 08 Mrz 2011 00:08:38, Lyka, [post_tag: black, category: black-metal-cowboy, post_tag: cowboy, post_tag: metal]

Kapitel 12 - Finale und Epilog

Die Klingen schneiden unter dem Klirren einer gesprungenen Saite durch die Dämmerung. Der Cowboy hält gegen, seine Gitarre prallt funkensprühend gegen, die Schwerter seines Gegners. Eine Gruppe von weissgekleideten Menschen hat eine Arena gebildet und singt leise. Das Summen ihrer Stimmen versetzt den Bereich in eine sonderbare Schwingung. Der Cowboy wirkt geschwächt, ritt er doch vor einer halben Stunde in das Camp, bereit, dem vorgezeichneten Pfad zu folgen. Er folgte dem Buch und dem Befehl.

Mabuse lachte, als die Gestalt nahte, abstieg. Er trat vor die Türe seiner Baracke, die beiden Bücher in den Armen, die verzerrten Bilder einstiger Gesichter dem erwachten Toten zugewandt. "Dein letzter Gegner, mein Junge."

Sigmund starrte auf das bleiche Wesen. Er nickte. Schweiß tropfte von seiner Stirn. Seine Augen juckten.

Dann ging alles Schlag auf Schlag. Den ersten Hieben wich der Cowboy aus, eine Art träumerische Eleganz bewegte ihn. Er zeigte die Haltung einer Marionette, an unsichtbaren Fäden geführt, um Verderben zu säen.

Ein Doppelstich trieb ihn zurück. Verwundert blickte er nach unten, als schwarze Reste einer ehemals lebenden Masse aus seinem Leib zu ragen begannen. Schwindel überfiel ihn und erkannte seit all den Jahren das erste Mal wieder das Gefühl von Angst. Aber warum?

Der Platz füllte sich, immer mehr Menschen liefen in einer mathematisch bizarren Form auf den Platz um die beiden Kämpfer, jede einzelne Person mit leuchtenden Augen und einem Lied auf den Lippen. Furchtbare Krämpfe befielen ihn, Schmerz loderte auf wie ein alter Bekannter. Er sah vor seinem inneren Augen die Augen eines Kindes, blau und leuchtend, voller Tränen. Ein letzter Hieb schickte ihn zu Boden. Mabuse lachte noch immer, als er sich ihm näherte.

"Sie sind kein Gegner für meinen Krieger des Lichts. Er schwitzt noch nicht einmal"

Sigmund näherte sich. "ich habe Mitleid mit ihm." Mabuse schüttelte den Kopf. "Er ist nur ein böses Wesen. Du hast ihn besiegt. Nun vernichte ihn."

Er drehte sich um, als er hinter sich ein Knurren vernahm. Grimm, der Hund, betrachtete ihn in bodenlosen Hass. "Dreckskӧter", meinte Mabuse, trat zu. Grimm wich aus, bellte, beobachtete seinen Feind. Dann biss er zu.

Mabuse liess die Bücher fallen und flucht laut. Er warf mit den Büchern auf das Tier, bemerkte es und sprang hinterher. Beide krachten auf den Boden, Dreck stieg auf. Er griff danach, schrie auf. Im sich verziehenden Staub erkannte er das Gesicht eines fremden, wettergegerbten Mannes, der zornig den Kopf schüttelte. "Die sollen mal das unter sich selbst ausmachen." sagte Sheriff Lester Wintersorrow.

Die Gestalt des Cowboys rührte sich wieder. Er stand auf und beugte sich über die Gitarre, hob sie auf. Der junge Mann ihm gegenüber spuckte in den Sand. "Ich brauche keine Hilfe, um das Böse zu besiegen. Ich bin auserwählt."

Immer wieder und wieder zucken die Klingen durch die Luft, ein Hauch von Dämmerung schwebt durch die Finsternis. Gesänge werden leiser, verstummen. Jemand schreit. Panik materialisiert sich in den Gesichtern der Gruppe. Sie drehen sich um, geraten aneinander, kreischen sich an. Sie laufen in den beginnenden Tag.

Die Hiebe des Techno-Ninja werden schwächer, unkonzentrierten Schläge landen auf dem Hals der Gitarre, rutschen ab, verhaken sich. Er keucht. Sein Stirnband hat bereits den Geist aufgegeben, liegt im Dreck. Die Mutation, die einen direkten Zugang seiner Zirbeldrüse zu seinem ausgeprägten dritten Auge bietet, hat aufgegeben.

Zuviel Energie saugt die schwarze Gestalt aus dem einstigen Lichtbringer. "Nein",

brüllt Mabuse, als der Cowboy sein Gesicht abnimmt. Atom für Atom löst sich der Ninja auf, gleich einem verqueren Puzzle. Ein Schrei, dann wird der nachtgleiche See im Gesicht des Cowboys wieder still. Er wendet sich Mabuse zu, zerrt ihn nach oben und verfährt gleich.

Er zeigt auf den Sheriff, der panisch zurückweicht.

"Nein", eine leise Stimme durchbricht das verängstigende Szenario. Der Alte nähert sich. Der Cowboy erstarrt in seiner Bewegung. "Nein", sagt der Alte wieder. "Nimm mich und lass sie gehen."

"Vater, wieso tust du das?"

Der Alte dreht sich um. "Weil er dein Großvater ist, mein Sohn. Wir sind von seinem Blut. Und er hat dies alles nur getan, damit er das Buch bekommen kann, damit er endlich frei wird. Ich habe damals, vor all den Jahren seinen Körper in Stein gebannt, damit er keinem mehr wehtun konnte. Ich, ich kleines Kind, kaum des Lesens fähig, habe ihn in die Finsternis verbannt. Ich muss die Verantwortung übernehmen."

Er hebt vor dem fassungslosen Blick seines Sohnes die Bücher auf und hält sie seinem Vater vor das nachtschwarze "Gesicht". Ein Schrei und er ist verschwunden. Ein Zucken durchläuft die Glieder des dunklen Mannes. Knochen knacken, das Zwitschern von Gelenken, die sich in Staub verwandeln, dann hört man nichts mehr.

Die Kleine tritt aus der Dunkelheit hervor. Sie wirkt verängstigt, Sheriff Lester Wintersorrow hofft, dass das Mädchen keinen psychologischen Knacks mitgenommen hat. Der Schock sitzt auch in seinen Verstand. Das Mädchen packt seine Hand. "Suchen wir jetzt Mutti?" fragt Sie und schaut ihn an. Er nickt. "Ja, wir suchen deine Mutti." Die Sonne geht auf. Der Wind wird alles wegwehen, wenn er genug Zeit dazu hat.

Epilog

Eine Gestalt fällt kreischend durch Wolken, schlägt dumpf auf. Der Boden ist weich wie Gummi oder, schlimmer noch, Fleisch. Augen betrachten ihn, menschliche und andere. "Du bist neu hier?" fragt eine Stimme. Er nickt. "Kannst du Kämpfen?" er nickt wieder, stützt sich auf seine Schwerter auf, die sich einige Zentimeter in den Boden gebohrt haben. "Wo sind wir?" Die Wesen um ihn herum schauen sich an, fast hört er ein Kichern. "Du bist durch das Portal gekommen. Schau mal, da kommt noch einer."

Mabuse starrt in die Runde. "Ist das die Hölle?" fragt er. Einige der Gestalten nicken, andere zucken mit den Schultern. "Nein," sagt eine Stimme. Er wirbelt herum und sieht den Alten mit den beiden Büchern in den Händen. "Nein, das hier ist nicht die Hölle. Es ist nur die Welt, die mein Vater erschaffen hat mithilfe der Bücher. Vielleicht bauen wir hier etwas neues auf, wo auch immer wir sind."

Mabuse lacht und greift Sigmund bei den Schultern. Der Fuß landet direkt auf seinem Solar Plexus. "Lass das, alter Mann. Keine Zeit zu reden." Sie nicken. Im Hintergrund hört man das Brüllen einiger Wesen, die die neuen Besucher begrüßen. Stampfend nähern sie sich. Siegmund hebt die Klingen. Er fühlt den Rhythmus durch seinen Körper gleiten. Er lächelt "Immerhin spielen sie hier Techno."

(ENDE)

Werbung

Di, 22 Mrz 2011 17:02:05, Lyka, [category: frisches]

Kreischen ertönt. Die Kamera fährt auf die aufgerissenen Finger einer alten hand. Die Fingernägel sind brüchig und spießen sich in den Holzboden.
Schnitt auf das Gesicht eines alten Mannes, die Augen verdreht, der Mund halboffen mit blödsinnigem Grinsen. Sabber fließt zwischen den brüchigen Zahnwinkeln auf den Boden. Ein erneuter Schnitt sieht sieht den ganzen alten Mann auf dem Boden. Er zieht sich mit Knarrzen in Richtung eines nicht im Bild befindlichen objektes. Es ist ein alter ROllstuhl mit Rostspuren. Der Mann erreicht ihn, versucht sich hochzuziehen; aus dem Dunkel erscheint eine fette Krankenschwester, beugt sich hinunter und zieht dem alten Mann seinen Rollstuhl weg. Dabei lacht sie schallend.
Die Blicke des gebrochenen alten Mannes sind verletzt, die Frau schaut auf ihn hinunter und sagt: "Tja, alter Mann. Hätten Sie doch eine Privatversicherung der FlatLux abgeschlossen.", sie blickt auf die Kamera, direkt auf den Zuschauer und lächelt sanft: "Ich habe." Umblendung auf die Internetadresse von FlatLux und eine kostengünstige Telefonnummer (0900 - xxx yyy - zzz)

Ausblenden.

Bernd Fux dreht sich mit einem wissenden Lächeln zum Vorstand von FlatLux um, "Wer würde denn nicht?"

Aus der Ewigkeit

Do, 24 Mrz 2011 17:30:20, Lyka, [post_tag: ewigkeit, category: frisches, post_tag: plottwist, post_tag: weltraum]

Jeremya tastet sich vorsichtig um die Ecken seines gerade vor ihm aufgetauchten Schreibtisches herum. Winzige Staubpartikel fühlen sich durch seine Anwesenheit gestört, fliegen durch die abgestandene Luft und landeten in seiner Nase. Das donnernde Niesen fegt mit halber Schallgeschwindigkeit durch den Raum, wirft ein Echo. Er nickt. Metall überall. Sachlichkeit ersetzt stets Luxus. Fetzen von Luftballons schweben gravitationslos wie dunkle Flecken durch das trübe Licht einer beginnenden Dämmerung. Stille, nur unterbrochen vom sinnlosen Rauschen der kataraktartigen Informationsströme.

Knisternd setzt sein Fuß auf, drückt Papierklumpen zusammen, voller sinnloser Gleichungen, dahingeworfen von sich auflösender Tintenpartikel. Das Rascheln erinnert ihn an Finger, die durch Blätter streichen, an den Herbst, wann er auch immer das letzte Mal gewesen war. Gefühlte Jahreszeiten, das Sakrileg der Energieverschwendung. Genau wie zerfallende Pigmente und der Duft von Zimt, der aufsteigt, wenn man durch altes Biomaterial driftet. Nichts hält einen davon ab, Erinnerungen zu haben, doch auch hier: Energieverschwendung.

Jeremya ist sich nicht sicher, was zum Verlust des Lichts geführt hat. Protonen fallen nicht einfach aus. Licht verschwindet nicht einfach. Er tippt an die Decke, greift nach dem Streifen, aus dem bis vor wenigen Augenblicken nikotinfarbenes Licht strahlte. Nichts. Kein Licht, keine Wärme, nur Rauschen. Rauschen seines Pulsschlags, direkt im Ohr. Etwas schrammt an

seinem Oberarm vorbei. Er greift danach, mehr Reflex als bewusste Entscheidung. Nur der Fetzen eines Luftballons, dessen fahle Erscheinung ihm augenscheinlich faszinierend und furchteinflößend vorkommt.

Stimmen „Glaubst du, dass wir in die Kabine können?“ „Nein. Du weißt doch, das Fenster.“

Erinnerung. Das Zimmer dreht sich vor seinem Auge, fokussiert den glitzernden Punkt in der Wand. Einige Augenblicke später wandern seine Augen über die haarfeinen Risse im metallverstärkten Glas, folgten seine Finger den herausgebrochenen Kanten, die in einem scharfzackigen Loch enden. Dahinter ein unendlich scheinendes Nichts. Leere ohne Horizont. Lichter flackern auf, vergehen wieder, erinnern an Sandkörner, die vom Meer verschlungen werden. Lichter von tausenden Sonnen, die eine ewige Nacht durchdringen.

„Ja. Das Fenster. Ich verdränge es noch immer. Jeremyas 31 Geburtstag. Meteoriteneinschlag im Fenster. Explosive Dekompression. Ich habe ihn gemocht.“

Die Stimmen entfernen sich. Und die schattenhafte Gestalt steht noch immer am zerborstenen Fenster, starrt hinaus in Rauschen der Ewigkeit.

Musik dazu: http://www.youtube.com/watch?v=GX6siSHzJXY

Postgroove

So, 27 Mrz 2011 18:00:21, Lyka, [category: frisches, post_tag: groove, post_tag: post, post_tag: postgroove, post_tag: quantenschaum]

"Du hast da Quantenschaum in deinem Maul", sagte Kapitan Strange. Man folgte dem Gedankenblitz durch den ausgesteckten Ringfinger und fand sich zwischen hohlkörperlichen Zähnen, eingesperrt in flaches Zahnfleisch wieder.
"Du redest Schwachsinn", antwortete ihm sein treues Ross, "ich fühle nichts Entsprechendes in meinem Gesicht."
"Das ist doch nicht wichtig", teilte ihm Kapitan Strange mit, "aus meiner Position heraus", er tippte in die Luft, "ist die filigrane Struktur des Raum-Zeit-Kontiuums in deiner Fresse eindeutig nachweisbar."
"Fresse, soso", giftete die scharlachrote Gestalt und fühlte mit seiner perlmuttfarbenen Hufe nach dem zugeworfenen Duellhandschuh. Sie schüttelte die regenbogenfarbene Mähne.

"Wo hast du deinen Sattel gelassen?" fragte Kapitan Strange ernst. Er beugte sich nach unten und schaute seinem Sidekick von Kindestagen an tief in die Augen. Das war nicht leicht, wechselten diese doch ständig Ort und Farbe.
"Onkel Heisenberg hat ihn sich geliehen. Er sprach davon, Schrödingers Katze zu reiten."
"Zuviel She-Man geschaut oder was?"
Die acheckige Gestalt nickte 11dimensional. Kapitan Strange fuhr sich mit dem Daumen über die Augen. Er war müde und gelangweilt. Er hasste Pre-Dienstage. Den Begriff für den Tag nach SOnntag hatte er bereits vor Stunden vergessen.
"Und was jetzt?" deutete der Autor an und zuckte mit den Schultern. Kapitan Strange schaute aus dem Fenster und nickte.
"Du solltest mehr schreiben, mein lieber Erzfeind. Schreiben verhindert, dass du durchdrehst."

Das Dreihorn wieherte entzückt und tänzelte verwirrt umher. Kapitan Strange kicherte und begann, begeistert zu klatschen.
"Hey Hey Hey"
Der Autor schüttelte seinen Kopf und beugte sich wild über das Manuskript. Buchstaben, Wörtern gleich, kicherten ihm fröhlich zu.

"Hey, Schreiberling", sagte Kapitan Strange, "ist mein Oktopode nicht wunderbar musikalisch?"

"Nein", antwortete ihm das Schaukelpferd, "das nennt man Postgroove."

===

Inspiration: http://www.youtube.com/watch?v=mb4LlN35tfc

Allein im Weltraum

Fr, 01 Apr 2011 01:53:21, Lyka, [post_tag: allein, post_tag: dunkelheit, category: frisches, category: midnight-stories,

post_tag: weltraum]

Dunkelheit

Überall nur Dunkelheit

Und Stille

Dumpfe Stille, nicht mehr als der Hauch der Atome, die sich in der Dunkelheit vor mir verbergen. Ich. Ich kann denken. Also lebe ich. Kann ich auch fühlen?

Ohne Relation vergeht keine Zeit. Ohne Photonen kein Licht.

Langsam flackert die Realität auf und düsterdunkles Rotlicht surrt inbrünstig durch die Weiten. Ich starre aus dem Fenster, erkenne die unendliche Leere da draußen.

Kein Antrieb, der so leise arbeiten könnte. Kein Gefühl für Bewegung und doch weiß ich, das, worin ich mich befinde, zieht seine Bahnen durch den Weltraum. Der Weltraum. Einzelne Punkte streuen Lichtfetzen durch meine kleine Welt.

Sie schweigen. Ich bin nicht allein, doch die einzige Person, die nicht schläft. Blaues Rauschen umspielt die Gesichter der Schläfer, die im Halbkreis um einen unsichtbar wirkenden Ball gelegt worden sind. In ihren Kammern überwintern sie die fühlbare Unendlichkeit.

Das Donnern eines galaktischen Blitzschlags raste durch die Milchstraße, brannte sich durch Planetensysteme, machte keinen Unterschied zwischen lebendigen und toten Welten. Und nun sitzen wir wenigen, 13 Menschen, ich als einzige Person wach, in dieser Nussschale, treiben im einem scheinbaren Meer aus Quanten.

Sie nannten uns Spinner, diese Idioten, nannten die Gruppe eine Sekte, Verschwörer, Trottel, Freaks. Wir haben es ihnen gezeigt. Waren auf dem Berg, draußen in der Wildnis, als das Schiff uns herausriss, heraus aus dem brodelnden Inferno unserer apokalyptischen Heimatwelt.

Aus irgendeinem Grund bin ich erwacht und starre nun auf die Gesichter meiner Freunde. Doch was ist das? Grau und fahl erscheinen sie mir, die sie doch noch vor Stunden atmeten und lachten. Vorsichtig tippe ich einer Person ins Gesicht. Mit frostigem Knistern bricht mein Finger durch die Haut wie durch eine poröse Schale. Flüsternd fällt das Bild vor meinem Auge zusammen, hinterlässt einen grinsenden Schädel. Was ist passiert? Kalter Schweiß bricht aus. Ich wische ihn ab. Ich zittere. Ich gehe einige Schritte zurück. Ist der Raum kleiner geworden?

Tot. Sie sind tot. Was ist passiert? Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht, ich weiß es doch nicht. Fragen: Wie lang sind wir unterwegs? Wo ist das Ende dieser Reise. Das hat man nicht gesagt. Meine Stimme dringt laut durch die erzwungene Stille.

Dumpfes Hämmern, begleitet von grellen Blitzen, bricht plötzlich herein. Erneut, erneut, vertikale Streifen bilden einen Kontrast zu all der wahnsinnigen Leere und Finsternis. Dann ein Hieb. Eine Gestalt schiebt ihren Schatten durch die Öffnung, bewegt ihre Gliedmaßen in grotesker Arm und Weise und dann, dann

<Klick>

„Verdammt, hab ich dir nicht verboten, auf dem Dachboden Weltraum zu spielen? Und nun komm endlich runter, es gibt Abendbrot. Wie siehst du nur wieder aus.“

Schweigen umhüllt die einsetzende Menge an Emotionen, die ich erdulde und wie ein Sklave der Menschenjäger von Epsilon Gamma 9 finde ich mich mit meinem Schicksal ab und trotte hinaus in die feindliche Welt.

Hoffentlich gibt es Schaschlik.

Wanderung bei Flutlicht

Sa, 02 Apr 2011 00:27:22, Lyka, [post_tag: flutlicht, category: frisches, category: midnight-stories, post_tag: wanderung]

In einer dieser dunklen Ecken der Welt

wo die Sterne nicht scheinen in der ewigen Nacht

da wartet ein Mann, kalt wie Stein mit einer Haut aus Angst

sitzt still da und starrt hinaus in das Nichts.

Hörst du etwas?

Ich höre nichts.

Da ist nichts. Nur das Flüstern der Ewigkeit

Nein, das Rasseln der Ketten des Schicksals

Na was du alles hörst

Flackernd bewegen sich Lichter über kahles Felsgestein

Hoffentlich hält die Taschenlampe noch

Egal, wir sind schon so weit drin.

Pass doch auf, Mensch.

Du redest zuviel. Schau dir diese Tropfsteine an.

Sehen aus wie Pissbeckengestein.

Na komm, bald sind wir da.

Und dann?

Dann werden wir was erleben.

Ich bin beeindruckt von deiner konsequenten Leugnung, dass wir mitten in einem Berg sind und die Batterien nicht ausreichen könnten.

Ist das so wichtig?

Für mich schon.

Schade, ich dachte, du wärst cooler.

Bin ich, eiskalt bin ich. Wie diese Felsen hier.

Dann halt deinen Mund und geh weiter. Dahinten sehe ich etwas flimmern.

Oh, stimmt. Ich sag ja nix mehr.

Das sieht aber dämlich aus.

Finde ich auch.

Ist doch nur ein oller Spiegel. Ist da Lippenstift drauf?

Jepp, Lippenstift. Marke Himbeer. Köstlich.

Du bist ekelig.

Nee, du bist blöd.

Und was steht da?

3 Euro 50 für ne Packung Pommes mit Ketchup

Echt jetzt?

Ja.

Mist, das ist teuer. Ich hoffe, die nehmen hier auch Kreditkarte.

Finger trifft Klingel

Sa, 02 Apr 2011 16:33:20, Lyka, [post_tag: finger, category: frisches, post_tag: klingel]

Parkplätze? Wer braucht die denn? Vermutlich irgend so ein Wichtigtuer, der keine 20 Meter bis zum Hauseingang laufen muss, der einfach nicht weiß, was sich gehört. Parkplatz = lebenswichtig.

Stattdessen 20 Runden fahren, bis sich mal ein winziger Renault, Marke 50er Jahre Vintage-Model mit angezogener Handbremse aus der Parkbucht entfernt, in die er auch kaum hineingepasst hat. Vorsichtig gibt das Auto Gas und... würgt sich ab. Warum? Wieso? Hab ich was gemacht? Oooh, dahinten kommt jemand von der Konkurrenz. Ich glaube, ich erkenne das Nummernschild. Mist, den konnte ich schon damals nicht leiden. Der hat immer angegeben, wie viele Freundinnen er hatte und was er monatlich an Geld für Technik und Alkohol ausgeben könne. Klassischer Papa-Sohn. Ich könnte kotzen, nun kommt der auch hier her. Gib Gas, du dummer Winz-Wagen vor mir. Hellblau, widerlich. Ekelhaft. So, nun bist du draußen. Und nun, Gas.

Wie was? Motor hat sich pfeifend verabschiedet. Ein Blick in den Rückspiegel. Feind auf 8 Uhr. Gaaas geben. Zack. Krach. Bumm. Endlich in der Parklücke, nur schnell noch den Kratzer an dem roten Opel vor mir abwischen. Ich pfeife unauffällig, verwandle den Kratzer mithilfe meines Taschentuchs in eine Lawinenlandschaft. Ach hier war mein Kugelschreiber. Danke schön. Der Feind hupt. Nice. Ich winke: Hallo!!! Er nickt zurück, lehnt sich in seinen Sessel und fährt noch eine Runde.

Eine alte Frau quatscht mich an, wie ich darf hier nicht parken? Ich nicke furchterregend und merke mir den Namen, den sie mir an den Kopf wirft. Ihren Namen. Wie dumm kann man sein. Ich schreibe ihn in mein winziges kleines Buch oben im Kopf. LOL. Ich trete in Hundekacke und laufe ungerührt weiter. Sowas darf mich nicht stoppen. Den letzten Hund, der mich angefallen hat, habe ich die Hütte mit Zuckerwatte ausgestopft, was hat der geschaut und sein Herrchen geflucht, weil das Dreckszeug nicht wirklich rausgepult werden konnte. Tja, Pech. Wer legt sich auch mit dem "Meister" an.

Ein Dutzend Meter trennen mich vom Hauseingang, da hupt es wieder. El Enemy. Mein Erzfeind parkt. Parkt hier. In zweiter Reihe? Nee, der hat nen Parkplatz gefunden. Epic. Fail. Ich zucke. Gemütlich steigt er aus und hebt vorsichtig den Daumen. Ich schaue hoch und bemerke, dass sich die weiße Flüssigkeit, die sich ergießt, von einer Taube stammt, die auf die Farbe meiner Uniform reagiert hat. Er lacht. Ich lächele freundlich zurück. Ich hasse ihn. Wie von der Tarantel gestochen stürze ich mich zur Haustüre. Wühle in meinem Schlüsselbund. Finde den Schlüssel nicht. Klemme das Paket unter meinen Arm und schlage mit dem Ellenbogen auf die Klingelfelder. Stimmen kreischen mich an, einer hält es tatsächlich für angemessen, die Türe zu öffnen. In der Aufwärtsbewegung schiebe ich sie mit dem Stiefel zu.

So. 5 Stockwerk. Verflucht. Mit der Gewalt eines 40 Kilometermarsches krieche ich förmlich die Treppe hinauf. Unten höre ich die Türe sich öffnen, ein Klingeln und die Stimme. "Ach, Sie sind es wieder. Das ist aber lieb. Wissen Sie, das Paket kommt von meiner Schwiegertochter. Wollen Sie vielleicht eine Tasse Kaffee?" Ich fluche und haste weiter nach oben, hinauf in die immer stickiger werdende Weite des Hauses. Dunkel wird es. Endlich sehe ich die Türe, die einzige Türe in diesem Stockwerk. Mein Finger trifft die Klingel. Nichts. Nada. Erneut... Nichts. Daneben ein Zettel: "Lieber Lieferant. Bitte geben Sie das Paket im Erdgeschoss ab. Wir sind nicht da. Dankeschön! (Herzchen, Herzchen, Herzchen)"

Das Paket trifft den Boden, überschlägt sich. Irgendetwas im Inneren zersplittert leise. Ich schreibe eine Karte. Irgendwas mit "bei Nachbarn abgegeben" Denke mir einen Namen aus. Werfe das Paket auf den Wagen meines Feindes. Ignoriere aufmerksame Passanten. Ich glaube, ich mache gleich mal Mittagspause.

Fahrstuhl - Smalltalk. Very small

So, 03 Apr 2011 22:51:59, Lyka, [category: frisches, category: midnight-stories]

Wie lang fahren wir schon?

Wie was, fahren? Das ist doch kaum der Rede wert. Ich meine

Sie meinen gar nichts. Das habe ich jetzt mal so festgelegt.

Und wer sind Sie?

Ich bin der Festleger. Also. Wie lange fahren wir jetzt schon.

Ich weiß es nicht.

Dann sind Sie der Nichtwisser. Und Sie?

Ich? Ich wollte eigentlich zur Arbeit fahren. Meine Firma liegt im 25. Stockwerk und wir verkaufen...

Schon gut. Unser Freund, der Festleger, hat bereits mit dem Finger gedroht. Er wird Sie vermutlich die Verkäuferin nennen.

Genau, Nichtwisser. Also.

Wie also, die beiden Herren?

Seien Sie doch mal still, Verkäuferin. Ich muss nachdenken. Ich bin hier hereingekommen und habe mich in die Ecke gestellt. Sie waren vermutlich schon drin. Glaube ich jedenfalls.

Herr Festleger. Mag sein, dass Sie festlegen, aber bei der Beschreibung des Vorgangs haben Sie etwas vergessen.

Und das wäre, der Herr?

Ganz einfach. Ich bin eingestiegen und hier WEISS ich... die beiden Herrschaften waren bereits drin. Hat mich schon gewundert.

Wieso? Ich meine, ich fahre jeden Morgen in den 25. Stock und ganz ehrlich habe ich Sie beide noch nicht gesehen. Bis auf jetzt.

Unabhängig davon, wer hier im Fahrstuhl sitzt, steht oder liegt. Der Fahrstuhl fährt anscheinend nicht. Das lege ich jetzt mal so fest.

Dann ist er stehengeblieben?

Genau, Frau Verkäuferin. Absolut. Wenn ich als Nichtwissender etwas weiß, dann das, dass der Herr Festleger immer Recht hat.

Recht? Ja, das ist ein schönes Wort für mich. Also. Wie so oft. Wieso stehen wir?

Ich weiß nicht, ich meine, ich bin eingestiegen, habe angefangen zu zählen und wir sollten eigentlich schon im 25. Stockwerk sein.
Nicht so ganz. Meinen Berechnungen zufolge, und das lege ich mal so fest, junge Frau, sind wir kaum im 15 Stockwerk. Tatsächlich macht es mir Sorgen, da ich im 8 Stockwerk arbeite.

Als Festleger?

Nein, Herr Nichtwisser. Als Arzt. Ich habe eine Privatpraxis da oben.

Beeindruckend, finden Sie nicht auch, Frau Verkäuferin?

Nein, das beeindruckt mich nicht, die Herren.

Bitte treten Sie zurück, die Türe zum Fahrstuhl schließt sich in wenigen Augenblicken. Nächster Halt: Erdgeschoss.

EXAMINER No. 134

Sa, 09 Apr 2011 16:28:32, Lyka, [post_tag: examiner, category: frisches, post_tag: klon, post_tag: messer]

Trüb senkt sich der Morgen über die Stadt wie ein flachschädliges Fischbrötchen, grau und stinkend. Aus den sich öffnenden Autotüren und Fenstern dringen abgestandene Musikkonserven voller Erinnerungen. Die Straße gleicht einem Teppich aus Hunde-Exkrementen und in den Staub getretenen Träumen.

Er tritt aus der Tür und schaut sich diese Welt misstrauisch an. Aufgewärmter Kaffee von gestern blubbert flügellahm in seinem Magen, der sich sonst allgemeiner Leere erfreut. „Ich hätte schlafen sollen“, teilt er sich mit; seine Stimme klingt wie ein Zug, der langsam an Fahrt gewinnt. Nur das Gefühl von Müdigkeit ist stärker als die Gravitation und der Druck der Atmosphäre, die auf seinem Kopf lastet.

Seine Füße tasten sich voran. Selbst mit geschlossenen Augen könnte er den Weg finden, den Weg heim. Im Inneren seines Kopfes baut ein Brei aus Informationen und Erinnerungen immer wieder Bilder auf. Rote und grüne Flüssigkeiten in Röhren, das Blubbern von Elementarstoffen, an deren Namen er sich nicht mehr erinnert, organische Chemie, ganz klar, dass er sich nicht mehr erinnert, an welche Form muss man sich denn halten.

Sein Kopf stößt an und er reibt sich die Stirn, betrachtet den Abdruck, den der Aufprall am Schild hinterlassen hat. Staub segelt von der metallischen Oberfläche hinab. Der Wind treibt die Flocken davon, er blickt ihnen nach, winkt ironisch.

In seinem Bad starrt er lange auf sein Spiegelbild, hebt den Arm, ein letztes Strecken und dann...

ein dunkelgrauer Punkt von der Größe einer 2 Cent-Münze klebt an der Innenseite seines linken Arms. Er berührt ihn vorsichtig. Eine Kante kommt zum Vorschein. Es ist ein winziger Aufkleber, den er nach Minuten aufmerksamen Zerrens an seine Augen hält.

„EXAMINER No. 134“

Er nickt. Er lächelt.

Das Wohnzimmer ist erfüllt von dumpfem Schnarchen. Die Klinge schimmert grau wie der Frühlingsmorgen. Vorsichtig steigt er die Treppe hinauf. Die hölzerne Treppenstufe knarrt. Die Gestalt im Bett erstarrt, richtet sich panisch auf. Der Schrei bleibt ungehört. Er lächelt.

Er legt sich hin, lauscht dem beginnenden Tag und mit den letzten Atemzügen seines alten Ichs schläft er ein.

Das Lied - ein Märchen

So, 10 Apr 2011 12:14:02, Lyka, [category: frisches, post_tag: lied, post_tag: metal, post_tag: sandmann]

„Bist du da?“

Kein Geräusch hinter der Tür. Ich klopfe erneut. Nichts. Kein Geräusch, kein gar nichts. Vorsichtig schiebe ich meine Hand auf den Türknauf, drücke das dürre Holz von mir.

Ich muss mich erst an das grelle Licht gewöhnen, erfasse den verhangenen Spiegel, den umgeworfenen Stuhl auf roter Auslegware.

„Bist du da?“ frage ich noch einmal und irgendwo im Hintergrund stöhnt jemand.

„Mann, wir müssen auf die Bühne. Teh Metal-Crowling-Company ist nichts ohne dich, Paul.“ Wieder stöhnt jemand. „Ich hoffe, du hast dir kein Koks reingezogen. Du weisst, du bist auf Entzug.“

Ich trete an den Wandschrank, reiße ihn auf. In der Ecke, zusammengekauert, Paul „Crowling Madness“ McNeal.

„Was ist los?“

Er hebt den Kopf, presst seinen Mund durch die zusammengeballten Hände.

„Ich kann nicht...“ sagt sie.

Sie?

Die Stimme, die durch die schwarzen Zähne streicht, ist keinesfalls die von Mr. Crowling Madness. Sie gleicht einer... alten Frau.

„Hast du Kreide gefressen, Mann?“

Er schüttelt den Kopf.

„Es ist einfach...“ erneut diese Stimme. Sie erinnert mich an eine Großmutter. Nett, niedlich, vom Leben erfahren, doch liebenswert. Aber nicht fürs Metallen geeignet.

Ich helfe Paul hoch. Wie vom Druck tausender Hochhäuser zusammengepresst, kriecht er durch den Raum und lässt sich vor seinem Tisch fallen.

„Was ist passiert?“ meine Stimme beginnt, latent panisch zu werden.

==

„No Way. Sie können so nicht auftreten. Ihr Freund hat eine plötzliche, vermutlich krankhafte Veränderung der Stimmbänder mitgemacht. Es gibt keine medizinische Erklärung auf den ersten Blick. Wir müssen erst die Untersuchungsergebnisse abwarten.“

Ich nicke und unser Manager beginnt, den Türrahmen mit seinem Stirnabdruck zu pflastern.

„Das Konzert ist in 2 Stunden. Macht nicht so einen Müll, Jungs. Wir sind im Fernsehen. Wir sind auf 20.000 TV-Sendern live. Nochmal. Wir sind global.“

Ich nicke.

„Wann hat das angefangen?“ frage ich Paul noch einmal. Er schüttelt den Kopf.

Draußen versammeln sich die Roadies, starren in die Garderobe, tratschen leise.

Paul hebt seinen Kopf, betrachtet die Gruppe und kreischt mit seiner unsagbar süssen Stimme: „Geht doch weg, Jungs!“

Entsetzte Gesichter, alle stürmen davon, haben etwas zu tun. Einer bleibt. Starrt in Pauls verzerrten Mund. Tritt näher.

==

„Bist du sicher, dass es hier ist?“

Randy, der Roadie, nickt. Das Haus erinnert mich an die faszinierende Dokumentation über Architektur des Prekariats. Dunkle Fensterglasaugen aus biligem Fensterglas blicken auf uns herunter.

Die Treppe hinauf ist gesät mit den Abdrücken tausender kleiner Füsse. Randy klopft an die dunkelgrüne Tür, die sich vor uns auftut.

Einige Skunden später tritt eine Gestalt ins Treppenhaus.

„Ist Melly da?“ fragt Randy. Die Gestalt nickt.

==

Tausende Menschen reisst es von ihren Stühlen, als „Teh Metal-Crowling-Company“ den Weg auf die Bühne findet. Kameras suchen die Umgebung ab, finden die Gesichter der Gruppe, düstere Visagen, denen man nicht am Tag begegnen will, die aber durch ihre bizarr anmutende Art, Musik neu zu erschaffen, in die Weltgeschichte eingehen wird.

Paul wischt sich die Stirn ab. Dann geht er auf die Knie, schaut in das Gesicht des kleinen Mädchens, das sich aufgeregt an ihren Teddy klammert. „Deine Oma wäre stolz auf dich, kleine Melly.“ Sie nickt„Der Sandmann hat deinen Wunsch erfüllt. Dann gehst du aber schlafen, ja?“ Sie lächelt und drückt den Musiker.

Er dreht sich um, starrt auf die Bühne, lächelt, schüttelt die Gelenke aus.

Dann tritt er hinaus in die brodelnde Meute. Weder fühlt er den Druck der Kameras, noch die gleißenden Lampen. Nur eine Sache fühlt er, eine gewisse Verantwortung. Er dreht sich zu mir um und ich nicke. Doch er hat nicht auf mich geschaut, sondern auf die kleine Melanie.

Er hebt die Arme und die Musik stoppt.

„Ich erkenne diese Stimme. Sie gehörte meiner Mutter. Sie hat sich so um meine Tochter gekümmert, hat sie fast alleine aufgezogen. Ich bin zu lang unterwegs gewesen.“

„Weisst du, Onkel. Meine Oma ist im Himmel und sie hat mir immer ein Lied vorgesungen. Sie ist weg und kann mir das Lied nicht noch einmal vorsingen und ich kann nicht mehr gut einschlafen und dann hab ich dem Sandmann ein Bild gemalt und habe daraufgemalt, wie meine Oma mir das Lied vorsingt. Onkel, du hast die Stimme von meiner Oma. Kannst du mir

nicht das Lied vorsingen?“

Das Publikum starrt auf die Bühne, vereinzelte Rufe werden laut. Im Hintergrund klicken Fotoapparate, surren Kameras.

Paul öffnet seinen Mund... und eine klare, sanfte Stimme schwebt, einem Regenbogen gleich über die versammelten Menschen

„Im Wiesental ein Häuschen steht..... ein Häuschen hübsch und klein... und in dem kleinen Häuschen wohnt... mein lieb Großmütterlein“

Ende.

einen fröhlichen Sonntag euch

Kamera-Licht-Aktion

So, 10 Apr 2011 15:06:46, Lyka, [category: frisches]

„Mr. Slavis, wir begrüßen Sie zu dieser Sondersendung.“

„Dankeschön. Es ist gut, hier zu sein.“

„Wie fühlen Sie sich?“

„Gut. Etwas aufgeregt.“

„Das können wir alle nachfühlen.“

Klatschen.

„Ist es nicht eigenartig, dass Sie nun hier sind? Kaum 24 Stunden aus ihrer Heimat geflohen und dann geben Sie gleich ein Konzert vor Hundertausenden Menschen.“

„Es ist natürlich, wie sagen Sie, eigenartig. In meiner Heimat, nun, bin ich zwar bekannt, aber unter der Herrschaft eines Diktators zu leben... ein schlechtes Gefühl.“

„Wie war Lituvatita denn so?“

„Hmm, ich sage mal, ein kleines Land, wie man es von romantischen Postkarten kennt. Viele Dörfer, eine Menge Bauern, eine große Hauptstadt mit dem Palast unseres, ich meine, des ehemaligen Chefs der Geheimpolizei, Vlad III.“

„Geheimpolizei ist ein gutes Stichwort. Haben Sie mehr oder weniger unter dieser gelitten als andere?“

„Andere was? Ich meine, wer. Meinen Sie Künstler oder die Bevölkerung im Allgemeinen. Ich weiss nicht...“

„Sowohl als auch. Seien Sie ruhig ehrlich, Sie sind nun frei.“

Klatschen.

„Ich muss mich noch an diese ganze Sache gewöhnen. Ich habe 20 Jahre unter dem Regime gelebt. Sie wissen ja, dass meine Eltern im Laufe der humanitären Aktion in die Provinzen der Ostblockstaaten gereist sind und dann, als Vladimir Tritonkow, der Chef der damaligen Geheimpolizei den Fürsten stürzte und niemand da war, ihn aufzuhalten.“

„Ihr Land hat einige Bodenschätze und ich glaube, damals gelesen zu haben, dass es großen Streit gab, Ihr Land zu befreien. Wir leiden mit Ihnen.“

„Danke sehr. Nun, meine Eltern mussten sich mit dem zufriedengeben, was sie hatten. Zum Glück oder leider, je nachdem, wie man es sieht, habe ich ein kleines Talent geerbt, welches die Menschen berührt. Ich kann ein bisschen singen. Darauf baute Vlad III und liess mich auftreten. Liess einige Produzenten ins Land, die aber trotz Abwerbeversuche nur dazu da waren, mich, wie sagt man, zu pushen.“

„Die Welt liebt Sie.“

„Danke sehr. Ich liebe dieses Land.“

Klatschen.

„Einige Verschwörungstheoretiker meinen allerdings, dass Sie bewusst aus dem Land geschmuggelt wurden, um gewisse geheimdienstliche Informationen zu erlangen. Diese Menschen behaupten, Sie seien ein Spion.“

Lachen.

„Nein, das lehne ich entschieden ab. Ich bin Künstler.“

„Wir freuen uns auf Ihren Auftritt und heißen Sie erneut in diesem Land willkommen.“

„Dankeschön.“

Klatschen.

Zwei Männer treten an das Fenster. Dürre Bäume starren ohne Schatten in die Finsternis hinaus. Die Luft duftet nach rußgetränktem Gras. Ein leichter Nebel kommt auf.

„Eine gute Probe.“

„Danke, Vlad. Ich werde die Heimat vermissen.“

„Ich weiss. Ich werde dich vermissen.“

Stille.

„Hörst du das, mein Junge?“

„Nichts. Da ist nichts.“

„Gut. Das heisst, dass sie kommen. Bis bald, mein Sohn.“

„Bis bald, Vater.“

Die Wahrheit - eine Frühlingsmetamorphose

Do, 21 Apr 2011 18:27:49, Lyka, [category: frisches, post_tag: fruhling, post_tag: metamorphose, post_tag: ostern, post_tag: weihnachten]

Tocktock, gleich einem winzigen Hammer klopft der Schnabel einer Amsel.

Tocktock, wie ein finsteres Omen vibriert das dünne Fensterglas.

Tocktock, dann flattert der Vogel hörbar davon und lässt sich auf einem der erblühenden Apfelbäume im Garten nieder, betrachtet mit schrägem Kopf das Haus. Keiner reagiert. Hätte die Amsel Schultern, sie würde jetzt damit zucken. Aufmerksam lauscht sie auf eine Reaktion, starrt auf das rot gefleckte Dach vor sich, wartet.

Er verzieht sein Gesicht, doch der Traum ist verflogen. Die Last seiner Müdigkeit drückt ihn noch immer tief in die Kissen, doch er spürt das sanfte Knistern der Daunen, die aneinander herumschaben. Die Luft fühlt sich trocken an und seine Lippen suchen nach dem Springbrunnen, der noch vor Sekunden in seinem Kopf war, eine flüsternde Fontäne, friedlich und zart.

Die Augenlider fahren, langsam wie der LKW, der ihn überfahren zu haben scheint, nach oben und lassen seine Pupillen wie Mückenlarven zusammenschrumpfen. Seine Sehnerven beschweren sich, er drückt sich herum, seinen mächtigen Körper hinter sich herziehend, Hauptsache weg vom Fenster.

Da ist es wieder. Dieses Verlangen. Liegt es am Licht, an der Wärme, die von draußen in das dunkle Fenster scheint, Bahnen zieht, ein Prisma aus, Zittern macht sich breit, ein Prisma aus Farben erschafft? Er fühlt, wie seine Haut sich spannt, wie die Glätte in seinem Gesicht, die noch vor Monaten angenehm war, ihn wahnsinnig macht.

Er steht auf. Seine Füße krallen sich in den Teppich, dann packt ihn die Schwerkraft und drückt ihn zurück in die Federn.

Erneut ein Versuch und nach vorn gebeugt, beide Hände am Fensterrahmen, bleibt er stehen. Seine Hände zittern. Er reißt das Fenster auf, versucht die kalte und klare Luft eines Dezembermorgens in seine Lungen zu zerren, doch es ist zu warm. Kein Dezember mehr.

„Hallo Du."

Panisch wirbelt er herum, starrt auf das Bett, starrt auf seine Frau, die ihn mit offenen Augen betrachtet.

„Oh mein Gott." Ihre Pupillen weiten sich, sie erstarrt förmlich in ihrer Position gleich einem Reh, das zu tief in ein Glas voller Nebelscheinwerfer geschaut hat. „Ich hatte ja keine Ahnung."

„Doch, das hattest du. Ich habe dir alles gesagt. Alles, was passiert, passiert. Es ist nicht mehr Dezember."

Sie hebt ihre Hand von ihrem Mund, zeigt verstört auf die Gestalt, die am Fenster steht, auf den Schatten, der ihrem Mann nicht mehr gleicht, flüstert „Aber dass es so... ich habe ja nicht geglaubt, dass du wirklich..."

Er nickt. Seine Füße sind schwer, als er in Richtung Kleiderschrank stampft. Schmerzen zucken, Blitzen gleich, durch die Muskeln, lassen ihn in immer kürzeren Abständen zusammenbrechen und sich wieder aufrichten, jedesmal anders als Augenblicke zuvor. Endlich erreicht er den Schrank, reißt ihn auf...

„Du hast immer geschlafen."

Seine Stimme hat sich angepasst, als hätte er gleich dem Märchenwolf Schulkreide inhaliert, sie wirkt nun höher als sonst. Ein letztes Zucken durchfährt seinen Körper, er erstarrt, während sein Kopf vibriert, ruckartig, wie von einem unsichtbaren Seil durch die Gegend geschleudert.

„Ich wollte dich doch nicht wecken."

Es kichert. Das Wesen kichert. Die Frau in ihrem Bett versteckt sich hinter der Bettdecke, lässt nur ihre aufgerissenen Augen sehen. Sie weint leise.

Das Wesen greift in den Schrank, zerrt eine bisher ungesehen Hose mit dicken Hosenträgern heraus, schlüpft mit bemerkenswerter Gelenkigkeit in diese hinein. Es wendet sich um.

„Du hast es gewusst, hihi"

„Aber Nick, ich wusste doch nicht... dass...."

Sie erschrickt, als die Gestalt aus der Tiefe des Schrankes wieder auftaucht. Das Gesicht, der ganze Körper hat sich in eine weiße Masse verwandelt, glitzerndes weißes Haar hat sich aus jeder Pore seines Körpers geschoben. Die Gestalt kommt mit winzigen Sprüngen näher. Sie kann nicht mehr normal laufen. Seine Füße, nein, Pfoten scheinen gigantisch zu sein.

Den Mann, der einstmals, vor unendlichen Monaten aus der finsteren Nacht des 25. Dezembers aus dem Himmel hinabgestiegen war, den leeren Sack in die Ecke geworfen und seinem Lieblingsrentier einen Klaps auf den Hinterkopf gegeben hatte, gab es nicht mehr. „Aber Nick, Santa....?"

„Shhhhh..." sagte das Wesen und strich sich mit seiner grotesk verformten Vorderpfote die weißen langen Ohren zurück.... „Santa gibt es nicht mehr, mein Kind...." Es beugte seine Fratze über die panisch zitternde Frau und flüsterte „Santa ist tot. Nenn mich... Osterhase."

Die Marskriege von 1938. (M)ein Geständnis.

Mo, 25 Apr 2011 15:52:00, Lyka, [post_tag: auserirdische, post_tag: besucher, category: frisches, post_tag: irrenhaus, post_tag: krieg, post_tag: mars, post_tag: ufo, post_tag: welten]

Sie können sich nicht vorstellen, welche Dinge ich in meinem unendlich kurzen Leben gesehen habe. Sie haben ja keine Ahnung davon, zu welchen Dingen die Menschen im Stande sind, wenn es nicht anders geht. Wenn sie glaube, dass es nicht anders geht. Jedenfalls sind die Leute ziemlich verrückt.

Deshalb habe ich auch, bis ich 40 Jahre alt war, in einem dieser Irrenhäuser verbracht. Nein, nicht als das, was Sie denken, als ein Insasse oder so etwas. Nein, ich war, sagen wir so: Mann fürs Grobe. Essen hinstellen, die Leute beobachten, dem einen oder anderen einen Tritt geben, wenn er wieder austickt. Das Übliche halt. Wir waren damals ein

recht gutes Team, Richard, Gustav und ich. Jung und in Saft und Kraft. Und das Geld, das wir für diesen Knochenjob bekommen haben, gleich umgesetzt auf Gin und Weiber. Lang ists her. Seitdem sind viele Jahre ins Land gezogen. Nun, am Ende der 1920er Jahre, wenn diese Erde mal wieder einer verdienten Katastrophe ausgesetzt ist und man sein Geld besser verbrennen kann, als es auszugeben, im gepflegten Alter von 53 Jahren sitze ich, die einen kalten Waschlappen im Nacken in meiner Bude und schreibe.

Es hätte ein großes Buch werden sollen, aber man kennt das ja: „Geschichten aus der Anstalt – Tod und Wahnsinn“ sind zwar in, aber ich war immer faul. Und ich hab mein Leben mit Weibern und Wacholderschnaps ausgefüllt, war auch in Ordnung. Doch bevor mich Gevatter Tod auf die Schultern tippt und mir damit andeutet, doch bitte mitzukommen, notiere ich noch schnell eine Geschichte, die der kommenden Generation helfen kann, sich vorzubereiten.

Es war das Jahr 1898 und die Welt, wenn man von ihr als Mensch sprechen kann, auf das großartige Jahr 1900. Einige Leute glaubten, man habe alles bereits entdeckt, es gäbe nichts mehr, was das Universum erschüttern könnte. Die Musik war ganz in Ordnung. Einige Kriege hier und da, was macht das schon. Sonne und Mond und Sterne standen am Himmel. Jedenfalls arbeiteten Richard, Gustav und ich in der Klapse. Es war ein gutbezahlter Job. Mein Chef, Aufseher William B., meinte immer: „Verdammt, ihr seid einfach zu gut bezahlt für diese Rasselbande hier.“ Dabei kaute er immer auf seiner Zigarre herum. Er leistete sich keine neue.

Eines Tages kam Richard aufgeregt in unseren Wartebereich gerannt, den Kopf rot vor Anstrengung und vom Alkohol und meinte: „Das müsst ihr euch ansehen!“. Klar sind Gustav und ich mit einer gewissen Gemächlichkeit aufgestanden und ihm gefolgt. Richard war immer sehr aufgeregt, von daher war es uns eigentlich egal, was wir sehen würden.

Wir liefen hinunter in den Keller. Es gab 2 Kellergeschosse, ganz unten für die total wahnsinnigen Verbrecher, darüber, mit etwas mehr Licht, die Abteilung für die Leute, mit denen man nichts anfangen konnte, die einfach, wie soll man sagen: Unrettbar verloren.

Richard blieb vor einer der Türen stehen, aufgeregt wie ein kleines Kind. „Bist du besoffen“, fragte Gustav. Richard schüttelte den Kopf. „Auf keinen Fall. Schaut mal in die Zelle.“

Ich zuckte mit den Schultern.

Als ich hineinschaute, dauerte es eine Weile, bis die Schatten verschwanden. Was ich sah, war irgendwie lustig, machte ein bisschen Angst und, faszinierte mich.

„Sammelt der Mann Papier“ fragte ich Richard. „Nee, der schreibt, die ganze Zeit. Immer wenn ich hier war, schreibt er.“ „Sowas wie Logomanie“, meinte Gustav stolz. Ich lächelte ihm zu: „Soso, ein Fremdwort kannst du auch schon!“

Richard schob mich beiseite und schaute wieder in den Raum hinein. „Der Mann ist seit 28 Jahren hier. Hat mir der Chef im Geheimen gesagt.“ Er nickte. „Er schreibt nur. Alle halbe Jahr muss ich rein und seine 'Werke' rausbringen. Und ich muss für frisches Papier sorgen.“

„Sonst was?“ fragte Gustav.

„Ich weiß nicht. Ich befolge nur Befehle. Und ich kriege Bonusgeld dafür, dass ich es keinem sage.“ Richard zuckte mit den Schultern.

„Das du mit uns teilen wirst“, deutete ich an, „sonst wissen es bald alle.“

„Hey Mann, das kannst du doch nicht...“ dann begriff Richard. Ich lächelte jovial. „Keine Sorgen. Dein Geheimnis bleibt unter uns.“

„Hat man ihm schon mal das Papier weggenommen?“ fragte Gustav. Richard nickte. „Ja, hat der Chef auch gesagt. Aber dann ist was furchtbares passiert und... man hat ihm Papier in Hülle und Fülle versprochen und hier eingesperrt. Draußen wäre er nicht überlebensfähig, würde wohl verhungern und verdursten. Eher das, als nicht zu schreiben.“

Wir trafen uns am Abend wieder. Wacholderschnaps und Weiber. Aber irgendwas bohrte tief in einem Inneren. Ein gemeiner Schweinehund war ich manchmal unter dem Eindruck von Alkohol. Richard schlug mir auf die Schultern. „Du denkst doch nicht an unseren Freund, den Schriftsteller?“

Ich schüttelte den Kopf.

Es war eine Lüge.

Die nächsten Wochen verbrachte ich damit, mir Gerüchte und Einzelheiten des Falls einzuholen. Der Chef war in den „Sommerferien“, die anderen Kollegen durch die Hitze dieser Augusttage apathisch bis zum reinen Dösen auf Arbeit.

Was ich herausfand, war faszinierend, bohrte sich in die finstersten Ecken meiner Seele. Der Mann war im Jahre 1812

geboren, hatte eine furchtbare Kindheit gehabt und hatte sein Seelenheil durch die Schriftstellerei gefunden. Er war so verdammt erfolgreich, dass man ihn auch in 100 Jahren nicht hätte vergessen. 1870 verschwand er, bzw. er „starb". Zumindest gibt's ein Grab, das ich besucht habe. Ich bin nicht der einzige Besucher gewesen, nur einer von vielen „Fans", fanatischen Anhängern seiner Kunst. Ich fand seine Bücher langweilig. Zuwenig Kriminalstück, zu viel „soziale Kritik".

Dann verging der Sommer und der Herbst erwachte und der Mann in der Zelle, lebendig und wahnsinnig ließ mir keine Ruhe mehr. Ich musste wissen, was er schrieb und besonders, warum er schrieb. Ich hatte noch die Worte im Kopf „Aber dann ist was furchtbares passiert und... man hat ihm Papier in Hülle und Fülle versprochen und hier eingesperrt."

Ich lächelte und Richard, der zufällig anwesend war, zuckte zurück. „Mensch, reg mich doch nicht so auf."

An einen Schlüssel zu kommen war einfach. Ein Verschwundener Mensch hat keine Besucher, niemanden, der ihn befreien will. Gustav legte ihn immer in seinen Schrank und dachte noch immer, ich sei sein Freund. Dummer Mensch.

Der 30. Oktober 1898, in sonntäglicher Minimalbesetzung, war perfekt. Die Türe zu meinem Gast öffnete sich leise wie der angespannte Atemhauch einer Katze. Ich konnte das Kratzen eines Stiftes auf Papier hören. Trotz der nachmittäglichen Zeit war es finster wie eine Neumondnacht. Die Schatten, die meine Laterne über die Stapel wild dahingestellter Papierseiten warf, schwebten wie riesige Häuser an den Wänden.

Der Mann wirkte winzig in seinen Mauern aus Schriften. Sein Bart erweckte in mir den Wunsch, daran zu ziehen und mir etwas zu wünschen. „Böser Zwerg" kicherte ich. Ich weiß heute nicht mehr, warum ich ihm den Stift aus den Händen nahm. Was mich ritt, ihn hochzureißen und in seine erstarrten Augen zu blicken. Seine Stimme war wohlklingend und auf faszinierende Art und Weise furchtbar eloquent:

„Mein Freund. Geben Sie mir bitte den Stift wieder."

Ich schüttelte den Kopf.

„Kein Stift mehr für dich, Charlie."

Sein Kopf begann zu vibrieren. „Geben Sie mir bitte den Stift wieder."

Ich lehnte erneut ab. „Dann lassen Sie mich bitte weiterschreiben. Es ist.... wichtig." sagte er mir und seine Stimme schien flehender zu werden.

Ich hielt ihn noch immer fest. „Das wird eine Heilung auf die alte Art und Weise."

„Sie verstehen nicht, mein junger Freund. Es geht nicht um mein Leben, sondern..." er stoppte. „Bitte!" Seine Stimme begann zu zittern. „Sie vernichten damit diese Welt!"

Ich warf ihn zur Seite. „Wieso, alter Mann?"

„Ich habe... einen Besucher." er tippte sich auf den Kopf.

Ich brach in lautes Lachen aus. „Nein, Sie sind nur wahnsinnig. Ich zeige ihnen etwas."

Einige Minuten später warf ich das zappelnde Stück Patient auf den Rasen vor dem Irrenhaus. „Und jetzt?"

Seine Schreie hatten die anderen Patienten an die Fenster gelockt. Sie waren still, aber ich fühlte ihre Augen auf meinem Rücke.

„Also. Vernichten Sie doch diesen Planeten!" lachte ich.

„Bitte, einen Stift. Ich muss schreiben!"

Ich packte den Mann wieder und zog ihn nach oben. Seine Augen, ein Ring aus Panik und Schmerz. Die vergilbte Haut in seinem Gesicht zeigte einen rosigen Schimmer. „Sie bilden sich was ein, Charlie."

Dann riss etwas. Ein dünner Film aus Blut floss über seine Stirn, auf seine Nase, tropfte auf meinen Kittel. Er legte den Kopf zur Seite. „Du hast unsere Welt vernichte. Ich trage einen Besucher in mir, der seit Jahrzehnten in meinem Kopf sitzt, den ich ablenken muss, damit er nicht... damit er unseren Planeten nicht verlässt, sein Volk auf uns aufmerksam macht. Die uns vernichten." Er schrie und durch seinen Schrei hörte ich noch etwas anderes andere. Mit leisem Surren bohrte sich ein silberner langer Stachel direkt aus der Mitte seines Kopfes ins Freie. Nach etwa 20 Zentimetern blieb das Ding stehen, öffnete sich wie eine Blume nach oben. „Zu spät, Sie Weltenvernichter." Charlie lächelte ein letztes Mal und flüsterte einige Worte in die Luft. Dann schrie er erneut. Mit einem schmatzenden Knacken riss der obere Teil seines Kopfs auf, gebar eine Art metallene Birne, die sich nach unten in das Bild einer … Untertasse (?) verbreiterte. Im Hintergrund hörte ich meine

Kollegen kreischen. Während das Objekt zu rotieren und dem Himmel entgegenzustreben begann, packten sie mich, warfen mich nach hinten, noch bevor die zuckende Gestalt unseres Patienten einer Marionette, einem Huhn ohne Kopf mir etwas antun konnte. Seine Hände hielten die Luft gepackt und würgten das Nichts.

Nun, das war meine Geschichte. Den verfallenen Körper unseres Ex-Patienten fand man nach Monaten nur durch den Gestank in seiner Zelle. Niemand sagte ein Sterbenswort. Meine Kollegen redeten nicht mehr mit mir. Ich entschloss mich, umzuziehen, aufs Festland, ins schöne Berlin, wo ich eine kleine Praxis habe für „Spezialfälle“. Nebenbei schreibe ich auch Kurzgeschichten. Mir geht es gut. Ich verdränge viel. Nur, wenn sich die Zeit des 30. Oktobers nähert, beginne ich, unruhig zu werden und meine Träume werden sonderbar klar und furchterregend. Und dann höre ich wieder seine Stimme und seine letzten Worte: „Dank Ihnen, junger Mann, wissen die nun, dass wir hier sind. Ich hoffe, hinter Ihrer Dummheit steckt eine Menge Tapferkeit. Gegen die Wesen, die da draußen lauern, haben wir keine Chance. Beobachten Sie den Himmel, junger, allzu dummer junger Mann. Achten Sie besonders auf den Mars. Von dort werden sie kommen, Sie Blödian.“

Lyrik über Vögel vor dem Fenster morgens in der Dämmerung/In D-Moll/Reim-Dich-Modus

Mi, 04 Mai 2011 17:18:33, Lyka, [category: berlineritis, post_tag: dammerung, category: frisches, post_tag: morgen, post_tag: regen, post_tag: vogel]

Des Menschen Feind, ganz ohne Hast

sitzt vor dem Fenster, auf dem Ast

und schaut mit schwarzem Kullerblick

betrachtet nun mein Dämmerglück.

Ein Flügelschlag erweckt die andern,

und statt zu reisen, südwärts wandern

beginnen sie, gleich einem Chor,

zu „singen“ in mein rechtes Ohr.

Dem Pfeifen mag man abgewinnen

dass, wenn man wach ist, freudig grinnen,

doch wie so oft im Dämmerland

ballt sich bereits des Schlummers Hand

und eine Faust wird offenbar,

die diese Zeit hasst, Früh und Jahr,

und dann erhofft sich Schnee und Eis

und Vogelflucht in südliche Kreis

Und wie die Sonn sich heller schraubt

und man es greller nicht zu werden glaubt

da endlich, meine Wünschen folgen

da graue Riesen, Wasserwolken

Die klugen Vögel starren nun

nach oben, können nicht mehr ruhn

auf ihrem Aste, dieser schwingt

fliegen davon, zum Abschied winkt

der eine Vogel, Menschenfeind

der weiterflucht, im Hass vereint,

den Schläfer quält mit lauten Schall

bis endlich trifft, der Regenschwall

unzufrieden mit der Stille

wacht auf des Schläfers Widerwille

er taumelt bis zum Fenster hin

und öffnet es. Ja. Ohne Sinn.

Hasen im Wunderwunderwunderspaßland

Mi, 04 Mai 2011 22:01:56, Lyka, [category: frisches, post_tag: kaninchen, post_tag: konigin, post_tag: osterhase, post_tag: taschenuhr, post_tag: wachter, post_tag: weihnachtsmann, post_tag: weisses]

Das ausgestreckte Bein seine Cousins, des Osterhasen, erwischte das weiße Kaninchen direkt am Knöchel und mit lautem Schrei schlug es mit der Nase voran direkt in den Straßenstaub.

Wie von Zauberhand tauchte aus der anderen Richtung sein Cousin, der Osterhase aus dem nichts aus und half ihm auf. Das Weiße Kaninchen fluchte. Sein schönes weißes Fell war Gelb vom Sand und auch seine Nase schien zu bluten, wenn es versuchte, es mit einem papiernen Taschentuch abzuwischen. "Verdammt", dachte es, als es beim Schauen bemerkte, dass es den Erlass der Herzkönigin mit seinem unwürdigen Blut beschmutzt hatte. Humpelnd machte es sich auf den Weg. "Ich komm zu spät". Der Osterhase schaute ihm hinterher. In seiner Hand hielt er, glitzernd wie Gold, die Uhr seines Cousins.

Ein Schrei aus der Ferne. Das Kaninchen hatte also den Tausch bemerkt. Magie half nichts, wenn der Verstand nicht Ordnung war. Der Osterhase machte, dass er wegkam. Vor dem Schatten des Zauberwaldes verblasste sein magisches Ebenbild.

Der dunkle Wächter grinste in seinem rostverzierten Holzstück, das man unter Umständen eine Rüstung genannt hätte, wäre, ja, wäre es nicht nur ein Haufen Holz gewesen, das einigen magischen Spezies zwar als undurchdringlich schien, aber einer handelsüblichen Axt nichts entgegenzusetzen hatte.

Er grinste sein zahnloses Grinsen über das ganze Gesicht, als er den Osterhasen an sich vorbeihüpfen sah, schneller als einer der Wirbelwinde, die einige Menschen aus ihrem Innersten heraus beschwören würden können,

wenn der Tag reif war. Er dachte bei sich "So schnell möchte ich auch einmal hüpfen." Doch sein Vater hatte es ihm, Jahr und Tag tatsächlich vor vielen Jahrzehnten einmal verboten. "Hüpfen tun nur Hasen. Sonst keiner. Ende

im Gelände." Er hatte dabei das Hackebeil gehoben und der damals so kleine Wächter hatte sich in seinem hölzernen Astwerk versteckt, aus Angst, dass die metallene Spitze des Objektes die Rinde seines Unterschlupfs massakrieren könnte.

Die Königin schüttelte den Kopf, als das Kaninchen seine Geschichte vortrug. Sie schüttelte nicht den eigenen Kopf, denn dieser lag noch daheim im Schlafzimmer und war die Stütze für eine der Dutzend Perücken. Sie schüttelte, eben stattdessen, ein Symbol, einen Puppenkopf, dessen Augen sprichwörtlich hin und herschaukelten.

"Du solltest deine Familie im Auge behalten." sagte sie zischend, denn der Puppenkopf hatte keinen wirklichen Mund und so musste eine Art Riss als Sprechorgan dienen. Ein Riss, der tief ins Innere des Kopfes lief, bis in die Leere, die das Universum für diese Art Existenz erschaffen hatte.

"Ich weiß, My Lady." Das Kaninchen schluchzte, als die Königin eine Klappe am Thron öffnete und eine, goldglänzende,

neue Taschenuhr herauszog. "Er ist dein Vetter", bedachte der Weihnachtsmann die Situation lautstark, während er tief in seine Jackentasche griff und eine ziemlich zerschrammte Taschenuhr berührte, die ihm der Osterhase tatsächlich zu Ostern geschenkt hatte. Oder so in etwa...

"Ich weiß es!" brüllte das Kaninchen. "Und du bist sein Dealer!" sagte es, himbeerfarbene Tränen kullerten aus seinen winzigen Augen. Der Weihnachtsmann schüttelte den Kopf. "Ich doch nicht. Wir sind Todfeinde, musst du wissen, mein kleiner gefiederter Freund."

"Schnauze, sonst lass ich euch alle köpfen!" Die Königin war aufgesprungen und schlug dem Weihnachtsmann direkt auf die Nase. "Ihr widert mich an!" Sie zeigte auf das Kaninchen. "Dein Vetter braucht eine Therapie!"

Die Türen schlossen sich hinter dem Kaninchen. Es war allein. "Mein armer armer Vetter", flüsterte es leise. "Ich weiß, dass du süchtig nach Lametta bist. Und wieder werde ich in ein paar Tagen, während deine Dosis Glitzerkram nachlässt, zufällig den Weg entlanglaufen und kriege wieder ein paar aufs Maul. Aber keine Sorge..." Es dachte an den Weihnachtsmann und daran, wie dieser morgen früh sein Lieblingsrentier vermissen würde... Who the f... ist Rudolph.

Das Kaninchen lächelte bitter und machte sich auf den Weg und die Luft roch stark nach Ananas und Rotwein und alles war wundervoll im Wunderwunderwunderspaßland.

! und i aus dem Wunderwunderwunderspaßland (Fröhlichen Muttertag)

So, 08 Mai 2011 23:47:39, Lyka, [category: augenblicke, category: fingerubung]

Das Besondere an diesem Abend war nicht, dass der blütenweiße Regen das Gold von den Füssen der promenierenden Hauptstadtbesucher gewaschen hatte, sondern dass die Sonne an diesem besonders schönen Sonntagabend sich einfach weigerte, unterzugehen.

Betroffene Zwerge suchten mit ihren getönten Sonnenbrillen nach Schatten, Elfen zwitscherten fröhlich in ihren Bäumen und Baumwesen, naja, die waren aufgeregter als ein Flusspferd bei Ebbe. Es war eine ausgelassene, pre-apokalyptische Szenerie, von der wir uns nun verabschieden werden, weil sie eigentlich nur dazu da ist, diesem Text, also diesem zu erwartenden Geschehen zum Ersten, eine Art Rahmen zu geben und zum Zweiten die Worte streckt, also mehr als 300 Worte in sich tragen lässt, denn der Autor mag es nicht, nur einige Sentenzen aufs digitale Papier zu prügeln.

Kehren wir also von dem ganzen Lari-Fari um und beschauen uns die beiden Strichfiguren, die munter kichernd einen Feldweg entlanglaufen, der sie genau in die falsche Richtung führt.

„Strichina“, sagt die etwas fülligere Ausrufezeichenform und beugt sich über ihre Tochter, die einem winzigen i zu folgen pflegt, Strichina genannt, warum auch nicht. Nicht überall heisst Rattengift Strychin und auch nicht überall isst man Marbellen mit Kokosnussraspeln. Zurück zu dem Gespräch, welches nicht mehr hörbar ist, weil die beiden Personen bereits weitergegangen sind. Der Autor folgt und hört nur noch das kleine i sprechen. Wir lassen den Begriff "Strichina" einfach weg, nicht wahr?

„... und dann hat das Wesen aufgeschrien und ist aus dem Fenster gesprungen.“

! lächelt. „Du bist eine ziemliche Göre, schon immer gewesen, i. Ich finde es bemerkenswert, dass du so lange bei den...“ i antwortet sofort „Menschen heißen sie und sie sehen aus wie große Zwerge oder riesige Elfen oder winzige Riesen. Und sie mögen keine Überraschungen.“

! lächelt wieder. „Ich bin wirklich stolz auf dich. Nun, willkommen.. wie soll ich es sagen.“ i kichert. „Ich weiss, das Wunderwunderwunderspaßland hat mich wieder. Ich freue mich, das Praktikum der Bibliothek erfolgreich absolviert zu haben. Und ich freue mich, wieder in meine Wohnung ziehen zu können. 8. Stockwerk. Balkon, Ruhe, Frieden. Hoffentlich wohnt dieser Magiergeselle nicht mehr unter mir. Ey, der hat ja wohl ne Macke, Weisst du noch, auf einmal schwebte alles an der Decke, nur weil der Idiot einen Spruch falsch ausgesprochen hat. Eigentlich denke ich ja, der steht auf mich, aber nein, kein Magiergeselle. Ende... Ich hoffe...“ i erstarrt. Ihre Mutter weiss, was nun kommen wird.

„Aaaaaaaaaaah, Mutter, Mutter“

! nickt. Die leichte Panik hat nachgelassen. Sie konnte es nicht sagen.. sie wollte es, aber... Mütter sind halt... auch wenn sie ! heissen, Mütter.

„Ich weiss, i, es ist, ich wollte es dir nicht sagen.“

„Was ist...“ i zittert am ganzen Leib. Sie lässt den Koffer aus fussgenähtem Bisamzungensamt fallen. Auf dem goldenen

Pflaster (wie Sie sehen, kommt der Autor auf diese Tatsache des Wunderwunderwunderspaßlands zurück...) beginnt der Koffer talwärts zu rutschen. i beachtet es nicht. Ihr dünner Punkt ist beleuchtet von einem erdbeerfarbenen Strahl, der sich in den Himmel bohrt, die Wolkendecke durchdringt und in ein oder zwei Jahrzehnten sicherlich den Welpenstern tangiert und dann sicherlich irgendeine Zivilisation Oktopoden auslöschen wird.

„Was zur..."

! fühlt sich schuldig, ihrer Tochter nicht die Wahrheit gesagt zu haben.

i wirbelt herum. „Mutter" ihr Gesicht zeigt Zeichen von Wut an, aber es lässt sich eh nichts daraus lesen, von daher bleiben wir dabei, dass wir Zähneknirschen hören können, wenn wir uns anstrengen. Danke für den Aufwand.

„Der Magiergeselle... er ist... er hat die Prüfung bestanden... und" ! räupert sich, „Dann hat er leider bei einem Partyzauber danebengegriffen. Du kennst doch diese Mana-Cocktails aus Spiritus und Salmiak-Geist, er hatte halt sehr viel und dann..."

! legt ihre Arme um i und drückt sie fest an sich. i fühlt eine tiefe Geborgenheit in ihren Adern fließen und dreht sich noch einmal um. „Kann ich bei euch schlafen?" ! nickt. „Dein altes Zimmer ist doch noch immer frei. Wir hatten mal einen Untermieter, einen Bleistift, aber der war frisch gespitzt und hinterher haben wir auch alles wieder so eingerichtet, wie du es mochtest. L wird sich freuen."

„L?" i zuckt. ! nickt „Ja, dein Vater hat endlich die Beförderung erhalten."

„Cool." Beide verlassen, von dem erdbeerfarbenen Strahl beschienen, den tragischen Ort.

Nur im Hintergrund hört der Autor noch kurze Fetzen eines smalltalkhaften Gesprächs...

„Ich glaube, deine Wohnung ist im Himbeer-Ozean gelandet. Es gibt dort Schuhabtretersichtungen, also komm ja nicht auf die Idee, einen Papierdrachen zu basteln..."

„Weisst du, Mutter... bei den Menschen gibt es so eine Erfindung: Haftpflichtversicherung. Glaubst du, dass die Zauberer-Gewerkschaft..."

„Nein, meine kleine i ich glaube nicht, dass die hier sowas haben."

„Schade."

Berlin - Studium eines Schattenwesens in der S-Bahn

Do, 12 Mai 2011 20:43:24, Lyka, [category: berlineritis, post_tag: emo, post_tag: erfahrung, category: frisches, post_tag: gustav, post_tag: mahler, post_tag: s-bahn]

Berlin

Die Sbahn

unendliche Weiten

wir schreiben... 2011.

Die Umgehung meiner Ubahn dank gewisser baulicher Betätigungen bis November hin zwingt mich förmlich in Richtung S-Bahn, von der ich mir, nebst schneller Bewegung auch einen freien Blick in die schönen Häuserschluchten von Berlin erhoffe.

Wenn die Leute nicht sind, die mich begaffen...

Begaffen... eine Angewohnheit älterer Herrschaften (aus Neid, weil ich noch jung bin)... von Jungen (weil ich schon so vergreist bin), also bin ich es gewohnt und muss nicht mehr laut Gustav Mahler (Mr. Heavy Metal in Person) hören, um hip zu sein. Unabhängig davon starre ich unverblümt in die Richtung eines Pärchens, das mir den Blick hinaus ablenkt, wie ein schwarzes Loch im Weltraum. Schwarz, eine passende Farbe für die beiden jungen Menschen.

Er

starrt in die Luft. Sein Gesicht in bodenlose Agonie versunken, an der melancholischen Brust des Metaversums, also des

unendlichen Nichts liegend, träumend, hoffnungslos. Er zittert leicht. Der Mund zusammengepresst wie eines seiner Augen, hinter Brillenglas. Apathisch. Das Basecap modisch zur Seite gewandt + eine schwarzgefärbte Ponylocke bis unter die Nase = ein Gemälde von Picasso. Das Shirt einer mir bekannten Band, die jedoch zu uncool ist, um sie zu posten, zu "hip" sagen wir es so, ragt hinab, geht nahtlos in offene Lackstiefel über, gelöchert, lose leuchtendrote Schnürsenkel ohne Sinn und Zweck.

Er ist allein und einsam und die Welt ist grundsätzlich schlecht, dass er so allein und einsam ist, doch

Moment einmal.

Sehe ich nicht neben ihm eine junge Frau, in emotionalem nachtfarbenen Chic gekleidet mit graugefärbtem Schläfenhaar, die lächelt und mit ihm redet?

Nicht in seinem Universum.

Auch wenn Sie seine Hand nimmt.

Sein Gesicht, eine Maske. 5000 Jahre alt.

Sie redet ihm gut zu. Er erinnert mich an eine mentale Mumie.

Da ein Kuss. Ich schaue kurz weg, folge meiner eigenen Höflichkeit und den Knigge, der stehts dabei ist.

Eine seiner Augenbrauen hebt sich kurz. Sein Gesicht erwacht. Er lächelt, versucht es jedenfalls. Jahrtausendelange Agonie hat das Gesicht in eine Statue aus purem Weltschmerz verwandelt. Doch nun bröckelt Sand. Hoffnung strahlt auf im Gesicht seiner jungen Begleiterin.

Dann, als hätte ein Blitz aus dunkler Materie ihn getroffen, versinkt er, gerade ans Licht geholt, erneut in die endlose Nacht.

Und dann steige ich aus. Und ich sehe eine Regenwolke über dem Wagon schweben und filigrane Düster-Wesen aus anderen Dimensionen kreisen wie von einem ewigen Strudel gehalten genau über seinem Platz, der anscheinend das Tor zwischen den Welten ist.

Ich bin zu alt für diese Dimensionstore, sage ich leise und lausche den bewegenden Klängen der Sinfonie Nr. 5 von Mr. Heavy Metal Gustav Mahler und träume von küstenlosen Meeren, während ich hinabschleiche, in die Stadt, die mich leise ruft.

Berlin: S-Bahn - Die Musik aus der Tiefe

Do, 19 Mai 2011 23:28:29, Lyka, [post_tag: angst, category: berlineritis, category: frisches, category: midnight-stories, post_tag: musik, post_tag: s-bahn, post_tag: tiefe]

Es mag sein, dass wir sehr viel von der Welt wissen, von den sozialen Interaktionen, von Pflanzen und Tieren, von Lebewesen im Allgemeinen, die unsere Welt bewohnen, die unserer Sichtweise (in hellem Tageslicht) angepasst sind.

Jedoch muss man sich eingestehen, dass nicht überall Licht scheint und dass man nicht überall Fackeln oder Taschenlampen nutzen kann: wo die Dunkelheit hinter einem undurchdringlichen Schleier liegt, so dass man sich ängstlich davon fern hält.

Ich habe bereits vor einiger zeit eine düstere Erfahrungen beschrieben. Eigentlich sollte es nur eine Heimfahrt in der U-Bahn sein. Technische Probleme ließen die Dunkelheit in die neonerleuchtete Realität eindringen und da waren sie, die Ausgestoßenen.

Doch fahre ich derzeit mit der S-Bahn, dank bereits beschriebener Bauarbeiten und auch hier scheinen Dinge Gestalt anzunehmen, die ich nicht mit Namen nennen kann, oder besser darf. Denn alles, was einen Namen besitzt, bekommt Realität, mehr noch, erscheint in den Herzen der Menschen, in den Träumen der Empfindsamen, in den Bildern der Wahnsinnigen.

Also fuhr ich heute meinen allzu komplizierten Weg in Richtung Alexanderplatz, den guten HPL in der Hand und las von jenen unheimlichen Dingen, die manch einer für wahr und verborgen, der andere, wie ich, für gute Grusel-Scifi halte, die man in eigenen Kurzgeschichten gut verarbeiten kann, wenn man gewillt ist, die Angst zu fühlen, die man beim Schreiben erlebt.

Wolken krochen über den Himmel und einige wenige Wassertropfen sammelten sich an den staubigen Fenstern und rollten schwarzgefärbt hinunter. Die Fetzen von Papier, die im Inneren des Straßenbahnwagens lagen, rollten wie von dem Pesthauch, der durch die Gänge strömte, hin und her. Hin und wieder bildeten die Zeitungen Worte unbekannter Sprachen, die mir ein Zittern über die Haut jagten.

Die Augen meiner Mitfahrer waren halb geschlossen. sie lauschten gebannt. Dann hörte ich es auch.

Ein Mensch, eher eine Kugel von Fleisch, surrte vorsichtig an mir vorbei, summte. Welche Art von Sprachfähigkeiten er zu haben schien, war mir nicht bekannt und die Tiefe seiner Stimme, die gleichzeitig die eine verzerrt groteske Höhe zu haben schien, bohrte sich in meinen Kopf, blieb hängen und grub sich weiter ein. Dann blieb das Wesen stehen. Es griff mit seinen Armen nach hinten und holte eine Art Akkordeon hervor. Das Gefühl unsäglicher Panik bemächtigte sich meiner und wie auch immer ich versuchte, den kommenden Schmerz meiner Seele einzudämmen, es war erfolglos. Es begann zu "singen". Chromatisch inkorrekte, fantastisch bizarre Tonstrukturen schoben sich durch die Luft, erzeugten atomare Abnormalitäten und ließ die Herzen der Menschen, jener Lebewesen, wie ich eines bin, in tiefste Agonie verfallen. Im Herzen spürte ich ein Bild, eine Art Erinnerung an das Leben, welches dieses Lebewesen mir gegenüber gelebt hatte.

Eine Höhle, erleuchtet von phosphorhaltigen Pilzen, in schmutziges Uringelb getaucht und furchtbar schleimige Wesen, an Zügeln gehalten, um morbide Äcker zu düngen. Und dann deren Herren, Fleischwesen, aufgedunsene Kreaturen, deren Blick stets nach oben geht, nach oben, wo die vergessene Sonne lauert, seit sie in Ihre eigene Welt gezwungen wurden, Jahrtausende in der Vergangenheit. Vertrieben von Menschen ohne Königreiche, von Stämmen, die sich sonst bekriegten, doch einmal zusammenarbeiteten, einmal kämpften, um das Böse, welches sich verbreitete, in das Innere dieser Kugel, genan nt Gaja, Erde, zu pressen, auf dass sie nie mehr herauskämen.

Die Gestalt war vorbeigezogen und spielte ihr Lied, dieses verworrene, unmenschliche Lied und sang dabei vom Aufbegehren der alten Wesen und den sieg über uns, über die schwachen, haarigen Affen, die sie einst besiegten und ich war dankbar, dass ich es nicht mehr erleben muss, wenn die Heerscharen sich aus den Höhlen unter uns herauspressen. Denn noch immer sammeln sie sich da unten in der Tiefe und gleich den Menschen, die zerstritten ihr eigenes Lebenswerk vollbringen suchen, so sind auch jene Wesen noch nicht vereint. Noch
nicht. Was dieses Wesen hier tut... Kurier ist oder nur ein Herold, der den Krieg verkündet, das weiss ich nicht. Das mag ich nicht wissen wollen.

Dankbar, dass ich das Erlebte niederschreiben darf, um Generationen in der Zukunft zu warnen, steige ich aus. Und ich sehe, wie das Wesen ebenso auf den Bahnhof tritt, die Treppe hinuntergeht und eine der unbekannten Türen öffnet, die in den Abgrund unter Berlin führen und ganz tief hinten, hinter all dem Rauschen der Fahrgäste höre ich die Rhythmen eines uralten Volkes, welches sich bereit macht, loszuschlagen.

Berlin: S-Bahn - Zwischendimension

Fr, 27 Mai 2011 19:56:53, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: dimension, category: frisches, post_tag: s-bahn, post_tag: zeitung]

Berlin... eine Stadt von Gestalten, die man bei Tag sehen und bei Nacht schreiend weglaufen kann, darf, wie auch immer

durch die Bauarbeiten noch immer darauf dressiert, meinen Weg über die S-Bahn zu bestreiten, nach einem bizarren Fußweg durch die Bauarbeitengesprenkelten Fußwege am Alexanderplatz... stehe ich in der Bahn und versuche "Conan" über mein Handy zu lesen. das gelingt recht gut, dank der Kindle-Software auf dem HTC-Wildfire.

Eine Stimme lässt sich aufschrecken, dann resigniert zusammensinken:

"Möchten Sie eine Zeitung kaufen?" was sich für mich nur anhört: "möchten Sie..." ich schüttele den Kopf. Die Gestalt, der Stimme nach Mitte 80, dem Verhalten nach Anfang 20... schlurft weiter. Ein schlechtes Gewissen überkommt mich.

Vorne im Wagon steigt die junge Frau aus und gleichzeitig steigt ein Mann ein. Dieser beginnt, seine Lebensgeschichte zu erzählen und fordert auf, fleißig für ihn zu spenden (1,5 Monate arbeitslos). Er entschuldigt sich pauschal für seinen harschen Tonfall und man bemerkt, dass diese Entschuldigung gegebenenfalls doch gerechtfertigt ist. Ich schaue auf, dann ist der Mann bereits weg. Er verlässt den Wagon durch eine Türe, durch diese....

fast...

zeitgleich erneut eine Gestalt tritt, die eine Zeitschrift verkauft. Ich erkenne, dass Ihre Schuhe besser aussehen als die meinigen. Vermutlich eine Schülerin, was mir der Sprachduktus zu verstehen gibt. Ich schaue aus dem Fenster, und ich sehe nichts draußen. Absolut nichts. Keine hell erleuchtete Stadt, nur ein grauer Schleier.

Die Bahn hält an, die Frau ist an mir vorbeigegangen, die Leute dösen vor sich hin...

ich starre hinaus... und ich sehe, wie die junge Dame sich merkwürdig bewegt, sich in konvulsiven, fast tanzenden Rhythmen dahinzuckt, wie Ihre Haare in den Körper weichen, die Kleidung einen glänzenden Schein annimmt, ein kreischen ertönt und ... die Frau weg ist. Stattdessen sehe ich einen Mann, der einen Kasten mit sich führt, darauf geschnallt ein winziges Gerät und die Panik, die mich überfällt, ist nicht gespielt, sondern...

Ein Mann spielt lustige Musik (vermutlich "Hit the Road, Jack" und ich möchte die Road gerne hitten...)und ich weiß mit neu erwachter Erkenntnis, dass das Nichts, das das draußen wartet, auf ihn wartet, nicht auf mich, nicht auf uns... auf uns Bahnreisende. Ein Opfer ist notwendig, um diesen Fluch, der auf mir lastet... aufzuheben.

Die Bahn fährt und die Ewigkeit erscheint klein im Bezug auf die Fahrt... Die Bahn hält an, entlässt den Musikanten und erneut... die Frage nach dem Kauf einer Zeitschrift... meine Augen flattern bereits...

ich ziehe... einen 50ct-Stück aus der Hosentasche und gebe Sie der Person.

Sie nickt. Wissend ist ihr nicken und ich sehe, wie sich am Horizont Lichter bilden, die durch den Rauch der Dimension dringen, in der wir, wir alle in diesem Wagen, gefangen sind.

Die Türe öffnet sich und ich steige aus. Ich drehe mich nicht um... ich gehe hinunter in die U-Bahn... nur 1 Station... dann bin ich daheim...

"Möchten Sie eine Zeitschrift haben?"

Frosch im Morgenmantel im Wunderwunderwunderspaßland

Sa, 28 Mai 2011 20:49:40, Lyka, [category: frisches, post_tag: frosch, post_tag: morgenmantel, post_tag: wunderwunderwunderspasland]

Kehren wir nun um, um uns in die Schatten der Weltstadt B. zu begeben und folgen wir den staubigen Schritten einer Kreatur, die ... nicht mehr da ist.

Großschwarze Augen starren ohne einen Wimpernschlag auf den erdbeerfarbenen Strahl, der sich in die Himmelsweite ergießt. da, ein Motte, die aufgeschreckt in der Ferne herumtanzt und mittels blauem Brombeerzungenstrahl im Mund eines Froschs landet. Nicht nur eines Froschs, DES Froschs, der hier wartet, ob sich etwas tut. Doch das Pulsierende Licht (gesponsert vom Magiemarkt "Friedensglück" (Motto: wenn wir es nicht haben, dann hats eh jeder)) pulsiert nur fröhlich vor sich hin.

Der Frosch, der seine Locken bei einem wilden Pokergefecht verloren hat, schiebt sich einen Kaubonbon in den Mund, um den ekligen Geschmack des toten Fliegendings in seinem Kopf loszuwerden. Blutwurst.

Er hat einen Auftrag, doch dieser lässt auf sich warten. Tatsächlich laufen hier zu viele Buchstaben durch die Gegend, die ihn sehen könnten. Doch da, ein Leerzeichen. Mit einem schnellen Satz saust unser grüner Freund hinaus aus dem Schatten und hinein in das Hochhaus.

Anwesend: keiner. Grund: das lustige Licht, dass in den Himmel schießt.

Die Treppenstufen sind glitschig wie Seife und Schnee und der Frosch muss sich beeilen. Erster Stock: Bekleidung. Der Frosch überlegt sich, ob er seinen Morgenmantel schnell austauschen soll, aber flecktarn ist noch immer besser als Hawaii-Seide und er entschließt sich, es nicht zu tun.

2. Stock: Wanderstöcke

Der Frosch schüttelt seine imaginären Locken und fragt leise: Denken die, dass wir hier blöde sind?

3. Stock: Der Frosch hört auf zu zählen...

Langsam bemerkt man die tosenden Kräfte der entfesselten Magie und der Frosch greift unsicher an seinen Hals, wo sein Antimagieschutzstein hängt und flucht leise, da dieser kleiner geworden ist. "Nicht genug aufgeladen. Supiiiii." sagt der Stein und grinst.

Der Frosch muss nach oben und schiebt sich den Stein in den Mund, kaut ihn kurz und sprintet hinauf in die Weite.

Da... die Türe zum versiegelten Zimmer. Der Frosch tritt zu und die Türe reißt es aus den Angeln. Im epischen Malstrom des unheilvollen Leuchtens verschwindet die dürre Holz-Pappe-Attrappe einer echten Tür. Jemand kreischt. Doch es ist nur der Frosch, der seine Locken wieder gefunden hat. Er greift in seinen Morgenmantel und zieht eine schwarze Handfeuerwaffe mit Schalldämpfer heraus. Es klickt, als er den Schokoriegel-Riegel hineinschiebt und den Hahn spannt.

"Jason P. Montesquieu. ich verhafte Sie, Ridwormus Lavendeles Wermut wegen Werksspionage im Takatanakatakaland."

Er flucht. Die dunkle Gestalt vor ihm dreht sich um und zeigt ein glattes, ein absolut glattes Gesicht. Jason P. Montesquieu ist lange nicht mehr so schlecht geworden wie jetzt. Das glatte Gesicht... und dann die Nase... er kreischt und springt aus dem Fenster. Im Flug denkt er sich noch, wieso er das Buch, das er stehlen sollte, dennoch in den Händen hält, als habe es sich an ihn herangeschmuggelt, da knallt er schon in ein karamelhaltiges Gummiboot, das über die Straße schwebt. Die Fahrerin, eine etwas dümmlich grinsende Ananas kichert und hält an. "Sie sind aber toll gehüpfelt."

Doch sie hört nur noch sein Stammeln und entschließt sich, ihn ins Sandkastenkrankenhaus zu bringen. Denn er stammelt sich den Mund fusselig und könnte alle Zähne verlieren, wenn er weitermacht mit diesem "Oh Nein, Oh, Nein, Lutscher mit Kaugummifüllung!!!!!"

Schwarzer Schlitten

Sa, 28 Mai 2011 23:40:58, Lyka, [post_tag: ampel, post_tag: auto, category: frisches, category: midnight-stories]

Die Ampel steht noch immer auf Rot. Kein Hauch von Wind bewegt die erdigen Fetzen Straße in der sengenden Sonne. Asphalt beginnt zu kochen. Die Stirn verschwitzt, der Magen revoltiert, die Hände gefaltet, ins Kunstleder gepresst. Das Lenkrad ruckt leicht, während er die Arme lockert. Zu leicht eingestellt? Keine Ahnung. Es geht um so vieles und doch ist es ihm egal. Der Körper presst sich wie von selbst in den Sportsitz, lang zusammengespart, fast doch noch gestohlen, dann doch geschenkt. Er ist ein Talent. Er ist die Erlösung. Ein Held der Masse. Er fühlt Augen auf sich ruhen. Sie spiegeln sich wider, auf der blankgewischten Seitenwänden, auf der verzerrten Motorhaube, auf seiner zusammengebastelten Sonnenbrille. Zusammengebastelt. Sein Gesicht zuckt kurz bei dem Gedanken, in welchem Objekt er sich befindet. Ein Auto. Mehr eine Art Bastelarbeit. Frankensteins Monster mit Motor. Der Motor. Ein 8-Zylinder. Bei dem Gedanken daran überfällt ihn das unbestimmte Gefühl, seinen Fuß auf das Gas hinunterzujagen, die Maschine aufheulen zu lassen. Doch reicht dann das Benzin? Vermutlich nicht. Sparsamkeit und ein 8-Zylinder. „Tu es nicht." hatte seine Freundin gesagt. Er hatte falsch reagiert. Oder richtig. Je nachdem, wann er endlich am Ziel ankommen würde. Die Schweißperlen sich auf seiner Stirn werden dicker und dicker. Sie kitzeln, während sie in Richtung Augen kriechen. Nur nicht die Hand vom Lenkrad nehmen! Er schüttelt den Kopf, zwinkert kurz.

Noch immer leuchtet das rote Licht auf. „Fahr! Fahr! Fahr!" Wie? Eine Hand schlägt auf sein Bein. „Fahr! Verdammt, fahr doch endlich!" Sein Gedanke fällt ins Nichts. Die Ampel: rot „Fahr!" von rechts.

Aber die Ampel. Die Ampel.

Die Sonne flimmert im Hintergrund vor sich hin und die Augen beginnen, zu verblassen. Die Hand presst sich in sein Bein. „Fahr! Verdammt!" Apathisch zuckt er mit den Schultern. „Es ist noch nicht soweit." flüstert er, die Lippen trocken wie die Straße vor ihm.

Die Dämmerung hüllt die Welt um ihn herum in dunkles Blau. Die Ampel ist rot. Die Hand hat sein Bein verlassen, ein Schatten ist aus dem Auto gesprungen und fluchend weggelaufen. Minuten darauf fuhr ein Bus davon. Er zuckt mit den Schultern. Gleich. Gleich. Gleich gehts los.

„TockTock" springt von der Fahrerseite in sein Ohr. Rote Ampel. Konzentration. „TockTock" erneut. Mit einer Hand, unfähig hinzuschauen, greift er nach der Kurbel und ruckhaft schiebt sich die Scheibe nach unten.

„Hey, Junge. Du stehst seit ja seit Stunden hier. Keine Sorge, morgen haben wir die Ampel endlich repariert. Fahr ruhig nach Hause. Oder falls du Angst hast," Kichern, „dass dein schwarzer Schlitten auseinanderfällt, schieb ihn besser doch heim."

Rote Ampel in sternklarer Nacht. Bald wird sie auf grün wechseln. Nur nicht einschlafen. Einfach warten. Und dann: ein Held sein. Und seine Freundin würde ihn mit offenen Armen empfangen. Dann hat er endlich seinen Führerschein.

Augenblick - Der Efeu

Di, 31 Mai 2011 23:03:12, Lyka, [category: augenblicke, category: berlineritis, post_tag: blatter, post_tag: efeu, post_tag: friedhof, category: frisches, post_tag: grun, category: midnight-stories, post_tag: radfahrer]

Wenn ich von der Arbeit komme, also meistens in den Dämmerungs- oder Nachtstunden, starre ich manchmal sekundenlang in einen Friedhof hinein, der auf dem Weg liegt. In der Dämmerung kann man die dunklen Kreuze erkennen, hinter dem Hauch der Finsternis die unbeschienenen Platten sehen, dort, wo nichts mehr ist. Wo sie ruhen.

Einige Schritte weiter und ich erkenne ein Haus. Es ist komplett mit jenem dunkelgrünen Efeu behangen, der mich an das Haus meiner Großeltern erinnert, jedoch hängt es nicht nur an einer Seite herunter, sondern die sichtbaren Wände sind mit dieser seltsam lebendigen Farbe bedeckt.

Tagsüber leuchtet das Grün mir den Weg, doch in der Nacht, wenn die rot-grünen Ampeln Ihrer Pflicht nachgehen und die wenigen Menschen über die Straßen leuchten, dann saugen die schwarz-grünen Blätter das Licht aus der Welt und ich finde mich oft genug wieder, wie ich in diese Wand aus Blattwerk starre und mich frage, was Sie zu erzählen hätten, wenn sie reden könnten. Denn wenn sie beginnen, zu sprechen und zu rufen, dort, in meinen tiefsten Träumen, in denen die Wurzeln des Efeus nicht mehr im bröckelnden Mauerwerk des alten Friedhofshauses hängen, sondern sich einen Weg in meine Seele suchen, dann ist es zu spät.

Doch nun schüttele ich die melancholischen Gedanken fort, grüße den Radfahrer, der trotz meiner Grünphase meine Füße zu treffen versucht, und gehe zur Bahn. Und ich drehe mich nicht um, auch nicht, als ich aus dem Rauschen des Wesens hinter mir ganz klar meinen Namen höre.

Mitternacht vor dem Berg

Mi, 01 Jun 2011 23:24:09, Lyka, [post_tag: alptraume, post_tag: angst, post_tag: berg, post_tag: binge, post_tag: ding, post_tag: fiktion, category: frisches, post_tag: gebirge, category: midnight-stories, post_tag: panik, post_tag: pinge, post_tag: traum]

Gewisse Umstände machen es notwendig, dass ich diese letzten Minuten meines natürlichen Lebens damit verbringe, die Geschehnisse der letzten Wochen in einige kurze Sätze zu fassen. Meine Hoffnung liegt darin, dass, wenn meine Existenz in das große Dunkle "hinter dem Schleier" gegangen ist, andere Menschen überleben und die Kunde heraustragen aus dem Dorf, in dem ich meine Kindheit und meine letzten Tage verbrachte.

Den Beginn des Endes zu finden ist schwer und ich zittere, während der Wind durch die verfallenen Bäume und Sträucher streicht, während der Mond glitzernd am Himmel auf das Erscheinen des Todes wartet. Ich hocke am Rande der Schlucht, über mir nur die Kälte des Weltraums und vor mir, im fahlen Licht meiner Taschenlampe, der Eingang in das Bergwerk.

Eingang. So kann man es wieder nennen, nachdem der Berg für über 208 Jahre ein einziges Grab gewesen war. Zweihundertundacht Jahre, in denen es in meiner Heimatstadt mehr ruhig als aufregend war, auch wenn zwei Weltkriege Ihre Spuren hinterließen, Menschen kamen und gingen. Wir sind eher der Art Menschen, die mit den rauen Umständen, welche sich in den Wetterlagen und die teilweiser Abgeschiedenheit begründen, zurechtkommen. Wir hatten die Vorteile technischer Innovation durchaus sehr früh erkannt und bis ins Jahr 1803 einen regen Abbau an Erzen, Zinn, Silber durchführen können, bis, ja bis der verhängnisvolle Zusammenbruch des kompletten Berges erfolgte. Damals war das glorreiche Handwerk, zumindest für die Stadt, beendet und man musste umdenken und baute sehr schnell Alternativen auf. Man wusste damals zu überleben.

Wieso ich diesen letzten Tagesbruch besonders erwähne und wieso ich nun hier sitze, genau an diesem Ort, hier, in der Schlucht und vor mir, gleich einem Apfelkernhaus, das letzte, steinerne Mahnmal eines Raubbaues, das werde ich erläutern, so ich hoffentlich noch Zeit habe. Meine Uhr zeigt eine halbe Stunde vor Mitternacht an.

Wie ich schon schrieb, wurde ich hier geboren. Meine Kindheit eine interessante Mischung aus der verqueren Neugier nach Abenteuer, das man in der Welt nicht erleben konnte und der Erkundung der Umgebung, die unsere Stadt einschloss. Ich war hin und wieder in den dunklen Wäldern unterwegs, die die Stadt umkreisen, das Sonnenlicht dämpfen, die mit leisem Wispern auf die furchtsamen Schritte reagieren, die man abseits der Wege tut. Eine andere Sache waren die Bücher. Bücher, ach wie liebte ich sie. Ich konnte nicht genug bekommen, und so verwandelte sich die Welt um mich herum in ein von unheimlichen Dingen durchstreiftes Ding, denen man nicht auf der Straße, nicht auf dem Dachboden, im Keller begegnen wollte. Grundsätzlich ließen Bücher meine bereits empfindsame Fantasie in helles Feuer aufgehen und ich hoffe nun, da ich hier sitze, in der Finsternis, diese getriebene Kindheit auch einen Sinn hatte.

Nach vielen Jahren zog ich fort, in die große Stadt. Ich floh vor den Eindrücken, die mir die seltenen Spaziergänge durch

die nächtlichen, vor sich hindämmernden Straßen bescherten. Hin und wieder trieben mich jedoch Träume, trotz der Lichter der Wohnungen um mich herum, in eben jene Gassen, auf der Flucht vor jemanden, einem Ding, das freudig seine Arme aufspannte, mich begrüßend, wie einen alten Freund. Ich konnte keine Finger erkennen, keine Gliedmaßen, die in irgendeiner Art und Weise menschlich wirkten, ich sah nur Knoten, Fäden die zuckten, gleich einem lebendig gewordenen Spinnennetz, jedoch nicht transparent, eher eine Art Qualle, voller Gelee und Nervenstränge, die wütend vor sich hinpulsierten.

Immer wenn ich erwachte, lag ich da, starrte an die Decke, kaum einen Meter über mir, konnte kaum atmen, so sehr zuckte noch immer das Bild unbekannten Schreckens, von Bindfäden, die schwarz-glänzend zum Leben erwachten, in meinen Augenwinkeln. ich flüchtete mich in faszinierende Bilder, in Bücher, die die Gedanken zum Abklingen bringen sollten, in furchtbar triviale Fernsehsendungen, in ewig-gleich-tönende Musik, doch ich kam nicht wieder herunter. Ich stürzte mich in die Arbeit, doch jede Sekunde, die ich nicht damit verbrachte, grüßte mich das Ding in der Gasse.

Mit der Zeit verschwand es; ich war mir sicher, es käme wieder, wenn ich nicht alles tue, es fernzuhalten.

In jenen dunklen Stunden trieb mich mein Verlangen dazu, mir die Geschichte meiner Heimatstadt durchzulesen. Ich konsultierte Wissenschaftler, die erst recht hilfreich waren, jedoch dann aufgrund ihrer rein nachlässigen Art und Weise, alles, was nicht tiefgreifend auf die Menschheit einwirkte, komplett auszulassen. Als diese mit gewissen historischen Zeitpunkten, dem Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts, nichts mehr zu tun haben wollten, weil es halt kaum Aufzeichnungen gab, verließ ich die Pfade der ehrbaren Wissenschaft und arbeitete mich selbst durch staubige Unterlagen in sonnenverlassenen Dachkammern, immer aufgeschreckt vom Knacken der Holzdielen in der Sommerhitze. Ich konnte nicht oft genug in meiner Heimat sein, daher dauerte es auch sehr lang, bis ich endlich etwas brauchbares fand.

Es war, so ich mich noch erinnere, denn Zeit und Raum fliegen an mir vorbei wie aufgeschreckte Hühner, Anfang des Jahres, als mir folgende Mitteilung übermittelt wurde:

"Versteckter Eingangsstollen gefunden

Der allseits bekannte Tagesbruch, der im Jahr 1803 die Geschichte des Bergbaus in unserer Stadt beendet und Todesopfer gefordert hatte, hat zur Entstehung unserer Pinge, eines Naturdenkmals gegen den Fortschrittsglauben geführt. Wir freuen uns, dass nach filigraner Arbeit, über Jahrzehnte hinweg, einige Interessierte einen vergessenen Stollen gefunden haben. Einige Wissenschaftler der Bergbau-Universität haben angekündigt, im Laufe des Frühjahrs einen Blick darauf zu werfen und gegebenenfalls einen stabilen Zugriffspunkt herzustellen."

Ende der Mitteilung.

Eine filigrane Figur beugte sich, kaum sichtbar, über meine Schulter und flüsterte mir ins Ohr. "Bald frei."

Ich schreckte auf, fühlte die Tischplatte unter meiner Haut. Mein Gesicht fühlte sich an, als wäre mein Kopf in einen panischen Krampf verfallen. Mein Verstand hatte versagt, nur so konnte ich mir da grauenvolle Ding in meinem Kopf erklären.

Die Mitteilung steht noch immer vor meinen Augen, als hätte ich sie gestern noch gelesen.

Ich habe viel zu verdrängen versucht, habe gearbeitet wie ein Wahnsinniger, habe angefangen, Kurzgeschichten zu schreiben, lustige kleine Verse, nur um meinen Kopf am Rotieren zu halten. Irgendwann ließ auch meine Kraft nach und ich verlor die Lust. Ja, die Lust, mich diesen Dingen auszusetzen. Ich entschloss mich zu einem Urlaub in der Heimat. Es war bereits Frühling, der Schnee lag noch in den dämmernden Wäldern undhintergründige Kälte schmiegte sich an meine Jacke, während ich den Gassen folgte, die in die Schlucht führten.

Es war kurz nach Mittag, eine Zeit, die normalerweise eine weite Entfernung von der baldigen Dunkelheit der frühen Nacht ist. Doch schon beugte sich die Sonne unter dem Druck einer unbekannten Macht in Richtung Horizont. Noch während ich unterwegs war, änderte sich die Luft in eisiges Blei. Oberhalb der Schlucht blieb ich stehen, berührte mit meinen klammen Fingern die Informationstafel, die ich schon von Kindheit an kannte.

Ich sah Namen. Namen der beiden einzigen Opfer der Katastrophe, die damals verschüttet wurden. Menschen, die Familie hatten: sie waren sogar verwandt. Es faszinierte mich. Waren die beiden Männer tiefer drin als die anderen? War es Zufall gewesen, dass sie, zwei verwandte Menschen, verschwunden waren? Wieso sprach mich dieses Ding an?

Hinter mir hörte ich plötzlich Schritte im Schnee. Ich drehte mich um und starrte auf 5 alte Männer, die sich, ihre Mützen in Händen, näherten. sie schwiegen, während nähertraten.

"Was tun sie hier?" fragte mich einer der Männer, sein Gesicht tief in einem Wollschal versteckt.

"Ich..." ich zuckte mit den Schultern. "sie sind sicher hier, weil vor 108 Jahren..." der Mann verstummte. Ich nickte. "Es ist ein interessantes Datum", sagte ich. Ich beschrieb Ihnen, dass ich aus dem Ort komme und hin und wieder unterwegs bin, aufmerksam gewisse Dinge betrachte, die sich hier zugetragen haben.

"Die Jugend von heute ist da eher uninteressiert." meinte eine Stimme aus der Gruppe. Ich lächelte müde. "Wenn man aus dieser Stadt kommt, hat man nur die Möglichkeit, sie anzunehmen, oder abzulehnen. Einen lauwarmen Weg gibt es nicht."

"Da haben sie Recht, junger Mann."

"was tun sie hier?" fragte ich, "verbringen sie Ihren Lebensabend mit Wanderungen oder gibt es einen speziellen Grund, heute hier zu sein?"

Sie schwiegen. Schnee fiel, vom Wind getrieben in unsere Gesichter und ich musste mich kurz abwenden. Glitzernde Partikel stoben durch die Luft, als die Männer, anfingen, abwechselnd zu erzählen.

"Der Berggeist..."

"... er kommt heraus...."

". und wir hoffen, dass er uns endlich..."

"...freilässt."

"Endlich...doch du... fliehe" Stille.

Ich wirbelte zurück. Vor mir war nur Leere. Tatsächlich war ich allein hier. Mir war bitterlich kalt. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir eine bizarre Zeitverschiebung an. War ich doch kurz nach der Mittagszeit aufgebrochen, so war es jetzt plötzlich bereits 22 Uhr am selben Tag. Ich zitterte.

Irgendwo im Hintergrund heulte ein Waldkauz und ich kam mir, trotz der vor mir liegenden Stadt mit ihren hell erleuchteten Fenstern allein vor. Um mich herum knisterten die Bäume wie in meiner Kindheit. Ich floh.

Einer der "Wesen", die mir gesprochen hatten, hatte mir seinen Namen genannt. Ich wusste nichts mehr davon, ich konnte schwören, dass jenes oben beschriebene Gespräch, die wenigen Worte, nur so stattgefunden hatte. Aber auf irgendeine bizarre Art und Weise fanden meine Finger auf der Computertastatur der örtlichen Bibliothek Namen. Noch immer läuft mir ein Schauer über den Rücken: Ich fand die Verschwundenen

Verschwunden wie: ins Bergwerk gefahren, nicht mehr aufgetaucht. Es kam oft vor. Zu oft für meine Verhältnisse, wie ich mir in den kommenden Stunden zusammenrechnete. Vermutlich war jedoch in den frühen Jahren des 19. Jahrhunderts Ansturm auf Arbeit hoch genug, so dass Namen zu Statistiken wurden, auf Papier vor sich hinbleichten, vergessen wurden. Es waren meistens Menschen ohne Familien, ohne Anhang hier in der Gegend, Fremde, deren vorheriges Leben in dem Dunkel blieb, in dem sie letztendlich auch verschwanden.

"Der Berggeist..." eine jener mythologischen Sagengestalten aller bergbauenden Nationen, unterschiedliche Namen, doch stets dasselbe. Bergmönch, Bergwerksdämon.. die Bibliothek sagte mehr, auch fand ich sogar einen Teil von Georgius Agricolas Werk "De animantibus subterraneis", digital hinterlegt und fand auch hier eine der bizarren Muster, die sich mir dank meiner Erinnerungen an das Wesen in der Gasse tief in meinen Verstand gebrannt hatten. Ich versuchte, nicht zu denken, was geschehen war, wieso dieses Ding in mein Leben getreten war. Müde rollte ich mit dem Stuhl zurück und starrte hinaus in die verheißungsvolle Dämmerung eines neu beginnenden Tages.

Mein übermüdetes Hirn glimmte nur noch vor sich hin. Ein Säuseln drang durch den Raum, setzte sich in meine Ohren, floss in meinen Verstand. "Bald frei." flüsterte die Existenz, jenseits von physikalischen Grenzen, tief aus einem mir unbekannten Universum heraus.

Ich schüttelte den Kopf. "Nein."

Es war der Zorn einer verzweifelten Seele in meinen Adern. Ich fühlte, wie die bösartige Macht sich aus dem bald geöffneten Eingang der Tiefe schieben würde, jeden Tag, jede Nacht, bis es gestoppt werden könnte. Doch niemand kann etwas stoppen, was man nicht versteht und selbst wenn: ohnmächtig betrachtet man den Untergang von Menschen, die man liebt, während der Triumph des Dings aus der Tiefe episch zu sein scheint.

Wer kann sagen, dass die Gestalt aufhört, wenn es die Stadt verschlungen hat? Keiner kann es. Und deshalb bin ich hier, in dieser Nacht und ich folge meinem Herzen und seinem Ruf. Denn ich weiß, dass folgende Information, folgende Nachricht, mein Herz zutiefst erschüttert hat und ich hörte aus dieser unmenschlich schwarzen Gruft Dinge aufsteigen, hörte ich die alten Worte, das alte "Glück auf", die Loren poltern, dieSchreie der Männer und Kinder, die sich immer tiefer durch das Gestein bohrten.

"Wissenschaftler vor Ort vom Wetter überrascht

Heute morgen haben Wissenschaftler der Bergbau-Universität einen ersten Versuch unternommen, den Eingangsstollen freizulegen. Erste Bohrungen waren erfolgreich, so dass eine stabile Öffnung vorgenommen werden konnte. Aufgrund der plötzlichen Änderung des Wetters musste der Versuch jedoch nach wenigen Minuten abgebrochen werden."

Ich fühlte, nein, sah es anders. Ein plötzlicher Windstoß, fast einem Sturm gleich, ließ die Menschen erzittern, trieb sie zurück und fast wie von Geistern verfolgt, nein, Grauen gepackt, ließen sie ab. Doch sie würden wiederkommen, das alte Übel herausholen aus seinem Gefängnis. Über 200 Jahre ohne menschliches Leid, Nahrung, Seelen, all dies würde sein Neuerscheinen in eine tobende Barbarei treiben.

Ich kannte das Wesen, hatte es schon immer gekannt. Und ganz tief in meinem Herzen wusste ich, weiß ich noch immer, dass ich mich ihm stellen muss. Ich war heute morgen noch einmal vor dem Eingang. Die Risse, die die Arbeiter gemacht haben, sind gewachsen und nicht nur im Augenwinkel diesmal erkenne ich diese winzigen vibrierenden Fäden, die sich wie schwarze Wurzeln aus dem Inneren des Bergs in die Welt da draußen schiebt. Steine poltern zu Boden, während das Ding da drinnen arbeitet und ich höre es heulen vor Hunger und ich sehe, wie endlich, wie eine bizarre Erlösung, seinen Kopf aus dem Stollen schiebt und mich anschaut und vor Freude schreit und es kommt auf mich zu, mehr geflossen als gekrochen, es spottet jeder menschlichen Beschreibung und ich fühle die Seelen der Toten ihn ihm, die nach mehr suchen, die Erlösung suchen. Ich fühle, dass ich Ihnen vielleicht doch helfen könnte, aber ich bin starr vor Angst, meine Buchstaben fallen nur noch … Papier... .. es frisst......

Gespräche mit einem Unbekannten, eine Talkshow

So, 05 Jun 2011 17:32:12, Lyka, [post_tag: ambrosius, post_tag: dialekt, category: frisches, post_tag: sprachduktus, post_tag: sprache, post_tag: sudstaaten, post_tag: talkshow, post_tag: zombie, post_tag: zombies]

M: Hallo und schönen guten Abend bei unserer, dank Ihnen allseits beliebten Gesprächsrunde „Gespräche mit einem Unbekannten.“

Auch heute wieder haben wir einen großartigen Gast, mit dem ich einige sehr wichtige, sowohl unterhaltsame als auch politische Themen, HAHA, Scherz muss sein, diskutieren möchte.

Mein Gast, und seien Sie sich sicher, ist außergewöhnlich. Er hat sich bereit erklärt, die Motive einer ausbreitenden politisch-biologischen Richtung zu erläutern.

Sollte seine Sprache unverständlich erscheinen, wie ich annehme, haben wir bei uns einen anerkannten Linguisten der sich, mehr oder weniger, freiwillig zur Verfügung stellt, als Vermittler, als Übersetzer als zu dienen.

Meine Damen und Herren, der allseits beliebte Professor Klaus Ambrosius. Sie kennen Ihn als Autoren solcher Standardwerke wie „Der verführerische Sprachduktus von Vampirfledermäusen“ und „Jaulen – Eine Anleitung für angehende Werwesen.“

<Klatschen>

M: Wen haben Sie uns heute mitgebracht?

A: Mitgebracht? Ich wurde auf meinem Heimweg abgefangen, ein Sedativum wurde injiziert und ich bin erst hier vor wenigen Minuten wieder aufgewacht.

M: Na, das war doch mal eine nette Überraschung, finden Sie nicht auch?

A: Nett? Nett wäre es, wenn ich mir daheim die Spätnachrichten anschauen könnte und nebenbei eine Pizza essen könnte.

M: Humorvoll wie immer. Und, um jetzt endlich auf unseren Hauptgast, unseren „Main Event“ zurückzukommen. Sein Name war „John Jefferson Smith.“, wie man an seinem Namensschild noch lesen kann. Ich bin sicher, er würde heute nicht mehr darauf reagieren. Und da ist er, unser Gast.

Z: aaaaaaaaaaarrrrrrrrhhhhhh grrrrsssssaaaaaa braaaaaiiiiiinnnnsssssss

M: Interessante Begrüßung. Professor Ambrosius, ich darf Sie doch Klaus nennen, oder?

A: Nein.

M: Schön, Klaus. Also was sagt unser Gast?

A: Ich, äh, ich weiß nicht wirklich, was hier gespielt wird.

M: Sie sind doch der Übersetzer von altertümlichen Sprachen, oder?

A: Ich, äh, ja, eigentlich schon, aber das gibt Ihnen nicht das Recht...

Z: brains, brainnnnnssssss

M: Klaus, was sagt unser Gast denn?

A: Ich, äh, also, er hat einen furchtbaren Dialekt.

M: Naja, er ist, nein eher, war einst Abteilungsleiter einer Supermarktkette, drüben in New Orleans. Vielleicht ein gewisser Südstaaten-Akzent, der auffällt?

Z: brains, brains, braiiiiinnnns

A: Was soll denn das? Bin ich hier in einem schlechten Film gelandet? Halten Sie seine Klauen von mir fern.

Z: brains, brains, braaaains, braaaaaaaaaiiiiiiiiiiiiiinnnnns

M: Interessant. Also sprechen Sie kein englisch?

A: Doch, schon.

M: Na bitte, da haben Sie es. Unser Gast kommt aus den USA, spricht einen merkwürdigen Dialekt und mehr fällt Ihnen nicht ein als Filmvergleiche?

A: pscht. Halten Sie den Mund. Ich übersetze doch schon. Machen Sie den Mann nicht wütend.

Z: brains? Brains! Braaaainsssss brainsssssbrainsbrains!!!!

A: Das Wesen ist verärgert und fragt, ob es im falschen Film ist.

M: Na, das ist doch mal eine Überraschung. Versteht es uns?

A: anscheinend schon. Es hat vorhin gefragt, ob Sie, weil sie soviel reden, ein großes Gehirn haben.

M: Haha, das ist ja wundervoll. Jaaaaa, mein guter Mann, ich habe ein großes Gehirn. Das erkennt man daran, dass ich eine Brille trage, haha. Und ich sitze nicht in einem Käfig, wie du.

Z: brainsbrainsbraaaaains!!?!

A: Er denkt, dass Sie Angst vor ihm haben, weil Sie sich hinter dem Tisch verstecken, wenn er „brains“ sagt....

Z: brainsbrains braiiiinnnnnnnnnns!

A: ...und er denkt, dass er vor kurzem einige Verwandte von Ihnen getroffen hat....

Z: brainsbrains braaaaaaaaaaaaaaaaaaaaiiiinnnnnnnnssssssssssssssssssss

A: … und er hat ihre Hirne gegessen.

M: das gibt eine faszinierende Wendung im Sachverhalt und ich gestehe, eine gewisse Aufregung, haha, kommt mir gerade in den Sinn. Nichts desto trotz... hat er noch einige abschließende Worte an unser Publikum da draußen?

Z: brains

A: nein, das übersetze ich nicht.

M: Oha, unser Gast versucht sich im Beschimpfen?

A: Nein. Also nicht wirklich.

Z: brains.

M: Übersetzen Sie doch.

A: Wenn es sein muss. Er teilt auch mit, dass Ihre Kameraleute auch gut geschmeckt haben.

M: Ich suche einmal ganz kurz nach meiner Handfeuerwaffe, na wo ist sie denn, haha

A: Und er sagt, er hebt Sie sich bis zuletzt auf.

Z: brains

A: brains?

Z: brains.

M: Es sieht schlecht aus und wie ich sehe, sinken die Zuschauerzahlen ins Bodenlose. Ich verabschiede mich mit Bilder, die die erfolglose Flucht von Professor Klaus Ambrosius zeigen, der draußen auf die steigende Menge von eher untoten Fans getroffen ist, haha, und sage Ihnen auf Wiedersehen. Das letzte Wort liegt bei unserem Gast, dem es gelungen ist, den Käfig aufzubrechen und der sich auf mich zubewegt, während ich bemerke, dass meine Handfeuerwaffe im Handschuhfach meines Wagens liegt, haha.

Z: brainsbrains braaaaaiiiins

M: …...

S-Bahn - Der wunderliche Rubikwürfel

Mi, 08 Jun 2011 20:17:30, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, category: frisches, post_tag: rubikwurfel, post_tag: s-bahn]

Die Sonne steht hinter dem Horizont und traut sich nicht, mehr als ein paar Strahlen auf den grauen Boden, auf dem Berlin steht, zu feuern.

Hier, auf Schienen, dunkel und alt, rast, so behäbig wie möglich, eine S-Bahn entlang. Ich stehe darinnen, um diese Uhrzeit findet sich kein Sitzplatz und ich nutze meinen Blick über die Köpfe meiner Begleiter, um Ideen für Geschichten zu finden. Dieses Wetter und diese Tageszeit treibt alle in die Bahnen, unauffällige und schöne Menschen, stille und laut telefonierende, alt und jung.

Das Murmeln, Hämmer und Klopfen der Menschen um mich herum wird leiser, unterdrückt, durch den fabelhaften Soundtrack des Films “Sherlock Holmes” und so verbringe ich, auf meine visuellen Fähigkeiten beschränkt, die Zeit in einem Kokon, allein.

Ich schlafe fast ein, es ist ein dumpfer Morgen, das Wetter klebt an mir wie Zuckerwatte. Aus dem Nichts dringt ein vorsichtiges Klackern in mein Hirn. Ich versuche, die Musik lauter zu machen, doch noch immer, klick klack schnarr klack. Ich öffne meine Augen, schaue vorbei an den verwirrten Gesichtern meiner Mitfahrer und sehe einen jungen Mann, hinuntergebeugt, die Finger um einen Würfel gewunden, um einen dieser Rubik-Würfel. Er ist vollkommen konzentriert, seine Stirn bereits ein Bach aus Schweiß, die Augen quellen förmlich hinter seiner Brille hervor; sein Mund hat sich in einen bleistiftdünnen Strich verwandelt und Adern, wo auch immer dieser herkommen, pulsieren verworren über seinen Hals hinunter in das flatternde T-Shirt.

Ich kneife meine Augen zusammen, denn statt einer lustigen Art und Weise, die Zeit einfach vergehen zu lassen, sehe ich einem Kampf, einem echten Kampf zu, eine Schlacht zwischen Mensch und Objekt, zwischen Hirn und Rätsel. Ich trete näher, da mir etwas auffällt, doch etwas stößt mich zurück. Ich schaue auf, er starrt mich an. Er schüttelt den Kopf. “Nicht für dich” flüstert er, “für mich.”

Dann erkenne ich, was kämpft. Aus den schwarzen Rillen im Würfel, der sich durch jede Bewegung verwandelt, dringt eine dunkelgrüne Flamme, ein Strom aus bizarrer Energie, greift über auf seine Fingerkuppen, führt seine Finger gleich einem unsichtbaren Puppenspieler immer wieder über die farbigen Kanten. Es fehlt nicht mehr viel, kaum 3 oder 4 korrekte Zuordnungen. Aufregung macht sich im Wagon breit, als die meisten Leute hinaus wollen, es ist irgendeiner der großen Bahnhöfe auf dem Weg.

Da, ihn erwischt ein großer Mann, ein Fremder, aus dem Nichts, an der Schulter, schiebt ihn mit unerbittlicher, schon absichtlicher Gewalt hinaus ins Freie. Doch der junge Würfelspieler gibt nicht auf. Er stürzt zurück in den Wagen, wird aber zurückgezerrt. Der große Fremde hält ihn an der Schulter fest, grinst ihn mit großen Zähnen an. "Na, geschafft?” Der junge

Würfelspieler schüttelt den Kopf und ich fühle, wie sich eine dumpfe Erkenntnis in seinem Hirn manifestiert, etwas dunkles, etwas ewiges, etwas... “Nein!” schreit er und ich sehe, wie die Fäden aus dunkelgrüner Flamme sich über seine Hände ergießt, gleich einem lebendigen Wesen und ihn innerhalb von Sekunden mit einer flackernden neuen Haut überzieht und mit einem Kreischen, das nicht von dieser Welt kommt, reißt den jungen Mann hinein in die unbekannten Dimensionen des Würfels und ich fühle, dass er nicht der erste ist, der auf diesen alten Trick hereingefallen ist.

Ich schüttele den Kopf, als mir der Mann den Würfel anbietet. "Sorry, ich bin einfach nich geeignet für Ihre Spielchen.” Doch ich weiss, er wird einen neuen Menschen finden, der den Würfel nutzen will, sei es aus versprochenem Ruhm oder aus Geld, doch jeder Versuch wird genauso erfolglos sein, bei dieser grotesken Spiel ohne Hoffnung. Denn was ich gesehen habe, ist, dass die Farben sich bei jeder Bewegung neu mischen und ich glaube auch fest daran, dass der junge Mann, der nun in einem fernen Universum aufwacht, dies irgendwo in seinem dumpfen Klickern-Klackern wusste und doch nicht aufhören konnte zu spielen.

Ich steige endlich aus und gehe hinaus in die dunkelgraue Stadt. Immerhin gibts hier normale Leute.

Berlin - Eine vorsichtige Warnung vor nächtlichen Begegnungen

So, 12 Jun 2011 01:20:58, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, category: frisches, category: midnight-stories, post_tag: nacht, post_tag: s-bahn, post_tag: vampir, post_tag: warnung, post_tag: zombie]

Von allen Kreaturen ist die nun beschriebene das erbarmungswürdigste aller Lebewesen, dies nur als Warnung. Sollten Sie Mitleid haben, nehmen Sie sich ruhig die Zeit, ihm in seiner natürlichen Umgebung zu begegnen, die Zeit zwischen Abend- und Morgendämmerung. Dann entscheiden Sie sich anders.

Falls Sie nun also in der Dunkelheit in Berlin unterwegs sind, achten Sie besonders auf auffällige Humanoide. Sie erkennen die betreffenden an einem unwirklichen Gang auf 2 oder mehr Gliedmaßen. Grundsätzlich sind es 2 Beine, je nach Zustand auch nur 1,2-1,7 Beine. Der Zustand lässt sich mit dem Grad von Verwesung berechnen, dafür werden Sie aber keine Zeit haben. Auch wenn die Bewegungen sehr langsam sind, so sind sie auch zielgerichtet. Ja, die Kreatur bewegt sich auf Sie zu. Sie erkennen weiterhin recht schnell einen gewissen sogenannten „Odor“, den Eigengeruch des Wesens. Anfänglich noch streng nach Berlin selbst riechend, kristallisiert sich schnell der kupferige Duft von Blut heraus, und spätestens dann finden Sie sich in einer Wolke von Verfall wieder. Eilen Sie ruhig davon, an einer anderen Ecke finden Sie den Nächsten, der sich an Ihnen laben will. Aber keine Sorge, bis er sie bemerkt, je nach Zustand von Augen, Ohren oder Nase, sind Sie auch davon geeilt.

Sie sehen diese Wesen meistens aus dem Dunkeln treten und im grellen Licht der Straßenlaternen haben Sie vermutlich den Wunsch, zu schreien. Unterlassen Sie dies bitte, die Kreaturen finden Sie über ihre Gehörsinne. Sie haben das Gehör von Fledermäusen und auch deren Augen. Lachen Sie nun ruhig einmal, wenn Sie sich die verfallene Gestalte mit Fledermausohren und zusammengekniffenen Augenresten vorstellen. Na, tut das nicht gut?

Begeben Sie sich nun recht schnell in Richtung eine der vielen Bahnhöfe. Bevorzugen Sie höher gelegene Objekte, wie die Straßenbahn. Die Kreaturen können zwar unter bestimmten Gesichtspunkten sehr hoch springen, aber es fällt ihnen schwer, ein Plateau zu erreichen. Aufgrund ihrer schlechten Sicht landen Sie zu oft an Wänden und werden dann, wenn sie nicht schnell genug entkommen, von unseren Mitarbeitern entsorgt. In den unterirdischen Bahnen begegnen sie Ihnen augenscheinlich zu oft, auf Grund einer weiteren Schwäche, die ich bald erläutern werde.

Wenn sie nun in einer der S-Bahnen, die regelmäßig fahren, angekommen sind und sehen Sie eine der Kreaturen in der Bahn, warten Sie bitte auf die nächste. Falls Sie sich sicher sind, dass der Wagon frei ist, genießen Sie die Fahrt. Ihnen kann nichts passieren.

Sollten Sie auf dem Weg nach Hause oder an den Ort, an dem Sie wollen, Wege außerhalb unserer geschützten Transportmittel durchführen, empfehlen wir Ihnen einige Objekte, die Ihnen helfen können: Weihwasser, Kreuze, ggf. aus Silber (ästhetisch) oder Holz (preiswert) und Pfähle (auch hier in Silber, Holz oder einem wunderbaren Geschenkkarton: eine wunderbare Silberarbeit auf tropischem Zedernholz). Falls Sie mit dem Gedanken spielen, mit einer Machete, Kettensäge oder Beil durch die Großstadt zu reisen, halten Sie bitte eine entsprechende Betriebserlaubnis bereit.

Falls Sie allerdings eine Nachtigall sind und nur am Tag unterwegs sind, empfehlen wir Ihnen dennoch, dieses wertvolle Prospekt zu behalten. Bedenken Sie bitte, dass bald der Winter kommt und die Wesen, denen sie bereits kurz nach 17 Uhr im von der Straßenlaterne beleuchteten Schnee begegnen, nicht immer nette Weihnachtsmann-Vertreter oder Späteinkäufer sind.

Wenn Sie all dies beachten, fühlen Sie sich sicher aufgehoben.

Eine letzte Warnung haben wir dennoch noch vor Sie. Wenn Sie in einem unserer Wagen stehen oder vielleicht schon

daheim sind und eine der Kreaturen lauert vor Ihrer Türe, streckt einen der letzten verbleibenden Finger aus und beginnt, erotisch angehauchte Worte zu zischen, lassen sie ihn nicht herein. Nur auf Ihren Wunsch hin hat die Kreatur die Erlaubnis, ein Objekt zu betreten. Ohne dieses ist es durch eine Art „metaphysische Verpflichtung“ daran gebunden, fernzubleiben.

Wenn Sie unsere Hilfestellungen beachten, werden die Beeinträchtigungen des Nachtlebens bald beendet sein. Die Natur hat in diesen Kreaturen, wie oben beschrieben, eine der sinnlosesten evolutionären Nischen betreten, die es im Laufe der Jahrtausende gegeben hat. Sie sind langsam, leiden an körperlicher Instabilität, inklusive eines korrekt funktionierenden Verstandes und sensorischer Einschränkung. Dies und die Unfähigkeit, Tageslicht zu überleben, machen sie in den nächsten Monaten von einer Seuche in eine touristische Attraktion der Hauptstadt.

Haben Sie Mitleid, aber halten Sie sich fern von der traurigsten Kreatur der Welt: eine Mischung aus „Homo Coprophagus Somnambulus“ und „Homo Wampyrus Nosferatu“, oder wie wir ihn scherzhaft zu nennen pflegen: dem Vampirzombie.

S-Bahn - Ein ganz besonderer Verkäufer

Mo, 13 Jun 2011 01:38:58, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: gestank, category: midnight-stories, post_tag: s-bahn, post_tag: verkaufer]

Die ästhetische Komponente der S-Bahn in dieser Stadt liegt im Vorbeiziehen der Häuser und Menschen, aus Tausenden wird eine kompakte Masse, wird eine Bewegte Existenz. Selbst wenn die Bahn steht, fließen Menschen hinein und hinaus, werden Menschen hineingetragen und hinausgefahren.

Die Hereinkommenden werden entweder ignoriert oder misstrauisch betrachtet, nehmen sie doch Platz weg, Luft zum Atmen, kommen näher, schauen einen streng an, wenn man die Musik zu laut aufgedreht hat, reiben ihre Knie nah an die eigenen. Deshalb stehe ich meistens in irgendeiner Ecke und betrachte die Leute. Und ich mache Notizen, lege Wortskizzen, unlesbar, nieder. Die Fahrt auf Schienen ist rucklig und haklig ist meine Schrift. Die junge Frau mit ihrer Mutter dort, die scheu zu Boden schaut, während die Mama lautstark von einem Einkauf schwärmt, von einem „Du musst dich nicht so aufreizend anziehen, Kleine.“ (Die Tochter war Ende 20, daher eine Notiz wert.) Oder jenes Erlebnis... ich war am Ende nicht mehr drin, aber Gerüchte machen die Runde, Gerüchte über den einen Geruch.

Ich stand am zeitigen Abend am Bahnsteig und schaute aus den staubigen Fenstern hinaus auf den Alexanderplatz. Ein Mann tauchte zwischen den Häusern auf, schob einen Wagen vor sich her, einen großen, quadratischen Wagen mit verschiedenen Stoffen, vielleicht Teppichen, belegt. Ich konnte es nicht sehen.

Die Bahn erreichte den Bahnsteig und ich stieg ein. Als sie nun den Transport der vielen Fahrgäste beginnen wollte, schob sich genau eben jener Wagen knackend in die sich schließende Tür und der Schiebende prügelte sein Transportmittel förmlich ins Innere des Wagens. Ich wich ihm aus, da eindeutig sichtbar war, dass entweder Wagen und Mann Platz hätten oder ich und 10 andere Menschen. Ich hätte also gebrochene oder zumindest geprellte Kniescheiben davongetragen. Irgendwann konnte die Tür nach scheinbar minutenlangen lautem Tröten geschlossen werden. Ich freute mich.

Leise Musik strömte in mein Ohr und ich übersah in meiner Heiterkeit, dass die Menschen begannen, unruhig in Richtung Wagen zu starren. Zu abgelenkt bemerkte ich nicht, wie hin und herwackelten, nervös wurden und der eine und andere vorsichtig den Platz wechselte.

Dann schützte die Wand aus Plastik mich nicht mehr, denn etwas Wiederliches kroch durch die Luft, bohrte sich in meine Nase und drang in mein Hirn. Es roch nach Tod: nicht nach frischer Erde oder dumpfen Staub oder der Verfall von Laub im Herbst, es roch nach dem Alten, Bösen, einer Erinnerung an Zeiten, bevor der Mensch lesen und schreiben, diese Dinge hinterlassen konnte.

Ich starrte den Mann an, der seinen Wagen festhielt. Ich trat näher heran, eine Art Neugier hatte mich erfasst. „Was stinkt hier denn so?“ fragte ich ihn unverwandt. „Stinken?“ fragte er. Ich nickte. „Schauen Sie mal. Es ist etwas neues.“ Stücke einer getrockneten Masse tauchten auf, als er den Teppich hob. Die Wand aus Gestank ließ meine Augen tränen, ließ meine Zunge anschwellen und meine Ohren begannen zu erblinden. „Was bei allen...“ fragte ich keuchend. „Amorphophallus titanum“ sagte der Mann und grinste. „Dieses Drecks Titanenwurz-Zeug?“ Er nickte. „Schon davon gehört?“ fragte er. Ich würgte. „Ja. Dieses Zeug ist doch...“

„Es ist nicht für mich, aber ich kenne ein paar Freaks, die sich damit wegschießen wollen. Sie wissen schon. Geruchsfreaks. Stinkekäse-Fanatiker, Sockensammler, Kranken Typen. Kranke Typen mit Geld!“

„Hey, ich liebe Limburger!“ wollte ich erwidern, aber dann hätte er mich mitleidig angestarrt und den Kopf geschüttelt. Ich hörte schwere Schritte hinter mir und wirbelte herum. Die Fahrgäste hatten sich in einer Ecke zusammengedrängt, doch nun stampfen sie vorsichtig näher. Einige hatten ihre Regenschirme wie Keulen erhoben und ihre Blicke waren nicht gerade nett und freundlich. „Hey du mit dem Wagen. Du hast sicher eine Leiche in deinem Wagen. Nicht wahr?“ schrie eine

Frau im Geschäfts-Outfit, die Haare wild in alle Richtungen gesträubt, vermutlich war sie zu sehr aufgeregt, um es mitzubekommen. Ich drehte mich um: „Nein, Leute. Das ist nur...“

„Wollen Sie was? Das ist lecker!“ Der Mann witterte seine Chance auf ein Geschäft. Ich griff mir an den Kopf. Nichtjetzt!

„Was? Sie sind ein Kannibale! Oooooh, wir werden uns um Sie krankes Wesen kümmern. Sie Mörder. Sie Kannibale. Auf ihn.“

Ich hob beschwichtigend die Arme.

An mehr erinnere ich mich nicht, nur an Schultern und Hände, die mich rammten und aus der sich gerade öffnenden Türe warfen. Zum Glück musste ich nicht lange warten, um die nächste S-Bahn zu erwischen. Ich glaube, ihm ist nicht wirklich was passiert. Mobs gibt’s ja nur in Geschichten; nur habe ich nie wieder etwas von einem Mann, der Titanenwurz verkauft, gehört. Was mir eher Sorgen macht, wenn die Leute, die an dem Zeug schnüffeln, wieder was Neues brauchen, um ihre Sehnsüchte zu befriedigen.... ich werde meine alten Schuhe am besten unauffindbar entsorgen. Man weiß ja nie.

Die Sache mit dem Football

Fr, 24 Jun 2011 22:52:07, Lyka, [post_tag: football, category: frisches, category: midnight-stories, post_tag: torte]

Seine Füße hinterlassen tiefe Abdrücke im Schlamm. Rinnsale dreckigen Wassers umhüllen seine Schuhe, kriechen durch die Socken, hinterlassen einen Film. Wütend stampft er das Gefühl fort, lauscht genussvoll dem saftig-saugenden Klatschen der Sohle. Er fühlt die Kälte im Schatten der Wolken, die gerade vorbeigezogen sind und tief in seinem Geist erwartet ein Teil von ihm die baldige Rückkehr der noch angenehmen Herbstsonne. Seine Augen sind fixiert, festgenagelt auf ein braunes Objekt, einen Football, der ihm nach Jahrzehnten noch immer in seinen Träumen erscheint. Wie oft erwachte er im Schrei eines Sturzes, als der Himmel sein Sichtfeld einnahm und sich sein Rücken in Erwartung eines baldigen Aufpralls verhärtete.

Diesmal ist es anders. Er fühlt es. Er fühlt die Pistole in seiner Hand, deren Mündung auf eine alte Bekannte gerichtet ist. Sie starrt ihn an, weiß, was passieren wird, wenn Sie genau das tut, was als Kind ein Scherz gewesen war. Er nickt, denn er wird schießen, wenn Sie ihn wieder verarscht und dann kopfschüttelnd danebensteht und ihn fragt, ob er wirklich so dumm sei, wie er aussähe. Seine Hand streicht über die wenigen verbliebenen Haare auf seinem Kopf, den Blick eisig auf das Objekt seiner Alpträume gerichtet. "Aber ich mache so etwas nicht mehr" hatte Sie gesagt "ich bin jetzt Konditorin. Ich habe alles aufgegeben, was ich in meiner Kindheit tat. Ich habe nicht Psychologie studiert, so wie mein Mann nie Pianist wurde, nachdem ihm eine jugendliche Gicht für immer vom Klavier getrennt hat. Lass uns in Ruhe!"

Er jedoch hatte die Pistole gezückt und Sie aufgefordert, den Football, den er im Augenwinkel gesehen hatte, aufzuheben und mit ihm durch die letzten Tropfen des Herbstregens auf das Feld zu gehen. Hier lag das Grab seines Hundes, der an einem Kanarienvogel erstickt war, damals, so unendlich lang her. Er zückt die Pistole und die Frau nickt, ihrem Schicksal ergeben und hält den Football fest. Endlich ist es soweit. Er beschleunigt, jeder Schritt wird zum Sprung, Sprünge werden zum Laufen, zum Rennen. Er visiert den Football an und kickt. Sanft gleitet sein Schuh durch die Luft, bricht durch die Hülle des Footballs und verteilt Flocken einer süß duftenden Masse von Teig und Guss, von Schokolade und Marzipan durch die Luft. Und wieder sieht er den Himmel in seinem Sichtfeld auftauchen und sein Rücken knallt mit voller Wucht im Tortenmatsch.

Aus der Ferne hört er Sirenengeheule. Wagen nähern sich, er lauscht dem Knallen von Autotüren, wie sich Menschen nähern und starrt entgeistert in das Gesicht seiner alten Bekannten und der Polizei, die sich über ihn beugen, ihm die Waffe entwenden, Handschellen anlegen und ihn ins Auto schleifen und während sich die Türen schließen, blickt er auf und starrt in die zuckenden Augen seiner ehemaligen Erzfeindin, Erzfreundin und leise in seinem Kopf hört er den alten Spruch "Noch immer nichts gelernt, Charles?"

Der Apfel

Di, 28 Jun 2011 20:33:26, Lyka, [post_tag: apfel, category: frisches, post_tag: holmes, post_tag: kettensage, post_tag: mycroft, post_tag: newton, post_tag: sherlock, post_tag: zeitreise]

Kapitel 1

"Mein lieber Bruder Sherlock" sprach ich und tippte mit dem Finger auf sein kariertes Jackett, "du hast mich zu dieser

ungastlichen Stunde aus dem Bett geholt, nun, so sprich zu mir, oh Bruder mein, was dein Begehr sei." Sherlock lächelte still und kratzte sich den beginnenden übernächtigen Bart. "Wie ich sehe, warst du wieder in deinem Club, zumindest sagt das deine Schuhspitze, auf dem Tabakreste liegen, die nicht mit deiner bevorzugten Marke korrelieren." Ich schüttelte den Kopf. "Der Diogenes Club ist der ungeselligste Club der Stadt und dort raucht keiner. Aber du hast recht. Der Tabak entspricht nicht meiner Lieblingsmarke. Ich hatte Besuch, ein wichtiges Gespräch, du weißt, Geheimsache."

Sherlock nickte ausgesucht freundlich. "Aber nun zu deiner Frage, was mich dazu bringt, dich vor der Morgendämmerung in den Park zu beordern." Ich lächelte. "Vermutlich ist es das Objekt, welches hinter diesem Baum hier vor sich hinglitzern im heimeligen Glaslaternenlicht und nach verbranntem Öl stinkt. Dies überdeckt allerdings nicht den süßen Duft von Leichenfett. Wenngleich London selbst eine groteske Ansammlung von Gestank ist, gerade jetzt, im Sommer..."

Wir gingen einige Schritte und betrachteten den vormals lebenden Körper. Sherlock zündete die Laterne an, die er bereits seit Minuten stockfinster in seinen Händen hielt und leuchtete den verwesenden Körper an. "Lieber Bruder mein", sagte ich schlussendlich, "Wir sollten Inspektor Lestrat rufen, damit er dieses Bündel aus vergangenem Mensch und die wunderlichen Objekte um ihn herum in eine Ecke Londons transportiert, die angenehmer ist als dieses Stück Landschaft. Ich vermeine, seinen gebückten Körper auf dem Weg hierher gesehen zu haben, er lungert wieder durch London wie eine Ratte, der es nach einem Stück Pferdefleisch verlangt." Sherlock nickte. "Lestrat wartet bereits. Er traute sich nicht, etwas anzufassen, was so
fremdartig war. Auch deshalb habe ich dich gerufen. Ich habe bereits Daguerreotypien von diesem Tatort anfertigen lassen." "Ich bin begeistert, mein lieber Bruder." bemerkte ich und erwartete in stiller Gemütsruhe den Beginn eines neuen Tages. Außerdem fühlte ich leichten Hunger. Ich bückte mich nach einem grünen Apfel, der mir einige Schritte weiter aufgefallen war und erstarrte. "Sherlock?" rief ich, "ein Taschentuch! Bitte." Er trat näher und ging in die Knie. Er holte ein frisches Taschentuch aus seiner Jackentasche, griff damit nach dem Apfel und hob ihn hinauf ans Licht. "Blut, Mycroft." Ich nickte. "Ich glaube, das Schneewittchen hat uns einiges zu erzählen."

Kapitel 2

Die Gerichtsmedizin war ein Ort, an dem sich der Gestank seiner kurzfristigen Gäste tief in die Wände gefressen hatte und ich hielt meine Treffen bevorzugt in dessen Nähe ab. Von Natur aus mit einem krankhaft guten olfaktorischen Sinn ausgestattet, hatte ich mich der Punkt des absoluten Terrors ausgesucht, um mich abzuhärten. Ich hoffte, Sherlock ginge es genau so, aber ich war nicht auf seine faszinierende Alternative gefasst. "Stoffstücke mit Menthol beträufelt unterdrückt den fauligen Geruch, Mycroft. Ich empfehle dir auch ein paar. Wie üblich sollte man dies allerdings auch nur 1x nutzen." Er lächelte jovial. Sämtliche Gaslaternen an den Wänden brannten, gossen einen dumpf-gelben Lichtstrom durch die kerkerartigen Umgebung. In der Mitte des Raums stand der Tisch mit den Überresten des Mannes aus dem Park. Seine Kleidung war altertümlich, wenngleich auch nicht so vergilbt, als dass man sie als wirklich alt hätte bezeichnen können. Sein Gesicht, was davon noch übrig war, jedenfalls, zeigte den verblüfften Eindruck eines überraschenden Todes. Das Problem war eher, dass sowohl durch seine Hosen und durch sein Hemd, durch seine Jacke und damit auch durch seine Haut und Fleisch, eine kantige Klinge gefahren war und sowohl Schnitte als auch grobe Risse bis hin zum fast vollständigen Abtrennung des Kopfes von seinem Körper geführt hatte.

"Dieser Mann scheint unglücklich geköpft worden zu sein." sagte Sherlock und ich stimmte ihm zu. "Unglücklich ja, lieber Bruder", meinte ich ebenso, "der Henker hat das Rückgrat nur halb durchtrennt und der Schnitt kam, nun ja, eindeutig von vorn. Ein Mensch 'hätte' sich gewehrt, wenn er im Besitz seiner geistigen Kräfte gewesen 'wäre', wenn er das Beil oder was auch immer ihm widerfahren ist, auf ihn hätte hinunterfallen sollen. Schau dir die Schnitte an, auf seinem ganzen Körper, als hätte man ihn gequält. Dennoch wirkt der Tote sonderbar... wie sage ich das, friedlich."

"Mein Verdacht ist, der Mann ist zersägt worden", sagte Sherlock und ich fühlte, wie sich meine linke Augenbraue hob. "Mein Bruder meldet einen Verdacht? Wo sind die deduktiven logischen Verknüpfungen bei einem Verdacht? Du hast selten Verdachtsmomente mitgeteilt, oh Bruder." Er nickte. "Die Schnitte sind augenfällig nicht mit einem Messer, Säbel oder etwas ähnlichem beigebracht worden. Es handelt sich um Aussparungen mit winzigen Rissen an der Seite, so dass ich eine Säge bereits vor Ort in Verdacht hatte. Jedoch, dieses Objekt, das wir gefunden haben, hat soviel Ähnlichkeit mit einer Säge, wie eine Hauskatze mit einem... wie sagen wir "Panthera leo"."

Es war Zeit, sich die Art Säge anzuschauen, die den bedauernswerten Mann aus dem Leben katapultiert hatte. Sie hatte mit einer Säge nur die Zähne gemein, die jedoch bei einer normalen Version auf einer Seite vorhanden waren, hier über eine Art Band über die untere Seite, über ein gerundetes Endstück und oben entlang geführt wurden. Das Band begann und endete in einem metallbeschlagenen Kasten. Der Geruch nach Öl war schwach und wurde stärker, je näher man seine Nase heranbrachte. Das Innenleben des Objektes schien förmlich im Öl zu schwimmen. "Und nun kommen wir zum wahren Punkt deines Besuchs, lieber Bruder." sagte Sherlock und mir stellten sich, wie so oft in seiner Gegenwart, die Nackenhaare auf. "Ja, Sherlock?" fragte ich, während ich meinen Kopf hob und ihm mein Gesicht zuwandte. "Wir beide wissen, dass die Regierung gewisse Dinge außerhalb der Reichweite der normalen Menschen, des Volks, produziert, erfindet, erforscht. Deine Augen haben dich wie üblich verraten." Ich fühlte, wie mich eine Welle des Hungers überrollte und gedachte, im Laufe des beginnenden Tages einige Imbisse mehr zu mir zu nehmen, da mir der Schlaf fehlte.

"Es handelt sich um eine Kettensäge. Sie wird durch einen Motor betrieben, der Miniaturausgabe eines Verbrennungsmotors. Er funktioniert über das Verbrennen von Benzin, einer raffinierten Version von Öl. Unsere Wissenschaftler haben dieses Gerät vor einigen Monaten bis zur Funktionsreife gebracht, aber du weißt, Sherlock, 'Quod

licet Iovi non licet bovi' oder besser, was dem Staat erlaubt ist, darf nicht unbedingt jeder tun."

Kapitel 3

Sherlock griff in seine Tasche und holte den Apfel im Taschentuch heraus und legte ihn neben die Kettensäge. Dann wandte sich Sherlock um und holte die Objekte, die wir in der Tasche des Toten gefunden hatte heran. Er legte die silberne Taschenuhr und ein kleines schwarzes Notizbuch auf den Tisch. "Die Taschenuhr geht falsch." sagte er und ich öffnete das Notizbuch.

"31. August Anno Domini 1665 - Ich erwartete, wie so oft, unter dem Apfelbaum im Park meine Kommilitonen, um mit ihnen das Konzept der optischen Lichtbrechung zu diskutieren, als, wie zu oft schon, ein Apfel sich löste und mir auf den Kopf fiel. Dies war schon der 10. oder 20. Apfel in diesem Jahr und ich war es leid. Bedauerlicherweise steht der Apfel auf dem privaten Gelände seiner königlichen Hoheit und so muss ich entweder schnell sein oder von hier fortgehen. Dem zweiten verweigere ich mich. Ein Mensch ist mächtiger als ein Baum!"

"1665?", fragte Sherlock, "mein Gott, das ist 231 Jahre her!" Doch ich las weiter.

"03. September Anno Domini 1665 - Habe aus einer Vision dank mäßigem Genuss von 'Myristica fragrans' das Bild einer mechanisch betriebenen Säge erhalten. Diese gäbe mir die Möglichkeit, dieses widerliche Exemplar eines Apfelbaums zu vernichten."

"10. September Anno Domini 1665 -<hier sind nur noch Fetzen sichtbar> Kontakte... Alchemisten...Tinktur... in die Zukunft reisen... Zeit bildet Kreisbewegung... Rad... zurück... 1665... Baum entledigen"
"Und so ist er hier gelandet" sagte ich und deutete auf den Körper, der reglos auf dem Tisch lag. "Magischer Firlefanz" schnaubte Sherlock, "dieser Mann ist niemals durch die Zeit gereist, hat nicht so lang geschlafen, um dann dieses Säge zu stehlen und dann zurückzureisen in seine Welt." "Hmm, du hast Recht. Jedoch, wenn ich mich recht erinnere, verschwand im Jahr 1665 einer der größten Genies aller Zeiten, der sein Augenmerk auf die Optik legte und vielversprechende Ansätze einer großartigen und langen Karriere trug. Ich habe einen Aufsatz seines Mitstudenten Barnabas Shutterworthy gelesen, der von ihm schwärmte."

"Vermutlich hat er die Macht der Säge, wie immer er Sie auch bekommen konnte, unterschätzt. Jedoch glaub ich nicht, dass die Zeit ein Rad ist und denke, dass dieser arme Mann bis in die Unendlichkeit erstarrt geblieben wäre, wenn er eine weitere Möglichkeit gehabt hätte, die Tinktur zu nehmen. Es war ein besserer Tod, nehme ich an."

"Armer..." ich schlug im Notizbuch nach "Isaac Newton. Niemand wird von dir je wieder hören." Wir legten den Apfel auf die Brust des Toten und ich ging, die Kettensäge in ein Tuch gewickelt hinaus. Mein Hunger hatte gigantische Auswirkungen auf meinen Geist, so gestehe ich und so fiel mir erst auf der Straße ein, was ich eigentlich hätte sagen sollen: "Shutterworthy... ein großartiger Kerl. Hat damals die Mechanik auf ein komplett neues Level gebracht." Sherlock nickte. "Dieser Newton hätte wirklich erfolgreich sein können."

"Hätte und können... alles wegen eines Apfels, der vom Himmel fiel.."

"und auf den falschen Kopf."

Fingerübung - Blutwurst vs. Katze

Mi, 29 Jun 2011 20:10:41, Lyka, [post_tag: blutwurst, category: fingerubung, post_tag: fingerubung, post_tag: katze]

Guten Tag, Professor Professorsen am Telefon.

Herr Profeschschorschen, hier ischt ein Hilfeschuchender, ein Opfer der Umschtände, dasch Herrchen einesch Katzenweschensch namensch Hildebrand.

Professor, bitte. Soviel Zeit muss sein. Hildebrand also, wie geht es dem armen Tier? Wie kann ich Ihnen behilflich sein?

Meine Katsche ischt Blutwurscht.

Das ist in Ordnung, auch wenn das nicht einer eindeutig guten Ernährung entspricht, aber ab und an...

schie verschtehen dasch falsch, schie ischt Blutwurschtt.

Sie meinten gerade, Sie isst Blutwurst, also...

nein, schie ischt Blutwurscht, wie oft musch ich denn dasch wiederholen.

Ich verstehe Sie nicht, Anrufer...

Meine Katschee ischt keine Blutwurscht, schie ischt Blutwurscht.

Sie geben einer Blutwurst einen Namen? Sind Sie irre?

Ich und irre? Auf keinen Fall, ich gebe doch einer Blutwurscht keinen Namen, schondern meiner Katsche...

aber... wie kommen Sie darauf, dass ich Ihnen helfen kann. Sie haben keine Katze, Sie haben eine Blutwurst.

Nein, dasch ischt scho nicht richtig. Esch handelt schich um eine Katschee, die Blutwurscht ischt.

Bitte legen Sie auf. Bitte.

Eine Frage habe ich aber noch.

Hmm... ja, in Ordnung.

wird ein Hildebrandt mit Schenf oder pur gegeschen?

Raus.

Wikscher.

Fingerübung - Vorwort zu einer kurzen Spezifikation der Spezies Krümel

Mi, 29 Jun 2011 20:16:16, Lyka, [post_tag: biologie, post_tag: brot, category: fingerubung, post_tag: krumel]

Der Krümel, mit Namen Kuchensis Krümelensis, wurde nach seinem Entdecker, Klaus Moritz Krümel im Jahre 1322 benannt. Sein Versuch, eine Scheibe Brot von einem sogenannten "Laib Brot" zu extrahieren, schlug durch die fehlerhafte Wahl seines Schneidewerkzeugs fehl und er erzeugte/entdeckte, aus dem glücklichen Zufall eines vorbereiteten Mannes die faszinierende Spezies der Krümel.

Nach langwieriger Kleinstarbeit, unterstützt von seiner lieben Frau und seinen Kindern, konnte er mit Hilfe von Tabellensystemen die Krümel nach Gewicht und Alter spezifizieren und eine allgemeine Beschreibung dieser - bisher der Wissenschaft nicht aufgefallenen - Lebewesen schreiben. Der Krümel (Geschlechtsbezeichnungen existieren nicht, dafür war die Lupe von Herrn Krümel zu klein) ist eine Mischung aus Pflanze und Tier. Er ist eine neue Spezies, eine neue Klassifikation, da sich nur mit viel Geduld ein Unterschied dieser Objekte zwischen Lebewesen und Nichtlebewesen herstellen lässt. Ein philosophischer Diskurs wäre zweckmäßig gewesen, wurde aber aufgrund gewisser Scharmützel im Römischen Reich Deutscher Nation dieses Jahres 1322 hinterlassen.

Das Leben der Spezies beginnt im sogenannte "Teig", der in der Grundstruktur aus verschiedenen Pulverformen (unter dem Namen "Mehl", "Salz" und "Zucker") zusammengesetzt und mittels klebriger Sekundärsubstanzen (bekannt als "Ei","Quark", "Schokoladenstückchen") und Flüssigkeiten ("Milch" bzw. "Wasser") mittels gravitätischer Kräfte in eine Form gepresst, verschmolzen, gemischt (das sogenannte "Knäten" oder "Knötn", wie es z.B. die Schweden beschrieben wird) wird.

Durch bestimmte extreme Kräfte wird diese Substanz danach gehärtet. Aus dieser langsamen Härtung wird die Spezies der Krümel erzeugt. Der Druck und die Temperatur ihrer Entstehung setzt sich auch nachträglich in ihrem Lebenswandel herum: sie sitzen zusammengepresst wie eine Ameisenkolonie unter einem Steinblock herum, können sich jedoch nicht bewegen. Diese trostlose Immobilität ist das, wieso diese armen Wesen in tiefster Agonie leben und nur den kurzen Augenblick, den sie im Angesicht ihrer Fressfeinde erleben, eine wahrliche Erleuchtung erleben.

Weitere Informationen wären hier hilfreich, jedoch ist mein Stück Nahrungsmittel aufgegessen und die Krümel sind mit ihrem verzehrten Reservat (ein sogenanntes "Stück Brot") erneut, wie so oft, temporär ausgestorben.

Die Verbindung der Welt

So, 03 Jul 2011 23:20:27, Lyka, [category: fingerubung, category: midnight-stories]

und da stand er, gleich einer Antenne aus Staub und Stahl in mitten von gigantisch anmutenden Maulwurfhügeln und betrachtete gleich einer Ameise das Universum über ihm, so groß, so unendlich, so brennend kalt, dass es ihm in den Adern gefror. Er stand hier, inmitten der Welt, auf dem Gipfel seines Berges und lachte und dachte daran, wie er vor vielen Jahren seinen ersten Film gedreht hatte, ein kleines Super8-Meisterwerk namens: "Die tanzende Mandarine" und an den Nachfolger "Der tanzende Zaun" und wie er sich inmitten der Antarktis, der schwarzen Antarktis die lachenden Masken der Pinguine angeschaut hatte.

Ein kurzer Augenblick von Traurigkeit übermannte ihn, nun, da er das Ziel erreicht hatte. Er hatte sich nie aufhalten lassen, von der Akademie, von seinen Lehrern, von seinen abgefallenen Jüngern einer längst vergessen Kunst von Stummfilmen in Ultraviolett und von seinen Gönnern, die nach und nach dem Mainstream verfallen waren, dem dumpfen Folgen eines Drehbuchs, dem malerischen Bildkompositionswerk längst verstorbener Pinzettenfreaks und dem Hauch von spielerischer Unvernunft. "Der tanzende Schabernack" lief nur noch nachts, wenn die Leute schliefen, als Bildschirmschoner in Untergrundkinos und die "Trilogie aus 25 Teilen" namens "Hastoratium XUY" war nicht einmal wirklich auf Video gelaufen, da waren die Bänder schon verglüht; unter dem erstarrten Gesicht eines dieser Produzenten-Geschöpfe tanzten tabakstinkende Flocken ihren ewigen Reigen.

Er heiratete seine Kamera-Frau, ein Geschöpft, nicht von dieser Welt. Er lief ausdauernd durch die Wellen des kaspischen Meeres, um eine Meerjungfrau zu fangen, die er im Augenwinkel erblickt hatte, er deutete Sandkastenformen als Zeichen längst vergangener Zukünfte, um Geld zu verdienen. Doch nun hatte er es geschafft, dank einem Blitzschlag aus der Steckdose, während er versucht hatte, die Aufnahme seiner Kamerafrau rückwärts laufen zu lassen, denn nun konnte er etwas erkennen, das alles übertrumpfte, was jemals in seinem Leben unvermittelbar war: Er konnte senden. Und als das Rauschen der Fernseher in seinen Nachbarwohnungen immer lauter wurde und die Schreie der Menschen überdeckte, war nur noch eine Zukunft wichtig: Er war der Sender einer neuen Sichtweise, seiner Sichtweise, die Evolution hatte gesprochen und siehe da er öffnet die Augen und aus dem Nichts sah er die Welt selbst aus seinen eigenen Augen entstehen und er tanzte seine Existenz in den Kosmos hinaus.

Lethe

Mi, 13 Jul 2011 23:25:21, Lyka, [post_tag: fluss, category: frisches, post_tag: lethe, category: midnight-stories, post_tag: unterwelt]

"Oh, ihr süßen Perlen, ihr" flüstert er, die Finger ausgestreckt, über glitzernden Wellen des langsam dahinflüsternden dunklen Baches. Hingestreckt in ausgebleichten Stein fließt stinkendes Wasser aus der Dämmerung in die Finsternis hinter den letzten flammen untergegangenen Lebens. "Rubine, leuchtend wie die SOnne in ihren letzten Atemzügen, verdorrtes Gold aus den Fingern der Gefallenen, letzte Erinnerungen an die Welt. Oh Lethe, Fluss des Vergessens, oh Lethe, letzter Schritt in die Dunkelheit."

"Was sagt der Alte?"
braune Zähne pressen sich ins licht, eine Zunge sticht zu, zieht sich zurück.

"Der ist wohl besoffen"
Eine Gestalt tritt aus dem Dunkel, geht einige Schritte, bleibt stehen. "Der ist wirklich komplett weggetreten, Alter!"

Die Zunge zeigt sich wieder. "COol. Hoffe, er halt noch genug Kohle für ne kleine Party."

"Oh Lethe. Lethe, letzter Weg zurück, Verlust meines Seins."

"Hey alter Mann", Zunge tippt dem Alten auf die Schulter. Ein weisses Haupt, wenige Haare auf einen dürren Schädel, verschwommene Augen, zahnlose Lücken in einem Mund. "Verdammt, du bist wirklich ein Zombie, Mann." Zunge grinst.

"Gold. Gold. Soviel Gold, wie du haben willst, oh Krieger."

"Echt? Geil!" sagt der andere, kommt näher. "Moment, Mann. Der Alte hat ne Macke." Zunge richtet sich auf, hält seine Hand beschwichtigend hin. "Der Alte gehört mir."

"Und? Was dann?"

"Ein Tritt und er liegt im Wasser, Mann." Zunge grinst. "Wer bist du, alter Mann?"

"Ich? Nur ein Krieger auf dem Weg heim. Nach Hause. Aber ich... Lethe... ich..."

"Tja, dann wirds Zeit, Mann"

Eine Gestalt rauscht durch die Nacht, durchbricht die Wasseroberfläche, zerreisst Reflektionen und Träume von verborgenen Schätzen.

"Der Alte kann fliiiiieeeeegeeeeen" ruft Zunge. Sein Kumpel starrt in die plätschernde Finsternis. "Verdammt, mir fehlt seine Kohle!"

"Du hast Recht, Mann! Da ist seine Jacke." Er greift ins Wasser, packt sie und zieht sie hinaus. "Die hängt fest, Mann!" Zunge packt mit an und sie zerren gemeinsam an dem Stück Stoff.

Arme winden sich aus dem nassen Nichts in die Luft, knorrige Hände packen die beiden kreischenden Gestalten und ziehen sie mit einem Ruck hinunter in die stinkende Brühe und ein Wesen aus Knochen und Sehnen zieht sich selbst hinaus aufs Land, schaut nicht zurück, folgt dem Ruf eines düsteren Gerichts und auf dem sich nun wieder ruhenden Bach treibt eine hellgraue Jacke hinab in die Ewigkeit.

7 Minuten

Mo, 18 Jul 2011 23:38:07, Lyka, [post_tag: apokalypse, post_tag: raumschiff, post_tag: sonne, post_tag: weltuntergang, category: wiederbelebungen, post_tag: zeit]

„Test eins-zwei
Puh, das wäre geschafft. Frisch aus dem Winterschlaf drücke ich Tasten: Die Frontklappen meines Raumschiffs öffnen sich, und ich sehe die Sonne, den Mittelpunkt unseres Sonnensystems. Es sind noch exakt sieben Minuten bis zu Sonne, bis zum Ziel. Ich werde die Sache kurz machen, damit die letzten Daten, die ich habe, noch zur Erde gesendet werden können.
Gott sei meiner Seele gnädig...
Ich sitze hier in diesem zum Tode verurteilten, verdammten Raumschiff, mit einer minimalen Chance zu überleben. Ja, ich habe meine Familie verlassen. Heimlich, in der Nacht. Damit ich sie retten kann.

Sechseinhalb Minuten noch...
Es bestand von Anfang an bei uns Menschen der Drang, unsterblich zu werden und die Natur zu beherrschen. Nun, im Jahr 22. Jahrhundert haben wir es geschafft, die Sonne nutzbar zu machen, indem wir vor einiger Zeit ein winziges Wurmloch im Innern unseres Zentrums erschufen und die Energie der Sonne direkt in die Erdumlaufbahn schickten.
Die Völker, befreit von Energieproblemen, begannen, noch mehr Strom als sonst zu verbrauchen. Aufgrund der Strahlung wurden die Früchte auf unseren Feldern größer und gesünder. Wir wurden größer und stärker. Bis eines Tages eine Frau ein Kind zur Welt bringen wollte, eine Geschöpf, das seine Mutter bereits im Mutterleib tötete, weil es gigantisch war. ein Monster, furchtbar anzusehen.

Als die Menschen das sahen und weil es nicht nur ein Einzelfall war, brach eine Panik aus.

Weil die Wissenschaft versagt hatte, wurde die Rufe nach mächtigen Anführern laut, und so wurden die großen Bünde der Glaubenden geschlossen, kleingläubige Narren wurden zu Propheten, Menschenopfer wurden im Namen der großen Götter wieder populär...

.... Wissenschaftler wurden getötet, wie Vieh getötet. Ein Teil der alten Welt versank in Barbarei, in Anarchie, in eine selbstverzehrende Orgie von Gewalt und Blut, ohne Moral, ohne Sitte. wie Tiere.
Und niemand ahnte....

was ich, der letzte Wissenschaftler unseres Planeten, herausgefunden habe, so kurz vor den Punkt ohne Wiederkehr..
Die Erde wurde und wird noch immer von der Sonne mit Energie gespeist, noch schlimmer...vollgepumpt, und unser Planet selbst hatte begonnen, massive Mengen an radioaktiver und magnetischer Energie zu senden, die unser Erbgut und unser Denken veränderte. Wem hätte ich es sagen können? Um mein Leben zu retten und um das Leben meiner Familie zu retten, schwieg ich... baute heimlich an der Rettung für meine Heimat.
Nun bin ich auf dem Weg, die Sonne aufzuhalten.

3 Minuten... Ich sehe die Sonne vor mir und fühle, wie sie schrumpft, immer kleiner wird.. Wie ein Ballon, der seine Luft verliert. Erkenne voller Schmerz unsere Dummheit, unser menschliches Versagen. Die Gier der Menschen....

Ein gleißendes Licht, das durch den Filter meines Kabinenfensters strömt, lässt mich fast erblinden. Das Wurmloch, aaah, da ist es.
Ich werde meine Erfindung, eine Nukleonenbombe, eine Druckenergiebombe in die Sonne senden, so dass das Wurmloch weggeblasen wird und in der Finsternis des Raums ohne Energie einfach zusammenfällt.

Noch zwei Minuten...
Die letzten Einstellungen an der Bombe sind gemacht. Ich werfe sie ab. Wird's mir gelingen , der Gravitation zu entkommen indem ich...an der Feuerhölle vorbeischlittere ... mein kleines Leben rette

Vorsicht... Vorsicht.... nichts übereilen...
Wie sagte man früher? „Schießt zuerst, wenn ihr das Weiße im Auge des Feindes seht!“

Sie ist knapp, zu knapp, die Zeit, die meine Instrumente anzeigen.
Ich werfe ich die Bombe ab.
Ich wünsche nur, dass ich nicht zu voreilig war.
Leb wohl, Erde.

Noch eine Minute...
Die Bombe ist explodiert. Das gleißende Licht ist erloschen. Doch ich komme nicht weg. Ich werde von der Sonne weiter angezogen. Verglühe in einer Minute. Wenigstens die Erde ist gerettet.

Doch... was ist das?... Der Stern beginnt zu pulsieren, wird immer schneller. Als würde er sich wehren. Das...das...Licht blitzt hell und riesig auf. Und ein Schreien geht um in meinem Kopf... Im Flackern des Höllenfeuers sehe ich die Erde aufblitzen, als sei sie durch das gigantische Loch gesaugt worden.
Die Sonne frisst meine Erde. Nein, das... kann nicht sein!!! OOOOH GOTTTT.. und nun... nun schwillt die Sonne an, wie eine Schlange, die einen Hasen gefressen hat. Eine Lunge, die atmet ....Immer schneller und schneller, es ist heiß, ich verglühe, Heilige Mutter Gottes, es ist grauenvo“

<Hier endet die Aufzeichnung 13022099_P. Probant Nummer 7 wurde mit verschiedenen Lähmungserscheinungen aus dem Simulatorraum hinausgetragen. Alle Möglichkeiten einer Wiederherstellung seines Verstandes wurden ausgeschöpft und haben nicht funktioniert.

i. A. Dr. Ignatius Bromlid

Institut für Neuroinformatik Basel>

02.07.2007

Nachtrag: Ich hatte dieses Machwerk im Jahr 2007 zusammengebastelt und für eine Anthologie eingereicht. Ich bin nicht zufrieden mit diesem... Ding. Die Leute von der Redaktion auch nicht. Dennoch hier die Originalversion. Pures Vergessen... Ein Tipp: Wenn man die Geschichte entsprechend liest, dauert sie tatsächlich 7 Minuten. Ich habe eine Stoppuhr benutzt.

hcnurC giB

Sa, 30 Jul 2011 16:12:24, Lyka, [post_tag: big-bang, post_tag: big-crunch, category: fingerubung]

Jedermann heutzutage weiss, dass die Welt, in der wir leben, nur ein Baustein in einem tetris-artigen Universum sind: perfekte Zustände von Raum und Zeit, von Konstanten und immer wiederkehrenden Versuchen „Mutter Naturs“ haben und in die Lage versetzt, hier zu sitzen, etwas zu lesen und dabei einen Schokoriegel zu kauen, während die Gravitation, nur als ein Beispiel, uns daran hindert, im All zu schweben mit Eispartikeln in unseren zerborstenen Lungen.

Die Menschheit an sich ist wohl nur eines der vielen Völker, die die Milchstraße bewohnt, ob klein oder groß, ob mechanisch, kohlestoffbasiert oder transzendiert, wir alle leiden noch immer an den Auswirkungen von Big Bang. Zumindest nennt man es, wenn aus einen unendlich kleinen Punkt ein Universum entsteht, so groß und mächtig, dass es für deren Innenlebende unendlich erscheint, bis man die Zahlen kennt und einen Beweis dafür bekommt, dass es tatsächlich unendlich sein muss, zumindest prozentual. Und das Universum ist auch leer, natürlich auch hier: prozentual.

Die Frage, wie der Big Bang sich entwickelt hat, wird noch immer diskutiert. Ich persönlich mag das Konzept eines schlagenden Herzens, das sich ausdehnt und wieder zusammenzieht. Der Big Crunch wird noch immer heftig diskutiert und irgendwann, wenn das Maximum unseres großen universellen Luftballons erreicht ist, wenn die Gravitation der Materie und der Energie erreicht ist, um die Ausdehnung... einzufangen, dann beginnt es.

Doch das Universum dehnt sich, bizarrerweise, immer schneller aus. Sagen Wissenschaftler, Physiker und Berechnungen zeigen dasselbe an. Ich bin kein Wissenschaftler und als Mensch mag ich den Stopp von Raum und Zeit genausowenig wie die Möglichkeit, eine wahre Unendlichkeit zu erfassen, wenn alle Materie erloschen ist, ein toter Luftballon genannt Weltraum. Dann doch lieber, wenn die Frage kommt, was am Scheidepunkt passiert, einen bizarren Gedanken zu erfassen: In welche Richtung bewegt sich denn nun unsere Zeit? Oder wie ich anders auszudrücken denke, kann ich das hier problemloser lesen als den Text „gerade eben“? ?tieZ eresnu nun nned hcis tgeweb gnuthciR ehclew nI :nessafre uz neknadeG nerrazib nenie ,treissap tknupediehcS ma saw ,tmmok egarF eid nnew ,rebeil hcod nnaD .muartleW tnnaneg nollabtfuL retot nie ,tsi nehcsolre eiretaM ella nnew ,nessafre uz tiekhcildnenU erhaw enie ,tiekhcilgöM eid eiw ginewosuaneg tieZ dnu muaR nov ppotS ned hci gam hcsneM sla dnu reltfahcsnessiW niek nib hcI .na eblessad negiez negnunhcereB dnu rekisyhP ,reltfahcsnessiW negaS .sua rellenhcs remmi ,esiewrerrazib ,hcis tnhed musrevinU sad hcoD

.se tnnigeb nnad ,negnafuznie ...gnunhedsuA eid mu ,tsi thcierre eigrenE red dnu eiretaM red noitativarG eid nnew ,tsi thcierre snollabtfuL nellesrevinu neßorg seresnu mumixaM sad nnew ,nnawdnegri dnu treituksid gitfeh remmi hcon driw hcnurC giB reD .theiznemmasuz redeiw dnu tnhedsua hcis sad ,snezreH nednegalhcs senie tpeznoK sad gam hcilnösrep hcI .treituksid remmi hcon driw ,tah tlekciwtne hcis gnaB giB red eiw ,egarF eiD

.lautnezorp :reih hcua hcilrütan ,reel hcua tsi musrevinU sad dnU .lautnezorp tsednimuz ,ssum nies hcildnenu hcilhcästat se ssad ,tmmokeb rüfad sieweB nenie dnu tnnek nelhaZ eid nam sib ,tniehcsre hcildnenu ednebelnennI nered rüf se ssad ,githcäm dnu ßorg os ,thetstne musrevinU nie tknuP nenielk hcildnenu nenie sua nnew ,se nam tnnen tsednimuZ .gnaB giB nov negnukriwsuA ned na remmi hcon nedieI ella riw ,treidnezsnart redo treisabffotselhok ,hcsinahcem bo ,ßorg redo nielk bo ,tnhoweb eßartshcliM eid eid ,reklöV neleiv red senie run lhow tsi hcis na tiehhcsneM eiD

.negnuL nenetsrobrez neresnu ni nlekitrapsiE tim nebewhcs uz llA mi ,trednih narad snu ,leipsieB nie sla run ,noitativarG eid dnerhäw ,neuak uz legeirokohcS nenie iebad dnu nesel uz sawte ,neztis uz reih ,tztesrev egaL eid ni dnu nebah “srutaN rettuM;2228„ nehcusreV nednerhekredeiw remmi dnu netnatsnoK nov ,tieZ dnu muaR nov ednätsuZ etkefrep :dnis musrevinU negitra-sirtet menie ni nietsuaB nie run ,nebel riw red ni ,tleW eid ssad ,ssiew egatuztueh nnamredeJ

Der magische Affe - Affenhase - scherzhaft "Weihnachtsosterprimat" genannt

Sa, 30 Jul 2011 21:51:23, Lyka, [post_tag: affe, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: osterhase, post_tag: ostern, post_tag: weihnachten, post_tag: weihnachtsmann]

Vielen Dank, dass Sie so zahlreich erschienen sind. Wir von der „Robrockirock-Advertising plus“-Agentur wurden beauftragt, ein Modell zu entwickeln, welches, sagen wir einmal so, den Schwund auf dem Geschenkemarkt eindämmt.

Eine kleine Vorgeschichte:

Vor etwa 10 Jahren begannen, ausgelöst durch die aufkommenden „Social Networks“ bereits die Jüngsten damit, Dinge zu hinterfragen, mehr als sie, wenn wir einmal ehrlich sein wollen, fragen durften. Bereits nach 2 Jahren betrug die Akzeptanz eines „Weihnachtsmanns“ als Geschenkbringer nur noch 83% der unter 5jährigen, 3 Jahre darauf nor noch 61%. Dasselbe Phänomen konnten wir bei einer Umfrage zum Thema „Wer ist der Osterhase?“

Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass wir, meine Kollegen und ich, erfolgreich waren. „In welcher Hinsicht

erfolgreich?“ fragen Sie und ich antworte Ihnen darauf mit „Wir haben die Lösung für das Problem. Wenn keiner mehr an einen dicken alten Mann in weiss-roten Klamotten glaubt, der mit der Geschwindigkeit des Lichts von Kamin zu Kamin springt, aus einem magischen Rucksack für alle Kinder Geschenke zaubert; wenn keiner mehr daran glaubt, dass der Hase Zuckerware und gefärbte Eier versteckt: dann erscheint der

magische Affe

Sie können ihn Affenhase nennen, oder wie wir ihn gerne scherzhaft bezeichnen: „Weihnachtsosterprimat.“

Ich bin mir sicher, dass Sie, werte Herrschaften, noch immer nicht überzeugt sind. Vertrauen Sie mir dieses Mal, wenn ich Ihnen mitteile, dass ich ebenso nicht daran geglaubt habe. „Ein Affe? Und er ist magisch?“

Ja, magisch. So einfach, dass bisher niemand darauf gekommen ist.

Doch, wenn es Berechnungen gibt, die den Weihnachtsmann mit Hilfe von Rentieren auf eine gewisse Geschwindigkeit festlegen, die sogar dem Osterhasen ein Geocaching-Gerät unterjubeln, um die besten Verstecke ausfindig zu machen. So nicht! Das wollen wir nicht.

Der magische Affe ist aus der Idee entstanden, dass er nicht berechnet werden kann, sondern einfach da ist, wo er ist. Er bewegt sich so schnell, weil er überall gleichzeitig sein kann. Physikalisch könnte man sagen: Die Welt springt um ihn herum, er bleibt immer an der selben Stelle: das sagen wir aber nicht. Er ist einfach nicht von dieser Welt.

Sie erkennen das auch an seiner Arbeitskleidung. Er trägt Mitternachtsblau, eine Farbe, die besonders unsere Damen ansprechend finden werden. Er trägt einen Zylinder mit Sternen darauf, trägt einen Spazierstock mit Silberkauf, was unsere männliche Zielgruppe interessant findet. Und er bringt Geschenke mit, aus einem Ranzen, der aus feinstem Regenbogenleder ist: magisches Regenbogenleder. Fragen Sie mich nicht, woher er dieses hat, wir werden dem magischen Hasen keine Vorgeschichte geben.

Sie fragen sicher: „Wieso?“ Dem kann ich entgegensetzen: Dem Weihnachtsmann hat seine Vergangenheit keinen Vorteil geboten. Über 1000 Jahre Sagen und Märchen: niemand glaubt mehr an ihn. Sie erinnern sich noch an den sogenannten Sandmann? Ja, wir bedauern sein Gehen sehr, aber die Fernsehanstalten haben, wenn wir so offen sind, nichts getan, sein langsames Verschwinden aufzuhalten. Ja, er wird nicht mehr wiederkommen.

Nein, nein, nein, dieses Schicksal war vorherbestimmt und deshalb sind wir hier, unserem Weihnachtsosterprimaten den richtigen Weg zu weisen, den Weg in die Herzen der Kinder und in die Brieftaschen der Eltern.

Vergessen Sie nicht, wenn Sie sich mit den Merchandising-Produkten beschäftigen, die wir bereits in unserem Portfolio haben:

Der magische Affe kann überall sein, wo Sie es wollen, er kann zaubern und er kann, weshalb wir dieses spezielle Tier gewählt haben, Kamine hinunter- und wieder hinaufklettern, und, wie niedlich, er trägt, wie dieser Fernseh-Schimpanse: eine Windel.

Harold Osterhagen?

Sa, 03 Sep 2011 09:20:46, Lyka, [post_tag: autor, category: frisches, post_tag: mord, post_tag: professor]

„Es ist eine große Verantwortung“, teilte sie mit, „man gibt uns die Kinder, oder besser, die Teenager und dazu noch die Aufforderung, etwas aus ihnen zu machen, was sie vielleicht nicht sein wollen. Aber, soweit ich im Bilde bin, möchte eh keiner das sein, was andere von ihm wollen.“ Judith van Lyrenberg lachte leise. Ihr gegenüber, keine Reaktion, starrten mehrere Mikrofone in die Luft, klickten so laut und vernehmlich Fotoapparate, so dass man sicher sein konnte, sich die ganze Sache einzubilden. „Frau van Lyrenberg, Sie haben uns herbestellt, um...?“ Der Reporter wirkte verletzt, als sie ihn ignorierte, bis er einen Hieb in die Rippen bekam, was ihn sofort an seine traurige Beziehung erinnerte und schweigen ließ. „Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, weil die Universität Pensington im Laufe der nächste Woche einen neuen Professor für angewandte Mediengeschichte einsetzen wird. Es handelt sich dabei um Herrn Harold Osterhagen.“ Ein Raunen lief durch die Gruppe anwesender Reporter und umso mehr, als man erkannte, dass betreffender Osterhagen genau in diesem Augenblick durch die Tür trat und direkt vor Frau von Lyrenberg stehenblieb.

„Ich hatte Sie ausdrücklich gebeten, diese Sache vertraulich zu behandeln.“ Die wenigsten Anwesenden hatten Harold Osterhagen im echten Leben jemals gesehen und so verbreitete sich sein Hineintreten in die Realität anderer Menschen wie ein Lauffeuer in der Universität und wer auch immer gerade nichts zu tun hatte, oder besser, wer sein Studienfach nicht wirklich, wirklich liebte und blieb, lief in Richtung des Büros der Rektorin. Bald wurden aus einzelnen Schritten in der Ferne ein dumpfes Rauschen dutzender Füße auf dem blanken Grund und innerhalb von Minuten starrten dutzende Augenpaare auf den verwirrten Mann, der missmutig auf den Boden starrte.

„Herr Osterhagen“, flüsterte ihm Frau von Lyrenberg zu, „Sie selbst haben darauf bestanden, dass Ihr Titel als Professor rechtlich anerkannt wurde und sie wussten, dass mit diesem Titel Verpflichtungen einhergehen.“ Sie wandte sich lächelnd um, kehrte dann zu ihrem Schützling zurück, „Und, so offen wie ich dies sagen darf, ein wenig soziales Engagement ist auch für Sie, so unglaublich dies klingt, hilfreich. Ich habe Ihre Bücher gelesen und, unter uns, Sie besitzen eine merkwürdig misanthropische Grundhaltung.“

Osterhagen starrte weiter auf den Boden, folgte mit dem Blick den Linien auf den Brettern unterhalb seiner Füße, fühlte sich zornig und niedergeschlagen, nicht auf Grund der gerade erfolgten Ansprache, sondern weil...“Es sind zu viele Leute hier, Frau Rektorin und Sie wissen, wie ich mich fühle, wenn da zu viele Leute sind.“ Sie nickte. „Sie werden sich daran gewöhnen müssen, Osterhagen. Niemand hat vor, Ihnen die Energie zu rauben. Sehen Sie einmal, wie die Leute lächeln.“ Osterhagen blickte nicht auf, als die Blitzlichter im fahlen Licht dieses freitagnachmittäglichen Herbsttages wie Funken aus einer fremden Welt aufflammten und vergingen und als er bereits fühlte, dass seine Seele in Bruchstücken verstreut und in die Zeitungen der Welt gepresst wurde.

==

Die Straße war belebter als ein Festumzug, als Gabriele Astor mit ihrem Kleinwagen auf der Tanzfläche des abendlichen Unheils auftauchte. Sie stoppte das Auto, warf die letzten Reste eines Hamburgers in den immer präsenten Mini-Mülleimer, setzte sich ihre Mütze auf und schlug die Tür hinter sich zu. „Meine Damen und Herren, hier spricht die Polizei.“ Keiner reagierte. Das Rauschen des hintergründigen Entsetzens hatte die Menschenmenge in ihren Bann gezogen. Gabriele nickte schmerzhaft, während sie mit der einen Hand das Mikrofonkabel und mit der anderen Hand den Lautsprecherschalter zu erreichen versuchte und es mit viel Mühe und Not schaffte. „Ich muss abnehmen“, sagte sie sich in stiller Verzweiflung, dann übertönte das Knacken der Soundanlage die Umgebung und bereits nach wenigen lautstarken Ansagen „Lassen Sie mich durch, hier ist ein Tatort, verschwinden sie“ und die beginnende Anwesenheit weiterer Wagen der pensingtoner Polizeistreitkräfte ließ die Masse der Menschen auseinanderstreben wie das rote Meer, damals, vor langer Zeit.

Gabriele setzte ihr bösartigstes Lächeln auf, warf das Mikrofon in den Wagen und betrat das Gebäude. Der helle Schein einer mitternächtlichen Studentenparty nahm die ganze Umgebung ein, täuschte Geselligkeit vor, doch Gabriele wusste, dass es sich lediglich um Schein statt Sein handelte.
Die gepolsterten Bänke an den Seiten des Ganges tief ins Innere der Bestie war bis vor wenigen Minuten noch von halb- oder ganz-betrunkenen Jugendlichen gefüllt gewesen, der Fisch im Aquarium rechts in der Wand hatte schon bessere Tage gesehen, Tage, an denen er nicht durch eine Wand aus zerbeulten Plastikbechern schwimmen musste. Dazu kam noch der Geruch nach Erbrochenem und Panik. Gabriele machte sich daran, die Räume zu durchsuchen, öffnete die Tür zum Vorratsraum und erkannte, dass die Gerüchte über einen Mord nicht übertrieben gewesen waren.

„Gottseidank bin ich krank“ sagte sie zu ihrem Vorgesetzten James Butterfly, der sich durch seine ausnehmend charmante Art in die Herzen verschiedenster Personen bohren, aber keinesfalls einen Mordfall lösen konnte. Er nickte. „Ich bin der Meinung, dass du genau richtig für dieses Sache bist, Gabriele.“ Sie zuckte mit den Schultern. Auch eine Sache, mit der sie nichts anfangen konnte: unlogische Reaktionen. Sie hatte gar nicht vorgehabt, zu fragen, wer welchen Mordfall nun löst, da sie und James die einzigen Polizisten im Umkreis von 20 Meilen waren, die erstens Dienst hatten, weil sie zweitens nicht zum gerade stattfindenden Kongress der Polizeistreitkräfte eingeladen worden waren. Gabriele vermutete eine Verschwörung, aber James hatte sie bereits darüber in Kenntnis gesetzt, dass er einfach vergessen haben musste, die Einladungen zu öffnen.

==

„Wann haben Sie Kassandra Berndt das letzte Mal gesehen?“ fragte Gabriele erneut und überlegte, ob sie ihrem Gegenüber den Stift ins Gesicht rammen sollte, um überhaupt eine Reaktion zu erhalten. Sie fuhr sich durch die Haare. Es war zum Mäusemelken. „Ich glaube, nach einer Studentenparty ist niemand wach, aber das ist mir jetzt egal.“ Sie beugte sich nach vorne und schnippste kurz, aber das Gesicht des Studenten blieb leer. Sie zuckte mit den Schultern. Die Tür öffnete sich hinter ihr und der Geruch von frischem Kaffee kroch einladend in das Zimmer. „James?“ fragte sie. „Natürlich, wer sonst. Übrigens, wir haben Gerüchte gehört, die Kassandra habe es mit einem Professor getrieben. Das übliche halt.“ „Ja und? „fragte Gabriele. „Du wirst es nicht glauben.“ Gabriele drehte sich um und starrte in das grinsende Gesicht ihres Kollegen. „Na sag schon, oder muss ich Gewalt anwenden.“ Sein Gesicht verstummte kurz. Er griff in Gabrieles Handtasche, von der jeder wusste, wühlte kurz und holte die zerlesene Ausgabe eines jener kriminologischen Schmachtfetzen heraus, die Frauen besonders toll finden.

Gabrieles Gesicht fror ein. Irgendwo in ihrem Innern begann sich eine lange gestoppte Maschinerie wieder in Bewegung zu setzen. „Osterhagen?“ und „Er arbeitet hier?“ waren die einzigen Sätze, die sie herausbrachte. „Du liest keine Zeitung,

oder?“ James nickte beunruhigt. Ihr Gesicht hatte die Form einer Maske angenommen, die man ihr nur hätte abnehmen müssen, um an ihr wahres Ich zu kommen, aber wie er schon vor Jahren hatte feststellen müssen, würde ihm das mehr Scherereien machen als seine Zurückhaltung im Augenblick. Ihr Mundwinkel zitterte, als sie begann, wieder in die Welt der Lebenden zurückzukommen. Der Student, dem sie gerade die Leviten hatte lesen wollen, hatte in der Zwischenzeit sein Handy aus der Tasche geholt und tippte befriedigt von der mangelnden Aufmerksamkeit ihm gegenüber auf diesem herum, bis ihm James das Gerät aus den Händen riss und auf den Tisch warf. „Was geht ab, Mann?“ fragte der dürre Teenager grinsend. „Du kanntest Kassandra und meinst, dass Osterhagen mit ihr eine Beziehung hatte?“

„Klar, das weiß doch jeder. In seinem beschissenen Kurs sind fast nur Frauen und wenn ich er wäre, dann würde ich...“ Er begann, wild zu gestikulieren... „gerade du kleiner Wicht wagst es, Harold Osterhagen als Frauenmörder hinzustellen? Wie kommst du auf die...“ James musste sich beherrschen, als er bemerkte, dass sich Gabriele aufgerafft hatte und drohend um den Tisch lief, die Hände ausgestreckt, als würde sie den jungen Studenten erwürgen wollen. „Gabriele, vielleicht meint der arme Junge das nicht so?“ fragte er in den Raum. „Ich... habe ihn noch nie gesehen, Madame!“ brüllte der Angesprochene los, „Er soll wohl nur in seinen Vorlesungen kurz auftauchen, dann sauer in die Runde schauen, ein paar Sachen an die Tafel schreiben und dann wieder verschwinden. Und ja, es sind wirklich fast nur Frauen in seinem Kurs. Halten Sie die Frau von mir fern!“

==

„Blutrote Fäden aus geschmolzener Lava zerren sich durch den beginnenden Untergang der letzte der Sonnen. Im Schatten des verzweigten Labyrinths kauern sich zwei Lebewesen aneinander, ihre Arme ineinanderverschränkt wie ein lebendiges Puzzle, starren sich an, als wäre es ihr letzter Augenblick. „Und siehe da, ein Licht leuchtet auf und ergießt sich über die verdorrte, steinerne Ebene, erstarrt. Blendend naht sich die Rettung, liebes Kind.“ Ein Riss lässt neues Magma strömen. Arme reißen sich voneinander los. Ein Schrei. Dann kochendes Blubbern, dann nichts mehr. Und die letzte Sonne ist fort.“

Osterhagen beendete seinen Vortrag, wandte sich um, starrte auf die Tafel, die noch immer genauso leer war wie vor 2 Stunden, nickte und ging nach draußen. Die Augen der wenigen Studentinnen, die noch immer zu seinen Seminaren kamen, folgten ihm, schienen unfähig zu sein, die Stille in ihrem Kopf zu verlassen, auch wenn sie die nächsten Minuten damit verbringen konnten, eine Verbindung zwischen dem Gehörten und der Umwelt herzustellen.

Gabriele nickte, als sie den Professor erkannte, der aus der Tür trat. Ihre Augen zitterten. „Herr... Herr Osterhagen?“ Er reagierte nicht. Sie trat näher. „Herr Osterhagen?“ erneut keine Reaktion. Dann, als würde er aus tiefer Bewusstlosigkeit erwachen, blieb er stehen und schaute auf. „Und was wollen Sie?“

Gabriele war überrascht ob seiner Stimme, denn sie war nun merkwürdigerweise anders geworden, sanfter, hatte diese Wildheit abgelegt, die sie noch vor Minuten in ihrem Herzen erfahren hatte.

„Wir haben ein paar Fragen an Sie, Herr Osterhagen. Eine Ihrer Studentinnen wurde aufgefunden, vermutlich ermordet.“ Er nickte. „Ich habe Gerüchte gehört, aber was habe ich damit zu schaffen?“ Gabriele lächelte. „Es sind Standardvorgehensweisen, Herr Osterhagen. Wir möchten Sie als Täter ausschließen, wenn Sie verstehen...“ „Ich verstehe. Ich habe aber wenig Zeit. Ich werde erwartet.“ Gabriele versuchte, weiterhin zu lächeln.

„Sie sind Harold Osterhagen, geboren am 07.07. 1973?“ Er nickte. „Toll, könnte ich ein Autogramm haben?“ fragte Gabriele, dann bereute sie ihre Keckheit, als sie seinen Gesichtsausdruck bemerkte. „Sorry, es war... ein Scherz.“

„Ein Scherz, Frau Polizistin. Hmm... das bestätigt meine schlimmsten Vorstellungen. Sie nehmen mich nicht ernst, nicht wahr? Was tue ich hier?“

Gabriele stand auf und trat an das Fenster. Draußen schwebten die ersten Blätter eines endenden Sommers vorbei; die Sonne hatte sich hinter tiefen Wolkenbündeln versteckt. „Herr Osterhagen. Frau Kassandra Berndt, war Ihre Studentin. Sie hatten mir ihr mehr Kontakt als jeder andere.“ Er hob seine Augenbraue. „Wirklich? Ist mir gar nicht aufgefallen. Ich dachte immer, die Studenten heutzutage betrinken sich öfters als dass sie in Vorlesungen gehen.“ Er lächelte. „Von daher gehe ich davon aus, dass mehr Leute als nur ich mir ihr Kontakt hatten.“

„Aber nicht so, wie Sie es sich vorstellen. Hatten Sie eine persönliche Verbindung zu Frau Berndt?“

==

„Er kann es nicht sein.“ Gabriele hörte diesen Spruch nicht zum ersten Mal, als sie in ihrer Uniform durch die Menschenmassen ging, die angezogen durch einen Skandal in den Gängen der Universität lauerten. Sie hasste Gaffer, aber das war nunmal eine eher provinzielle Statt und hier gab es sonst nichts. Betroffenheit hatte sich dorthin gelegt, wo noch vor Stunden eine Art ritueller Verehrung für diesen Sohn der Stadt seinen Platz gehabt hatte.

Osterhagen war ein Idiot und sie hatte genug Punkte, um ihm in den Arsch zu treten, wenn er seine Mitarbeitspflicht weiter vernachlässigte. „Kassandra? Irgendein Mädchen, dessen Liebesbekundungen mir lästig waren, ein Gör von vielen. Da werden Sie nichts finden, sie hat ein Leben im Zusammenbruch geführt, also doch mehr zurückgezogen als ich mir dachte.

Wenn ich ehrlich sein darf, es ist gut, dass sie weg ist. Sie hat gestört."

„Nein, ich war zu diesem Datum nicht hier. Ich war bei meiner Mutter."

„Ich bin dort regelmäßig. Es ist eine soziale und emotionale Verpflichtung."

„Man zwingt mir meine Studenten förmlich auf. Ich könnte in dieser Zeit mehr vollbringen als vor diesem unfähigen Pack alte Informationen auf eine Tafel zu schreiben. Und stellen Sie sich vor, irgendwann wird es Prüfungen geben. Der Mehraufwand an Zeit und Geduld..."

„Der Titel stand mir rechtlich gesehen zu. Lediglich ein Formfehler hat mich für längere Zeit daran gehindert, ihn zu führen. Aber wozu gibt es Gerichte."

„Nein, ich habe jetzt keine Zeit mehr. Auf Wiedersehen."

Gabriele fluchte, als sie sich die letzten Sätze mit Osterhagen zu Gemüte führte. Bislang gab es tatsächlich keinen weiteren Anwärter auf den Titel des Mörders des jungen Studentin, aber er hatte ein Alibi. Zumindest hatte er das gemeint. Er war bei seiner Mutter gewesen, so so.

==

„Es war Mord, Gabriele. Die Kleine wurde erwürgt, an den Spuren lässt sich erkennen, dass es sich um eine Art Strick handelte. Es muss aber kein Strick sein, denn ich habe keine Faser gefunden, die darauf hinweist. Genauso gut könnte der Kleinen jemand mit einem Drahtbügel die Luft aus dem Kopf geprügelt haben." Gabriele nickte. Doc Emerald, in diesem kleinen Ort eher eine Kapazität des Alkoholkonsums als einer vernünftigen Arbeit nachgehend, mochte für diesen Tag nüchtern sein, aber nicht mehr lang. Tatsächlich war er immer nur nüchtern, wenn eine Leiche vor ihm lag und in diesem Fall war die Leiche nicht 90 Jahre alt, sondern um einiges jünger gewesen. Er rieb sich seine wenigen verbliebenen Haare und begann aus seiner Jugend zu philosophieren. Gabriele ging, den Fall vorschützend nach draußen. Sie hatte genug gesehen und gerochen.

Der Tag verhieß nicht besser zu werden als er bereits gewesen war, nämlich schlecht. Bereits im Gang nach draußen tummelten sich Fremde mit großen Kameraobjektiven, den zackigen Bewegungen eines im Hintergrund lauernden Volkskörpers: Journalisten. Gabriele hasste diese Menschen, immer bestrebt, ihnen aus dem Weg zu gehen, wann immer dies möglich war. Diesmal hatte sie aber Pech. „Kein Kommentar" rief sie die nächsten Minuten, als irgendjemand ihr eine Aussage entlocken wollte, mit jener Herzlichkeit, die Reporter einfach haben: hysterisches Gejammer und aggressives Nachgefrage.

Sie entschloss sich, einen Umweg nach Hause zu machen. Die Hauptstraßen waren leer, aber sie hatte nicht das Bedürfnis, heimzufahren. Die Wolken lagen tief und deuteten Regenfall an und Gabriele fragte sich immer wieder, wieso eine junge Studentin sterben musste, weil sie vielleicht nicht so sozial gewesen war wie jeder andere oder weil sie vielleicht mit dem Helden ihrer Kindheit, die erst wenige Jahre vorbeizusein schien, etwas hatte. Sie schüttelte sich bei dem Gedanken. Ja, es stimmte, Osterhagen hatte in vielen seiner Bücher, also bei den wenigen, die es überhaupt gab, immer wieder angedeutet, dass er allein war und dass er oft seine Mutter besuchte. Von einem Vater hatte er allerdings nie etwas erzählt. Mein Gott, der Mann war uralt und war wohl erst vor kurzem bei seiner Mutter ausgezogen, um sich ein einzelnes winziges Appartement in der Nähe der Uni zu leisten und dann fährt er 3x in der Woche zu ihr... für was? Gabriele hasste Klischeedenken, aber hin und wieder führte genau das sie in die richtige Richtung.

==

„Erneut junge Studentin ermordet" prangte auf den Titelblättern der Zeitungen, während Gabriele an den Zeitungsständen vorbeilief. Sie versuchte, dies alles zu ignorieren. Osterhagen war kein Mann der Presse, dass war so klar wie Kloßbrühe. Er hatte sich nachdem seine ersten Bücher solche Erfolge gewesen waren, zurückgezogen, hatte ein Leben in Einsamkeit geführt, unterbrochen von den klassisch jubelnden Auftritten, die nötig sind, damit weitere Bücher verkauft wurden, bis hin zu den furchtbaren Frühstückshows und Vorabendsendungen, aber das war wohl auch zuviel. Gabriele konnte das nachempfinden, auch wenn sie keinerlei Talent hatte, um überhaupt zu schreiben. Leute wie Osterhagen waren Inspiration, ihre Fähigkeiten, mit Worten umzugehen, grenzte an Magie und dazu noch das Zurückgezogen-leben, wie ein Zauberer im Elfenbeinturm. Dennoch, sie hatte nie gewusst, dass er in ihrer Stadt lebte. Ein schlechtes Vorbild, wie sie festgestellt hatte, aber dennoch, es war für die wenigen Augenblicke erhebend genug, um ihr den Tag zu verbessern. Hier also lebt seine Mutter, sagte sie sich und klingelte an der Tür eines Hauses, das so alt aussah wie die Frau, die wenige Augenblicke später öffnete.

==

„Mein kleiner Harold kann solche bösen Dinge gar nicht machen." ein Satz, den Gabriele noch sehr oft hatten hören müssen. „Er ist so ein lieber Junge." hatte die alte Frau immer wieder geflüstert, während sie in ihren alten Schuhen über das Parkett rutschte. „Frau Osterhagen, wir wollen doch nur die Wahrheit..." „Nein, ihr wollt ihm etwas anhängen. Dabei kann er solche bösen Dinge gar nicht machen." Gabriele hatte dann geschwiegen, sich umgeschaut und versucht, die

ungeputzten Fenster, den Staub im ganzen Raum, sogar auf dem Kronleuchter, den Geruch von sauren Altfrauenkörpern zu ignorieren und fand das sehr schwierig. „Werte Frau Osterhagen, wir haben gehört, dass Ihr Sohn am Tatabend bei Ihnen war. Stimmt das?“ Gabriele hatte versucht, ein Nicken oder ein Kopfschütteln zu erkennen, aber die Gestalt von Frau Osterhagen hatte verschwommen keinerlei Struktur, sie war eine Einheit mit der Wand eingegangen. „Mein kleiner Harold ist sehr oft bei mir, wissen Sie. Er ist vor kurzem ausgezogen, hat gesagt, dass er endlich mal erwachsen werden muss und dass er deshalb alleine leben müsse. Und er ist dann weggefahren und kommt manchmal wieder und besucht mit, wissen Sie, ich bin eine alte Frau, was weiß ich schon von der Welt...“

„Die Sonne geht am Horizont unter und ich sitze in meinen abgetragenen Klamotten in der Deckung meines Verschlags und singe ein einsames Lied, meine Worte strömen förmlich aus meinem Hirn in die Dämmerung und mir ist kalt und ich fühle mich eins mit der Welt und mit den Gedanken, dass du gegangen bist, ohne mir zu sagen, ob du je wiederkommen wirst: all diese Puzzleteile bilden ein Gemälde aus dahinziehender Trauer, durchdrungen von glühenden Blitzen voller Wut, die im Sand meiner Agonie zu glitzernden Glasbausteinen verschmelzen; dies alles wird gemalt, nur durch dich, nur durch deine Arroganz, deiner Entfernung von allem Menschlichen, von mir; all dies wird gezogen von einem Wesen aus jammerndem Fleisch, von mir; von diesen Dingen, die mich an dir stören und doch, ja doch, dich an mir binden.

Doch ich sitze hier im Schatten meines Verschlags und aus der Ferne dröhnt der Donner eines Überschallwesens, Flugzeug oder Gewitter, menschlich oder aus der Natur, es ist gleich, denn du bist nicht da und auch wenn ich jetzt aufstehen möchte, und aus meinem Häuschen das Grammophon holen will, um die Geräusche der beginnenden Nacht auszumusizieren, nehme ich noch einen Schluck Schwarzgebrannten und denke weiter an dich. Ja, an dich, denn dein Weggang hat mir gezeigt, dass auch mein Verstand verschwunden ist. Mein guter, gütiger Verstand, der mir sagt, was ich zu tun und zu lassen habe und ich überlege mir, Hütte abzufackeln, selbst darin zu verschwinden, Erde zu Erde, Fleisch zu Asche, Staub zu Staub. Aber da gibt es kein Gedanken mehr an dich und aus einem Grund, den ich nicht verstehe, muss ich weiterleiden, denn Flucht ist müßig, dumm, flach und Leiden macht mich größer als ich es mit dir je war.“

„Diesen Text hat er damals geschrieben, als er 12 war und ich habe ihn aus der Zeitung ausgeschnitten und hier, sehen Sie, hier, hängt er die letzten 25 Jahre.“ Frau Osterhagen zeigte lächelnd an die Wand, hat sie doch den Text auswendig vorgetragen. Gabriele erinnerte sich, als sie das Stück in einer Sammlung moderner Prosa gelesen und sich sofort verliebt hatte. In den Text, nicht den Mann.

==

„Wie meinst du das, er war nicht am Tatort, als das Verbrechen verübt wurde?“

Gabriele drehte sich um, ihr Bürostuhl knarrte dabei gefährlich und ihr sagte das, dass sie endlich verdammt nochmal eine dieser neuen Diäten ausprobieren müsse. „Er war bei seiner Mutter. Dort ist er 3x in der Woche. Drei Mal. Ist wohl erst vor einem halben Jahr aus Mutters Haus ausgezogen, hat sich etwas in der Nähe gesucht, um sie ja oft genug besuchen zu können. Manche Männer werden wohl nie erwachsen.“ Der verständnislose Blick ihres Vorgesetzten zeigte ihr, dass sie getroffen hatte. Sie deutete auf seine Brotbüchse. „Das ist ein Klassiker“, sagte er und umklammerte dabei die aufgedruckten Superheldenfiguren. „Siehst du, und er besucht gerne seine Mutter.“

Kopfschütteln war die letzte Reaktion, die sie von ihrem Chef sehen würde, zumindest für die nächsten 20 Minuten, die er damit verbrachte, die Actionfiguren, die er heimlich in seinem Schreibtisch versteckt hatte, zu putzen.

==

„Vor 2 Wochen? Ist das schon wieder so lang her?“ fragte Gabriele, sichtlich erschüttert und der Polizist ihr gegenüber, dessen Namen sie sich nie merken wollte, nickte. „Und heute schon wieder?“

„Ein Student, mit dem Auto überfahren. Es gibt keine Bremsspuren und es war am Tag.“

Dass in den letzten Wochen kein Ergebnis gekommen war, machte einen vernichtenden Eindruck auf die Leute in der winzigen Polizeistation. Als wären Außerirdische zu Besuch gekommen, waren die letzten Tage ein verzweifeltes Suchen nach einem Mörder gewesen, doch konnte sich keiner daran erinnern, etwas getan zu haben. „Chef, das ist doch nicht normal.“

„Schauen Sie nach draußen, es ist Ende November, die Hälfte der Leute sind krank, die anderen sind überlastet. Hast du den Unfall letzte Woche wirklich vergessen?“

Gabriele erinnerte sich an Schreie, aber das wars schon. Sie hatte die letzten Tage damit verbracht, sich durch die Protokolle unzähliger Zeugenaussagen zu quälen, doch ihre Gedanken waren stets woanders gewesen, weit weit fort, als wäre es ihr peinlich, an Osterhagen zu denken.“

„Und nun ist wieder jemand tot?“

„Wie ich schon sagte“, die Stimme im Hintergrund hörte nicht auf, zu rumoren „Überfahren und, jetzt wird lustig, er hatte ein

handsigniertes Exemplar von „Mord in 10 Stufen“. Du weißt, was das bedeutet.“

Gabriele nickte. „Osterhagen, jemand bringt seine Fans um.“

„Oder er bringt sie um, weil sie ihn nerven.“

„Das ist Bullshit und das weißt du.“

„Ich weiß was?“ fragte ihr Chef und deutete mit dem Zeigefinger auf sie, „Ich bin zumindest offen für Möglichkeiten. Ich bin da jetzt nicht so fanatisch wie du anscheinend.“
„Ist ja schon gut.“ Gabriele gab sich den Anschein einer vernünftigen Person.
„Wir müssen ihn nochmal befragen. Du weißt schon, deinen Osterhagen-Typen.“

Sie nickte. „Ich bin schon auf dem Weg.“

==

Blut auf dem Flur und an den Wänden der Küche und genau dort, wo Gabriele hinwollte, konnte sie nicht, ohne das eherne Gesetz zu brechen, welches da hieß: „ein veränderter Tatort gibt Falschaussagen.“

Die Türe zum Haus von Mutter Osterhagen war offen gewesen, Gabriele hatte sich mit den Ellenbogen Zutritt verschafft und das war nun der Dank. Sie seufzte, während sie das Funkgerät in die Hände bekam und machte eine klare Ansage. Dann musste sie nur noch warten. Plötzlich ein Schatten mitten im Zimmer. „Bleiben Sie stehen.“ Osterhagen. „Was ist das hier?“ Panik bracht Bahn, hallte durch die leeren Räume vor den beiden spät-nachmittäglichen Besuchern und schneller als sie sehen konnte, war Osterhagen in ein angrenzendes Zimmer verschwunden. Sie fluchte, dass er verschwunden war, aber mehr, dass er überhaupt hier gewesen war.

Minuten später stand schon der zweite und letzte Wagen der Polizeistation hinter ihr, blinkte fröhlich sein Lied in die Nacht und sandte Strahlen von Unaufhaltsamkeit in das leere Haus. Das Blut leuchtete dunkel in seiner eigenen Art und Weise.

Gabriele hatte sich mit Handschuhen ausgestattet und war nun doch eingetreten. Das Haus hatte den Charme eines Museums; doch als sie das letzte Mal hier gewesen war, war etwas anders gewesen, jetzt manifestierte sich Einsamkeit in Brocken um sie herum. Frau Osterhagen war nicht da. Gabriele musste Flüche unterdrücken.

==

„Frau von Lyrenberg, welche Antworten haben Sie auf unsere Fragen?“
Die Rektorin wirkte sichtlich angespannt ob aller, auch der oben genannten, Fragen. „Wie meinen Sie die nochmal?“ Sie fuhr sich durch die Haare und ihre Hände verrieten ein Alter, das mit dem des Gesichts nicht korreliert, denn hunderte Stunden an sportlicher Betätigung und ein zweimonatlicher Besuch bei einem Botox-Spezialisten helfen nicht beim sichtbarsten Zeichen alternder Frauen.

„Wieso haben Sie Osterhagen überhaupt in ihre Universität geholt?“

„Er hat darum gebeten. Ein bisschen hat er auch geklagt, Sie wissen schon, dieses ganze „Ich habe mein Studium zwar nicht ganz abgeschlossen, aber ich bin wichtig, also geben Sie mir einen verdammten Titel.“ Er hat das zumindest nicht offen gesagt, aber seine Augen, als er in meinem Büro saß, seine Hände gefaltet wie ein Priester, all das sagte mehr als nur „Hallo, ich bin Harold Osterhagen.“ Die zweite Sache war natürlich die Publicity.“ Frau von Lyrenberg stand auf und ging zum Fenster, starrte hinaus. Gabriele fühlte sich genervt, aber sie wusste, dass es notwendig gewesen war, herzukommen. Osterhagen kannte wenige Menschen und nun, da er auf der Flucht war... „Ein bekannter Autor zieht Leute an. Und Ehrendoktortitel sind ein bisschen flach für eine kleine Universität, wie wir es sind. Aber unter uns, er ist gefährlich. Glauben Sie mir, Sie kennen seine Bücher und damit seine Gedanken besser als jeder Mensch, der ihm einfach auf der Straße begegnet.“

„Seine Mutter?“

„Er hat sie gehasst. Wenn Sie zwischen den Zeilen lesen... hm... dann lesen Sie, dass er sich immer fremd gefühlt hat, ob er bei ihr oder nicht bei ihr gewesen war. Er hatte ein untrügliches Auge dafür, wenn etwas nicht korrekt ist. Hier hatte er Erfolg. Sie kennen ihn ja und auch seine Mutter, nehme ich an.“

„Ich hatte die Möglichkeit, sie kennenzulernen. Es ist eine sehr strenge Frau, aber auch eine sehr stolze Frau, stolz darauf, dass ihr Sohn erfolgreich ist.“

„Ja, dass ihr Sohn so erfolgreich ist.“

Gabriele wurde gewahr, dass die Direktorin ihren Kopf an die Fensterscheibe drückte, hörte entgeistert das leise Knacken des Glases. War da etwas zwischen Osterhagen und der Direktorin abgelaufen? Sie spürte Feindseligkeit, bitter und

verzweifelt. Dann schüttelte sie den Kopf. Die Befragung war zu Ende, doch den Befehl dazu hatte nicht sie gegeben.

==

„Wir haben ihn“, eine Stimme im Funkgerät, dass das Ende der Jagd bedeutete. Gabriele zuckte zusammen. Ein Mob aus verschiedenen Jugendlichen und anderen Bewohnern der Stadt hatte sich aufgemacht, den „Buchmörder“ zu finden und tatsächlich; durch eine Reifenpanne an der Straße gezwungen, anzuhalten, war Osterhagen einigen Leuten aufgefallen; er hatte sich dumm angestellt, anscheinend noch nie einen Reifen gewechselt gehabt und war deshalb ein leichtes Opfer gewesen. Gabriele fluchte. Sie hatte es vorhergesehen, dass irgendein Trottel das Gesetz in die eigenen Hände nehmen und die Sache mit augenscheinlicher Gewalt und dem Bedürfnis, Rache zu üben, durchziehen musste. Sie hoffte nur, dass Osterhagen lebendig genug war, einige Fragen zu beantworten.

Die Gestalt, die ihr eine Stunde später gegenübersaß, war unverletzt. Noch immer verwundert über diese Sache, kamen ihre Worte eher zögerlich, als glaubte sie nicht, dass er real war.

„Herr Osterhagen, Sie wurden verhaftet wegen des Verdachts auf zweifachen Mord, vielleicht dreifachen. Zwei Studenten tot, Ihre Mutter verschwunden, das Haus voller Blut, wie sieht das denn aus?“

Der dünne Mann, dessen Bewegungen beim ersten Mal fahrig und aufgeregt gewirkt hatten, rührte keine Miene. Seine Augen erinnerten Gabriele an Steine, die seit Millionen von Jahren immer an der selben Stelle lagen, grau und tot. Nur am Zucken des kleinen Fingers seiner rechten Hand und am leisen Atem, der durch das Zimmer kroch, wusste sie, dass er noch unter den Lebenden weilen musste.

„Was ist los mit Ihnen, Osterhagen?“

Keine Reaktion. Die Tür öffnete sich hinter ihr und die Stimme ihres Vorgesetzten polterte im Hintergrund ein leises Lied von Terror und Panik. „Wie, Osterhagen ist hier?“

Eilige Schritte, dann surrte Fensterglas vom Aufprall der Tür. „Osterhagen, Sie haben uns mehr Sorgen bereitet als ein Affe auf dem Mond. Wo haben Sie Ihre Mutter versteckt.“ Eine Faust hämmerte auf den Tisch, noch immer keine Reaktion.

„Chef“, Gabriele stand auf, beugte sich hinüber zum rot-pochenden Gesicht des Angesprochenen, „Er steht vermutlich unter Schock.“

Er schüttelte den Kopf. „Show. Dieser Mistkerl ist ein Mörder und ein Entführer und ich werde das herausfinden.“

Es klopfte leise an die Tür. Der Gerichtsmediziner winkte fröhlich in den Raum, die Hände fest um Unterlagen gewickelt, als wären sie das Seil, das ihn über eine Mauer in Freiheit bringen konnte.

„Wie meinen Sie das, falsche Blutgruppe, falsche DNA?“

„Ich habe herausgefunden, dass das Blut im Flur und eine Blutprobe des Herren Osterhagen absolut keine familiären Verbindungen zulassen. Lassen es mich Ihnen so sagen: Die Frau war niemals Osterhagens Mutter.“

„Noch was“ sagte eine Stimme im Hintergrund, „die Kaution wurde bereits festgesetzt, irgendein Richter ist wohl ein Fan von Osterhagen und hat sich gelangweilt. Und dazu kommt noch, dass irgendein anderer Idiot bereits gezahlt hat.“

Gabriele schüttelte den Kopf. „Wer war denn so... dumm?“

„Ich“, die Gestalt im Türrahmen trat näher und Gabriele fühlte, wie sich ihr Gesicht in Stein verwandelte. „Er ist wichtig für unsere Universität, die Herrschaften und es ist notwendig, dass er zumindest für die nächste Zeit auf freiem Fuß ist.“ Frau von Lyrenberg lächelte,“ Finden Sie nicht auch, dass er eine Chance haben sollte?“

Eine halbe Stunde später starrte Gabriele noch immer auf den Schein, der ihr der Pathologe gegeben hatte, nein besser gesagt, überreicht hatte, als wäre es eine Kostbarkeit. Sie konnte nicht anders, versuchte gar nicht, ihren Blick abzuwenden.

„Herr Osterhagen und das Opfer haben keinerlei genetische Ähnlichkeit. Ihre Blutgruppen unterscheiden sich so stark, dass es eine Unmöglichkeit ist, dass sie tatsächlich Mutter und Sohn sind.“

„Hast du was, Gabriele?“ Ihr Chef war heute besonders nett und bedachte sie mit grimmigem Blick in der Art von „Na, da hast du dir was schönes eingebildet.“, aber sie hatte diese Situation schon öfters er- und besonders, überlebt. „Nein, aber ich werde nochmal mit dem Verdächtigen sprechen müssen. Ich weiß nicht, ob er weiß, dass er nicht der Sohn seiner Mutter ist.“

==

Die Wohnung stand offen und aus der Öffnung drang kein Hauch von Leben. Gabriele lehnte sich vorsichtig an das Holz und von leisem Knarren begleitet, öffnete sie die Tür. Der Flur lag in tiefem Schweigen. „Herr Osterhagen?“ fragte sie und erkannte, dass sie tatsächlich allein war. „Verdammt“, war ihre Reaktion; trotzdem ging sie weiter. Sie versuchte, nicht zu zittern. Ihre Hand um die Waffe gelegt, betrat sie das Wohnzimmer.

Der asketische Lebensstil von Osterhagen traf tief; klinische Sauberkeit machte den Raum zu einer Art Mönchsklause. Ein einzelner Tisch, Stuhl, Computer und ein Bett ohne Bezug starrten alleingelassen in die Gegend herum. Sie zuckte mit den Schultern. „Herr Osterhagen“ fragte sie. Noch immer keine Reaktion.

Auf dem Weg zur letzten Person, die Osterhagen gesehen hatte, fiel ihr ein, dass die Wohnung noch immer offenstand. Sie lächelte bei dem Gedanken, dass ihn sicher niemand ausrauben würde. „Er besitzt ja nichts.“

„Frau von Lyrenberg?“ Merkwürdiges Schweigen an einem sonst so belebten Ort. Das Büro lag verlassen da, gleich der einsamen Oase in der Wüste mit einem Hauch von Gefährlichkeit und Verwirrung. Sie trat ein und betrachtete die Einrichtung. Sie war bisher nie hier gewesen, aber Gerüchte drangen wieder in ihr Hirn, Gerüchte, die sie bisher nie wirklich überhört hatte.

„von Lyrenberg? Die Alte hat doch ne Macke. Ist doch nur auf Arbeit. Hat die überhaupt nen Mann? Wieso ist sie denn immer so mies drauf? Gehts ihr schlecht? Wie alt ist die denn wirklich?“

Das Büro war eine reine Brutstätte von Arbeit, Gabriele verspürte kein Quäntchen Freude in der Vergangenheit, eher eine Art Zorn und rücksichtslosem Marsch nach vorn. Die Leute hatten ja recht mit ihren heimlichen Gedanken, aber man musste das auch mal so sehen: Seit von Lyrenberg hier Chefin war, hatte die Uni einige hochangesehene neue Professoren bekommen, war sie um 5 Plätze aufgestiegen und ein Beispiel aus unwirklicher Härte und familiärem Klima geworden. Und nun das hier. Von Lyrenberg nicht da und ihr neustes Projekt, Osterhagen, verdächtig, verschwunden.

Ein plötzliches Klingeln zerrte ihre Aufmerksamkeit in die Realität zurück. Echos von Hilfeschreien durchströmten die Luft und legten sich in Gabrieles Ohr. Aus einem Reflex heraus hob sie den Telefonhörer ab.

„Hallo. Ich bin an der Hütte, wie Sie es mir befohlen haben. Ich hoffe, Sie sind nicht wirklich da. Ich weiß nicht. Sie sind mir einen Schritt voraus. Der See vor mir bewirkt eine Sehnsucht, wie Sie bereits gesagt haben und dennoch fürchte ich mich. Sie haben gewonnen, was auch immer Sie in einen Kampf mit mir investiert haben. Wo sind Sie? Wo sind Sie?“ Es klickte. Gabriele fluchte. Osterhagen. Und von Lyrenberg.

==

Die Baumwipfel ragten in den Himmel gleich grüner Raketen, die nur auf ein Kommando warteten, endlich in die Unendlichkeit zu fliehen. Der Waldboden knackte leise, als Gabriele aus dem Wagen stieg. Im Geräuschpegel des immer leiser werdenden Funklärms hörte sie nur Dinge wie „Alarm. See. Mord. Osterhagen“.

Die Hütte lag klar vor ihr, so klar wie man sich nur sicher sein konnte, mit uneingeschränktem Verstand vorgehen zu können. Vorsichtig trat sie näher. Aus der Dämmerung wurde Abend und Gabriele bemerkte, wie sie zitterte. Irgendwo im Schatten der Bäume tauchte plötzlich ein Lichtkegel auf, wanderte über die dunklen Stämme, beleuchtete Steine und, wäre Gabriele nicht ausgewichen, auch sie. Sie verließ ihre Position hinter einem Strauch erst, als das Licht gelöscht, die entfernte Autotür geöffnet und wieder geschlossen, als die fremde Person in hastigen Schritten durch das Gestrüpp ging. Das Licht verschwand und die Gestalt, so filigran und zart sie auch schien, nahm Konturen an, die sie mehr verwirrte als aufklärte. Von Lyrenberg?

Die Gestalt öffnete die Tür zur Hütte, Geschrei drang zu Gabriele herüber, dann krachte es wieder und sie hörte nichts mehr. Sie nahm die Pistole aus dem Halfter und rannte hinüber. Dumpfes Poltern hinter dem dicken Holz. Sie versuchte die Tür zu öffnen, erfolglos. Sie trat einige Schritte zurück, hoffte auf das Beste und rammte das dünne Holz und wie von Zauberhand öffnete sich der Eingang...

==

„Und Sie glauben, dass diese Sache nie rauskommt?“

„Ich bin mir sicher, wenn Sie schweigen, wird der Rest der Untersuchung im Sand verlaufen.“

„Und Sie möchte die Fakten soweit unterdrücken, dass, ich weiß nicht....“

„Welche Fakten. Es gibt keine Fakten mehr, Herr Kommissar.“

„Die Fakten, dass in der Hütte mehrere Körper aufgefunden wurden, deren Köpfe nicht nur fehlten, sondern dass die Anzeichen dahingehend sprachen, dass die Dinger überhaupt nie einen Kopf hätten haben sollen, dass dort, wo der Hals endet, keine Öffnung, sondern normal gewachsene „Haut“ war?“

„Ein Schock, fehlerhaftes Licht....“

„Sicher. Dass der See in der Nähe auf einmal einen Wasserstand hat, der über einen Meter von seinem normalen Stand abweicht und Camper, die zu dieser Jahreszeit gerne an den See fahren, ein leuchtendes Objekt zum Himmel haben fliegen sehen, all das muss ignoriert werden?“

„Die Leute wissen doch nichts von der Art Fakten, die sie augenscheinlich in den Hintern treten, nicht wahr.“

„Nein, die Leute werden nur dahinterkommen. Sie wissen das, ich weiß das. Die Pathologie hat die Körper bereits in Gewahrsam.“

„Ach ja, eine Sache, die ich vergessen habe...“

„Was ist das?“

„Eine beglaubigte Urkunde, in der Ihnen mitgeteilt wird, dass die Körper uns übergeben werden sollen. Ich würde nicht soviel Umstände machen, fand es aber in Anbetracht der Lage wichtig, dass ich mit Ihnen spreche.“

„Das kann nicht sein.“

„Hören Sie. Wenn Sie das tun, was ich sage, werden entsprechende Kanäle von Ihrer Einsatzbereitschaft, ihrem Mitwirken, begeistert werden, vertrauen Sie mir.“

„Und Osterhagen?“

„Die Person Osterhagen wird einfach verschwinden. Das passiert vielen Prominenten, wenn sie nicht mehr im Rampenlicht auftreten. Einen Ersatz für die Rektorin finden wir auch, keine Sorge und was Frau Osterhagen betrifft, nun... ich lehne mich vielleicht aus dem Fenster, aber ich sage mal so: Sie war das einzige menschliche Wesen in dieser Hütte, bis Ihre Kollegin dort aufgetaucht ist. Leider kam sie zu spät.“

„Zum Thema Gabriele...“

„Ich hoffe, sie erholt sich von dem Schock. Sie ist eine gute Polizistin... und die Hütte ist Geschichte. Es scheint, als ob dort ein unbedachter Wanderer vergessen hat, die Kerze auszublasen.“

„Das kommt Ihnen wohl passend vor, was?“

„Ja. Nichtmenschliches Genmaterial hat die Angewohnheit, sich schneller auszubreiten, als man will. Ich schweife ab. Wie ich an den Schreien höre, ist Ihre Kollegin aufgewacht. Ich glaube, es wird ein langer Weg, bis sie wieder ihre Augen schließen kann und dann eben nicht... diese wunderlichen Dinge sieht: Dinge, die sie nie hätten sehen sollen. Gehen wir? Es gibt viel zu tun.“

ein halbes Jahr - Prolog

Sa, 03 Mrz 2012 14:46:57, Lyka, [post_tag: beginn, category: frisches, post_tag: licht, post_tag: vorwort, post_tag: wo-die-welt-aufhort]

ist vergangen seit dem letzten Eintrag. (es wäre müßig zu erwähnen, dass es sich dabei um 6 Monate handelt, unser Jahr beläuft...) unabhängig davon...

Wenn man etwas Großes (Menge != Qualität) zusammenbastelt, dann dauert es und das Große (Menge) ist noch in der Mache, so dass ich mich entschlossen habe, das Ding (Endprodukt) als Rohfassung einfach so rauszuprügeln. Kapitel-Wochen-weise.

Die Sonne scheint, das Universum wächst jederzeit, also muss der Text auch gedeien.

Der Name dieses Machwerks sollte heißen: "Der Wanderer", blah... ein anderer "Durch die Tiefe ins Licht", aber... ich bin unschlüssig. Vielleicht...hmm... "Wo die Welt aufhört"

Wo die Welt aufhört - Kapitel 1

Sa, 03 Mrz 2012 14:53:15, Lyka, [post_tag: dunkel, category: frisches, post_tag: lichten, category: wo-die-welt-aufhort, post_tag: wo-die-welt-aufhort]

In das Nichts, das in seinem Kopf hauste, bohrte sich aus weiter Ferne ein Geräusch. Es schien, als sei ein Punkt lebendig geworden, würde eine fadenartige Linie durch ein dreidimensionales Stück unerforschtes Stück Universum ziehen. Das Geräusch wurde lauter, verwandelte sich in nervtötendes Surren, zerrte an den Grenzen seiner Wahrnehmung und schließlich landete das Objekt direkt neben seinem Ohr. Er zuckte. Ein brennender Schmerz, hervorgerufen vom brennenden Geschmack seiner Hand, die reflexartig in die Höhe geschossen war und die Mücke, oder was auch immer dieses Insekt gewesen sein mochte, zu Brei zerquetscht hatte, ließ ihn die Augen aufschlagen.

Zuerst blieb sein Blick so dunkel wie vorher, dann jedoch, gleich einem Gewittersturm, der vorbei ist, begann sich seine Sicht zu lichten. Er starrte in den Himmel. Um ihn herum stießen Bäume ihre Wipfel majestätisch nach oben, ein ewiger Kampf nach mehr Licht und mehr Regen als ihre kleinen verkrüppelten Konkurrenten in Bodennähe. Sonnenlicht glitzerte durch die Zweige hinunter auf die Erde und er erkannte, auch durch das drückende Gefühl von Wurzeln und Gras, dass er auf dem Rücken lag. Vorsichtig bewegte er seinen Kopf, um noch mehr von der Umgebung aufzunehmen. Seine Sicht war begrenzt; die Baumstämme hielten wie dunkelbraune Mauern die Festung, die ihn einschloss, zusammen. Er bemühte sich, seine Extremitäten, Arme und Beine, zum Arbeiten zu bringen. Zuerst fühlte er nichts. Einen winzigen Augenblick geriet er in Panik, starrte verzweifelt in der Luft hin und her, doch dann, als hätte er einen unhörbaren Befehl erhalten, begann sein Körper zu zittern, Nervenbahnen begannen ruckartig zu arbeiten, er fühlte, wie sein Herz schlug, wie sich sein Blut durch träge Muskeln presste, hörte das Knacken von Gelenken in seinen erwachenden Ohren und bemerkte, dass er vor Freude schrie.

Dunkelheit schob sich über seine Seele. Die Panik kam wieder, diesmal weniger aggressiv, subtiler als er es in Erinnerung hatte. Er bäumte sich auf, fühlte, wie sich seine Handflächen in das harte Gras schmiegten, packte ein Büschel, riss es aus. Erneut öffnete er die Augen. In das Licht über ihm hatte sich der graublaue Schleier einer beginnenden Dämmerung gelegt. Als wäre es nicht schon schlimm genug, öffnete sich mit einem Ruck ein bisher nur dumpf dahin-pochendes Loch in seinem Schädel und das heiße Gefühl von Blut, das seinen Körper verlassen will, erschreckte ihn so dermaßen, dass er seine Hände hob und sie an die Oberseite seines Schädels presste.

Leise blubberten Fäden von gerinnendem Blut über seine Finger, als er sie über seine Augen führte. „Steh auf, schlaf nicht ein!“ Wer war das? War das echt? Er wälzte seinen Kopf hin und her, ließ seinen Blick schweifen, doch er erkannte nach wenigen Augenblicken, dass er allein war. Allein in einem Wald, ja, Wald, so hieß es, wo er war. Doch die Stimme kam nicht zur Ruhe. „Steh auf! Schlaf nicht ein!“, sie wurde immer drängender, ein Flehen mischte sich hinein, verwandelte es in einen verzweifelten Befehl und als ein Tropfen Blut seine Hand verließ und auf seine Lippen traf, merkte er verwirrt, dass es seine eigene Stimme war.

Er schloss die Augen, fühlte, wie seine Kräfte sich aus einer unbekannten Quelle generierten, zerrte sie aus dem Nichts und mit einem Ruck stieß er sich vom Untergrund ab und stand auf. Ein Schwindelgefühl nahm den Platz in seinem Kopf ein, wo vorher gar nichts gewesen war. Es schien so, als hätte sein Körper nur aufstehen wollen, denn nun, als das erledigt worden war, begann er wieder zu schwanken, nach hinten zu fallen. Er vollführte den ungeschickten Versuch einer Drehung, um sich nach dem drohenden Fall mit den Armen abzustützen, doch das war nicht nötig. Seine Schulter rammte einen Baumstamm. Er schrie auf. Er fühlte, wie sich die Wellen von Schmerzen durch seinen Körper schoben, fühlte, wie die Muskeln sich verkrampften und wieder entspannten und hörte, wie ein klarer Schrei, sein Schrei, sich aus seinem Mund entfernte und durch den Wald schwang, gleich einer Sehne einer Violine.

Er atmete schwer und wurde gewahr, dass er noch immer die Augen geschlossen hielt. Vorsichtig begann er, sie zu öffnen, um die Gegend zu betrachten.Das erste, was ihm auffiel, war der Mangel an Bewegungen um ihn herum. Es schien, als ob die Bäume die einzigen Lebewesen waren, groß genug, um ihm aufzufallen. Er schob sich von dem Baum weg und rieb sich die Hände. Sie fühlten sich merkwürdig rau an. Er hob sie vor sein Gesicht. Drehte sie. Befühlte mit ihnen sein Gesicht. Er schüttelte den Kopf. Unfähig, seine Gedanken zu artikulieren, begann er, hin- und herzuschwanken. Stampfte auf den Boden, hielt sich den Kopf fest. Er fühlte, wie sich Geräusche in seinem Inneren manifestierten, Klirren und ferne Schreie Schreie und dann, als wäre nichts dabei gewesen, schlug ein dumpfer Hammer zu, stoppte alles, was ihm die letzten Augenblicke präsentiert hatten und ließ es verschwinden.

Und dieses Nichts war schrecklich. Denn aus dem Nichts drängte sich eine Frage nach draußen, bohrte sich förmlich durch seine Gedanken, bis es diese vollkommen ausfüllte und mit einem Mal war er hinaus geeilt, segelte durch die Luft wie ein furchtbarer Vogel. „Wer, wer, wer bin ich?“

Er war nicht real, er war nicht wirklich hier und er existierte nur in der Fantasie einer anderen Person, die vermeintlich genau wusste, was er da tat. Er hatte keinerlei Erinnerung mehr. Er fühlte, wie sich die Fragen, eine bohrender als die andere, manifestierten. „Wer bin ich?“ Erneut diese Frage. Er hob seinen Kopf, fühlte ein Knacken in seiner Schulter, in seinem Nacken, blickte zum Himmel und irgendwo da oben kreuzte eine ferne Sonne das Firmament, doch das war nicht wichtig, denn alles hatte sich auf eine Sache zusammengezogen, jeder Rahmen einer Erkundung begann sich nur noch auf

ein Ding zu konzentrieren. „Wer bin ich?“

Er versuchte, einige Schritte zu gehen. Zuerst fiel es ihm schwer, als hätte er, wie seinen Namen, wie seine Vergangenheit auch sein Gehvermögen verloren, doch die automatischen Erinnerungen alter Bewegungen griffen schnell zu und er fühlte, wie es immer leichter wurde, je weiter er sich fortbewegte. Er musste fort, eine Macht schob ihn fort, als wäre hinter ihm etwas Böses, das nur darauf wartete, ihn an diesem Platz, in einer Fremde, derer er nicht habhaft werden konnte, zu vernichten.

Die Schritte, die er machte, wurden immer länger, fühlten sich kraftvoller an, mit jedem Augenblick. Er passierte die dicken Baumstämme, die sich in der beginnenden Finsternis in Wände verwandelten, Sträucher, deren rote kleine Früchte ihm wie Blutstropfen vorkamen. Immer weiter brachte ihn sein Körper weg von dem Ort, an dem er erwacht war. Das Licht um ihn herum entfernte sich, brachte das Gefühl von Leere immer mehr zur Geltung. Doch da, eine Bewegung!

Er stoppte, lehnte sich an einen Baum und starrte in die Richtung, die ihm seine erschrockene Reaktion gezeigt hatte. Da wieder, ein Schatten von fast übermenschlicher Geschwindigkeit, zwischen den Bäumen. Er drückte sich so fest an den Baum, dass die Rinde begann, schmerzhaften Druck auf seinen Körper auszuüben. Er fror. Erneut wandte er seinen Blick um. Doch da war nur der wartende Wald.

Der Geruch von Rauch, würzig und fein, legte sich in seine Nase. Er begann zu schnüffeln. „Wo Rauch ist, da ist Feuer und wo Feuer ist, da sind...“ Er stoppte die leise Litanei; die Furcht vor einer Entdeckung saß ihm im Nacken. Dennoch, ihm war kalt und das Gefühl von Hunger, das sich plötzlich bemerkbar machte, fühlte sich an wie ein Zwang und da war sie wieder, diese unsichtbare Hand, die ihn nach vorn stieß, ein Schlag mit einer unbekannten Macht, ein Befehl.

Als der Rauch stärker wurde, sah er auch, irgendwo hinter einem Busch, oder was auch immer in dieser Dunkelheit Busch oder Stein war, das dazu passende Feuer. Es war nur Licht, das zwischen den Zweigen und Blättern auf dem Boden glitzerte. Er trat näher heran. Schwarze Gestalten hüpften um das Feuer, auf und nieder, in einer Stille, die ihn vor Angst zurücktreten ließ. Es waren lange und hagere Wesen, die Hände entweder in die Luft erhoben oder sie schlugen lange Stöcke in der völligen Ekstase ihres beginnenden lauten Gesanges auf den Boden. Dann stoppten sie, erstarrten völlig.

Er glaubte, seinen Sinnen nicht zu trauen, als plötzlich Bewegung in die Gruppe kam. Dann hörte er das Kreischen. Eine junge Frau, über der Schulter eines der Wesen gelegt, wurde in die Mitte der Gruppe geworfen. Sie kreischte wieder, als sie in das Feuer schaute.

Er kroch näher heran. Dann erkannte er, wieso sie ihre Stimme nicht mehr unter Kontrolle hatte. Mehrere Stäbe waren in verschiedenen Höhen über dem Feuer drapiert und, er schluckte, ihm wurde schlecht, waren menschliche Körperteile, Arme und Beine, Stücke von Schädeln und durchstoßene Rippenbögen aufgespießt und von irgendwo her hörte er weitere Menschen schreien und um Gnade winseln. Er würgte. Er wusste nicht, was er tun konnte. Die Frau kreischte noch immer, während die Wesen in ihrer unmenschlichen Art und Weise ihre Augen auf sie gerichtet hielten. Es war wie ein Gericht oder eher, wie ein Fest, das von Wahnsinnigen angerichtet wird, bevor irgendeine Macht sich erbarmte und sie auslöschte. Er schüttelte den Kopf. Er musste etwas tun. Noch war er zu weit weg, um einen möglichen Ausweg zu erkennen. Vorsichtig kroch er näher. Etwas knackte hinter ihm. Er ignorierte es. Dann rauschte es und ein furchtbarer Schmerz in seinem Nacken machte sich noch breit, bevor es schwarz wurde, er sein Bewusstsein verlor.

als die Welt noch lebte

Di, 06 Mrz 2012 23:14:19, Lyka, [category: augenblicke, category: midnight-stories, post_tag: wastelander-panda]

Ich nehme den Gürtel und das Klackern der Revolver weckt Assoziatinen an Steine, die auf glatten Bergseen aufschlagen und weiterspringen, hell und klar. Die Sonne geht unter, doch ich muss weiter. Die Welt wird dunkel, doch das ist notwendig: im Sonnenlicht würde ich verbrennen. Ich bin kein Vampir oder sowas, die Sonne ist ein Feind geworden, bereits vor Jahren, als wir noch Hoffnungen hatten. Waffen sind nötig, weil dort draußen genug Feinde sind... Tiere, den mutierenden Strahlen des Sonnenlichts ausgesetzt; abgeschwächt durch die mangelnde Reflektionsfähigkeit des Mondes: die Nacht ist ein Freund. Es gibt nicht mehr viele Menschen, hier, auf dem kargen Land. Ich habe einen Preis bezahlt für das Zimmer... der Duft alten Fleisches, das in der Ecke vergammelt, wie lang schon? Monate? Ich persönlich sehe meine Wanderschaft als eine Art metaphysische Abstraktion einer Heldenreise: Herausgerissen aus meinem Leben als, wie kann man es beschreiben, Landschaftsumgestalter, Destruktivkünstler... doch, nun bin ich hier und die wenigen Sonnenstrahlen, die durch Lücken in den mit Brettern vernagelten Fenstern dringen, schmerzen. Erinnerungen kommen hoch, wie jedesmal... Ein Fernseher (laufen die noch? vermutlich nicht!) mit einem großen weissen Tier, einem... Panda?, der durch das selbe Ödland zieht, durch die Wüsten einer Erzählung... wie hiess dieser Serie noch einmal? Wo wäre ich heute, über 20 Jahre später, ohne die Erziehung? Ohne diese... Inspiration, zu überleben, zu kämpfen, statt aufzugeben unter den Horden der Wesen, die die Nacht bevölkern? WO WÄRE ICH? vermutlich tot oder einer von Ihnen... Hätte es diese Serie nicht gegeben... dann gäbe es diesen Text nicht mehr...

Ich muss weiter: begleitet von dem guten Gefühl, damals etwas großartiges, grandioses, nein EPISCHES erlebt zu haben. Damals... als die Welt noch lebte. Und der Panda uns zeigte, was Überleben bedeutet.

Unterstützt den Panda!
http://www.pozible.com/index.php/archive/index/4813/description/0/0

-> http://mitteilungswahn.de/2012/01/26/panda-wasteland/

(ernsthaft. Unterstützt Kreativität! Und Pandas!)

Wo die Welt aufhört

Sa, 05 Mai 2012 18:42:52, Lyka, [post_tag: aufhort, post_tag: buch, post_tag: drache, category: frisches, post_tag: komplettausgabe, post_tag: unterwelt, post_tag: welt, category: wo-die-welt-aufhort]

Achtung, es handelt sich hierbei um die Gesamtausgabe Kapitel 1-27. Sollte jemand so wahnsinnig sein und ein PDF/Mobi/EPUB haben wollen *hust* einfach schreiben... -.-'

Kapitel 1

In dem Nichts, das in seinem Kopf hauste, bohrte sich aus weiter Ferne ein Geräusch. Es schien, als sei ein Punkt lebendig geworden, würde eine fadenartige Linie durch ein dreidimensionales Stück unerforschtes Stück Universum ziehen. Das Geräusch wurde lauter, verwandelte sich in nervtötendes Surren, zerrte an den Grenzen seiner Wahrnehmung und schließlich landete das Objekt direkt neben seinem Ohr. Er zuckte. Ein brennender Schmerz, hervorgerufen vom brennenden Geschmack seiner Hand, die reflexartig in die Höhe geschossen war und die Mücke, oder was auch immer dieses Insekt gewesen sein mochte, zu Brei zerquetscht hatte, ließ ihn die Augen aufschlagen.

Zuerst blieb sein Blick so dunkel wie vorher, dann jedoch, gleich einem Gewittersturm, der vorbei ist, begann sich seine Sicht zu lichten. Er starrte in den Himmel. Um ihn herum stießen Bäume ihre Wipfel majestätisch nach oben, ein ewiger Kampf nach mehr Licht und mehr Regen als ihre kleinen verkrüppelten Konkurrenten in Bodennähe. Sonnenlicht glitzerte durch die Zweige hinunter auf die Erde und er erkannte, auch durch das drückende Gefühl von Wurzeln und Gras, dass er auf dem Rücken lag. Vorsichtig bewegte er seinen Kopf, um noch mehr von der Umgebung aufzunehmen. Seine Sicht war begrenzt; die Baumstämme hielten wie dunkelbraune Mauern die Festung, die ihn einschloss, zusammen. Er bemühte sich, seine Extremitäten, Arme und Beine, zum Arbeiten zu bringen. Zuerst fühlte er nichts. Einen winzigen Augenblick geriet er in Panik, starrte verzweifelt in der Luft hin und her, doch dann, als hätte er einen unhörbaren Befehl erhalten, begann sein Körper zu zittern, Nervenbahnen begannen ruckartig zu arbeiten, er fühlte, wie sein Herz schlug, wie sich sein Blut durch träge Muskeln presste, hörte das Knacken von Gelenken in seinen erwachenden Ohren und bemerkte, dass er vor Freude schrie.

Dunkelheit schob sich über seine Seele. Die Panik kam wieder, diesmal weniger aggressiv, subtiler als er es in Erinnerung hatte. Er bäumte sich auf, fühlte, wie sich seine Handflächen in das harte Gras schmiegten, packte ein Büschel, riss es aus. Erneut öffnete er die Augen. In das Licht über ihm hatte sich der graublaue Schleier einer beginnenden Dämmerung gelegt. Als wäre es nicht schon schlimm genug, öffnete sich mit einem Ruck ein bisher nur dumpf dahin-pochendes Loch in seinem Schädel und das heiße Gefühl von Blut, das seinen Körper verlassen will, erschreckte ihn so dermaßen, dass er seine Hände hob und sie an die Oberseite seines Schädels presste.

Leise blubberten Fäden von gerinnendem Blut über seine Finger, als er sie über seine Augen führte. „Steh auf, schlaf nicht ein!“ Wer war das? War das echt? Er wälzte seinen Kopf hin und her, ließ seinen Blick schweifen, doch er erkannte nach wenigen Augenblicken, dass er allein war. Allein in einem Wald, ja, Wald, so hieß es, wo er war. Doch die Stimme kam nicht zur Ruhe. „Steh auf! Schlaf nicht ein!“, sie wurde immer drängender, ein Flehen mischte sich hinein, verwandelte es in einen verzweifelten Befehl und als ein Tropfen Blut seine Hand verließ und auf seine Lippen traf, merkte er verwirrt, dass es seine eigene Stimme war.

Er schloss die Augen, fühlte, wie seine Kräfte sich aus einer unbekannten Quelle generierten, zerrte sie aus dem Nichts und mit einem Ruck stieß er sich vom Untergrund ab und stand auf. Ein Schwindelgefühl nahm den Platz in seinem Kopf ein, wo vorher gar nichts gewesen war. Es schien so, als hätte sein Körper nur aufstehen wollen, denn nun, als das erledigt worden war, begann er wieder zu schwanken, nach hinten zu fallen. Er vollführte den ungeschickten Versuch einer Drehung, um sich nach dem drohenden Fall mit den Armen abzustützen, doch das war nicht nötig. Seine Schulter rammte einen Baumstamm. Er schrie auf. Er fühlte, wie sich die Wellen von Schmerzen durch seinen Körper schoben, fühlte, wie die Muskeln sich verkrampften und wieder entspannten und hörte, wie ein klarer Schrei, sein Schrei, sich aus seinem Mund entfernte und durch den Wald schwang, gleich einer Sehne einer Violine.

Er atmete schwer und wurde gewahr, dass er noch immer die Augen geschlossen hielt. Vorsichtig begann er, sie zu öffnen, um die Gegend zu betrachten.Das erste, was ihm auffiel, war der Mangel an Bewegungen um ihn herum. Es schien, als ob die Bäume die einzigen Lebewesen waren, groß genug, um ihm aufzufallen. Er schob sich von dem Baum weg und rieb sich die Hände. Sie fühlten sich merkwürdig rau an. Er hob sie vor sein Gesicht. Drehte sie. Befühlte mit ihnen sein Gesicht. Er schüttelte den Kopf. Unfähig, seine Gedanken zu artikulieren, begann er, hin- und herzuschwanken. Stampfte auf den Boden, hielt sich den Kopf fest. Er fühlte, wie sich Geräusche in seinem Inneren manifestierten, Klirren und ferne Schreie Schreie und dann, als wäre nichts dabei gewesen, schlug ein dumpfer Hammer zu, stoppte alles, was ihm die letzten Augenblicke präsentiert hatten und ließ es verschwinden.

Und dieses Nichts war schrecklich. Denn aus dem Nichts drängte sich eine Frage nach draußen, bohrte sich förmlich durch seine Gedanken, bis es diese vollkommen ausfüllte und mit einem Mal war er hinaus geeilt, segelte durch die Luft wie ein furchtbarer Vogel. „Wer, wer, wer bin ich?“

Er war nicht real, er war nicht wirklich hier und er existierte nur in der Fantasie einer anderen Person, die vermeintlich genau wusste, was er da tat. Er hatte keinerlei Erinnerung mehr. Er fühlte, wie sich die Fragen, eine bohrender als die andere, manifestierten. „Wer bin ich?“ Erneut diese Frage. Er hob seinen Kopf, fühlte ein Knacken in seiner Schulter, in seinem Nacken, blickte zum Himmel und irgendwo da oben kreuzte eine ferne Sonne das Firmament, doch das war nicht wichtig, denn alles hatte sich auf eine Sache zusammengezogen, jeder Rahmen einer Erkundung begann sich nur noch auf ein Ding zu konzentrieren. „Wer bin ich?“

Er versuchte, einige Schritte zu gehen. Zuerst fiel es ihm schwer, als hätte er, wie seinen Namen, wie seine Vergangenheit auch sein Gehvermögen verloren, doch die automatischen Erinnerungen alter Bewegungen griffen schnell zu und er fühlte, wie es immer leichter wurde, je weiter er sich fortbewegte. Er musste fort, eine Macht schob ihn fort, als wäre hinter ihm etwas Böses, das nur darauf wartete, ihn an diesem Platz, in einer Fremde, derer er nicht habhaft werden konnte, zu vernichten.

Die Schritte, die er machte, wurden immer länger, fühlten sich kraftvoller an, mit jedem Augenblick. Er passierte die dicken Baumstämme, die sich in der beginnenden Finsternis in Wände verwandelten, Sträucher, deren rote kleine Früchte ihm wie Blutstropfen vorkamen. Immer weiter brachte ihn sein Körper weg von dem Ort, an dem er erwacht war. Das Licht um ihn herum entfernte sich, brachte das Gefühl von Leere immer mehr zur Geltung. Doch da, eine Bewegung!

Er stoppte, lehnte sich an einen Baum und starrte in die Richtung, die ihm seine erschrockene Reaktion gezeigt hatte. Da wieder, ein Schatten von fast übermenschlicher Geschwindigkeit, zwischen den Bäumen. Er drückte sich so fest an den Baum, dass die Rinde begann, schmerzhaften Druck auf seinen Körper auszuüben. Er fror. Erneut wandte er seinen Blick um. Doch da war nur der wartende Wald.

Der Geruch von Rauch, würzig und fein, legte sich in seine Nase. Er begann zu schnüffeln. „Wo Rauch ist, da ist Feuer und wo Feuer ist, da sind...“ Er stoppte die leise Litanei; die Furcht vor einer Entdeckung saß ihm im Nacken. Dennoch, ihm war kalt und das Gefühl von Hunger, das sich plötzlich bemerkbar machte, fühlte sich an wie ein Zwang und da war sie wieder, diese unsichtbare Hand, die ihn nach vorn stieß, ein Schlag mit einer unbekannten Macht, ein Befehl.

Als der Rauch stärker wurde, sah er auch, irgendwo hinter einem Busch, oder was auch immer in dieser Dunkelheit Busch oder Stein war, das dazu passende Feuer. Es war nur Licht, das zwischen den Zweigen und Blättern auf dem Boden glitzerte. Er trat näher heran. Schwarze Gestalten hüpften um das Feuer, auf und nieder, in einer Stille, die ihn vor Angst zurücktreten ließ. Es waren lange und hagere Wesen, die Hände entweder in die Luft erhoben oder sie schlugen lange Stöcke in der völligen Ekstase ihres beginnenden lauten Gesanges auf den Boden. Dann stoppten sie, erstarrten völlig.

Er glaubte, seinen Sinnen nicht zu trauen, als plötzlich Bewegung in die Gruppe kam. Dann hörte er das Kreischen. Eine junge Frau, über der Schulter eines der Wesen gelegt, wurde in die Mitte der Gruppe geworfen. Sie kreischte wieder, als sie in das Feuer schaute.

Er kroch näher heran. Dann erkannte er, wieso sie ihre Stimme nicht mehr unter Kontrolle hatte. Mehrere Stäbe waren in verschiedenen Höhen über dem Feuer drapiert und, er schluckte, ihm wurde schlecht, waren menschliche Körperteile, Arme und Beine, Stücke von Schädeln und durchstoßene Rippenbögen aufgespießt und von irgendwo her hörte er weitere Menschen schreien und um Gnade winseln. Er würgte. Er wusste nicht, was er tun konnte. Die Frau kreischte noch immer, während die Wesen in ihrer unmenschlichen Art und Weise ihre Augen auf sie gerichtet hielten. Es war wie ein Gericht oder eher, wie ein Fest, das von Wahnsinnigen angerichtet wird, bevor irgendeine Macht sich erbarmte und sie auslöschte. Er schüttelte den Kopf. Er musste etwas tun. Noch war er zu weit weg, um einen möglichen Ausweg zu erkennen. Vorsichtig kroch er näher. Etwas knackte hinter ihm. Er ignorierte es. Dann rauschte es und ein furchtbarer Schmerz in seinem Nacken machte sich noch breit, bevor es schwarz wurde, er sein Bewusstsein verlor.

II

Neru wusste nicht, wie er hierhergeraten war. Seine Erinnerungen spielten ihm immer wieder Streiche, als hätte er sich nie daran gewöhnt, an das ständige Halbdunkel, an die kurz aufflackernden Lichter, an die Bewegungen der Leute um ihn herum, langsam, fast apathisch. Er schüttelte den Kopf, versuchte, Bilder der letzten Minuten wieder in sein Gedächtnis

zurückzurufen, fühlte, dass er keine Chance hatte. Er beugte sich über den Tisch vor ihm, betrachtete das verschwommene Etwas, das ihn ebenso anblickte. Er schnitt eine Grimasse.

„Spielst du wieder mit dir selbst?“ Neru blickte auf. „Was soll ich denn sonst hier tun, Salara?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Dich mit jemandem treffen? Etwas essen?“ Er schaute auf seine Uhr. Die Zeiger strahlten beunruhigend. „Es ist schon 10? Ich bin irgendwie nicht richtig da, nicht wahr?“ Sie warf ihr Gesicht zurück. „Du bist nie richtig da, Neru Pasol.“ Er grinste.

Salara beugte sich zu ihm hinunter und er konnte sie schon riechen. Ganz egal, wie eingesperrt sie hier waren, wie eingeschränkt die Möglichkeiten, die Produktion von Hygieneartikeln war, sie roch immer, soweit er sich erinnern konnte, wie eine Erinnerung an schmerzlich vermisste Licht, süß und leicht. „Schnüffelst du an mir, Neru?“ Er öffnete die Augen. „Entschuldige, aber du hast sicher ein Geheimnis. Wer kann hier“, er fuhr mit den Händen durch die Luft, „denn so gut riechen.“ Selbst im Halbdunkel konnte er erkennen, dass sie rot wurde. Brüsk drehte sie sich um und stampfte nach draußen.

Dort, in irgendeinem Abstellraum, würde sie sie sich an eine Wand lehnen und weinen, das wusste er. Er hatte sie vor einigen Tagen dabei ertappt. Was ist das bloß mit Frauen, fragte er sich. Langsam drang die Realität wieder in seinen Kopf. Das Rauschen, das er bisher hintergründig ignoriert hatte, entpuppte sich als eine Gruppe von jungen Techniker, die in einer hinteren Ecke des Speisesaals saßen und sich laut über irgendeine Sendung im Fernsehen unterhielten.

„Hast du das gesehen, Ja-Lib hat dem Drachen einige kräftige Wunden beigebracht?“ Einer der Techniker war aufgestanden und fuchtelte mit irgendeinem Werkzeug, das Ähnlichkeiten mit einem Zollstock hatte, herum.

„Nein, er war chancenlos. Ich habe meine Wetten auf den Drachen platziert.“ Der Mann grinste. Neru fühlte, wie sich seine Hände verhärteten.

„Wie meinst du das?“ fragte der erste wieder, „man kann doch gar nicht auf den Drachen wetten?“

Der Angesprochene lehnte sich nach vorn. „Nicht offiziell.“

„Aber, aber das lohnt sich doch gar nicht!“

„Nun...“wies ihn sein Kollege zurecht“selbst wenn die Quoten für einen Sieg gegen den Drachen oder was auch immer dieses kleine Tier ist, dort in der Arena... denn der Drache ist es eindeutig nicht, dann muss ich sagen, dass dein Geld verschwendet und meines langsam, aber sicher steigt.“

„Aber stell dir die Quoten vor, wenn wirklich einer den... Drachen besiegt, auch wenn du nicht glaubst, dass es ein Drache ist.“

„Genug!“ ein dumpfer Ruf aus der Ecke. Neru war aufgesprungen, die Fäuste geballt und war innerhalb weniger Augenblicke am Tisch dieser vermaledeiten Techniker. „Genug!“ Er packte einen Stuhl, wirbelte ihn herum und warf ihn an die Wand über den vor Angst erstarrten Männern.

„Aber“, fing der Mann, den Neru unter dem Namen Jamses erkannte, an und zuckte mit den Schultern. „Ja?“ Nerus Augen leuchteten förmlich in der Dunkelheit und drückte mit jeder Sekunde mehr und mehr Hass aus. „Nichts. Es... tut...“ „euch leid. Ich weiß.“ Neru hob seine Schultern. „Aber davon können wir nicht leben. Ihr wisst...“ er drehte sich um, um festzustellen, ob noch jemand anderes mithörte „Der Kampf ist wichtiger als der Sieg. Das wisst ihr... nicht wahr?“ Sie nickten. Gut. „Es ist die Kraft, die sich in uns manifestieren muss, Männer.“ Er streckte den Rücken durch. Zeit, die alte Sprüche aufzufahren.

„Es ist nicht so, dass wir uns gewünscht haben, hier, in der Finsternis zu hausen. Wir hausen nicht, wir warten. Es ist kein einfaches Warten, Männer. Wir bauen etwas auf, etwas neues, etwas großes, etwas unaussprechliches. Wir haben keine Angst mehr, nur noch den Willen, uns dem zu stellen, was auf uns wartet. Und ich verspreche euch, es wird ein großer Kampf werden und wir werden ihn gewinnen. Es geht nur aufwärts, auch hier. Hier, wo wir wenigen Verbliebenen auf das Signal warten, nach draußen zu stürmen und ihm entgegenzutreten. Glorreich, voller Macht werden wir uns unser Land wiedererobern. Und er wird untergehen. Er wird vernichtet werden. Seine ganzen kleinen Anhänger werden vernichtet werden und die Sklaven, die ihm nie dienen wollten, aber es nicht geschafft haben, zu flüchten, werden wir befreien.“

Er war außer Atem. Er bemerkte, wie seine Fingerknöchel unter der dünnen Haut hervortraten, als würden sie nach draußen wachsen. „Herr Pasol... aber wieso sind Wetten erlaubt und auf den Drachen nicht?“ Ein Neuer, Neru kannte ihn noch nicht, aber er ihn nun schon. „Weil der Kampf gegen einen Drachen, wie man ihn in der Arena sieht, Motivation ist. Es ist gleich, dass der Drachen“ er rollte mit den Augen „grundsätzlich gewinnt. Aber nicht ewig, je öfters er kämpft, desto schwächer wird er und einer, vielleicht, wenn ihr Nachkommen habt, wird genau eines dieser Kinder den entscheidenden Stoß durchführen.“

„Das ist doch...“ Jamses stand auf, „unter uns, das ist eine Ewigkeit...“ Er sprang zurück, als Nerus Faust auf den Tisch prallte. Die Teller klirrten vom Einschlag. „Es gibt kein Heute, Mann! Es gibt nur den Glauben an das Morgen. Was nützt es denn, zu träumen... von was willst du träumen, Mann? Von einer magischen Kraft, die plötzlich in einem Lichtstrahl die

Aufgabe einfach so löst? Wir sind doch keine Zauberer. Es gibt keine Magie, keine Zauberer, keine Erlösung aus Zufall oder Schicksal.“ Er nickte. Er erhielt einen Schlag in den Nacken, wirbelte herum, sah niemanden. Er griff nach seinem Hinterkopf, nickte. Dann drehte er sich wieder um. „Leute, bevor ihr hier weiterredet“ er deutet nach oben. Sie folgten seinem Blick „kümmert euch mal um die Belüftungsanlage. Kondenswasser ist schlecht für die Technik. Wir sind hier auf euch angewiesen, Männer!“

„Ja, Chef.“ flüsterte Jamses. Neru beugte sich zu ihm herunter. „Ich danke dir“, dann blickte er die anderen an. Sie hatten die Augen gesenkt, starrten auf ihre Teller, auf denen noch immer eine Art grüne Paste in einer gelber Flüssigkeit schwamm, „aber esst erstmal euer Mittagessen auf. Bleibt gesund. Nur so könnt ihr uns allen helfen!“

Minuten später, als die Männer gegangen waren, schweigsam wie alle zurechtgewiesenen Kinder, hatte er angefangen, zu würgen. Ihm war alles hochgekommen. Sojapaste. Er hatte das Zeug schon gehasst, als er noch ein kleines Kind gewesen war, als man ihm das Zeug vorgesetzt, dann in den Mund gestopft hatte, mehr Strafe als wirkliche Notwendigkeit, dass er am Leben blieb. Doch jetzt, in seiner Position, war es nicht mehr nötig gewesen, sich diesem Gefühl auszusetzen. Aber wer sonst konnte einer Horde dummer Techniker entgegentreten, wenn die nicht in der Lage waren, moralisch korrekt zu handeln? Moralisch? Das falsche Wort. Notwendigerweise korrekt, auf eine Zukunft hin, die sie in ihrer Kleingläubigkeit verschmähten. Dennoch, Neru konnte sie etwas verstehen. Wie wäre es, fragte er sich, wenn die schwarzen Löcher in den Wänden, in dessen Glas er sich spiegelte, nicht nur Versuche wären, Fenster zu imitieren, sondern das echte Licht von draußen, viel heller als das, was ihn und die anderen umgab, plötzlich hereinströmen würde. Er grinste. Sie würden dieses Licht gar nicht aushalten, weder verstehen noch irgendwie damit umzugehen wissen. Techniker lebten noch mehr im schummrigen Halbdunkel als der Rest der Leute, gingen in den Ebenen bis zu Nummer -10 ans Werk, wenn dort irgendein Problem auftrat und, Neru zuckte, als habe er kurz vergessen, was er damals, zusammen mit Salara und anderen Verrückten seiner Studiengruppe, weiter unten erlebt hatte. Nerus Hände schmerzten und er wurde gewahr, dass sie sich so stark an die Kanten des Tischs pressten, dass seine Muskeln fast kollabierten. Er versuchte, seine Hände zu lösen. Erfolglos. „Hallo Panik, alter Freund“, flüsterte er und wie aus dem Nichts trat die Wand aus Angst vor den Vorhang seines Unterbewusstseins. Er versuchte nicht, sie aufzuhalten. „Sie leiden noch immer an Klaustrophobie?“ Er konnte sich die Worte seines Psychologen förmlich ins Ohr rufen. Er schüttelte den Kopf. „Es ist keine Angst, Doc. Es ist das Treffen mit einem schlechten Nachbarn, der Stücke seiner Wohnung in deine Wohneinheit schiebt und vergisst, sie wieder abzuholen. Und während man darauf wartet, dass dieser Mensch, der mehr Besitz hat als man selbst, kommt der Tag, an dem der von von draußen lächelnd die eigene Türe schließt und davonrennt, während man, umgeben von unzähligen nutzlosen Dingen, erstickt.“

Immer, wenn Neru diese Geschichte einfiel, war es zu spät gewesen, um sie anzubringen. Irgendwann im Laufe der Jahre hatte sich seine Angst vor den Tonnen von Gestein über seinem Kopf in eine irrationale Sache verwandelt; er war selten wirklich panisch, nur manchmal, wenn er sich solchen Sachen wie schlechte Messergebnisse, unpassenden Sprüche seines Vorgesetzten oder allgemein nicht nachvollziehbarer Kritik gegenübersah, konnte es geschehen, dass die Mauer, die er um das schlechte Gefühl herum aufgebaut hatte, Risse bekam und er auf einmal wieder spürte, dass die Decke, so nass vom Kondenswasser sie auch war, wieder einige Zentimeter nach unten gedrückt worden war.

Dann, als hätte es die letzten Augenblicke nicht gegeben, fiel ihm ein, wieso er hier war. Er schluckte. Er musste zu Dr. Salus, seinem Vorgesetzten. Auch wenn der Doktortitel sinnlos war, hatte er doch Hochachtung vor diesem Mann und Kritik, Neru stöhnte auf, konnte seiner Laufbahn einen Dämpfer, wenn nicht sogar eine Abweichung von mehreren Grad geben, denn er wusste, die Nachricht, die er zu überbringen hatte, war eindeutig schlecht.

III

Rauch biss sich in seinen Augen fest, presste sie zusammen wie Stücke glühender Kohle und das Geräusch von tanzenden Füssen um ihn herum wurde mit jeder Sekunde lauter und lauter. Eine Stimme in seinem Inneren flüsterte: „Bleib liegen“, doch diese Position, er fühlte, wie er hier auf dem Boden lag, und wie die Erde um seinen Körper herum hervorquoll, ihn förmlich einsaugen wollte, und so musste er versuchen, sich aus dieser Umarmung zu lösen. Er bewegte seine Hände, um seine Augen freizubekommen und musste erkennen, dass sie gefesselt waren.

Er schüttelte seinen Kopf und riss, vorsichtiger als er gedacht hatte, die Augen auf. Der Rauch war überall. Er schloss Augen, fühlte, wie die Tränen versuchten, seine Augäpfel von dem schwarzen Schmerz freizuschwemmen, und blickte sich erneut um. Da war sie wieder, die Frau. Ihr Gesicht verzerrt von Abscheu, blickte ihn an. Sie hatten ihn doch tatsächlich ihr gegenüber in den Schmutz vor dem Feuer geworfen und das hatte nur eines zu bedeuten. Verzweiflung machte sich breit, füllte ihn vollständig aus. Der Tanz schien in eine neue Phase einzutreten, die dumpfen Rhythmen waren schneller geworden und aus den gutturalen Lauten um ihn herum musste er schließen, dass sie sangen. Und es war kein gutes Lied. Er drehte seinen Kopf, um mehr zu sehen. Konnte es sein? Nein, das war eindeutig nicht nachvollziehbar. Was zur...

Er wusste, dass er sein Gedächtnis verloren hatte, aber aus irgendeinem Grund meinte er, dass solche Wesen, die begonnen hatten, immer heftiger zu stampfen und Stöcke in den Boden zu rammen, gar nicht echt sein konnten. Er glaubte nicht, dass es so etwas geben konnte. Oder konnte es sein, dass diese Dinger allesamt keine Augen hatten? Er fühlte, wie die Tränenflüssigkeit gegen den Rauch, der ihn umgab, langsam aber sicher aufgab. Schmerzhafte Zuckungen seines Unterkiefers, das Gefühl, dass er dem sicheren Tod entgegenblickte, Menschen ohne Augen. Konnte das sein? War er nur dem Wahnsinn nahe? Nein. Die Wesen um ihn herum, auch wenn sie wie Menschen ausgesehen hatten, aus der Ferne, hatten sich in noch scheußlichere Kreaturen verwandelt, denn dort, sonst Augenpaare in die Welt blickten, war nur ein

langer Schlitz zu sehen, der von der Mitte des Schädels bis hinunter zum Ansatz der Nase führte. Ein Schlitz, der sich, er musste sich konzentrieren, dort aufspaltete und die beiden Linien bis hinunter zum Kinn führte. Ihm wurde schlecht. Bei jedem Laut, den sie um ihn herum machten, öffnete sich der Spalt ein wenig und er war sich nicht sicher, dutzende ob winzige Fäden, Augenpaaren einer Schnecke gleich für den Bruchteil eines Augenblicks zu sehen waren. Oder Pilze, die lang genug in dunklen Ecken geruht und sich ausgebreitet hatten. Er konnte nichts dazu sagen. Ihm war... ihm war schlecht. Und er musste sich eingestehen, dass er all diese Gedanken nur hatte, um sich vor der Erkenntnis zu schützen, dass er sterben würde und sein Körper, er roch den speckigen Geruch des Fleisches um ihn herum, auch bald an einem der Stöcke vor sich hinschmoren musste. Er fühlte, wie sich ihm der Magen zusammenzog, die kochende Flüssigkeit aus seinem Inneren emporschoss. Er schloss die Augen. Dann kotzte er.

Die Geräusche um ihn herum verstummten. Nur noch das Prasseln des all-ausfüllenden Feuers war zu vernehmen und das Schluchzen der jungen Frau, die ihm gegenüber im Dreck lag. Verwirrt öffnete er die Augen. Die Gestalten standen im Kreis um sie beide herum, hatten ihre Köpfe gehoben, hatten ihre Köpfe in die Luft erhoben, als... die Frau plötzlich, absolut grundlos anfing zu lachen. Er starrte sie an. Ihre Augen waren hell und klar, ihr Mund eine Wand aus elfenbeinfarbenen Zähnen. Er sah, wie ihre Muskeln sich spannten, wie sich ihr Nacken zusammenzog. Sie war auf bestimmte Art und Weise hübsch, doch in diesem Augenblick, so dachte er, war das Lachen das Dümmste, was man sich hatte vorstellen können. Dann schwieg sie. Aus der fast meditativen Ruhe dieser Situation heraus beugte sich eines der Wesen zu ihnen beiden hinunter. Aus dem Spalt in seinem Gesicht trat die weiße Masse der winzigen Würmer heraus, schob sich zuckend in seine Richtung. Ein Surren ertönte aus der Ferne und stoppte plötzlich. Die Gestalt stieß einen Schrei aus und kippte herum. Plötzlich war die Luft erfüllt von einem Regen von Pfeilen, die sich in den anderen der Kreaturen manifestierten, indem sie deren Körperteile durchstießen. Es war ein stilles Abschlachten, die dumpfe Agonie der eigenen Vernichtung hatte sie in eine Wand aus Fleisch verwandelt, die nun eingerissen wurde. Pfeil um Pfeil raste aus dem dunklen Wald heran, bohrte sich in Körper und in den Boden um ihn und die Frau herum. Sie hatte die Augen geschlossen, atmete schwer. Ihr Körper war angespannt, Abscheu lag in ihrem Gesicht, Abscheu und Akzeptanz des eigenen Todes.

Der Regen stoppte und Stille trat ein. Aus der Ferne drang Gemurmel an sein Ohr, das immer näher kam, zu menschlichen Worten wurden. Die Schritte waren gedämpft, durch das Gras, durch das die Angreifer kamen als auch durch die Tatsache, dass sie wissen mussten, wen sie hier vernichtet hatten, denn ihre Füße, wie er er erkannte, waren in dicke Felle gewickelt, um so leise wie nötig zu sein.

„Sie sind tot" sagte eine Stimme, knurrend wie die eines Anführers, der es gewohnt ist, keine Wiederworte zu erhalten. „Na endlich", antwortete die Frau und er war verblüfft, ihre Stimme zu hören. Sie war auf spezielle Art und Weise melodisch und zart, aber er konnte den scharfen Unterton nicht ignorieren. Die Gruppe trat an das Feuer heran. Ihre Gesichter waren verhüllt, ihre Augen starrten jedoch umher und er konnte Wut und Trauer in ihnen erkennen. Sie waren in dunkle Stoffe gehüllt, nicht ganz schwarz, eher wie dunkle Erde. Er konnte Helme entdecken, bei einigen der Männer Schilde aus Holz. Nur der Anführer trug ein Wappen auf seinem Schild. Es war die Zeichnung eines, er überlegte, eines Wildschweins? Die Männer begannen leise zu diskutieren. Dann nickten sie, lehnten ihre Bögen an nahe Baumstämme und begannen, die bratenden Fleischstücke der unglückseligen Toten in das Feuer zu werfen.

„Wer ist das?" fragte einer der Männer. „Olaf, frag nicht soviel. Der Mann ist kein Snalus. Der ist ein Mensch. Also wirst du ihm keinen Pfeil in den Kopf schießen, ist das klar?" Die Männer lachten. Der Angesprochene zuckte mit den Schultern.

„Snalus?" Er hörte seine eigene Stimme wieder als wäre sie etwas Fremdes. Die Männer schwiegen und starrten ihn an. Dann beugte sich der Mann, der Olaf genannt wurde, zu ihm hinunter.

„Ach, er kann reden? Wie nett." Die Männer lachten, „aber nur mit einem hässlichen Akzent. Wo kommst du denn her?" Olaf griff nach ihm, packte ihn an den Schultern und zog ihn nach oben. „Danke" sagte er. „Nicht der Rede wert. Wir wollen doch nicht, dass du dreckig wirst." Sie lachten. Irgendjemand hatte der Frau auf die Füße geholfen. Sie zitterte. Einer der Männer legte ihr ein Tuch um die Schulter. Sie nickte dankbar. Und dann, wie aus heiterem Himmel begann sie zu sprechen.

„Ihr habt sehr lang gebraucht. Das ist verdammt mies gewesen, wisst ihr das? Irgendein Snalu hätte mich bereits aufgefressen, wenn ich ihn nicht vorher schon getötet hätte." Ihre Mimik sprach Bände. „Ihr solltet ruhig dankbar sein, dass ich noch immer bei euch bin, so oder so." Sie war kleiner als die Männer, doch wie er feststellte, hielten sie ihre Gesichter gesenkt, starrten wie kleine Kinder zu ihr hinunter. Aus einem unbestimmten Grund musste er grinsen. Sie sah es.

„Was ist daran zu lächeln, Fremder?" Sie trat zu ihm hin. Er konnte sie nun richtig erkennen und musste sich eingestehen, dass unter der Fassade des Opfers, mit zerrissenen Kleidern und verdreckter Haut, hinter der schreienden Person, die vor dem Feuer gelegen hatte, eine kleine, wenn auch harte Frau stand. Die Adern an ihrem Hals pulsierten vor Zorn und ihre Augen, diese Augen, meine Güte, so voller Gier nach Leben. Das Feuer spielte Schattenspiele in ihrem Gesicht und er war sich nicht sicher, ob sie ihn hasste oder doch nur einen Witz auf ihre Kosten machte. Doch er musste...

„Liara, Vorsicht!" einer der Männer brüllte. Sie wirbelte herum, wurde von einer dunklen Wand gepackt und weggestoßen, auf den Boden geschleudert. Einer der Snalus, den Pfeil in seinem Hals steckend und keuchend, beugte sich über sie, während die Männer sich beeilten, ihre Waffen zu packen. Sie starrte das Ding an.

Er war schneller. In seinem Körper pulsierte es. Er wusste nicht, was geschah, als sich ohne sein Zutun ein Bild in seinem Kopf manifestierte und dem Körper den reflexartigen Befehl gab, zu agieren. Sein Fuß traf das Wesen unvorbereitet und abgelenkt von seiner Gier nach Fleisch, ein Tritt zwischen die Beine der Kreatur ließ sie zusammenzucken, ein sehr hoher Tritt auf den Brustkorb brachte es keuchend zu Boden und während es sich dort in Agonie wand, trat er noch einmal zu, fühlte, wie seine Füße die Luft durchstießen und auf den Widerstand des fremden Halses traf und wie hier die ganze Energie seines Zorns landete, wie der Aufschlag eines Blitzes in Fleisch. Er hörte das Knacken von Wirbeln, dann war da nur noch das Rauschen von Blut, unterbrochen von Knacken des Feuers in Hintergrund.

„Wer bist du?“ fragte eine leise Stimme. Die Frau, die sie Liara genannt hatten, ihren Blick, dann stand sie auf und trat wieder vor ihn hin. „Wer bist du?“ fragte sie erneut und ihre Augen durchschlugen seine Fassade und bohrten sich wie Fackeln in sein finsteres Bewusstsein. Er fühlte, wie er sich langsam beruhigte, sein Herz langsamer schlug, wie das Rauschen in seinen Ohren abklang. Er hörte, wie die Männer sich auf die Schulter schlugen und leise miteinander sprachen.

„Mach mich los“, meinte er und hob seine Hände. Sie nickte. Einer der Männer trat heran, zog sein Messer aus dem Gürtel und wandte sich ihm zu. Vorsichtig taxierend legte er die Klinge an das Seil oder was immer auch die Wesen benutzt hatten, ihn zu fesseln. Einige Schnitte später war er frei.

„Jetzt, wo ich frei bin“, sagte er und starrte in die Runde, endete mit einem Blick in den Augen der Frau namens Liara, „ich bin hier in diesem Wald erwacht und“ er stockte, während er fühlte, wie sein Gesicht sich verhärtete, als würde sich diese eine unlösbare Frage in seinem Körper manifestieren „ich weiß. nicht, wie ich hier hergekommen bin. Was noch schlimmer ist, ich weiß. nicht, wie ich heiße.“

IV

„Ist das denn die Möglichkeit?“ Neru hörte die Stimme von Oberst Jablowski laut und deutlich bereits mehrere Dutzend Schritte weit entfernt. Er stoppte seinen Marsch und reckte sich. Wenn der Alte heute schon so drauf war, dann konnte seine Meldung das Todesurteil seiner Karriere sein. Er musste laut atmen, damit er überhaupt wusste, dass er am Leben war, bevor ihn eine Panikattacke dahinraffte. Eine Tür knallte und eine junge Frau stürzte mit Tränen in den Augen an Neru vorbei. Er kannte sie, nur ihr Name war ihm entfallen, aber das war normal, bei dem Verbrauch an Sekretärinnen, die der Alte vorzuweisen hatte, konnte man sich nicht alle merken. Er nickte seinem Spiegelbild zu, ging die wenigen Meter bis zur stählernen Tür und blieb erneut stehen. Er schaute sich um. Die Wände waren hier genauso aus Stahl gefertigt wie überall, jedoch hatten der unwahrscheinlich starke Wille von Jablowski und natürlich seiner Vorgänger diese paar Quadratmeter in blitzblanke Perfektion verwandelt. Alles glänzte, als hätte man die Umgebung in Chrom getaucht. Dennoch, diese eine Sache half ihm jetzt auch nicht. Er seufzte laut und klopfte an. „Ja?“ fragte die Stimme des Alten, noch immer verärgert, fast wütend; er hatte wohl keine Zeit gehabt, sich abzuregen.

„Ich bin es, Herr Oberst, Neru Pasol.“ „Dann kommen Sie herein und verschwenden nicht meine Zeit vor der Tür.“ Neru nickte, drückte die schwere Türklinke nach unten und trat ein.

Gleisendes Licht ließ das Halbdunkel verwandelte das Halbdunkel hinter ihn in finstere Nacht. Neru musste kurz die Augen schließen, in seinem Kopf rauschte es. Er hatte, wie so oft vergessen, dass der Oberst strikten Wert auf Licht legte. „Mit Licht kann man besser arbeiten, finden Sie nicht auch?“ Ja, dieser alte Spruch kam Neru ins Gedächtnis, wie jedes Mal, wie eine Maschine, die auf eine Eingabe reagiert. Er freute sich, dass der alte Mann mit dem Rücken zu ihm stand und aus dem Fenster starrte. Dort draußen, nachdem sich seine Augen gewissermaßen an das Licht gewöhnt hätten, hätte er winzige Bewegungen gesehen, ein erleuchtetes Oval von brauner Farbe mit schwarzen Punkten durchzogen, kleinen Lichtern, Lampen, von Arbeitern getragen, die eine Kreatur beleuchteten, die für alles hier, zumindest metaphysisch, verantwortlich war.

„Pasol. Was wollen Sie?“

Die Stimme des Oberst war schneidend wie immer und Neru konnte sich nicht beherrschen, zuckte zusammen. Körperlich hatte der alte Mann ihm fast nichts mehr entgegenzusetzen; war der Mann nicht bereits über 70 Jahre im Dienst? Neru hatte bisher nur Gerüchte gehört.

„Oberst Jablowski, ich bin hier, um Ihnen gewisse Nachrichten zu überbringen. Ich weiß. nicht...“

Neru stoppte. Die fast übermenschlich scheinende Gestalt dieses alten Mannes in der dunkelblauen Uniform, eine Person, die ohne offiziellen Grund hunderte Männer in den Tod schicken würde, und dies auch bereits getan hatte, drehte sich um. Die Augen, die Neru anstarrten, sprachen von Tod. Mehr noch, von sinnlosem Leiden, gefolgt von einem endlosen Sterben. „Also Pasol? Sie müssen sich vermutlich keine Sorgen machen. Ich bin heute auf besondere Art und Weise positiv gestimmt.“

Neru wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Die erbarmungslosen Augen seines Gegenübers rissen ihm förmlich die Kleider vom Leib, das Fleisch von den Knochen, jede noch sinnlose Information aus dem Kopf, so dass er für sich selbst gesehen dastand wie nackt jenseits der Vorstellungskraft. Er schüttelte sich, um den Druck, den der kleine Mann ausübte, abzuschütteln. Vergeblich.

„Herr Oberst... wissen Sie..." er deutete aus dem Fenster, nach unten, doch der Alte reagierte nicht; er zuckte mit den Schultern. „Ja-Lib ist verschwunden."

Der Oberst lächelte milde. „Wie oft waren Sie schon bei mir und haben mir genau diese Sache mitgeteilt?" Neru wusste nicht zu reagieren. Der Alte hatte zwar Recht, aber... „...Aber diesmal ist es anders, Herr Oberst." Jablowski drehte sich wieder um und Neru fiel wieder einer der alten Sprüche ein, den die Vorfahren benutzt haben sollen: „die kalte Schulter zeigen."

„Herr Pasol", fing er an, „Was also diesmal?"

Neru wusste nicht, was er sagen sollte. Eine Beleidigung brannte ihm förmlich in der Kehle, das Aufbegehren vor einer übergeordneten Macht, das ihn hin und wieder streifte, aber auch diesmal war es nur Luft, die blieb.

„Ja-Lib ist verschwunden und ich gehe aus sicherer Quelle davon aus, dass er nicht zurückkommt. Ich werde Ihnen einen Abriss davon geben, was er getan hat, wenn Sie wünschen."

Er sah den alten Mann nicken, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Die Wände des Raums schienen auf magische Art und Weise zusammengewachsen zu sein und er fühlte sich noch unwohler als sonst. „Dummes Zeug", flüsterte er und begann dann zu sprechen.

„Ja-Lib wurde beim letzten Kampf mit der Kreatur schwerer verletzt, als vermutet. Sie haben es ja selbst gesehen: als das Wesen plötzlich begann, Feuer zu speien, waren wir alle sehr überrascht. Noch mehr Ja-Lib, der direkt vor ihm stand und, so bizarr das klingt, der erste Mensch gewesen wäre, der sich gegen das Wesen behauptet hatte."

„Sagen Sie den Begriff Drachen, sonst muss ich mich fragen, ob Sie vielleicht nicht daran glauben. Kreatur könnte alles sein." Neru fühlte, wie sich in ihm der Magen aufplusterte, als wöllte er explodieren und die letzten echten Mahlzeiten, kaum 2 Stück in den letzten 48h freigeben und alles würde das Büro in einer Art blutigen Brei enden und... „Aber natürlich, Herr Oberst."

„Gut." erwiderte der Alte.

„Ja-Lib war in diesem Augenblick daran, dem Drachen das Schwert in die Brust zu rammen oder in den Hals, genauere Informationen konnten wir bisher nicht erfahren. Als die Krea... der Drachen sein Maul aufriss, erwarteten wir alle einen Angriff mit diesem, einen Biss, ein schnelles Hervorspringen des Kopfes und so weiter, aber wie wir alle wissen, war dieser... Wunsch falsch."
„Ja, wir wissen jetzt, dass der Drachen Feuer spucken kann."

„Genau, Herr Oberst. Und Ja-Lib war trotz seiner überragenden Reflexe ebenso überrascht wie wir. Der Feuerball, den wir dank Sensoren mit einer Hitze von ca. 800°C ermitteln konnten, war groß. Es scheint fast so, als hätte der Drachen ihn aufgespart. Sie wissen ja selbst, wie sehr wir ihn am Leben halten und wie alt er ist. Man hätte vor dem Kampf gesagt, wir haben ihn gezähmt. Doch diese Vermutung war eindeutig falsch."

Jablowski nickte.

Neru fuhr fort. „Sie wissen, dass Ja-Lib in den darauffolgenden Wochen von Krankenstation zu Krankenstation weitergereicht wurde. Irgendwann waren seine Wunden geheilt, die Verbrennungen hatten Narben hinterlassen, aber er schien auf besondere Art und Weise glücklich zu sein. Vielleicht ein Übermaß an Endorphinen oder die Krankenschwestern haben ihm heimlich Serotonin gegeben oder irgendeine Quelle hat Morphium ausgepackt, wir wissen es nicht. Es war der 15. August 347. An diesem Tag wurde er entlassen. Die wenigen Reporter, die staatlich genehmigt sind, hatten sich vor der Tür versammelt, die Kameras gezückt. Doch er kam nicht. Man rief mich an. Sie wissen ja, dass es meine Aufgabe ist, in dieser Hinsicht etwas zu tun, ein bisschen, sagen wir Propaganda hier und da... jedenfalls habe ich meine Frau und die Kinder daheimgelassen, habe meine weiteren Termine auf der Herfahrt abgesagt und war kurz nach 12 Uhr beim staatlichen Krankenhaus. Die Meute war missmutig und... sie ließ mich wissen, dass sie auch andere Dinge zu tun hätte als nur zu warten. Ich bemühte mich, deeskalieren zu wirken und betrat das Gebäude.

Die Krankenschwestern waren in heller Aufregung, hintergründig. Vordergründig waren ihre Gesichter genauso leer, freundlich, unbestimmt wie immer. Ich fragte nach Ja-Lib. Sie nickten, freundlich, leer und teilten mir mit, dass er bereits fort sei.

„Wie bitte?" fragte ich. Sie nickten wieder. „Ja, der große Ja-Lib hat sich entschieden, heute allein nach Hause zu fahren." „Unauffällig?" Sie lächelten. „Er ist aus der Hintertür in einen Wagen gestiegen und davongefahren." Eine der Schwestern lächelte mehr als die anderen. „Er hat mir ein Autogramm gegeben." Sie zog einen Zettel aus ihrem Kittel. Der Zettel hatte dieselbe Farbe wie das verwaschene, fast filigran wirkende Kleidungsstück. Sie sah meinen Blick, wurde unglücklich. „Ich habe bereits neue Arbeitskleidung angefordert, aber Sie wissen ja... die Produktion kommt nicht nach." Ich nickte. Jedenfalls war Ja-Lib nicht mehr da. Ich ging also wieder aus dem Haus, nachdem ich natürlich tief durchgeatmet hatte, und

trat vor die Menge. Ich bedauerte die Wartezeit und teilte mit, dass im Büro irgendwas dazwischengekommen war, die Daten Ja-Libs falsch im System erfasst worden waren und der Champion des Volks bereits am Vortag entlassen worden war. Wir planten natürlich eine Art Pressekonferenz und würden uns schnellstens melden.

Ja-Lib war tatsächlich daheim. Ich bin, nachdem ich die Leute davongeschickt und mir ein paar hintergründige Beleidigungen angehört hatte, zu ihm gefahren."

„Eine nette Erzählung, Pasol. Und?"

„Ich wusste, dass seine Kamera auf meine Anwesenheit reagiert und nach meinem Klingeln öffnete sich tatsächlich die Tür. Einen anderen Menschen hätte man nicht eingelassen. Ja-Lib ist, wie Sie wissen, ein sehr zurückgezogen lebender Mensch, fast scheu, hat sein Leben nur dem Kampf gewidmet und wir kennen uns schon ewig.

Ich bin durch den Flur, vorbei an seinem Butler, sagen wir eher, Haushälter, habe mir beim Gehen die Pokale angeschaut, die Bilder, auf denen wir zu sehen waren, Körper toter Feinde und so weiter. Waren Sie schon einmal in seiner Wohnung? Sie ist sehr geschmackvoll eingerichtet, fast spartanisch. Aber was will ein Krieger auch mit Blumen?" Neru lachte nervös.

„Ich setzte mich also auf den Stuhl, den mir Ja-Lib anbot und starrte ihn an. Er stand noch immer am Fenster, so wie Sie dies immer tun und schaute hinaus. Die Straßen waren wie immer sehr belebt, dennoch war es sehr ruhig bei ihm daheim. Irgendwo im Hintergrund wuselte sein Haushälter herum. Ich schaute mich um, bemerkte winzige Einzelheiten, die mir vorher nicht aufgefallen waren. Sie wissen, ich war schon öfters in seiner Wohnung, aber meistens für Termine und dann bekommt man nicht alles mit. Jedenfalls machte ich einen Kommentar zu einem Buch, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag. „Es ist ein schönes Buch, Ja-Lib. Wovon handelt es?" Seine Antwort kam langsam und schleppend, als wäre er sehr müde. „Die Grundpfeiler unseres Lebens, geschrieben von einem mir unbekannten Mann." sagte er. Ich beugte mich hinüber und hob es hoch. „Drachenzahn – eine Erzählung" las ich laut vor. Ich musste mir das Lachen verkneifen. Meine kleine Tochter liest das Buch gerade und sie ist 5 Jahre alt. Es ist ein Kinderbuch, mehr nicht. „Ich höre dich grinsen, Neru. Du hältst das Buch zu klein für mich, oder mich dumm genug, es zu lesen und in ihm eine der universalen Wahrheiten zu finden." Ich stand auf und hob die Arme beschwichtigend. „Das habe ich nicht gemeint, Ja-Lib." Er drehte sich um, den rechten Arm noch immer in einer Schlinge, die Augen zusammengekniffen, Brandnarben leuchteten rot im Wohnzimmerlicht. „Für solche Dinge, mein Freund, lasse ich mich von einer Kreatur verwüsten, von der wir nicht einmal wissen, woher sie kommt. Und dann hat sie auch noch Feuer gespuckt. Du siehst hier ein Beispiel von gnadenloser Unterschätzung des Gegners. Wie lang leben wir schon unter der Kreatur?"

„Laut unserer Geschichtsschreibung und laut unserer Jahreszahl 347 Jahre." war meine Antwort.

„Genau. 347 Jahre und auf einmal wäre ich der erste, der es schaffen könnte, den Drachen zu besiegen. Als ob jemand wie ich nur alle 347 Jahre geboren wird. Als ob nicht irgendwelche anderen, stärkeren, klügeren Menschen auch schon vorher erfolgreich gewesen wären."

„Du bist auserwählt, Ja-Lib. Wir kennen uns schon ewig, ich bin immer ehrlich zu dir gewesen. Und du weißt, dass niemand der Lösung näher gekommen ist als du. Fast hättest du ihn geschafft."

Er setzte sich, streckte seine Beine aus, legte die Füße auf den Tisch. „Fast... ein wunderbares Wort. Fast. Ich möchte, dass dieses Wort verboten wird. Es bringt die Menschen dazu, es immer wieder zu versuchen, immer wieder zu versagen, bis sie eines Tages sterben. Und nicht nur normal sterben, sondern im Versuch, etwas, das „fast" geschafft wurde, hinzubekommen."

Ich stand auf. „Weißt du, Ja-Lib. Irgendwie nervt mich dieses ganze Geseiere. Sprich dich ruhig aus, aber jammer nicht so rum. Die Leute brauchen deine Kraft, weil du der Stärkste bist, den sie kennen. Wie sollen sie denn sonst weitermachen? Sollen sie aufgeben?" Ich zeigte aus dem Fenster. „Menschen wie du halten sie am Leben. Du bist eine Sonne, die sie nie gesehen haben."

„Sonne" sagte er. „Sonne, was für ein Blödsinn. Als ob wir hier unten wissen, was eine Sonne ist. Vermutlich ist das Ding, diese Kugel am Himmel, die „draußen" existieren soll, zu hell und zu heiß für uns und genauso fühle ich mich. Weißt du, dieser Feuerball aus dem Mund des Drachens, der hat mir etwas gezeigt: Hitze und grelles Licht verträgt sich nicht mit unserem Leben. Wir sind nicht dafür geschaffen, draußen zu existieren. Und der Drache, nun ja, wir alle wissen, dass das Ding, gegen das wir kämpfen, nicht der echte Drache ist, nur ein Symbol, nur ein Abkömmling des großen Drachens, der vor 347 Jahren unsere Welt übernommen, erobert hat und dass das, was wir hier haben, eines seiner Kinder, Nachkommen ist. Ein echter Drache ist nicht nur 5x so groß wie ein normaler Mensch, so wie ich es bin und selbst 5x so groß ist gigantisch für mich. Überlege es dir, Neru, was du den Menschen hier unten antust, in dem du ihnen Dinge in den Kopf pflanzt, die sie nie wirklich ausarbeiten können."

„Ausarbeiten?" fragte ich, „meinst du, die Leute sollen mit Gedanken arbeiten? Dafür sind sie nicht geschaffen. Ich bin dazu da, sie am Leben zu halten, ihnen zu zeigen, dass du das Licht bist, ein Held, auf den sie sich verlassen können, wenn alles andere versagt. Ich glaube, dass du dein Bild in der Öffentlichkeit falsch auffasst. Du bist kein Lehrer, du bist ein Ideal. Du bist ein Ritter in goldener Rüstung, ein Superheld, einer jener Lebewesen, die wir in den Comicheften verehren lassen. Aber ich weiß... dass du das auch weißt."

Ich hatte genug vom Bauchpinseln. „Was willst du? Wieso also hast du dich den Fragen der Öffentlichkeit nicht gestellt?“

Er zuckte mit den Schultern. „Ich bin nicht in der Lage, vor Menschen zu treten. Irgendwie hast du schon Recht. Wenn ich ein Held, ein Ideal bin, so dürfen sie nicht wissen, wie ich im Moment aussehe; nicht wie ein strahlender Held, sondern wie ein Häuflein Fleisch und Knochen, weniger glorreich als sonst wie.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ein Ideal ist doch nicht körperlich perfekt, Ja-Lib. Der Geist eines Ideals ist stärker als sein Körper. Sein Glauben macht einen Ritter zum Ritter, nicht sein blendendes Aussehen. Ich habe Vertrauen in dich, und ich bin so wahnsinnig stolz auf dich.“

Er starrte mich an und ich zurück. „Ja, ehrlich. Du hast die Leute da draußen in der Zeit, die du im Krankenhaus verbracht hast, noch mehr inspiriert als vor dem Kampf, als sie deine Trainingsfortschritte zeigten, wie du mit überlebensgroßen Automaten gekämpft hast, verletzte wurdest, weitergemacht hast. Sie haben deine Menschlichkeit gesehen bei diesem Kampf und deinem Ideal gegenüber haben sie genau gewusst, dass du kein Überwesen bist, nur ein menschlicher Paladin, „nur“ dieses dumme kleine Wort, denn nur ist mehr als das, was sie je sein werden. „

„Was soll ich denn tun?“ fragte er mich. Wir hatten lange geschwiegen, auf den Boden geschaut; ich musste dafür sorgen, dass meine Worte auf guten Boden trafen und hatte ihn grübeln lassen.

„Was du tun sollst? Ich weiß. es nicht. Aber die Menschen wollen deine Stimme hören und dich sehen. Ich kümmere mich darum.“

Einige Stunden später, nachdem ich mich verabschiedet hatte, ihn empfohlen hatte, sich auszuruhen, war er verschwunden.“ Neru atmete unsicher aus.

„Verschwunden?“ fragte Jablowski. Neru nickte. „Hat sich in Luft aufgelöst. Ich habe bei ihm, also vor seiner Wohnung und was geschieht? Sein Butler, ich meine, sein Haushälter öffnet die Tür und begrüßt mich. „Der Herr ist in seinem Schlafgemach. Ich werde schauen, ob er zu sprechen ist.“ Ich warte auf ihn, als der alte Mann zurückkommt, den Blick gesenkt, als hätte er was zu verheimlichen; er traut sich nicht, mir in die Augen zu schauen. „Ich bin mir nicht sicher, was ich tun soll, Herr Pasol, denn ich weiß. nicht, wie ich Ihnen das sagen soll.“ Ich dränge mich an ihm vorbei, in das Zimmer, das Ja-Lib immer als sein Allerliebstes bezeichnet hat (liegt nicht unzufällig an der Tatsache, dass er sehr viele weibliche Fans hat, Frauen stehen nun mal auf den jungen Mann) und sah: nichts. Das Zimmer sah noch immer so chaotisch-liebenswert aus, wie man es im Fernsehen einst gesehen hatte, aber es war leer. Da war kein Ja-Lib, auch der Schrank mit seinen Kleidungsstücken stand offen und einige Teile waren nicht mehr vorhanden.

„Er hat einen Koffer genommen, Herr Pasol“ sagte der alte Mann und nickte mir zu. Ich schüttelte den Kopf „Wie meinst du?“

„Herr Ja-Lib ist heute morgen nicht zum täglichen Termin aufgestanden, hat nicht seinen morgendlichen Tee getrunken. Ich habe mir Sorgen gemacht. Sie wissen, auch wenn er sehr beschäftigt ist, mit Fans, dann kommt er dennoch jeden Morgen in die Küche, trinkt einen Tee und geht dann trainieren. Hat der Unfall mit dem Drachen etwas damit zu tun, dass er verschwunden ist?“

„Wer weiß, wer weiß. Hat er irgendetwas hinterlassen?“

Der Alte kratzt sich das Kinn. Ich kenne ihn auch schon seit über 20 Jahren, er war der Hausmeister des Waisenhauses, in dem Ja-Lib die ersten 15 Jahre seines Lebens verbracht hatte, nachdem seine Eltern, wer auch immer diese waren, sich nicht im Stande gesehen hatten, ein Kind aufzuziehen. Auch wenn das heutzutage einfacher ist, aber damals, nur 35 Jahre in der Vergangenheit, da sah es...schlecht aus.“

„Die Unruhen in den letzten 50 Jahren, ja ja“ Jablonski nickte zerstreut, „keine Zeit für Systemkritik.“

Neru lächelte kleinlaut. „Natürlich, Herr Oberst. Meine letzte Frage war an den Alten gerichtet gewesen und während er noch immer grübelnd da stand und ich unsicher war, ob er ernsthaft nachdachte oder... das nur spielte, sah ich auf dem Tischchen, das neben Ja-Libs Bett stand, ein Stück Papier. Ich ging die paar Schritte bis zum Bett und nahm mir den Zettel. Ich bin danach sofort hier hergefahren. Hier“ er griff in seine Brusttasche und zog ein Stück Papier hervor, „ist es.“

Er reichte es dem Oberst. Das Dokument wurde ihm brüsk aus den Händen gerissen und Neru war sich sicher, dass die Sache weitere Auswirkungen haben würde, als er sich jetzt vorstellen konnte.

Sein Gegenüber setzte sich wieder an seinen Schreibtisch, legte den Zettel vor sich und las. Neru vermisste in diesem Raum das jetzt plötzlich immer poetischer werdende Halbdunkel der Welt da draußen; das Licht um in herum begann, eine gleißende, ja schon schmerzhafte Intensität anzunehmen, die sich in jeder seiner Nervenzellen zu bohren schien; er hasste es, hier zu sein. Ja, er hasste sogar, nur jetzt, in dieser Situation, die ganze Sache mit dem Drachen, seine Arbeit als Polit-Offizier und Wissenschaftler; Wissenschaftler, lachhaft. Er wollte zurück in sein kleines Labor, wollte sich um die

Möglichkeiten kümmern, Menschen zu helfen; seine Ruhe haben.

„Stellen Sie eine Gruppe zusammen. Suchen Sie Ja-Lib. Bringen Sie ihn zurück.“

Diese Worte prasselten auf Neru, prallten ab, erzeugten Echos um ihn herum, die Neru nur schemenhaft wahrnahm; wie ein Schock, der sich erst nach der Realisierung in den Zusammenbruch... „wie, Herr Oberst? Was soll ich...?“

„Ein Team. Gehen Sie hinunter. Sie und einige andere Leute, die Sie für fähig halten, in der Tiefe längere Zeit zu überleben. Bringen Sie Ja-Lib zurück.“

„Herr Oberst, ich...“

Der alte Mann trat näher. Neru konnte das schlechte Parfüm riechen, für das sein Vorgesetzter bekannt war, eine Mischung aus Altmetall vermischt mit dem dumpfen Geruch vergammelter Blumen; eine Notwendigkeit im Alter, wenn der eigene Körper anfängt, noch schlimmer zu riechen. Er versuchte sich abzuwenden, aber Jablonskis Augen folgten ihm. Er packte Neru bei den Schultern, zerrte ihn förmlich nach oben, starrte ihn an. „Herr Pasol. Ich kann verstehen, dass Sie nicht glücklich mit dieser Sache sind. Aber das“ er drehte sich um, deutete auf den Brief, „das ist wichtiger als ihre kleine Furcht, kleiner als mein Ruf, kleiner als die Dinge, die die Menschen da draußen zu tun haben. Das hier ist lebensnotwendig, genauso wie die Arbeit der Techniker, die versuchen, die Welt, in der wir seit 347 Jahren leben müssen, am Leben zu erhalten oder die Wissenschaftler, Sie sind ja selbst nun einer, die uns mit Nahrung aus der Retorte versorgen oder die Leute, die sich um den ganzen Rest kümmern. Ja-Lib ist mehr als der ganze Rest und auch das müssen Sie begreifen. Ohne den Jungen gehen wir unter. So einfach ist das.“

Er ließ Neru los, der wie befreit für die Schwerkraft nach unten sackte. Er fühlte, wie sich seine Eingeweide versuchten, einen Weg nach draußen zu bahnen; erfolglos.

„Herr Oberst, ich...“

„Kümmern Sie sich darum. Stellen Sie ein Team zusammen. Und machen Sie schnell. Ich möchte nicht, dass irgendjemand davon Wind bekommt. Sie sind ein Profi, wenn es darum geht, Leute zu manipulieren: Hier wird aber mehr verlangt. Wir alle, wir müssen von Ihnen verlangen, dass Sie mit einigen Menschen, denen Sie vielleicht nicht vertrauen, nach unten gehen. In die Tiefe, dorthin wo Ja-Lib seine „Erlösung“ sucht.“ Er hielt den Zettel in der Hand, seine Brille fest auf die Nase gedrückt; erschien er jetzt mehr als sonst wie ein Anführer, ein Krieger-Philosoph, dennoch war er nur ein alter Mann. „Der Drache ist nicht von Menschenhand besiegbar“ las er vor, „deshalb muss ich mehr werden als ein Mensch. Ich habe andere kennengelernt, im Krankenhaus, die mit mir gehen. Wir gehen in die Tiefe. Es gibt eine Sage und wir alle wissen, dass diese einen wahren Kern haben müssen. Folgen Sie mir nicht. Ich werde wiederkommen und ein Held sein. Herr Pasol, Neru, ich bitte Sie inständig, diese Sache geheimzuhalten. Geben Sie mir Zeit, geben sie uns Zeit, mir und meinen Freunden. Wir sind bald wieder zurück.“

Neru zuckte mit den Schultern. Er kannte diesen Brief schon fast auswendig. „Ich habe den Brief schon zu oft gelesen, Herr Oberst.“

Dieser nickte. „Können Sie sich vorstellen, was passiert, wenn diese Info in die falschen Hände gerät? Nein. Das können Sie nicht. Ich kann es. Deshalb sage ich Ihnen noch einmal: Bauen Sie ein kleines Team auf, dem Sie vertrauen und folgen Sie Ja-Lib. Sie waren bereits da unten, haben überlebt und sind wieder hierhergekommen.“

„Ja, ich habe... überlebt“ flüsterte Neru, „aber überleben zu wollen reicht nicht da unten.“

V.

Der Weg durch den Wald war um diese Zeit, während der Mond und die wenigen Sterne, deren Licht es durch die hohen und düsteren Wipfel schafft, ein Zeichen für die Bewegungen waren, sehr lang und mühsam. Er drehte sich noch einmal um, sah im Hintergrund noch das Glühen des Feuers. Er zuckte mit den Schultern. Diese Sache fühlte sich so unecht an wie das Bild eines bizarr verformten Menschen, der andere Menschen frisst. Es war nicht normal.

„Wir könnten ihn...“ sagte einer der Männer, den er als Oska identifizierte. Man hatte sich nicht förmlich vorgestellt, dafür war die Zeit zu knapp und die Männer zu ungeduldig und die Frau namens Liara hatte entschieden („Ich entscheide, was richtig oder falsch ist“) ihn mitzunehmen. Wieder erhob Liara die Stimme. „Natürlich könnten wir ihn mitnehmen und einen guten Preis für ihn verlangen... aber ich bin ihm etwas schuldig und deshalb wird er nicht, ich wiederhole, nicht angerührt. Sagen wir so“ sie drehte sich während des Gehens um, als hätte sie noch Augen im Hinterkopf; „er gehört mir“ Sie lächelte ihn an, wandte sich wieder in Gehrichtung und die Gruppe schwieg wieder. Oska stieß Olaf an und grinste. „Los, sag was, Fremder.“

Er wusste nicht, was er sagen sollte. „Wo sind wir eigentlich?“ fragte er. Erneut lachten die Männer. Er wusste nicht, was daran so lustig gewesen wäre. „Du, werter Fremder, dessen Leben gerettet wurde und der du ein Leben gerettet hast... nun gut... du bist im Wald von Askara. Reicht das?“

„Askara, das kenne ich nicht.“ antwortete er. „Namenloser Fremder, ich rate dir, jetzt etwas leiser zu sein. Auch wenn die Männer hier lustig sind und über dich reden, so sind wir noch immer im Wald, im Wald von Askara. Hier lauern Gefahren.“ meinte Liara leise. Die Männer schwiegen nun auch und jeder Schritt wurde mit sichtlichem Ernst kontrolliert durchgeführt. Er fühlte, wie sich die Panik in seinem Nacken aufbaute. Er hörte leises Rascheln in den Büschen um sie herum. Da, war da eine Bewegung. Er wirbelte herum. Nein, die Männer waren noch immer konzentriert, kein Blick ging nach oben, sie starrten auf den Boden, als wäre dort eine Schnur, die sie durch ein verwirrendes Labyrinth führen würde.

„Theseus“ flüsterte er. Es klatschte und eine Hand, winzig und stark hatte sich über seinen Mund gelegt. Er schaute auf. Liara schüttelte den Kopf. Ihre Augen brannten, Zorn und das Erleben bodenloser Dummheit konnte er daraus lesen. Er hob beschwichtigend die Augen. Die Männer waren stehengeblieben, begannen, einen Kreis zu bilden. Er fühlte, wie jemand seinen Nacken packte und ihn zurückzog. Jemand gab ihm ein Schwert, es fühlte sich schwer an; der Griff alt und vergammelt, die Klinge schartig und dumpf; er hob es auf, ließ es einige Male um die eigene Achse drehen, um ein Gefühl für die Kraft dieser Waffe zu bekommen. Er lächelte in sich hinein. Eine Hand schlug ihn auf die Schulter, ein Finger deutete in eine Richtung, vorbei an zwei größeren Büschen zwischen einer Handvoll hochgewachsener Bäume.

Bewegungen wurden sichtbar, erst zögerlich, dann direkt. Die Blätter rauschten, als eine Handvoll Gestalten, Männer, einer größer als der andere in sein Blickfeld rauschten. Ihr Gebrüll ließ die Dunkelheit erzittern. Die Waffe in seiner Hand fühlte sich plötzlich lebendig an, eine Verlängerung seines Willens, ein weiteres Körperteil seines Geistes. Er packte das Schwert fester.

„Hey, Olaf. Noch immer so schreckhaft?“

Die Stimme aus der Gruppe der Angreifer lachte laut. Die Männer, in seinen Augen plötzlich genauso gewandet wie jene, mit denen er durch die Nacht ging, stoppten ihre Bewegung. Misstrauisch betrachtete er das Geschehen. Was war hier los?

Die Gruppe lachte. „Ihr macht soviel Lärm wie eine Gruppe Snalus beim Gehäutetwerden.“

Eine Hand fiel auf seine Schultern. „Hier, ein Neuer. Dieser Mann war anscheinend noch nie im Wald gewesen, bewegt sich wie eine Steinkugel durch eine Gruppe Fledermäuse.“

Sie lachten.

Aus der Gruppe der Angreifer trat ein Mann hervor; die Haare in der Dämmerung leuchtend; ein Auge hinter einer Klappe verborgen, betrachtete ihn das andere mit Misstrauen. „Nun, wer bist du Fremder?“

Er zuckte mit den Schultern. „Er weiß. es nicht, Vater“ Liara ging an ihm vorbei und legte ihre Arme um den Fremden, „es ist jetzt nicht Zeit, Fragen zu stellen. Die Männer, die du zu meinem Schutz abgestellt hast, verbrennen stückchenweise im Feuer einer Gruppe Snalus. Man hätte mich auch fast gefressen, wenn nicht meine Freunde“ sie drehte sich zur Gruppe um, schwenkte ihre Hand über die Menge „und wenn nicht dieser Fremde gewesen wäre. Ich schulde ihm mein Leben. Die anderen bekommen ja sowieso Gold für mein Überleben.“

Die Männer grölten laut und er fühlte, wie der Wald auf diese donnernden Stimmen reagierte, wie die Bäume die Wellen des Triumphs widerhallen ließen. „Nehmen wir ihn mir. Er braucht... anständige Kleidung.“

Der Alte nickte. „Gut. Kommt. Es sind nur wenige hundert Schritte bis zu unserem Lagerplatz. Dort werden wir sehen, ob wir nicht etwas Anständiges für den Fremden finden.“

Langsam gingen die Leute weiter und er konnte sich nicht beherrschen, sie nicht anzustarren. Es ging einfach nicht. Er musste hinschauen. Der alte Mann, mächtig in Aussehen und Bewegung, richtete hin und wieder seinen Blick auf ihn, als ob er ihn prüfen wollte, oder schlimmeres. Dieses eine verbliebene Augen brannte sich förmlich in seinen Kopf hinein, versuchte, die Gedanken des Fremden zu beleuchten, vergeblich. Der Alte schüttelte den Kopf.

Er wusste nicht, wie lang sie durch die Finsternis gingen. Es fühlte sich alles ähnlich an, die Bäume, die ihn streiften, die Büsche, die um ihn herum rauschten oder das Gras, Holzstücke, die knackend seiner Fähigkeit, still zu sein, Lügen straften. Er fühlte sich verloren.

Eine Hand packte die seine. Er blickte auf. Liara. Sie lächelte. „Nur noch wenige Augenblicke, dann sind wir in Sicherheit“ flüsterte sie, kaum hörbar hinter dem Rauschen des Bluts in seinen Ohren. Er nickte.
Wie eine Blinde, die einen Sehenden in tiefster, schwärzester Nacht durch die Welt führt, in Fähigkeiten ihm übergeordnet, so waren auf ihre Bewegungen sanft und doch zielgerichtet. Er musste sich fragen, wer hier wen retten musste. Dabei kam ihm erneut das Geschehen in den Sinn und er wunderte sich. Woher kannte er diese Bewegungen, den Zeitpunkt des Angriffs, wie konnte er die Schwachstelle im Stil des Snalus erkennen und erfolgreich kontern?

„Wir sind da.“ sagte der Alte und deutete nach vorn. Aus der dunklen Wand bohrte sich eine hellere Ebene hervor, der Geruch von Feuer begann langsam seine Nase zu kitzeln und er musste sich beherrschen, nicht zu niesen. Metallene

Bewegungen um ihn herum, das Klappern von immer lauter werdenden Schritten, leichtes Quietschen, das eine Art Tür andeutete, die geöffnet wurde. Und tatsächlich. Die Wand vor ihm wurde zur Seite geschoben und das Feuer und die Menschen zur Realität. Er wusste nun, wo er war. In einer riesigen Wagenburg glimmte noch immer Reste eines abendlichen Feuers. Sie traten ein. Er schaute sich weiter um. In den Wagen, die mit Gittern besetzt waren, blickten ihn Augen an, Gesichter, ausgezehrt, schwach; er erkannte Ketten, die um ihre Hälse gelegt worden waren. Sklaven also. Er erinnerte sich.

Eine Hand fuhr auf seine Schulter. „Fast wärst du auch dort gelandet." Er drehte sich um. Der Mann namens Olaf lächelte milde. „Aber du bist das Spielzeug von Liara geworden. Ich meine, es gibt schlechtere Schicksale." Sein Lächeln war falsch ; er konnte dies erkennen. Nur ein lächelnder Mund, keine lächelnden Augen. Er nahm sich vor, weiterhin so vorsichtig zu sein wie... nun ja, seit er eben erwacht war. „Hey Namenloser, wie gefällt dir unsere Behausung?"

Er lächelte. „Es ist nett, Liara." „Nett? Das ist eine großartige Behausung. Zumindest nicht schlecht, hier im Wald von Askara."Er zuckte mit den Schultern. „Es... ich kenne mich nicht aus."

Sie führte ihn zu Feuer. „Hunger?" Er nickte. Sie nahm einen der Stöcke, die in der Asche steckten, zerrte kurz daran und hielt bald ein Stück Fleisch in Händen. Sie putzte es nur kurz ab und reichte es ihm. Noch nie, er konnte sich eh nicht erinnern, hatte er eine solche großartige Mahlzeit. Das Fleisch war grandios. Man warf ihm aus der Dunkelheit einen weichen Sack zu. „Wein. Trink. Fleisch ohne Wein ist wie ein Mann ohne Weib. Erträglich, aber nicht gerade gut." Er nickte dem unbekannten Spender zu. Der Wein schien ihm sehr schwach zu sein, aber er merkte bereits nach wenigen Schlücken, dass ihm das Geradeaussehen schwer fiel, wie die Aufregung des Tages und der Alkohol seine Gedanken in eine Richtung schob, die er nicht wollte: Bisher hatte er die Zeit mit Überleben verbracht, versucht, sich in eine Rolle, in eine Position einzulassen, aber genau jetzt brach es zusammen. Ihm wurde schwarz vor Augen und seine Gedanken verstummten. Nur wenige Augenblicke später fühlte er, wie Hände ihn packten, wie seine Füße über den Boden streiften, doch alles ohne Gedanken, ohne ordnendes Gefühl. Er hörte Worte in der Sprache, die er bereits gesprochen hatte, ohne überhaupt zu wissen, ob er einer von ihnen war. Es waren schlechte Gefühle, denen er sich aussetzte, hier, wo die Stärke der Kontrolle seiner Gedanken nicht mehr vorhanden war. „Du hast mir versprochen, dass du nicht fliehst." „Ich musste. Das weißt. du." „Und fast hätten dich die Snalus verspeist." „Das wäre es wert gewesen, Vater." „Sicher", er lachte, „ich habe gehört, dass du geschrien hast." „Nur ein Zeichen meiner Stärke, Vater. Der Fremde..." „Ja, ich werde ihn, nur für dich, nicht als Sklaven verkaufen. Bleibst du dafür dabei, bis wir nach Somorant kommen?" „Ja. Aber dann gehe ich meine eigenen Wege. Und ich nehme den Fremden mit."

VII.

„Als der vierte Tag noch immer kein Licht brachte, wussten sie, dass etwas geschehen war. Die Kinder in den Betten weinten sich in den Schlaf und auch die Erwachsenen, die viele Jahre älter waren, standen atemlos und zitternd an den Fenstern und starrten nach draußen. Die Energie, die für die Menschheit so überlebenswichtig, übergroß geworden war, verschwand. Draußen tobten die Stürme, die der große Drache mit seinen mächtigen Flügeln ausgelöst hatte; ließen. die ganze Welt erzittern; trennten Dächer von den Häusern und jede Form von Pflanzen aus der Erde. Die Welt wurde immer leerer. Mit jedem Tag verschwand mehr.

Noch immer fragten sich die großen Wissenschaftler, woher das Wesen gekommen war. Der Himmel hatte plötzlich, im schönsten Sonnenschein, einen Riss bekommen, hatte gebebt. Aus dem Riss wurde ein Loch, durch das sich erst ein bizarrer Kopf, mehr Echse als alles andere, mit mächtigen Hörnern lehnte, sich umschaute und dann ein Gebrüll ertönen ließ, dass den Planeten in seinen Grundfesten erschütterte.

Die Arme und Beine, sogar die Flügel, waren von so unglaublicher Größe, dass wir, die Menschheit, erst, spät, den Drachen angriffen, als er schon über unserer Welt war wie ein Feuer, das alles auslöscht. Wir nutzten alles, jede Form von Waffe, die wir in den letzten Jahrhunderten erfunden und zu unserer eigenen Vernichtung benutzt hatten. Doch nichts half gegen das übermächtige Wesen.

Selbst die Benutzung der großen Bomben, die noch immer in den Lagerhallen der alten Länder gelegen hatten, unverändert; auch sie halfen nichts. Und mit jeder Explosion wurde ein Stück der Menschheit vernichtet, aber der große Drache kümmerte sich nicht darum. Er war unverwundet. Er flog um die Welt, als wären wir, die Menschen, nicht real. Und die Menschheit litt.

Dann entschlossen wir uns, zu fliehen. Doch wohin? Wir konnten nicht nach draußen fliehen; unsere Wissenschaftler hatten die letzten Jahrzehnte damit verbracht, sich über Theorien zu streiten, statt die Welten um uns herum zu erforschen oder sogar umzuformen. Deshalb flohen wir nach innen.

Die letzten Wochen der Menschheit auf der Oberfläche unseres einst so schönen Planeten waren angebrochen. Sie alle, Krieger, Wissenschaftler, Techniker setzten sich ein Ziel. Die Welt da unten war in Sicherheit. Große Transportschiffe sammelte die letzten Überlebenden ein, fuhren durch mächtige Tore in den Gebirgen der Welt und waren verschwunden. Erst zusammengedrängt in monumentalen Hallen, dann immer weiter und tiefer in die Erde reichend wurden die Menschen wieder zu Höhlenbewohnern. Und so leben wir, arbeiten wir, erschaffen wir uns eine eigene Welt, bis dereinst einer kommt, der weiß., wie man dieses Wesen, unsterblich oder nicht, in seine eigene Welt zurückbringen kann.

Woher es kommt, weiß. keiner. Was es will, ebenso wenige Personen. Aber wir wissen, dass es von einer Aura umgeben ist, die alle Formen von Energien in sich aufnehmen kann und so ist es müßig, festzustellen, dass ein erneuter, großer Angriff, erfolgreich sein wird.

Deshalb leben und arbeiten wir im Halbdunkel unserer Lampen und auch wenn die Sonne nicht über uns scheint, so werden wir sie doch nie vergessen, werden unsere industriell gewachsene Nahrung essen, so schlecht wie sie auf schmeckt, werden kämpfen für den einen großen Tag, an dem wir wieder das Licht der Welt sehen werden."

„Das ist ein so schlechter Propagandatext, Neru, da kommt mir das Kotzen."

„Ein Kinderbuch, aber du hast Recht. Leider kann man damit nichts weiter machen, als es weiter zu verbieten. Ja-Lib ist an ein Exemplar gekommen und... sonst hätte ich dich nicht geweckt... ist verschwunden."

„Was will er denn überhaupt mit seinem Verschwinden bezwecken?"

„Rede über ein Kind und du weißt. nichts über die Gründe seiner Entscheidungen. Ja-Lib ist so ein Kind im Körper eines ausgewachsenen Mannes."

Neru lehnte sich zurück, fühlte das leichtes Zurückschwingen der Rückenlehne seines Sessels. Er war still. Im Hintergrund hörte man das Rauschen irgendeiner Toilette, die in einem Stockwerk über ihm ausgelöst wurde. Er hatte das Konzept von Mehrfamilienhäusern nie verstanden, aber ihm war bewusst, dass sie nötig waren. Der Platz war begrenzt und, er hoffte, er würde dies nie einem anderen Menschen sagen müssen, Luxus war eine Sache, die man sich leisten konnte, aber nicht musste.

„Salara, was hältst du denn nun davon?" Sie blickte auf. „Du brauchst eine bessere Wohnung. Du könntest dir sogar eine größere leisten. Mit mehr Licht, als du dir vorstellen kannst."

„Das hat nichts mit der Sache zu tun. Ich muss ein Vorbild sein. Woher sollen die Leute sonst ihren Glauben nehmen, dass wir alle gleich sind? Nein, ich meine, was tun wir? Jablonski hat mir befohlen, ein Team aufzustellen."

„Jemand einen Tee?" Sie blickten auf. Nota Pasol stand mit einem Tablett in den Händen in der Tür, immer lächelnd, die perfekte Gastgeberin. Neru wusste, dass unter ihrer sanften Oberfläche ein Vulkan lag, der nur darauf wartete, auszubrechen. Ihr Problem hieß Salara. „Nota, vielen Dank, aber ich muss...." „Papperlapapp, Salara. Nehmen Sie doch einen Tee. Neru wird Sie ja nicht grundlos eingeladen haben." Ein feines Zucken durchlief Salaras Gesicht. Neru erkannte, dass sie sich jede Sekunde unwohler fühlte. Er bereute seinen Schritt, sie eingeladen zu haben, aber wo hätte er sie denn sonst treffen sollen? Es ging hier nicht um irgendein Beziehungsgeschwafel, um Ehebruch oder Ähnliches. „Sie will keinen Tee, Nota. Wir besprechen hier Geschäfte."

Sie drehte sich brüsk um und schlug die Türe zur Küche hinter sich zu. Neru zuckte mit den Schultern. „Frauen." Dafür erhielt er einen Schlag auf die Schulter. Er blickte auf. Salara funkelte ihn böse an. Er seufzte. „Denkst du, Sie weiß., dass wir nichts mehr miteinander haben? Sie weiß. es. Aber sie glaubt mir nicht. Selbst wenn wir uns auf der Straße begegnen würden, würde sie eine Panikattacke bekommen und mich auf die andere Seite schleifen, weit weg von dir."

„Sie hat schlechte Erfahrungen gemacht, kannst du ihr das Verhalten übelnehmen? Was soll ich denn sagen? Immerhin hätten wir beide ja geheiratet."

„Oh Mann", Neru lehnte sich wieder zurück und das Knarren des Stuhls war heftiger als vorher. Er entschloss sich, einen neuen zu ordern, falls er die Sache überleben sollte.

„Reden wir von was anderem, in Ordnung?" Sie nickte.

„Jablonski will, dass wir ihm folgen. Und seine Bewegungen, wie wir sie erfassen können, sprechen ein böses Wort aus Abschnitt G13."

Stille. Im Hintergrund erneut eine Toilette, weiter vorn im Soundteppich das wütende Gerede von Nota, die vermutlich gerade ihre Freundinnen anruft und von den schlimmen Dingen, die ihr Gemahl da vorhat, erzählt. „G13?" Salaras Augen sind geschlossen und Neru möchte wissen, was sie in ihrem Inneren betrachtet. Er glaubt, es zu wissen. „Ist das wirklich nötig?" fragt sie. „Ja. G13. Die Tiefe." „Scheiße."
„Ja, da hast du Recht, Salara." Neru rieb sich die Augen. Das Licht heute war zu viel für ihn gewesen, er sehnte sich danach, im Dunkel der schattenlosen Ecken zu verschwinden, aber die Tiefe... das war schon zu hart.

„Und du willst, dass ich mitkomme." sagte Salara mit fragendem Unterton. Neru konnte nicht anders als zu nicken. Beide schwiegen. Neru konnte höre, wie unter dem Boden, 15 Stockwerke unter ihnen beiden die Bahn herumrumpelte, wie jeden Tag 20 Mal, jede Stunde einmal. Er fragte sich, wie man früher die Zeit gemessen haben mochte. Er zuckte mit den Schultern.

„Die Tiefe. Scheiße. Wir sind damals nur mit sehr viel Glück herausgekommen."

„Ja, ich weiß. Ja-Lib ist wichtig. Vielleicht die wichtigste Person hier?"

„Und wenn er entführt wurde?"

„Von wem denn?" fragte Neru. Salara stoppte in der Bewegung, etwas unpassendes zu sagen, er konnte das sehen. „Nicht der Rede wert", sagte er.

Sie sah noch immer zu gut für diese Welt aus und Neru ertappte sich dabei, dass seine Gedanken abschweiften, weg von dem Projekt, wie aufregend, nein, gefährlich es war.

„Konzentrier dich, Neru" Salara schüttelte den Kopf. „Ich seh doch, dass du wieder abgelenkt bist. Soll ich gehen?"

Er stand auf und ging zum Fenster, betrachtete seine Spiegelbild, im Hintergrund die wenigen Lichter, die um diese Uhrzeit brannten. „Was ich noch immer faszinierend finde, Salara, ist der Umstand, dass trotzdem wir kein natürliches Licht mehr besitzen, wie die Sonne, von der wir gehört haben... jedenfalls ist es interessant, dass wir noch immer an den alten Bezeichnungen Tag und Nacht hängen. Nur die Leute, die in Schicht arbeiten, arbeiten in der Nacht und doch... da ist kein Unterschied. Nur die Unterhaltungsmedien spielen unterschiedliche Dinge."

„Wovon sprichst du, Neru?" Salara klang genervt. Neru hob die Arme. „Ach ich weiß. auch nicht. Es ist alles Scheiße. Große Scheiße. Ich wollte hier mit meiner Familie ein normales Leben führen, wie du auch. Ich wollte meine Tochter großziehen, versuchen, dass sie ein gutes Leben führt, hin und wieder einen vergeblichen Kampf anschauen, wenn wieder ein Idiot sich in die Klauen des unausweichlichen Todes stürzt... ich wollte alt werden, vielleicht sogar 50 Jahre alt, und dann wollte ich sterben und meine Seele ins große Reich da drüben transportieren lassen. Statt dessen... bin ich hier, habe mein Leben damit verbracht, Dinge zu suchen, die keiner verloren hat, meine Tochter wächst bald ohne ihren Vater auf, weil ich schneller weg sein werde als Pilzpaste vor einer Horde hungriger Kinder... ich bin einfach unzufrieden. Entschuldige, dass ich dich damit störe, Salara. Leider... ist Ja-Lib so verdammt wichtig."

„Wichtig? Wichtig dabei, den Status Quo beizubehalten. Wichtig, dass die Leute hier unten wie Ratten aufeinander hocken, sich fortpflanzen, statt mal wieder einen Blick auf die Oberfläche zu riskieren und sich ein Bild zu machen, ob es tatsächlich so schlimm aussieht, wie man es vor... oh ja... über 300 Jahren verlassen hat."

„Salara... das grenzt an Blasphemie!"

„Nein, das ist Menschenverstand. Sind wir wirklich so dumm und einfallslos, dass wir alles 1:1 übernehmen, was man uns beibringt? Anscheinend schon."

Neru fühlte sich leer. Er deutete nach draußen. „Das hier ist die Realität, Salara, nicht irgendein Glaube, an den du nicht glaubst. Denkst du, wir leben hier unten aus Freude, essen und trinken, was die Fabriken herstellen? Ich würde wirklich gerne erleben, wie es ist, die Sonne zu sehen..."

„...die würde dich verbrennen, wenn sie existieren würde...."

„an die ich mich gewöhnen würde. Wir sind Menschen, Salara, keine Tiere, die unfähig sind, an andere Umstände zu gewöhnen. Nein, das ist auch nicht ganz richtig. Wir sind eingeschlossen in diese Welt. Und Ja-Lib hat sich entschlossen, seine Umgebung zu verlassen und in die Tiefe zu gehen. Warum auch immer. Eigentlich sollte mich die Sache nicht kümmern. Er kommt eh nicht weiter als G9. Aber er ist ein Krieger, die Soldaten sind vermutlich Fans, lassen ihn vielleicht durch. Ich weiß. auch nicht. Er hat 2 Tage Vorsprung. Wir müssen schnell sein, Salara."

Sie lehnte sich zurück und Neru versuchte zu ergründen, was sie fühlte.

Sie kannten sich beide seit Jahren, aber in diesem Augenblick hätte er gerne gewusst, was sie über ihn dachte und besonders, ob sie noch immer so verliebt in ihn war wie er in sie und ob die Expedition...

„Okay, ich mache mit. Aber... ich brauche Sicherheiten. Ich habe Leute zu ernähren und sollte ich sterben, dann weiß. ich nicht, was ich mit ihnen machen soll..."

„die Standardversorgung...."

„... die reicht doch vorne und hinten nicht, Neru. Schau dich doch um..."

Er schaute sich um und nickte. „Eine winzige Wohnung in einem Tausenderblock, Lebensmittelscheine..."

Sie nickte. „Das ist kein Leben. Du hast etwas besseres als die anderen und ich auch, dank meiner Reputation als Expertin für die Tiefe, aber wie sollen meine Eltern und Geschwister leben? Sollen sie untergehen, nur weil ich so blöd war, mich erneut einem Risiko auszusetzen, was nicht wirklich nötig war..."

„Aber....“

„Aber was? Ja-Lib interessiert mich einen Dreck, Neru. Diese widerwärtige Ausnutzung der menschlichen Angst und der Gier nach Rache gegenüber einem Drachen, der es wie auch immer hier herunter geschafft hat; diesem Ding die Unmöglichkeit auferlegen, wieder nach oben zu kommen. Vielleicht haben wir es nicht mehr verdient, nach oben zu gehen. Hat man uns vertrieben oder sind wir freiwillig hier nach unten gegangen, weil wir...“ sie zuckte mit den Schultern, den Blick zornig auf Neru gerichtet.

„Ich werde das regeln, Salara. Ich freue mich, dass du mitkommst. Ohne dich wäre es... gefährlicher für uns alle.“

„Und wer kommt noch mit? Ich meine: 2 Leute, die nach unten gehen, bedeutet, dass 1 zurückkommt.“

„Ich weiß. noch nicht, Salara. Ich werde mit Jablonski reden. Wir brauchen einige Leute mit Erfahrung im Kampf und auch Techniker, die sich mit der alten Technik auskennen. Weißt du noch? Dieser Techniker, Zwokas? Der sich einbildete, durch das Fernsehen genug technische Daten aufgenommen zu haben, dass er sich ohne Probleme bis nach G13 durcharbeiten könne?“ Ihr Blick war starr und er fühlte, nur durch ihre Mimik, dass sie sich fürchtete. Sie hob ihre Hände, zitternd... „ich bräuchte jetzt einen Tee. Einen starken Tee. Irgendwie muss ich jetzt wieder damit anfangen.“

VII.

Was ihn erwachen ließ, wusste er nicht mehr. War es das Rumpeln von Rädern in der Finsternis um ihn herum, das dumpfe Hämmern auf dem Grund, über den die Wagen fuhren oder war es der Geruch von Feuer und Rauch in seiner Nase. Er schlug die Augen auf. Die Welt um ihn herum war grau und nass, er versuchte sich den dumpfen Schlaf aus den Augen zu reiben, doch... das war nicht möglich. Er schüttelte den Kopf und versuchte es erneut. Nichts. „Was ist mit mir?“ fragte er und seine Stimme klang schmerzhaft. Er konnte seinen Mund nicht öffnen, als wäre sein Mund zusammengefügt worden.

Der trocken-kupfrige Geschmack von Blut, der seinen ganzen Mund ausfüllte, ließ die Panik über ihn kommen. Er brüllte, doch seine Lippen waren fixiert; der grandiose Schmerz, der ihn ausfüllte, lag jenseits seiner Fähigkeit, sich zu artikulieren. Etwas übernahm seinen Körper, ließ ihn hin und herkreisen, winden wie ein Insekt, das auf dem Rücken liegt und sich verzweifelt daran versucht, wieder auf die Beine zu kommen. Doch er schaffte es nicht. Sein Mund machte ihn verrückt. Was hatten diese Wahnsinnigen mit ihm getan?

Seine Handgelenke brannten; er konnte, wenn er seine Hände bewegte, ein leichtes Rascheln hören, während das Seil oder irgendein roher Stoff, sich immer weiter in seine Haut rieben. Er bäumte sich auf... als er bemerkte, dass er trotz seiner offenen Augen nichts sah. Er merkte, sie sich seine Augen versuchten, an die andauernde Dunkelheit zu gewöhnen, wie sich Tränen bildeten, den Schmerz aus seinem Körper zu spülen versuchten, nach unten rollten. Winzige Lichter bohrten sich durch die Nacht um ihn herum. Ein Sack, man hatte ihm einen Sack über den Kopf gezogen. Man hatte ihn gefesselt und, er krümmte sich bei dem Gedanken, man hatte ihm den Mund, die Lippen, zusammengenäht. Er musste ein Würgen unterdrücken. Nur in den Mundwinkeln konnte er seine Lippen noch fühlen, bewegen, doch in der Mitte war alles ein Schmerz, Blut, Ohnmacht.

Er schüttelte sich und fühlte, wie sich der Sack, der um seinen Kopf gewunden war, auf einmal an einer Kante, an einem Stück Holz oder was auch immer hängenblieb, wenn er daran vorbeischrammte. Er schloss die Augen trotz der Finsternis um ihn herum, schob seinen Kopf mit dem Sack wieder in die entsprechende Richtung und langsam, nach einem Dutzend Versuche, in denen er alles andere ausblendete, rutschte es immer weiter nach oben, öffnete sein Blickfeld und landete endlich hinter ihm.

Das Licht brannte in seinen Augen, er fühle, wie die Tränen nun ungehindert flossen. Es schmerzte, dieses ungewohnte Licht, mehr als er sich dies hatte vorstellen können. Er schüttelte den Kopf, bäumte sich gegen die ungewöhnliche Umgebung auf, fühlte, wie ihn der Schmerz verließ, wie in Wellen, anschwellend und abklingend. Endlich konnte er sich umschauen. Es war heller Tag, die Welt um ihn herum hatte Farben angenommen, die er nicht kannte, nicht erklären noch benennen konnte, doch da, hinter dem Vorhang seiner Tränen erwartete ihn das Grauen.

Gebrochene Augen, die ihn anstarrten, Münder, in Schreien geöffnet, die nie entkommen waren aus der sterbenden Hülle, Blut, das am Trocknen war, eine tiefe Wunde im Bauch,in dem noch immer eine Klinge steckte; aufgerissene Muskeln, die sich mit dem Stoff um sie verbunden, eine groteske Form erzeugt hatten. Er versuchte, sich zurückzuhalten, doch er übergab sich und sein Mund gab die Masse aus seinem Mund nicht frei, nur ein wenig entkam aus den Mundwinkel und aus dem sauren Geschmack erzeugte sich erneut das Gefühl, dass er sich übergeben musste, ein Kreislauf des Ekels. Es verging eine Ewigkeit, bis er sich wieder so unter Kontrolle hatte, sich ablenken konnte. Ein Plan musste her, schnell. Wo bin ich? Seine Gedanken kreisten erneut, wie erst... gestern? in seinem Kopf. Der Geruch überwältigte ihn. Hier stank es nach jahrelangen Folterungen, Schmerzen und Qualen, nach Überbleibseln einer düsteren Vergangenheit. Metall funkelte spröde in den Gitterstäben, die um ihn herum im Licht hinauf in eine tiefe Decke ragten. Die Welt, so er sie erkennen konnte, fuhr an ihnen vorbei. „Ein Wagen.“ Er fluchte. Seine Gedanken setzen ein Bild zusammen. Der Wein, den man ihm gegeben hatte, musste stark oder vergiftet gewesen sein. Er hatte die Wagen gesehen, die in letzter Nacht um das Lagerfeuer gestellt gewesen waren, aber sie waren abgedeckt gewesen, als sollte man nichts sehen. Vielleicht hatte er es

aber auch wissentlich ignoriert.

„Sie haben mich ausgetrickst.“ fluchte er. Dieser alte Mann und seine Gruppe und sogar diese junge Frau „Er gehört mir...“ alles Gerede, das sein schwacher Verstand als Zeichen von Zuneigung sehen hatte wollen. Natürlich war sie sehr attraktiv, grob, aber auch leidenschaftlich... zumindest hatte er das geglaubt. Doch nun, in Anbetracht seiner Situation musste er über seine Vernarrtheit fast lachen. Seine Hände waren gefesselt, sein Mund gewaltsam verschlossen, das konnte nur bedeuten: Man wollte ihn verkaufen. Aber wohin? Das Land war ihm so unbekannt wie sein eigener Name, aber die wenigen Fetzen von Wissen, die nicht ausgelöscht worden waren, formten Bilder von Gewalt, Demütigung, Schmerzen und das, nein, das wollte er nicht. Er fühlte, dass sein Weg genau jetzt eine Entscheidung abforderte, die ihn...

Die Wagen stoppten. Der Rauch, der bisher lediglich schwach gewesen war, hatte sich in eine Form verwandelt, die er nun greifen und, so sein Mund ein wenig Luft hineinließ, schmecken konnte. Er sah, dass am Wagen Leute vorbeigingen, aufgeregt nach vorn eilten. Stimmen wurden laut. Klong... jemand hämmerte an einen der Gitterstäbe. Er schüttelte den Kopf. Erneut ein Klong. Er schaute hin. Sie. „Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, dass wir dich so mitnehmen. Vater meinte, du würdest einen guten Preis abgeben.“ Sie lächelte. Er bemühte sich, sich nicht umzudrehen und ihr den Mittelfinger zu zeigen. Sie lachte, als sie sein Gesicht sah. „Wir tun doch nur alles, um zu überleben. Du hättest dasselbe auch getan, Fremder.“

„Hey, Liara, schau dir das mal an.“ Sie wandte sich ab und folgte dem Ruf. Er legte sich auf den Rücken und begann, wie er es vor Ewigkeiten einmal gelernt haben musste, hin- und herzuschwingen, und genau am Scheitelpunkt die Bewegung durch all eine Kraft zu beschleunigen und rollte zur Seite. Die Gitterstäbe bremsten ihn hart. Er schüttelte sich und schaute nach draußen.

Rauchwolken am Horizont. Die Sonne nur ein Schatten ihrer selbst, schwarze Brocken dampfenden Verderbens vor ihrem strahlenden Gesicht. Verbrannte Häuser, wo sein Blick hinreichte.

Der Geruch von brennendem Fleisch in der Nase ließ ihn wieder würgen, aber er wusste, dass sein Mund ein Schlachtfeld war. Aus seiner Kehle kam nur dumpfes Rauschen... „Weiter geht’s, wir haben hier nichts zu schaffen. Und macht schnell, sie könnten noch in der Nähe sein.“

Ruckelnd setzte sich der Wagen wieder in Bewegung. Unbeholfen rollte er weiter, krachte gegen einen Baumstamm. Die Leute fluchten. Etwas klirrte hinter ihm. Er wusste, was es war, und was er zu tun hatte.

„Du Esel, wie kannst du nur hier vom Weg abkommen. Hier ist der Weg...“ ein Hieb, „und dort ist der Wald.“ Noch ein Schlag. Ruckeln an den Wänden. „Das sitzt fest, da brauchen wir mehr Leute.“

„Wozu haben wir denn Gefangene?“
Das Lachen ebnete schnell ab. „Wir haben keine Zeit. Schnappt euch ein paar Leute und bringt die Sache wieder in Ordnung. Wir fahren weiter. Ihr solltet euch anstrengen, denn allein auf weiter Flur....“ Grummeln. Dann Pferdegetrappel und leise Stimmen. Eine Tür öffnete sich, Licht bricht einen dicken Streifen aus dem Halbdunkel. „Hier sind nur dieser Fremde und Lang-Sheng.“ „Lang-Sheng? Der ist doch tot, was habt ihr denn...“ „Wir wollten ihn seiner Frau zeigen, bevor wir es ihr...“ „Ihr seid Schweine.“ „Und du ein Feigling. Immerhin hat er mit deiner Schwester...“ „Halts Maul!“ „Siehste, getroffene Hunde bellen!“

„Sheng ist tot? Dann haben wir nur noch den Fremden. Ist der schon wach? Gebt ihm ein paar Tritte und holt mein Messer. Ich habe es, glaub ich, im Bauch von Sheng vergessen“ Sie lachten wieder. Ein Fuß hob sich, um auf den Fremden einzutreten. Eine kurze Bewegung und der Mann fiel, wie von einer unsichtbaren Faust getroffen um, hielt sich den Schritt. Blut strömte an seiner Hose und Hemd herunter. Er blickte noch einmal auf, dann entschwand seine Seele. Im Dunkel des Wagens war niemand zu sehen. „Wo ist er hin?“ fragten sie. „Hey, Oska, was ist los?“ keine Reaktion. Der erste beugte seinen Kopf hinein. Ein Tritt in seinen Nacken lässt seinen Hals an der Kante der Tür hart aufschlagen und das Knacken wirkt befriedigender als alles in den letzten Stunden. „Verflucht! Er ist....“ Eine Gestalt schoss aus der Tür, ging beim Aufprall in die Knie, wirbelte herum, ein Blitz aus Stahl surrte in der Luft, ein Streifen glitzernden Schmerzes und erneut ein Mann am Boden. Die Gestalt war schneller weg als sie ihren Blick hinausheben konnten.

„Hat man Lang-Sheng zum Leben erweckt?“ fragte Liara, während sie sich die Situation einige Minuten später erzählen ließ. Der letzte Überlebende, ein junger Mann mit dem Namen Sotep aus dem Süden, schüttelte schweigend den Kopf. „Also doch der Fremde.“ Er nickte. Sie packte seinen Hals, drehte seinen Kopf, so dass sie ihm ins Ohr flüstern konnte: „Du erzählst davon nichts. Es war ein Überfall und du hast als Einziger überlebt, ist das klar? Ich werde diesen Wahnsinnigen persönlich zur Strecke bringen.“

Der junge Mann nickte. Liara schaute sich noch einmal um, sprang auf ihr Pferd und ritt davon in die Dämmerung. Der Zurückgebliebene ging auf die Knie und begann zu weinen. Er hielt seine Knie umklammert, versuchte, sich an den Befehl seiner Herrin zu erinnern, doch sein Kopf war leer. Er sah nicht, wie sich hinter ihm der Wald zu bewegen begann.

Liara tobte. Die Äste der Bäume hingen in dieser Gegend des Waldes noch tiefer als sonst, als wären sie erst vor einigen Jahren gepflanzt worden. Doch das war nicht möglich. Sie war schon als kleines Kind durch den Wald geritten, hatte hier gelernt, wie man geflohene Sklaven fand und einfing. „Du musst vorsichtig sein, Liara“, hatte ihr Vater gesagt, „sie sind

schnell und gefährlich. Und dennoch: ihre Freiheit versetzt sie in einen Rausch, in dem sie alles ignorieren, selbst die Gefahren, die der Wald ihnen vorsetzt. Nur: ein toter Gefangener bringt kein Geld und wir brauchen das Geld, um zu überleben. Ein junger Gefangener, den wir als Diener verkaufen, als Knecht, bringt vielleicht 20 bis 100 Silberstücke, eine junge Frau allerdings", er grinste anzüglich, „dasselbe in Gold, wenn sie gut aussieht. Lass dich also nicht wegfangen, meine hübsche Tochter." Sie hatte genickt, unfähig, dem gesagten zu folgen. Zu sehr machte die Jagd ihr Sorgen.

„Er sucht sich vermutlich eine Höhle", wiederholte sie die Worte ihres Vaters, „Höhlen sehen sicher aus. Höhlen haben meistens nur einen Eingang, den sie überwachen, und wenn sie lang genug gewartet haben und nichts passiert ist, schlafen sie ein."

Liara ließ ihr Pferd vorsichtig weitertraben, ihren Blick umherschweifen. „Gefangene, die Leute getötet haben, um zu entkommen, sind gefährlich. Sie haben einen Plan. Du kannst niemanden aufhalten, der einen Plan hat. Bringe einen eigenen Plan mit, um sie zu überzeugen."

Der Wind spielte ein trauriges Lied und dies, zusammen mit den Bildern des brennenden Dorfs ließ sie seufzen. Opasta war immer eine Herberge gewesen und ihr Vater hatte sich dort mehr als einmal betrunken, hatte versehentlich Gefangene freigelassen, um sie hinterher zu jagen. Sie kannte die Gegend gut. Die Horden dieses verrückten Königs Arib, "König? Nicht mehr als ein Bettler mit Krone, die er selbst geschmiedet hat" brandschatzten jeden Ort, der sich ihnen nicht ergab. Damit kam er meistens durch, die anderen Dörfer und Städte wurden...

Oh, eine Bewegung. Liaras Pferd schnaubte; „shhh" flüsterte sie in sein Ohr. Vorsichtig, ohne einen Laut von sich zu geben, zog sie das Kurzschwert aus der Scheide. „Du bist kein Krieger auf dem Kriegsfeld, du bist eine Kriegerin im Wald. Eine Waffe muss immer zum Kämpfer und zum Umfeld passen."

Sie rutschte von ihrem Pferd, glitt zu Boden und robbte vorsichtig bis zum nächsten Busch. Vorsichtig beugte sie einige Zweige zur Seite. Da war er. Der Fremde. Er war auf Knien, die Füße frei von Fessel, „sonst wäre er nicht entkommen, dummes Kind" den Rücken ihr zugewandt, starrte er ins Innere einer Höhle. Liara grinste. So vorhersehbar, wieder einer dieser dumpfen Kreaturen, die kämpfen kann, aber zu durchschaubar ist. Sie zuckte mit den Schultern. Eigentlich wollte sie ihn für sich haben, aber nun war er entkommen, hatte drei Männer ermordet und dies würde ihr Vater garantiert nicht tolerieren.

Er stand auf, noch immer unaufmerksam, dann ging er einige Schritte und verschwand im Innern der Höhle. Liara hörte ein Lachen aus der Dunkelheit, dann, als wäre es verschluckt worden, erstarrte die Welt um sie herum. Sie wagte es nicht, sich umzudrehen. Das Kurzschwert gepackt, kroch sie vorsichtig nach vorn, in das Gebüsch hinein. Ihr Pferd schrie kurz auf, dann hörte sie, wie es sich aufbäumte, versuchte, sich zu lösen. Doch der Gurt war fest an einen der Bäume gewickelt, so dass sie sich sicher sein konnte, dass sie hier nicht festsaß. Hier in der Dunkelheit, sie fühlte ein Zittern aufsteigen, war falsch, war gefährlich. „Sich zweimal in Gefahr begeben in weniger als zwei Tagen, das ist dumm" flüsterte sie; ihre Worte ging im Rauschen von Schritten hinter ihr unter.

„Na, wen haben wir denn da?" Die Stimme war heißer, brannte förmlich vor Verlangen. Liara wusste, was sie erwartete, wenn sie in die Hände der Männer fiel. Es war ein halbes Dutzend und sie hatten ihren Gestank bereits vor mehreren Augenblicken gerochen. Sie drehte sich um. „Ja" sagte sie. Die Gesichter der Männer waren mit Stofftüchern bedeckt, standen vor Dreck und Liara war sich sicher, dass sie durch diese Sache noch mehr an Gefährlichkeit gewinnen wollten. Und, man sollte wohl nicht sehen, dass sie... „Geht weg, steckt mich nicht an." flüsterte sie, „der Fluch!" Der größte unter ihnen, fast zwei Köpfe näher am Himmel als die anderen, hob seinen linken Arm und griff in seine Maske. Dann riss er sie herunter. Ein Schrei drängte sich aus Liaras Verstand, doch „ich habe euch schon einmal gesehen. Ihr seid die Verwandelten. Verschwindet hier. Ihr habe hier keinen Platz. Dies ist nicht eure Welt."

Das Wesen beugte sich zu ihr herunter. „Die Welt der Gräber und der Nacht ist nicht mehr genug für uns, Liebchen." Die Bewegungen seines Gesichts waren von so grotesken Ausmaßen, dass sie nicht wusste, wohin sie blicken sollte, also wandte sie ihren Blick ab. Er folgte ihr, griff nach ihrem Schwert. Sie kreischte und ließ die Klinge nach oben sausen. Stahl traf Muskeln, Sehnen, Knochen. Staubige Hautfetzen flatterten zu Boden. Er lachte. „Euer Stahl kann uns langsamer machen, aber" Er schüttelte sich. Liara fühlte, wie sich ihr Gesicht verzerrte. Namenloses Grauen machte sich breit, als wäre der Horror einer Kindergeschichte wahr geworden. „Ihr seid die Toten. Ihr habt zu gehen!" Er grinste. Sein Gesicht sprach vom Tod, ein Urteil, dem sie sich nicht ergeben wollte. Die anderen Wesen, bis vor wenigen Augenblicken stumm und starr, traten näher. „Es ist Zeit, uns zu folgen." „Wohin?" Ihre Stimme war nur noch ein Flehen, ihre Augen begannen, sich dem unausweichlichen Ende zu stellen. „Wir gehen nach Bramant, junges Fleisch. Es gibt einen neuen..." Ein Schrei aus der Tiefe der Höhle, eine Gestalt aus dem Dunkel fliehend, vorbei an der Gruppe von Toten, dann eine Gewalt, die über die Gruppe hereinbrach. Schnelle Bewegungen, sausten durch die Luft und brachten faulendes Fleisch unter grotesken Zuckungen zum Zerbersten. Liara schloss ihre Augen.

VIII.

Die Dunkelheit nahm alles gefangen, was sich in der Umgebung Nerus abspielte. Er schüttelte den Kopf. Das Surren um ihn herum wurde immer lauter. Er hasste den morgendlichen Weckruf. Die Systeme waren so programmiert, dass das Pfeifen und Kreischen im diese Uhrzeit, tief in den menschlichen Erinnerungen die Panik auslöste, die sonst ein Bär oder

ein Berglöwe den vor Jahrhunderttausenden lebenden Höhlenmenschen von seinem erloschenen Feuer aufschrecken und hinauslaufen ließ. Er wusste, dass er weiterschlafen würde.

Es klingelte. Ein schriller Ton fräste sich durch das dunkle Zimmer, direkt in sein Ohr. Er fluchte. Neru setzte sich auf, versuchte zu genießen, wie sich die Kälte durch seinen Halbschlaf bohrte, erfolglos. Es klingelte wieder. Er taumelte zur Tür, schob den Riegel zur Seite und schaute vorsichtig nach draußen.

„Herr Pasol? Mein Name ist Leutnant Sposka, Marian Sposka."

„Oh", er zuckte. „Sie sind eine... Frau?"

Sein Gegenüber nickte. „Marian ist sowohl ein Frauen- als auch ein Männername. Ich hoffe, Sie sind nicht enttäuscht."

Neru schüttelte den Kopf. „Nur... ich bin müde." Er öffnete die Tür. Sein Gast trug ihre Ausgehuniform, eine Mischung aus dunkelgrauer Jacke und ebenso-farbiger Hose. Es kam ihm in den Sinn, dass er diese Kombination lange nicht mehr gesehen hatte, oder er war einfach zu müde „kann auch sein" murmelte er. „Verzeihung?" fragte Leutnant Sposka. Sie trat näher an ihn heran. „Herr Pasol, ich habe Sie mir auch anders vorgestellt." Sie versuchte zu lächeln, aber diese Art von Mimik musste ihr vor Jahren aus dem Gesicht trainiert worden sein.

Neru drehte sich um und taumelte in die Küche. „Tee?" fragte er. Sie trat näher. „Nein danke, ich habe bereits gefrühstückt."

„Was ist denn los, Liebling?" Nota. Neru hatte sie komplett vergessen. Er fühlte, wie Scham aufstieg. „20 Jahre verheiratet und ich vergesse, dass sie neben mir liegt."

„Nota, das hier ist Leutnant Marian Sposka."

„Die Armee bei uns im Haus? Das finde ich furchtbar, nichts gegen Sie, Frau Sposka. Oder bestehen Sie auf diese martialische Anrede ihres Dienstgrads?" Notnas Stimme hatte einen schärferen Unterton, als Neru es sich vorstellen konnte. Aber gut, Sie hatte sich vor vielen Jahren einer Einziehung entzogen, war einer Kommune in G6 beigetreten und hatte die Zeit, in der sie hätte den Dienst ableisten sollen, grandios benutzt, um sich mit Alkohol, Drogen und... Neru schüttelte sich, der Liebe zu widmen. Er verstand seine Frau nicht, aber das war nicht nötig, denn im Herzen war sie ihm egal.

„Für Sie gerne Marian, Frau Pasol. Ich bin nicht immer im Dienst, auch wenn ich", sie fuhr mit den Händen an ihrem Körper herunter, was Neru ungemein verwirrend und aufregend fand, „diese Uniform trage. Ich komme gerade von einem Treffen mit meiner Einheit, als mich Oberst Jablowski anrief und den Wunsch äußerte, ich solle mich mit Ihnen hier treffen. Ungeachtet der Zeit."

„Ihre Einheit?"

„3. Bataillon, Spezialoperationen."

„Die wilden Tunnelratten?"

Neru hörte, wie sich ihr Mundwinkel nach oben schoben, eine Art Kraft, die seit Monaten nicht mehr in Leutnant Sposkas Gesicht gezeigt haben musste.

„Ja, die wilden Tunnelratten. Sie haben", sie lächelte, was Neru auf verwirrende Art und Weise abstoßend und dennoch anziehend fand, „von uns gehört?"

„Eine, wenn die DIE eine Eliteeinheit. Wer hat nicht von ihr gehört. Die Aufstände in G10, als diese eine Sekte vorhatte, eine Art Tor zu G13 zu sprengen und sich in die Tiefe zu begeben." „Und die Gefahren aus G11 und weiter unten, sollte es so was geben, hier nach oben bringen. Ja, ich war dabei. Auch wenn ich nicht, wie Sie, bereits in G13 war. Es war sicher..." sie stoppte, überlegte. Ihre Augen richteten ihren Blick hinter ihn, hinauf an die Decke. „...Sie meinen „aufregend?" Nato blinzelte den frühen Besuch in einer Mischung aus Zorn und mildem Verständnis an. Leutnant Sposka nickte. „Aufregend, das wollte ich sagen. Und Gefährlich. Ich meine, wenn ich daran denke, wie es in G10 schon aussah, dann waren die weiteren Ebenen darunter garantiert noch befremdlicher, nicht zu sagen, gefährlicher."

Neru nickte. „Ich vermute, Sie haben mein Buch darüber gelesen. Ich möchte hier nicht arrogant oder angeberisch erscheinen, falls sie es nicht haben." „Sie sind sehr höflich, Herr Pasol, aber ich habe es bereits gelesen. Es ist sehr verwirrend, wenn Sie diesen Ausdruck gestatten."

Er lächelte. Dabei handelt es sich nur um die zensierte Fassung. Wenn die Leute alles wüssten, würden sie sich zwar immer noch von G13 abgestoßen fühlen, aber es würde viel mehr dieser Schatzjäger, Plünderer, wie sagte man früher, Banditen, auftreten und sich ihren Weg nach da unten freikaufen oder freikämpfen."

Er sah in der Mimik von Leutnant Sposka genau den Gesichtsausdruck, den er zwar befürchtet hatte, aber dieses

besondere Leuchten ihn genau hier sagte, dass die Klinge den Weg zu ihrem Herzen gefunden hatte.

„Also“ sie richtete sich auf, „ich möchte die Sache nicht weiter verzögern, deshalb... wie kann ich helfen.“

„Frau Leutnant, es geht hier um Fragen der Sicherheit, die größer ist als unserer beider Leben.“ Sie winkte ab. „Herr Pasol“, ihre Stimme hatte plötzlich einen dieser scharfen Untertöne, die seine Frau hin und wieder auspackte, wenn er ihrer Meinung nach eine Sache emotional oder moralisch falsch anpackte. Er versuchte zu lächeln. „Verzeihen Sie, ich bin zu sehr den Kontakt mit Politikern und der Presse gewöhnt. Also“ er zog die Luft scharf ein, „Ja-Lib ist verschwunden und es gibt Anzeichen dafür, dass der nach G13 unterwegs ist. Vermutlich befindet er sich bereits kurz davor. Wir brauchen ein kleines Team, 6, maximal 8 Personen, die verschwiegen sind wie ein Grab, natürlich unabhängig davon, ob G13 überlebt wird oder nicht.“ Er versuchte zu lächeln. Ein grauer Schleier hatte sich über Leutnant Sposkas Gesicht gelegt, nur für einen Augenblick, dann fand sie die Selbstbeherrschung wieder. Sie stand auf. „Ich freue mich, Ihnen helfen zu dürfen. Haben Sie bereits andere Personen involviert?“

Er schwieg. „Nicht um diese Uhrzeit. Ich dachte mir...“

Sie nickte. „Ich verstehe. Wenn Sie Hilfe brauchen, zählen Sie auf mich.“

„Wir werden uns in 6 Stunden treffen. Kennen Sie das „Vergangene Träume?““

„Der Raum der Kleinigkeiten. Eine Art Museum, das keiner mehr kennt, weil es kaum noch etwas besitzt, das von Wert ist.“ Er grinste. „Dort war ich als Kind immer gerne. Jedenfalls, der Kurator ist ein persönlicher Freund von mir. Er hat gewisse Ausrüstungsgegenstände von unserer letzten Expedition. Ich gehe davon aus, dass sie erfolgreich wieder eingesetzt werden können. Weiterhin ist man dort sicher und allein. Schlagen Sie noch 2 oder 3 weitere Leute ihrer Einheit oder anderer Einheiten vor, denen Sie Vertrauen. Vertrauen ist das, was uns da unten zusammenhält.“

Sie nickte. „Habe Sie, Herr Pasol, sich auch schon Leute überlegt? Nicht, dass wir in einen Konflikt kommen.“

Er setzte sich, deutete auf den Tisch vor ihm. „Eigentlich würden hier die Unterlagen liegen, aber...“ er deutete auf die Küche, „meine Frau muss ja nicht alles wissen“. Sein Lächeln schien Leutnant Sposka traurig zu stimmen. „Und Sie, sind Sie irgendwie verbandelt? Ich meine, falls da unten etwas passiert, dann...“

„Nein. Ich war, aber ich bins nicht mehr. Wir haben uns einvernehmlich getrennt. Sie wissen schon, Karriere für ihn, Tod und Verstümmelung für mich.“ Sie schüttelte den Kopf. „Jeder geht seinen eigenen Weg.“

Er nickte. „Gut. Dann suchen Sie sich ein paar Leute raus und ich auch ein paar und am Ende treffen wir uns. Es muss aber schnell gehen. Die Medien werden hellhörig, wenn zugesagte Erklärungen nicht eingehalten werden.“

Sie lächelte kurz. „Ich verstehe. Wir treffen uns in 6 Stunden?“ Nun musste er wirklich lachen. „Großartig. So jemanden wie Sie hätten wir damals auch gebrauchen können.“ „Dann wäre ich aber vielleicht tot.“ Seine Reaktion war verwirrend. „Nein, ich meinte, mit Ihnen hätten mehr Leute überleben können. Ich bin mir da ganz sicher.“

„Sie sind ein rechter Aufschneider, Herr Pasol, Oberst Jablonski hat mich schon gewarnt, aber diesmal bin ich sogar geneigt, Ihnen zu glauben.“

Kaum war sie fort, ging er in sein Arbeitszimmer und schloss die Tür. Die Geräusche ihm ihn herum verstummten im selben Augenblick fast vollständig. Er verbrauchte die nächsten Minuten Lebenszeit, in dem er einfach nur im Raum stand und das Nichts, das ihn umfloss, genoss. Dann nickte er und ging zu seinem Schreibtisch. Er drückte einen versteckten Knopf auf der Unterseite der Platte, dann schob der diese zur Seite. Gleißendes Licht schob sich in den Raum, auf sein Gesicht. Erst klickte es, dann hörte er ein leises Surren, als der Monitor im Innern des Tisches herausfuhr und sich automatisch auf Nerus Sitzposition einstellte. Er setzte sich und begann auf der Tastatur vor ihm einige Befehle einzugeben, die ihn authentifizierten. Diese Schritte, er konnte sie schon auswendig, waren absolut notwendig. Auch wenn Spionage durch das erzwungene Miteinander fast ausgestorben war: eine gesunde Paranoia war absolut notwendig.

Er startete die Datenbanken. Klickte sich durch Namen, Bewegungen, Vergangenheiten. Erfolglos. Er hielt keinen für geeignet oder dumm genug, sich auf den Weg in die Tiefe zu machen. „Da unten sind Dinge, die ihr nicht versteht.“

Er merkte, wie er mit sich selbst sprach. Erneut. „Eine Sache, den Kopf freizubekommen.“ sagte er sich. „Doch... was brauchen wir, wenn wir wissen, was wir nicht brauchen. Wir brauchen keinen Menschen mit klarem Verstand, der an feste Dinge glaubt. Wir brauchen Menschen, die das Chaos überleben können.“ Das Bild von Paul, schreiend in eine Ecke, gezerrt wie ihm die Haut... Neru würgte.

„Vorsichtige Menschen, verrückte Menschen, all diese haben es leichter Und... wer es schonmal überlebt hat...“ er nickte.

„Salara“ er tippte. „Gut. Du bist dabei, auch wenn du es noch nicht weißt.“

IX.

Die Bewegungen waren so schnell, dass sie sich nur als Schatten in Liaras Geist brannten. Die Toten starben noch einmal, diesmal vermutlich auch nicht endgültig, aber dennoch beeindruckt von der Naturgewalt, die sie überrollte. Krallen zerfetzten graues, von verstörender Magie zusammengehaltenes Fleisch, brachen Knochen wie dünne Zweige und dazu kam noch diese Art verzehrendes Feuer im Auge des urzeitlichen Bären, den Liara nur aus Kindergeschichten kannte. Noch immer träumte sie in sternenlosen Nächten von den Klingen, die diese Kreatur als Klauen haben sollte, an die Zähne, die... aber das war nicht wichtig. Der Bär kümmerte sich nicht um sie, sondern um die Toten, die weit weg von ihrer Heimat im Norden, dahingemetzelt wurden. Aber irgendwann würde er fertig sein und sich dann um sie, verletzbar, fast unbewaffnet kümmern. Weg, sie musste weg. Sie rutschte vorsichtig nach hinten, den Kampf im Blickfeld, vorbei an dem Baum und dann hinter den Busch. Gut, dachte sie, nun bin ich erst einmal...

Eine Hand packte sie an ihrer Schulter und sie fühlte kaltes Metall an ihrem Hals. Vorsichtig drehte sie ihren Kopf. Der Fremde. Seine Augen loderten in kaltem Feuer, sein Mund noch immer blutig vom Brauch, die Lippen von Sklaven zusammenzunähen, bis sie bei ihrem neuen Herrn und Meister waren. Doch er hatte sich schon davon befreit, dank des Messers, das er in Händen hielt. „Lang Shengs Messer“ flüsterte sie. Sie fühlte, wie sich ihr Kopf in Eis verwandelte, während ihr Herz jedes Blut aus ihrem Verstand zog. „Was... was willst du?“ sagte sie. Er schüttelte den Kopf, deutete auf die Geräusche hinter dem Strauch, das Klirren von Rüstungen, das Dröhnen der mächtigen Kreatur, das dumpfe Hämmern von Fäusten und Schwertern auf Körper. „Nicht hier.“ sagte er. Er beugte sich über sie. Sie wurde erst, als er ihr das Kurzschwert entriss gewahr, dass sie es noch immer in Händen gehalten hatte. Fetzen von totem Fleisch glitzerte grau auf der Klinge. „Komm endlich. Willst du durch ein solches Wesen sterben?“ Plötzlich hatte sich sein Zorn in Ungeduld verwandelt. Er wusste nicht, wieso, aber er konnte sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass sie, trotz ihrer Tagen, hier sterben würde. „Komm mit, wenn du leben willst.“ Ein dumpfer Spruch. Er musste fast lächeln, aber sein Mund brannte wie Feuer. Wenigstens konnte er ihn wieder öffnen, aber hier zu sagen, dass damit alles wieder in Ordnung war: Nein. Er brauchte Antworten.

Bewaffnet mit beiden Klingen ging er tiefer in den Wald, Liara direkt vor ihm. „Solltest du verschwinden, solltest du fliehen, werde ich mich bemühen, dich sofort zu töten. Es kann natürlich auch sein, ich verletzte dich nur soweit, dass du, nachdem du meine Fragen beantwortet hast, zwar noch atmest, aber... ich weiß. ja nicht, was für Kreaturen in dieser Welt noch weiter existieren, aber noch einmal rette ich dich nicht vor diesen Snalus oder vor einem Bären. Dann musst du, allein, verlassen und kaum noch lebend hier draußen langsam sterben. Ich bin der Meinung, dass das schlecht ist.“

Sie hatte bei der Ansprache geseufzt und auch wenn er nicht wusste, wer er war; aus irgendeinem Grund, der ihm aus der Tiefe seiner nicht bekannten Vergangenheit anstrahlte, wusste er, dass er sie damit gut unter Kontrolle hatte.

Der Wald wurde mit jeder Minute dichter. Sonnenstrahlen schafften es nur selten bis zum Boden, dem es immer mehr an dichtem Gras mangelte, blanke Steine und Moos der Umgebung trotzten. Glitzernde Tautropfen auf Blumen, die nicht innehielten, unvorsichtige Insekten in ihren Bann zu ziehen und dann langsam lebendig zu verdauen. Er betrachtete all diese Dinge um ihn herum mit einem naiven Staunen, so dass Liara verwirrt innehielt. „Du... kennst das hier wohl nicht?“

Er antwortete nicht, packte die Klingen lediglich fester und stampfte voran. Er drehte sich nur kurz um „Komm mit.“ Sie wollte ihm nur sagen, dass es gefährlicher wurde, aber er schüttelte den Kopf. „Nicht jetzt.“ Seine Augen betrachteten die Umgebung. Die Bäume rückten näher, nur mit Gewalt schafften sie es, sich durch die engen Reihen zu pressen, die dicken Rinden der seit Jahrzehnten unberührt scheinenden Riesen rissen schmerzvoll in ihrer Haut, selbst durch die Kleidung war es...

„Halt“ sagte er und blieb stehen. Er ging in die Knie. Sie folgte seinem Beispiel. „Da vorn“ deutete er an. Sie folgte seinem Zeichen. Er beugte einen Busch beiseite. Dort muss ich hin.“ sagte er. Vor ihnen erstreckte sich eine größere Fläche, es schien fast, als wäre sie künstlich in den Wald hineingebrannt worden. Die Bäume standen wie drohende Wächter schwarz um ein quadratisches Stück Erde, die zu einer Masse zusammengeschmolzen war. Knochen ragten aus dem Boden; unglückselige Tiere, die sich im Augenblick ihres Verderbens noch gegenseitig gejagt hatten, lagen nun friedlich vereint unter der harten Schicht.
Eine einsame Gestalt lehnte an einem Stück Felsen, der nicht natürlichen Ursprungs sein konnte. Er war so hell, dass er fast leuchtete, weiß. mit sonnigem Glitzern überzogen, mathematisch korrekt, ein künstliches Geschenk einer Welt, die Liara nicht kannte. Sie schüttelte den Kopf. Was wollte der Fremde hier?

„Wer bist du?“ fragte der Fremde, nachdem er lange überlegt und sich dann vorsichtig auf dem Weg zu dieser Art Altar gemacht hatte. Die Augen seines Gegenübers leuchten kurz auf. „Ich? Wer bist du?“ die Stimme des Mannes war erschöpft. „Ich weiß. nicht, wer ich bin. Also... wer bist du?“

Sein Gegenüber grinste. „Dann bist du weit gekommen für einen Mann ohne Namen. Ich muss sagen, dass ich entzückt bin.“ Er stand auf. „Sogar eine eigene Frau hast du dir schon geholt. Ich habe mir schon gedacht, dass du gut bist, aber so gut...“ er nickte. „Ich bin... ein Bote.“

„Dann weißt. du?“ „Wer du bist?“ Er schüttelte den Kopf. „Man hat mir keine Informationen gegeben. Weißt du, ich bin hier aufgewacht und wusste nur, dass jemand vorbeikommt, dem ich etwas geben soll. Mehr weiß. ich nicht.“

„Und wenn du mir dann die Sachen gegeben hast?“

„Dann bin ich tot. Versteh mich nicht falsch. Geben ist so ein freundlicher Ausdruck. Ich bin hier, um dich zu testen. Solltest du versagen, bist du tot. Solltest du gewinnen, bin ich tot. Sieh es als Prüfung an.“ Er kratzte sich am Hinterkopf, wandte sich um und griff nach einem Objekt, dass Liara als eine Art Speer erkannte. Ein Speer, das nur aus Licht zu bestehen schien und das zwei Klingen hatte. Zwei Klingen gegen zwei Klingen. Sie fühlte, wie sie die Luft anhielt.

Die Luft war zum Schneiden dick, als der Fremde Liara in eine Ecke schob, außerhalb dieser bizarren Arena. Er beugte sich zu ihr hinunter. „Bleib dort.“
Sie nickte. Er wandte sich um und betrachtete sein Gegenüber mit starrem Blick. Liara fielen nun weniger die Unterschiede, mehr die Gemeinsamkeiten der beiden auf. Beide waren sehr groß, größer als sie es kannte. Selbst gebeugt, wie ihr Begleiter, dessen Gefangene sie war, der ihr das Leben gerettet hatte, mehrfach, ging sie ihm maximal bis zur Schulter. Auch der andere Mann, der sich nun mit dem Blick eines Raubtiers auf ihn zubewegte, war groß und schlank, aber dennoch sehnig. Es waren Krieger, sie war sich ganz sicher, auch wenn sie das am Anfang nicht gedacht hatte, so unschuldig wie der Fremde ausgesehen hatte.

Ganz gleich, wer hier gewinnen würde, sie würde mit ihm gehen. Als wäre der Gedanke ein Funke gewesen, der ein Feuer auslöst, warfen sich die beiden Männer in den Kampf. Da waren nur noch die blitzenden Funken der Klingen, die versuchten, sich wie Zähne in das Fleisch des anderen zu bohren. Beide kämpften um ihr Leben und sie erkannte, dass der Fremde zusätzlich noch um ihr Leben stritt. Ihr wurde kalt bei dem Gedanken, was passieren würde, wenn der andere... aber sie durfte sich nicht einmischen, das war nicht ehrenhaft.

Die Klingen glitten aufeinander zu, das Gegenüber wich aus, wirbelte herum, startete selbst einen Angriff. Wie leuchtende Kreise, Blitzen gleich, prallten die Mächte aufeinander und das Geräusch von Metall auf Metall surrte in Liaras Ohren.

Wie lang ging dieser Kampf schon? Stunden? Immer wieder toste der Angriff, prallte an der grandiosen Verteidigung ab, zog sich zurück, musste sich selbst verteidigen, ein Spiel von Ebbe und Flut. Doch die Schläge wurden langsamer, wie sie feststellte. Müdigkeit setzte ihnen anscheinend zu. Keiner hält einen...

oh...

Ein Hieb von oben, gehalten von den beiden Klingen ihres Begleiters, der beim zurückziehen des Speeres dieser Bewegung folgte, eine Klinge verlor, so dass der Gegner triumphierend erneut zustieß... der Stoß, siegessicher, zu siegessicher durchgeführt, der sich durch die Schulter ihres Begleiters bohrte, ein Jubelschrei seines Gegners, der nicht erkannte, dass die zweite Klinge auf dem Weg war, ihn zu durchbohren und als er dass erkannte, zog er seine Waffe zurück, doch durch das verletzte Fleisch im Zaum gehalten, schaffte er es nicht; zu spät, sein Gesichtsausdruck erst voller Schrecken, dann zitterte er und brach zusammen. Ihr Begleiter wandte sich um, seine Haut war fahl, die Augen flackerten, er fiel auf die Knie. „Nimm das Schwert.“

Sie gehorchte, ohne eigenen Willen.

„Schlag den Speer durch.“ Auch hier... Hiebe um Hiebe prasselten auf das Holz und irgendwann, nach dutzenden Malen, löste sich endlich der Stab auf.

„Und nun...“ er konnte seinen Schmerz kaum unterdrücken, sein Atem war schwer von der Gewalt, die in seinem Körper tobte, „Zieh ihn raus.“

Sie wandte sich um, packte die Klinge, die aus seinem Rücken ragte und zog.
Mit einem satten Schmatzen schob sich der abgebrochene Stab aus dem Loch im Fleisch. Er blutete stark. „Danke...“ Sein Flüstern war schwach. Dann fiel er um.

Liara fühlte die Verantwortung in sich steigen, Verantwortung für ihn. Immerhin... aber das war ihr nun gleich. Sie musste die Blutung stoppen. Sie fühlte sich hier völlig allein, sie brauchte ihn, das wusste sie.

Diese Art des Kampfes war ihr bekannt vorgekommen, auch wenn sie nicht wusste, woher. Es war verwirrend, schnell, unfassbar bizarr gewesen, Bewegungen, die kein Mensch sonst ausgeführt hatte, den sie kannte. Sie packte das Kurzschwert, das er noch in Händen hielt und rannte hinüber zu dem sterbenden Gegner. Sie packte seinen linken Arm, hob ihn hoch und schnitt den Ärmel ab, dann tat sie dasselbe mit dem linken. Sie lief zurück, formte eine primitive Pressbinde aus dem einen Ärmel und packte sie auf die beiden Löcher in der Schulter des Fremden. Dann band sie den anderen Ärmel um die Schulter und hoffte, dass es helfen würde. Sie war sich nicht sicher. Er wimmerte vor Schmerzen, wachte kurz auf, nickte und fiel dann wieder um. Mehr konnte sie nicht tun. Sie hatte schon zu viele Männer sterben sehen, im Kampf, in Krankheiten, verraten und verkauft. Eigentlich hätte ihr dieser Mann absolut gleich sein müssen.

„Wer bis du?“ fragte die Stimme hinter ihr? Sie wirbelte herum. Der Sterbende hatte die wenigen Augenblicke der letzten, aufbäumenden Lebenskraft genutzt und sich aufgerichtet. Blut tropfte von der Klinge, die in seinem Leib steckte. Er taumelte rückwärts, rammte mit dem Rücken den Steinblock, an dem sie ihn gefunden hatten und rutsche an ihm herunter.

„Ich bin Liara..." stammelte sie. „Li...ara. Das bedeutet Frau... des Mondes?" Sie nickte und trat näher. „Wieso... habt ihr gekämpft?" fragte sie ihn. Sie beugte sich zu ihm hinunter, betrachtete sein schmales, ja, zartes Gesicht. „Es war... notwendig. Hätte er nicht überlebt... wäre es meine Aufgabe gewesen, seinen Weg zu gehen." „Und was wäre mit mir gewesen?" fragte sie zornig. „Du... Liara, Frau des Mondes, ich..." er stockte, während eine Welle von Schmerz über sein jungenhaft scheinendes Gesicht zog. „ich hätte dich mitgenommen. Du kennst diese Welt. Ich komme von weit her, genauso wie er."

„Wie heißt er denn?"

Er zuckte mit den Schultern. „Er hat keinen, ich habe auch keinen. Wir haben viel verloren, als wir hier angekommen sind. Nur unsere Fähigkeiten zu kämpfen, haben …." Er gurgelte, holte aus, spuckte einen dicken Schwall klumpigen Blutes aus, betrachtete es stirnrunzelnd. „Ihr seid nicht von dieser Welt?" fragte sie ihn. Das war Blasphemie. Das war Sünde, aber... es war die einzige Möglichkeit... „Ja. Habt ihr nicht viele Götter in dieser Welt? Oder zumindest einige? Was wäre wenn sie von anderen Welten kamen? Aber ich... schweife ab. Ich sterbe und er wird hoffentlich leben. Gib ihm einen Namen. Und sage ihm, er findet seine Aufgabe auf der großen Straße nach Bramant. Sag ihm..." seine Augen begannen glasig zu werden „sag... ihm... er muss das... Ovpar... das Ov..." Er zuckte noch einmal kurz, seine Arme und Beine zitterten in einem unendlich scheinenden Krampf, er streckte sich und dann, Liara wandte ihren Blick ab, war er tot.

X.

„Professor Notna, nehme ich an?" Neru schaute hinauf zur Decke, um die großgewachsene Gestalt seines Gegenübers besser sehen zu können. Der angesprochene Mann nickte. Es schien so, als wäre er sich nicht sicher, ob er es wirklich sei, seine Bewegungen waren sorgfältig geplant, als wäre nichts, außer seiner Existenz, wichtig und dennoch, Neru konnte sich nicht daran gewöhnen, dass sein Gegenüber ihn nicht lächelnd anschaute.

„Ein mysteriöser Bursche" sagte eine Stimme hinter ihm. Er wandte sich um. Salara trat näher heran und begrüßte den Professor herzlich. Und wie durch ein Wunder lächelte der Mann. „Ich freue mich, dass Sie an unserer Expedition teilnehmen" meinte Salara und drehte sich zu Neru um. „Professor Notna ist eine Notwendigkeit auf dieser Reise hinunter."

„Ich..." der Professor zuckte mit den Schultern, „bin mir in dieser Hinsicht nicht wirklich sicher, aber ich... bin bereit, das zu tun, was man von mir verlangt, wenn ich nachfolgend die Mittel habe, mich wieder meinen Forschungen zu widmen."

„Ihre Forschungen sind doch bereits jetzt legendär und die Ergebnisse, die Sie damit erreicht haben, phänomenal." Neru versuchte, nicht auf der Pfütze auszurutschen, die er virtuell auf den Boden geschleimt hatte. „Sie sind ein witziger junger Mann, Herr Pasol und ich kenne Ihre Arbeiten im Bereich der Medienkunde. Jedoch sind diese „ er lächelte „Bereiche für das gemeine Volk wichtiger als für uns. Unter uns, dass die Drachentopologie für die quasireligiösen Kämpfe notwendig ist, ist den wenigen klar, die sich hinreichend damit beschäftige haben. Damit möchte ich Ihre Kenntnisse, ihre Werke nicht schmälern..." Er schwieg.

Neru wandte sich wieder zu Salara um. „Ein recht... faszinierender Mann." Sie nickte. „Ich habe ihn ausgewählt, weil er seine Forschungen über das Altertum und die Wiederentdeckung der technischen Gegebenheiten genau in diesem Bereich, G10 und G11 durchgeführt hat. Sie wissen, die Verknüpfung der aktuellen Hardware mit der damaligen, doch viel weiterentwickelten Elektronik, eine sinnvolle Alternative zum Immer-wieder-Neuerfinden."

Professor Notnas Hand fuhr auf Nerus Schulter. „Mein Freund, wieso das Rad neu erfinden? Ich freue mich auf die Möglichkeit, in den tieferen Ecken unserer immer kleiner werdenden Welt neue Dinge zu finden und für uns alle nutzbar zu machen."

Salara nickte. „Und ich glaube, dass wir beim Kontakt mit unbekannten Fallen, sagen wir eher, technischen Gegebenheiten jemanden, ein Genie, brauchen, um die möglichen Gefahren zu überleben."

Neru seufzte. Er hätte im Herzen eher eine größere Armee von Soldaten gebraucht. Wenn er daran dachte, dass... aber gut. Salara hatte ihr Wahl getroffen und er würde sich damit einverstanden erklären. Sie war ein wichtiger Teil des Teams und es war notwendig, die Stimmung in der Gruppe positiv zu halten.

„Wann kommen die anderen?" hörte er. Salara hatte diese Frage gestellt. „Ich habe sie für heute und jetzt eingeladen. Hierher. Gewisse Leute sind einfach unpünktlich." Salara trat näher. „Ich weiß., dass du diese Aufgabe ungern übernommen hast. Und ich hätte sie abgelehnt, ehrlich, aber du bist ein guter Mensch, auch wenn du dich der falschen Sache geopfert hast."

Er hatte sich die Diskussion vorher allerdings genauso schwer vorgestellt, wie sie gewesen war.

„Du kannst doch nicht einfach..." sie war atemlos gewesen, aber das hatte eher daran gelegen, dass sie gerade ihren täglichen 5 Meilen Sprint auf dem Laufband absolviert und danach direkt auf ihn getroffen war. „Salara, es ist wichtig!"

Sie hatte den Kopf geschüttelt. „Es ist immer wichtig, wenn es ja nur um dich geht, Neru Pasol.. Du denkst nur an dich."

„Nein." Seine Stimme war zornig gewesen, mehr als er es sich vorgenommen hatte. „Es geht um Tausende Menschen, die darauf angewiesen sind, dass Ja-Lib ihnen Hoffnung gibt und es geht um mich, denn ich werde mich wieder nach G13 begeben und vielleicht sterben. Ist das egoistisch?"

„Ja" sie hatte genickt. „Egoistisch. Den Status Quo aufrecht erhalten. Aber du lässt dich nicht davon abhalten, du Idiot." Er hatte gelächelt. In seiner dumpfen Art war er intelligenter als manch anderer, was ihnen beiden aber nichts brachte.

„Wer wird noch teilnehmen?" hatte sie später gefragt, während sie sich im Umkleideraum die nassgeschwitzten Sportklamotten auszog und er sie, prüfend, fast liebevoll anstarrte wie ein Schulkind, das das erste Mal den Drachen von nahem sieht. Sie hatte auf ihn reagiert. „Gierst du noch immer nach mir, Neru Pasol?" Sie hatte ihn das immer gefragt, auch damals, vor dem letzten und schlimmsten Marsch ins G13, als nur sie beide überlebt... „Ja. Immer. Ewig." war seine Antwort gewesen und heute? Heute hatte er sich dasselbe eingestehen müssen. Aber... „Ich bin verheiratet. Ich liebe meine Frau."

Falsche Antwort, dumme Lüge, hatte ihn sein Verstand ausgelacht, während er noch die Worte aussprach, doch sie hatte gelächelt und genickt. „Also?"

„Oh, ja. Bisher hat mich ein Leutnant Marian Sposka besucht. Sie war direkt von Oberst Jablonski zur Sache berufen worden."

„So so, eine Sie?"

„Ja, und du fang auch nicht davon an. Nota ist sehr verärgert. Immer diese Eifersucht." Er hatte versucht zu lächeln, aber es war eher der Blick eines traurigen verletzten Kindes geblieben, wenn nicht schlimmer.

„Leutnant Sposka also. Sonst noch jemand?"

„Nein." Er hatte den Kopf geschüttelt. „Nur dich bisher. Sie wollte auch einige Leute, vermutlich reines Kanonenfutter, Soldaten halt, befragen und anwerben. Wir müssen das Team klein halten."

„Klein genug, um zu verschwinden, wenn die Sache zu groß wird?"

„Klein genug, um ungesehen rein und raus zu kommen. Vielleicht müssen wir auch gar nicht so weit runter, Salara. Ich bin guter Hoffnung, dass er es vielleicht nicht nach G13 geschafft hat. Selbst G11 ist schon extrem gefährlich für uneingeweihte Menschen."

„Aber er ist ein Krieger, zumindest sagen das ja deine Medien-Typen, er hat den Drachen fast besiegt und er hat den Kampf überlebt."

„Gegen ein großes Ding zu kämpfen ist noch immer besser als gegen irgendwas, was er nicht kennt oder was ihn geistig zu sehr fordert. Erinnerst du dich an Agent Lagvas?" Sie hatte sich zu ihm umgedreht, nackt, so wie eine übermächtige Kreatur Lebewesen schaffen konnte und er musste sich beherrschen, nicht auszurasten. Eine große Narbe, noch heller als ihre fast ebenholzfarbene Haut, lief gezackt von ihrer Schulter an ihrer rechten Brust vorbei bis hinunter an ihre Hüfte, gezackt und groß. Er wusste, wie sie damals geschrien hatte, dann apathisch geworden war. „Ja, Agent Lagvas. Er dachte auch, er könne alles und wie du siehst...." Sie hatte geschluchzt. Er war nähergetreten, doch sie war zurückgewichen, wie eine Katze, die einem Straßenköter ausweicht. „Es tut mir leid, Salara."

„Jedenfalls" Professor Notna hatte sich einen Stuhl gesucht und seinen massiven Körper gekonnt platziert, „bin ich kein Freund des Militärs. Und ich möchte Ihnen das auch erklären." Neru schaute auf seine Uhr. Er war voreilig gewesen, eine halbe Stunde zu früh im Museum gewesen und hatte hier nun Salara und den Professor gefunden; die Leute von der Armee waren da genauer.

„Das Militär ist berechenbar, Herr Pasol. Und Berechenbarkeit war schon immer sein größtes Übel gewesen. Schon vor Jahrtausenden konnte man zwei Armeen aufeinandertreffen lassen und zu einem Großteil davon ausgehen, dass die reine Quantität entschied. Dann kam der technische Vorteil zum Tragen. Töten wurde effektiver. Aber noch immer, trotz des Untergangs der Zivilisation und der Aufbau unserer kleinen Welt hier unten wird der Kampf, gegen wen auch immer, durch Masse und dann durch Technik geklärt. Sie selbst, Herr Pasol, waren bereits mit Salara in G13. Hilft dort nicht eher ein aufgeklärtes, nein, sagen wir, offenes Denken, eine Reaktion auf Dinge, die nicht in unserem Verstand existieren, sondern lediglich wüste Träume unseres Unterbewusstseins? Ich weiß. nicht, was das Militär ausrichten kann."

Salara verdrehte die Augen. „Neru, Professor Notna hat sich dennoch bereiterklärt, uns zu folgen. Und es" sie schaute den Professor an, „hat nicht lang gedauert, bis er zugesagt hat." Er nickte. „Ja, Salara. Ich finde, es ist Zeit..." er stockte, eine Art grauer Schleier überzog sein Gesicht, ein kurzes Aufblitzen eines unbekannten Schmerzes, der wieder verging. „Gehts Ihnen nicht gut?" fragte sie. Er lächelte. „Ich bin tapfer genug, nichts zu sagen. Unabhängig davon... es ist Zeit, etwas Großes zu tun. Etwas Neues zu tun."

„Und dafür brauchen Sie uns!“

Wie ein Donnerschlag ragte Leutnant Sposkas Stimme, militärisch präzise, einen Hauch von Metall, in der Luft, rauschte durch das Museum. Die vollgestellten Wände brachen die klaren Linien für ein Echo und erzeugten winzige Verzerrungen, die die Worte in eine Art virtuellen Singsang verwandelten. Neru schaute auf.

„Leutnant Sposka, willkommen.“ Neru versuchte seine Stimme so positiv wie möglich klingen zu lassen, was ihm auch teilweise gelang.

Die beiden Männer, die hinter dem Leutnant standen, kamen aus dem Halbdunkel des Türrahmens ins Licht getreten. „Klassisches Kanonenfutter“ Neru musste seine Gedanken zügeln, aber er konnte sich nicht beherrschen. Zwei Personen, beide um die Mitte 20, die Augen misstrauisch umherschweifend, Muskelmasse, die nur durch jahrelangen Sport und, es gab Gerüchte, Gebrauch leistungsfördernder Drogen gewachsen sein konnte. Aus der Entfernung sahen sie aus wie ihre eigenen Spiegelbilder.

„Brüder. Oder Klone. Oder Beides.“ Professor Notna war aufgestanden und hatte mit sie aus dieser Entfernung eindeutig beurteilen können. Neru schätzte schon jetzt seine offenen Worte. Auch er war kein Fan dieser Art von Verschwendung von Protein und Lebenszeit.

„Das sind die Leutnants Maskov. Zwillingsbrüder, die sich bereiterklärt haben, unserem Weg nach unten zu folgen. Sie sind...“

„dumm wie Brot?“ Professor Notna kicherte leise. Neru musste sich beherrschen.

„...hoch-ausgebildete Spezialisten für Kämpfe auf unbekanntem Territorium sowie Überlebensspezialisten. Und sie sind Kameraden in meiner Einheit. Wir würden unser Leben gegenseitig verwetten.“ Leutnant Sposka beendete ihre kurze Einführung mit einem militärischen Hackenschlag. Die anderen nickten lediglich.

„Ich bin Boris Maskov und das ist mein Bruder Pjotr. Wir sind Brüder.“

Neru nickte. Salara versuchte, nicht zu kichern. Leutnant Sposka rieb sich auffällig die Augenbrauen. „Wie ich schon sagte, sie sind gut.“

„Also... das ist unsere kleine Gruppe?“ fragte sie. Neru nickte. „Anscheinend. Das hier ist Salara Silber.“

„Oh, deutsche Vorfahren?“

„Wir haben alle unsere Vorgeschichte. Sie wissen, dass es keine Zuordnung mehr gibt zu Ländern, die seit Jahrhunderten nicht mehr existieren. Darf ich annehmen, dass Sie slawische Vorfahren haben?“ Ihre Augen waren verengt, als hätte man einen Knopf gefunden, auf dem „Tod“ stand. Leutnant Sposka nickte. „Wer hat die nicht.“

„Ganz ruhig, meine Damen. Wir werden uns doch jetzt nicht in historischen Sachverhalten ergeben, oder?“ Nerus Hand senkte sich. „Ganz ruhig, Leute. Wenn wir jetzt noch anfangen, über Religionen zu sprechen.“ Er wirbelte herum. Professor Notna grinste in der Dunkelheit, seine Zähne glitzerten wie weiße Punkte in der Nacht. „Lassen Sie das, Professor. Es ist weder Zeit noch Platz, Glaubensfragen zu klären. Lassen Sie uns also....“ er zuckte. „Lassen wir diese Sachen beiseite und gehen wir daran, den Weg in die Tiefe zu besprechen.“

Sie rückten näher.

XI

„Atmen Sie noch?“ Stille in seinem Kopf. „Atmest du?“ eine andere Stimme, die gleich der ersten verweht. Er fühlt einen Sturm in seinem Kopf, der durch Bäume heult, die nie existiert haben, er fühlt den Druck des Windes, der ihn auf seiner Reise durch das Nichts in Ecken drängt, die ihn packen wollen, fallenlassen in die Ewigkeit des Abgrunds. Er fühlt, wie sich seine Füße in den Boden krallten, nass und kalt; schleimige Buckel auf einem sich bewegenden Untergrund. Ihm wurde schlecht bei dem Gedanken, aber wie kann einem schlecht werden, wenn man tot ist? Er bäumte sich auf. „Atmest du?“ Er hatte darauf keine Antwort. Seine Fragen an das Nichts verhallten dumpf. Es war... es war, als würde eine Faust auf seinen Kopf prallen, ihn zurückwerfen, ihn packen und schütteln. „Verdammt! Atme!“

Der Hieb war mörderisch. Er fühlte, wie ihm das Gehirn entwich, wie eine Blase aus Luft, unfähig, apathisch. Dann öffneten sich seine Augen. Starrte in ein unbekanntes Gesicht. Sorge strahlte es aus, Sorge und eine Art von Angst, die er kannte, die Angst, dass jemand wichtiges gestorben sein könnte. „Ich bin... am Leben.“

„Gut. Dann versuch, dich zu bewegen.“

Er strengte sich an, nahm zumindest den Anschein, dass er es konnte, denn sein Körper fühlte sich an wie ein Sack voller

Steine, den man auf den Weg geworfen hatte und der sich nun selbstständig vor einer Armee wegrollen musste, um nicht zu Staub getreten zu werden. Nichts. Sie starrte ihn an, ihre Augen groß, ein Kind, das Angst hatte. „Na komm. Na komm. Mach schon. Es wird Nacht, bald."

„Aber... es war doch erst..."

„Du warst bewusstlos."

„Wie... wieso?"

„Du erinnerst dich schon wieder nicht?" Ihr Lächeln kam wieder. Schmerzvoll.

„An dich schon... und an dein..." Er atmete schwer. „Als Sklaven verkaufen, wie... mittelalterlich."

„Ich kenne das Wort nicht. Steh auf. Versuch, zu gehen."

Er rollte sich weiter hin und her und bei jedem weiteren Versuch wurde seine Schulter mit einem dumpfen Donnergrollen aus seinem Mund unterlegt. Sie half ihm aufstehen. Er taumelte. „Ich kann.. meinen linken Arm nicht richtig bewegen." Sie nickte. „Schau hin. Da steckte bis vor kurzem auch ein Speer drin." Er drehte seinen Kopf. Stoffreste, kaum sauberer als der Boden, um die Schulter gewickelt. Er sah sie an. „Ja, ich habe dich nicht verbluten lassen. Kann ich damit rechnen, dass du mich nun..."

„Du hättest fliehen können, Liara. Es wäre besser gewesen."

„Wir müssen zurück. Du hast Männer getötet. Ich habe einen Neuling an der Kutsche zurückgelassen. Wenn du gut genug bist, kannst du ihn aus dem Weg schaffen. Ich flüchte dann verletzt meinem Vater hinterher. „Ein Angriff..." kann ich sagen, während ich abgekämpft zu Boden sinke. Er glaub mir das."

Sein Atem ging schwer. Er löste sich von den helfenden Händen seiner Gefährtin und schlurfte auf dem noch immer verbrannt scheinenden Boden zu dem anderen Mann, der ihn herausgefordert hatte. Der Tote lag auf dem Boden, die Klinge in der Brust, die Augen gebrochen, das Gesicht verzerrt. Er hasste den Tod, aber er wusste nicht... Er beugte sich hinunter. Der Mann trug eine Art grauen Anzug und ihm wurde bewusst, dass er dasselbe getragen hatte, bevor man ihn betäubt, den Mund zugenäht und ihn zusammen mit einem Toten in einen Wagen geworfen hatte. Er drehte sich um, sein Gesichtsfeld verkleinerte sich, als er die Augen zusammenkniff. „Meine Kleidung... „ flüsterte er, dann drehte er sich wieder um. Er hatte eine Brusttasche entdeckt. Vorsichtig, um den Toten nicht zu stören, griff er hinein und holte ein metallisches Objekt heraus, einen halben Finger hoch und breit, genauso dick wie sein Finger. Ein Riss in der Seite, sein Fingernagel griff hinein und hebelte einen Deckel aus. Eine verwirrende mechanische Einheit lag vor ihm. Er kratzte mit seinem Daumen an dem winzigen Rädchen, es drehte sich und auf einmal blitzte eine Flamme in seiner Hand auf. Augenblicke später lag das fremde Objekt auf dem Boden, er stand einige Schritte entfernt, verwirrt, zitternd. Irgendwie... hatte sich das bekannt angefühlt, doch der Schock, der Schreck hatte ihn zu dieser Reaktion gezwungen. Erneut näherte er sich vorsichtig, hob es auf. Es fühlte sich warm an. Erneut klappte er das Oberteil ab, drehte an dem Rädchen. Eine Flamme entsprang dem Mittelpunkt dieses „Dings". Er klappte es zu, wieder auf. Die Flamme war weg. Noch ein Versuch, es brannte wieder. „Feuer... zeug."

„Wie? Was? Ist das Zauberei?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich kenne so etwas. Ich bin mir sicher, dass es... Feuerzeug geheißen hat, wo ich hergekommen bin." Er schüttelte es. Es fühlte sich schwer an. „Und es ist voll."

„Voll was?" Liara trat näher. Er zuckte mit den Schultern. „Ich weiß. nicht. Ich weiß. nur, dass es voll ist. Frag mich nicht weiter."

Sein Kopf begann zu kreisen, ihm wurde schwindlig. „Ich muss..." er setzte sich, seine Zähne knirschten, als der Aufprall seine Schultern zum Beben brachte. „Verdammt."

„Wir müssen weiter, zurück, meine ich" sagte sie. Er versuchte aufzustehen, ein vergeblicher Versuch. „Nein, wir bleiben hier." sagte er mit der Entschlossenheit eines zum Tode verurteilten Mannes. „Nein, hier sind wir nicht sicher."

„Wir werden sicher sein. Schau dich um. Siehst du hier irgendwo Leben?"

„Nein..." sie starrte in die Dämmerung, „aber..."

„Deine Snalus trauen sich sicher nicht hier her. Diese Dinger, die dich verfolgt haben, auch nicht. Hier ist ein Platz, der nicht für sie reserviert worden ist. Wieso sonst konnte er, der gewartet hatte, den ganzen Tag damit verbringen, sich vorzubereiten und auszuruhen und nun... nun ist er tot." Er seufzte. Liara drehte sich um. „Aber..."

„Bleib hier. Ich muss mehr wissen, damit ich meine Aufgabe hier erfüllen kann.“

„Ich weigere mich, hier zu warten, während mein Wagen unbewacht herumsteht. Du hast genug Leute getötet und nun...“ sie stoppte, strich sich die Haare von den Augen. Er seufzte. „Wenn du gehen willst, dann geh, ich bleibe. Ich muss einfach bleiben. Vielleicht bin ich einfach zu starrköpfig.“ Er zuckte mit der Schulter, was seinem Gesicht einen erneuten Schub an Schmerz bescherte. „Verdammt...“

„Du bist zu schwach. Und es gibt nichts zu essen. Findest du das...“ Er winkte ab. „Es geht. Ich habe vermutlich vorher, bevor ich mich selbst im Wald gefunden habe, genauso wenig bekommen wie jetzt. Vielleicht hat mein toter Freund etwas mitgebracht?“

Liara stand auf und ging vorsichtig um den Toten herum. Sie blieb vor dem weißen Konstrukt stehen, das noch immer weißer, reiner, schien als die ganze Welt um sie herum.Sie berührte es vorsichtig. „Es ist kalt“ flüsterte sie, „kalt wie der Winter in den Bergen.“ Sie fuhr mit den Fingern an den Kanten entlang, sie waren rund, nicht scharf. Das Ding vor ihr war eindeutig nicht gewachsen, sondern erschaffen worden, geformt von Wesen, die sie nicht kannte. Vielleicht... war dieser Mann ohne Namen eines dieser Wesen. Sie begann, sich zu fürchten. Es klickte, als sie an der Ecke stehenblieb. Ein rotes Licht leuchtete auf. Sie sprang zurück. „Das ist Magie!“ Sie kreischte. „Dunkle Magie!“

„Nein!“ er saß auf dem Boden und deutete auf sie. „Das ist keine Magie. Das ist... nur nicht aus dieser Welt. Diese Sache kommt mir bekannt vor. Es ist ganz einfach, wenn man...“ er stoppte, schüttelte den Kopf. „Wenn ich mich nur erinnern könnte.“

„Du bist ein Zauberer!“ rief Liara. „Ich, ich....“

„Vertrau mir, ich bin kein Zauberer. Es gibt doch....“ er stockte. „Bin ich in einer Welt, in der es Zauberei gibt?“ Er musste grinsen. „Zauberei... nein. Wo ich herkomme, gibt es das nicht. Aber...“ er atmete schwer, „meine Welt ist ja nicht die eure.“ Plötzlich fühlte sich alles noch fremder an als vorher und er begann, am ganzen Leib zu zittern.

„Dann war es wohl dein Eintritt von da draußen hierher, der dich verändert hat?“ fragte sie, noch immer verwirrt, noch immer ängstlich.

„Ich weiß. nicht, aber ich glaube, ich kann dem... zustimmen.“ Seine Augen zuckten. „Vertrau mir einfach, auch... wenn es hier nach Magie aussieht.“

Das rote Licht leuchtete noch immer, ein filigraner Strahl schoss in den Himmel. Er schlurfte näher, begann nun auch die Kanten abzusuchen. Erneut schossen rote Lichter hinaus in die immer dunkler werdende Weite hinaus. „Wir müssen das abschalten“, sagte er, „sonst findet... man uns. Dann sind wir nicht sicher.“

Er drückte noch einmal gegen den weißen Kasten, als sich mit einem Klick der Deckel verschob und schier unhörbar auf den Boden glitt. „Eine magische Truhe“ flüsterte Liara. Er überhörte es, griff hinein. Es raschelte, dann holte er eine glänzende Form heraus, einen Behälter. „Ein Beutel aus Silber.“ Liara trat näher. „Kein Silber. Es sieht nur so aus.“ Er legte ihn auf den Boden, griff noch einmal hinein. „Nun...“ Einige Augenblicke später lagen 3 weitere dieser Hüllen unbekannten Inhalts auf dem schwarz-verbrannten Boden. Die rotglühenden Pfeile waren erloschen. Er atmete auf. „Vermutlich war die Energie zu schwach...“

„Wie?“

Liara verstand nicht, sie starrte noch immer auf den Schatz, der vor ihr lag.

„Nichts. Ich weiß. nicht, woher die Worte gekommen sind.“

Er griff nach einem der Beutel, fühlte ihn in seinen Händen umherwandern und dann... fand er die Stelle, die er unbewusst nur gesucht hatte, zerrte daran und ein Riss bildete sich, aus dem verwirrende Objekte auf den Boden fielen. Dies vollführte er mit allen Beuteln, bis der Boden bedeckt war von fremden Dingen, die Liara noch nie gesehen hatte, außer

„Ist das ein Messer?“

Er nickte. „Ja, sieht so aus.“

„Aber das ist... so...“

„Du meinst neu, glatt, sauber; es hat noch kein Blut gesehen. Das stimmt. Und deshalb nehme ich es. Du verstehst“ er hustete, „ich kann dir nicht... ver...“ er setzte sich, atmete schwer. „Kannst du Holz holen? Nur einige Zweige... einige Äste... bitte. Es wird Nacht und ich kann nicht garantieren, dass...“

Sie nickte. Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken, brachte die Haare in ihrem Nacken zum Vibrieren. „Ja.“

Als sie wenige Minuten später zurück war, die Hände voller Holz, starrte er auf eine Karte. „Oh..." sie reagierte, ließ die Äste fallen und trat näher. „Was..."

„Das ist eine Karte... ich weiß. nicht. Woher soll ich denn wissen..."

Das Papier unter seinen Händen war glatt, als wäre es nie beschrieben worden. Liara fühlte die winzigen Erhebungen der Farbe. Es fühlte sich falsch in dieser Welt an.

„Was ist denn.. Bramant?"

Er deutete auf ein größeres Objekt in der Mitte der Karte.

„Das ist die Hauptstadt von Gradorien. In Gradorien lebten sonst nur wir Menschen, weißt. du? Unser Land war groß und reich, bis vor einiger Zeit ein... neuer Herrscher auf den Thron kam."

„Ich verstehe." Er nickte. „Bring bitte das Holz her."

Sie bauten eine Feuerstelle auf, dann machte er mit dem Zauberkästchen Feuer. „Gib es zu, du bist doch ein Zauberer." Sie starrte ihn an. „Nein, Liara, das ist alles Menschenwerk. Das sind Dinge, die man lernen kann."

„Darf ich...?"

Er schüttelte den Kopf. „Lass uns hier überleben und ich werde mich dir erkenntlich zeigen."

„Wie?" fragte Liara. „Du hast Dinge heute gesehen, die nicht sein können und eigentlich könnte ich dich töten, aber ich werde es nicht tun, Liara. So heißt du, glaube ich. Ich habe mich zurückgehalten. Es ist wichtig, dass du am Leben bleibst. Das klingt jetzt hart." Seine Stimme klang gepresst. „Aber ich finde keine anderen Worte dafür. Ich habe dich gerettet und du wolltest mich in die Sklaverei verkaufen. Ich komme... nur darauf zurück, weil... ich weiß. auch nicht." Er verstummte.

„Niemand hätte dich gesucht. Wenn du, Herr Namenlos, schon nicht weißt., wer du bist, dann vermutlich auch kein anderer. Schau dir deine Kleidung an, du gehörtest einfach nicht hierher. Ich habe.." Sie stand auf, weg vom Feuer, ihr Rücken dem flackernden Licht zugewandt; sie hörte sich so leise an, dass das Knacken des brennenden Holzes sich in den Vordergrund schob. „... ich habe Angst vor dir. Und Vater meinte, dass es besser wäre, wenn du schnell.. fort wärst. Dann wäre ich außer Gefahr." Sie wandte sich wieder zu ihm um. Tränen hatten Spuren hinterlassen, ihre Wangen glänzten. „Ich freue mich dennoch, dass du geflohen bist. Ich habe dich verfolgt, weil ich ahnte..." sie atmete schwer, „weil ich ahnte, da ist etwas an dir, Fremder, das wichtig ist. Sehr wichtig. Ich kann nicht einfach fernbleiben. Weißt du, ich habe davon geträumt, jemanden wie dich zu treffen, einen..." sie zuckte, schüttelte den Kopf. „Nein. Lassen wir das."

Er nickte. „Sicher." Seine Augen starrten weiter in die Flammen, als versuchten sie dem Flackern ein Geheimnis zu entlocken. Er war schwach. Er konnte niemanden beschützen, nicht heute Nacht. Er hoffte, dass die Gewissheit, hier sicher zu sein, gerechtfertigt war. Und dann schlug der Hunger zu, wie eine Faust in seine Magengrube. Er keuchte. Sie ging auf die Knie, hob ihren Blick in sein Gesicht. „Was ist?"

Er drehte sich um, betrachtete die kleinen Kisten und Dosen, die er aus den Verpackungen genommen hatte. „Diese..." er deutete auf eine runde Dose. „..bring sie her. Bitte."

Er packte das Kurzschwert und ließ es auf den metallenen Körper der Dose niedersausen. Dann besann er sich, sägte vorsichtig den Deckel ab. „Nichts verschütten. Wir haben nicht unendlich viel zu essen bei uns." Wieder eine Stimme aus seiner Vergangenheit, die er nicht zuordnen konnte.

Er stellte die offene Dose ins Feuer, betrachtete, wie sie zu brodeln begann.

„Koste mal, ob es gar ist."

Liara nickte.

„Es ist... was ist das?" fragte sie. Ihre Augen weiteten sich, „das ist wohl die Nahrung der Götter..."

Er konnte sein Grinsen nicht verbergen. „Ich weiß. nicht, was es ist. Aber wir beide werden es uns schmecken lassen." Sie aßen mit Appetit, Liara noch immer verwirrt ob des Geschmacks, den sie nicht kannte; er mit dem Wissen, dass es etwas aus seiner Vergangenheit war, die er versuchte, zu entdecken.

„Weißt du nun", Liara redete mit offenem Mund, kaute auf einem Brocken eines weißen Materials, das sie verwirrt an Pilze und Fleisch erinnerte, „wer du bist?"

„Nein. Und das ist im Moment auch nicht wichtig, denn mein Name kommt wieder, so wie" er hob seine Hand, das silberne

Ding glitzerte, „ich weiß., dass das ein Feuerzeug ist. Aber.. du musst mir erklären, wo ich bin. Sag mir, wer die Herren in diesem Land sind und ich werde mich irgendwie entscheiden.“

Sie nickte, wischte sich die Reste von Essen aus den Mundwinkeln. „Wo soll ich denn anfangen...“ Sie verzog ihr Gesicht, dann nickte sie, ihre Augen auf das Feuer gerichtet.

„Wir nennen unsere Welt Premiar. So haben es die Alten, die Weisen genannt, weil unsere Welt die erste ist.“ Sie grinste. „Premiar, ja. Ich weiß. nicht, wie die Welt geformt ist, auch wenn die einen sagen, es wäre eine Kugel, andere sagen, es ist eine Fläche mit Ecken, von denen man hinunterfallen kann. Ich war nie an den Ecken und ich bin auch nicht um diese Welt herumgelaufen. Du bist in Forret gelandet, hier, wo große Wälder das Land beherrschen, im Wald von Askara, so heißt die Provinz, in der wir normalerweise leben. Es gibt so viele Provinzen, dass man sie gar nicht zählen will, aber es sind schon mehrere dutzend. Wer sich so etwas ausgedacht hat... jedes Land hat eigenes Geld und eigene Soldaten und wenn man nicht aufpasst, wird man von den einen Leuten gemocht und von den anderen gejagt und getötet oder landet in Gefangenschaft und Sklave des Fürsten, den man verärgert hat.“ Sie zuckte mit den Schultern.

„Und eure Hauptstadt?“

„Hauptstadt? Hmm...“ Liaras Augen schauten ins Leere. „Es gibt die große Stadt im Süden, Bramant. Das ist eine Ansammlung von Tempeln, Hurenhäusern, Kasernen; dort waren lange Zeit die Magier, bis sie sich entschieden, zu fliehen, weil die Menschen dort unten begannen, sie mit finsteren Augen anzusehen, wenn einmal wieder ein Monster in den Straßen auftauchte und Kinder erschreckte. Aber das ist lang her, das hat der Vater meines Vaters wohl als Kind gesehen. Ich weiß. es nicht selbst. Im Norden von Forret findest du, solltest du dich dorthin begeben wollen, die großen Klippen von Iskaya, die nur an wenigen Punkten unterbrochen werden, um einige Städte an den Rand des Meeres setzen zu können. Du musst dir das mal vorstellen. Riesige Felsen, gigantische Klauen, die hinauf ragen und zwischen diesen Krallen Städte mit tausenden Leuten, die nur davon leben, dass sie dem wilden Meer trotzen und Schiffe hinaus schicken. Ich... war dort auch noch nie, aber es muss...“ sie schwieg. Er ahnte, dass sie damit etwas verbergen wollte, aber wusste nicht, was es war; atmete leise ein und aus, konzentrierte sich, den immer wiederkehrenden Schmerz in seiner Schulter zu ignorieren.

„Über dem Meer, das wir Iskayisches Meer nennen, wegen der Klippen“ sie lächelte „ fahren tausende von Schiffen hinaus. Weiter im Norden, hinter Tagen einer wilden Fahrt kommen wir ins Land der Barbaren, einem wilden Volk von Seefahrern, die sich dadurch hervortun, dass sie anderen Schiffen auflauern, sie überfallen und ausplündern. Sie sind die Skolden, so nennen sie sich selbst, weil das in ihrer Sprache Krieger heißt. Sie haben keinen Könige oder Fürsten, dafür sind sie zu eitel und zu kriegerisch. Narren, hätten sie einen König, könnte er sie vereinen und dann...“ Sie stoppte.

Still brannte das Feuer weiter. In der Luft lag der würzige Rauch verkohlten Essens aus dem metallenen Topf. Der Wind wiegte die Bäume in einer unwirklichen Art und Weise. Er wurde müde. Seine Schulter musste ruhiggestellt werden, für längere Zeit als er vorhatte, hierzubleiben. Sein Blick glitt über die Geschenke der unbekannten Macht aus den Folienbeuteln, blieb an einer winzigen Schachteln hängen. „Bitte, gib mir das.“ flüsterte er. Sie nickte, griff hinüber und reichte sie ihm. „Kein Wasser hier...“ einige wenige Tropfen in der Dose. Er holte eine Pille aus der Verpackung und schluckte sie hinunter. Er würgte. Sie löste sich schon in seinem Hals auf. Er atmete schwer und betrachtete stirnrunzelnd, wie das Pochen in seiner Schulter immer winziger wurde, ein Tropfen in einem Meer aus Watte, in den sich sein Körper verwandelte.

„Im Norden... hinter dem Meer, Skolden. Bramant. Die Stadt der Tempel und des Königs.“

Sie nickte, aufgeschreckt von seinen Worten. Sie starrte zu Boden. Mit dem Finger begann sie Linien in den Dreck zu zeichnen. „Im Norden, ja.“

„Und sonst?“

Sie blickte auf. „Warum willst du das wissen? Es ist gefährlich. Du bist gefährlich, also passt das natürlich zusammen.“ Sie kicherte, aber voller Unruhe, ein Kichern unter dem Galgen, so nannte man es, Galgenhumor. Wieder ein Wort, das ihm wieder einfiel.

„Im Süden... leben die Toten. Sie sind nicht wie unsere Toten. Wenn in Forret jemand stirbt, dann ist er wahrhaft tot. Aber sie...“ Ihre Mundwinkel zuckten, ihre Zähne knirschten leise. Dann richtete sie sich auf. „Sie nutzen eine verbotene Macht, sich am Leben zu erhalten. Seit Jahrhunderten existieren sie. Sie haben sich in Experimente gestürzt, die kein Lebewesen ertragen könnte. Doch... sie sind lebendig und doch... Sie erschaffen sich. Ich weiß. nicht. Ich habe von Dingen gehört, Geschichten, die mein Vater erzählt hat. Sie sollen eine Höhle haben, in denen sie sich erneuern müssen, sonst fallen sie auseinander.“ Wieder kicherte sie auf diese Art, die ihm Angst machte. Ein seltsamer Klang lag in der Luft. „Ich darf nicht zu viel davon reden. Hast du sie gesehen? Wo einige sind, sind noch mehr. Du hast sie durch deine Flucht aus der Höhle in Gefahr gebracht, einige sogar für längere Zeit aufgehalten... wobei... Gefahr.“ Sie schwieg. „Sie können nur durch Feuer sterben. Alles andere hält sie nur auf. Zerhacke sie, verteile ihre Körper über das Land und sie werden sich wieder zusammenfügen. Wirf sie ins Meer, lass sie von den Fischen fressen... es dauert nur länger, bis sie wieder eins sind. Sie sind wie Würmer, die sich auch dann vermehren, wenn man sie teilt. Nur Feuer... Feuer kann sie verbrennen und, so sagen es die Priester... erlösen. Was sie nun hier machen?“ Sie lachte. „Ich weiß. es nicht. Man sagt, es wäre ein Fluch, wie sie zu werden, wenn man ihnen zu nahe kommt. Als würde der Staub, den sie berühren, sterben. Nein. Ich.... ich“

Sie schwieg wieder. „Sie müssen vom Meer her kommen. Niemand geht nach Bramant, außer er kommt über das Meer. Es ist eine unüberwindliche Mauer im Süden, Berge, die bis in den Himmel ragen. Es dauert für sie Monate, um darüberzukommen. Sie sind unaufhaltsam, aber sie sind langsam. So langsam, wie totes Fleisch, verfallende Knochen, von dunkler Macht zusammengehalten, eben braucht..."

„Aber das ist doch nicht möglich", sagte er. Seine Augen hatten im Licht des flackernden Feuers eine dunkle Farbe angenommen, fand sie. Sie schaute ihn an. „Dort, wo ich lebe, ist das möglich."
„Und... wie ist der Osten? Was ist dort?"

Sie lächelte. „Das ist einfach. Da ist nichts."

Er biss sich auf die Zunge. Zorn strahlte in ihm auf.

„Nichts?"

„Nichts."

„Also wenn ich mich jetzt aufmache und nach Osten gehe, dann werde ich an einem Punkt einfach so verschwinden?" Seine Augen wurden zu Strichen, die Welt verschwand um ihn herum, verschwamm in einem Meer aus Flimmern aus Schwarz und Feuer.

„Wenn du... nach Osten gehst, hörst du auf, zu sein. Du bist einfach, du hast es schon gesagt, weg."

„Ich will nicht..."

„Du verstehst es nicht, du bist neu hier." Liara nickte. „Es gibt eine Grenze im Osten, einen Punkt in der Landschaft, hinter der alles normal aussieht, aber das ist es nicht. Du siehst eine weite Ebene, flaches Land, du siehst aber nichts am Horizont, keine Berge, keine Bäume, nichts. Das Gras ist dort auch sehr schwach, als würde es etwas spüren. Je näher man kommt, desto weniger ist dort. Es ist dort, als würde die Melodie des Lebens langsam verhallen. Und dann... einen Schritt weiter ist man einfach verschwunden. Keine Explosion, kein Rauch, kein... einfach weg. Niemand weiß., was im Osten ist, weil da eben nichts ist."

Er atmete schwer; dennoch, sie konnte recht haben, wenn er darüber nachdachte... aber er konnte...

„Und im Westen sind die Steppen, die großen Ebenen, da wohnen auch viele Menschen, sie reiten und kämpfen untereinander um die Vorherrschaft. Aber sonst... ich weiß. nicht. Es kommen öfter Wanderer, Reiter, Krieger aus diesem Land, aber der König hat keine Probleme mit ihnen. Wir als Volk auch nicht. Sie fürchten sich vor den Wäldern."

„Und wenn du einmal eingedrungen in die düstere Nacht der Riesen um dich herum, dann wirst du schreiend nach der Freiheit rufen, die du aufgegeben hast, doch da ist niemand, der dich hört. Und dann wird die Welt dich vergessen."

Liara blickte auf. Er winkte ab. „Nur ein altes Gedicht, das mir in den Sinn gekommen ist."

„Dann kannst du dich doch erinnern?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Ich fühle nur Fetzen, Bilder in meinem Kopf, wie die Blitze in einem Gewitter, die kurz gewisse Gedanken beleuchten und dann wieder verschwinden."

„Du brauchst einen Namen" sagte sie entschlossen. „Wenn du hier überleben, nicht auffallen willst, brauchst du einen Namen und Kleidung, die dich nicht als Fremden auszeichnet. Dass du unsere Sprache kannst, ist ja schon ganz schön; aber dein Akzent und das, was du trägst, macht dich zu einem Spielball der Menschen, denen du begegnest. Denn du hast eine Aufgabe."

Er schaute von den Flammen auf. „Aufgabe? Ich weiß. nichts."

„Du musst das Ovpar beschützen." sagte sie, „ Dein toter Freund", sie deutete auf den schwarzen Gegenstand, der einige Meter entfernt lag, „hat es mir gesagt, kurz bevor er verstorben ist."

„Das Ovpar? Was ist das?"

Sie gähnte. „Das sag ich dir, wenn die Sonne aufgegangen ist und ich geschlafen habe. Du brauchst auch Schlaf, Namenloser aus der fremden Welt."

„Aber..."

„Was? Ich sehe, dass wir alle nur Menschen sind und du ein Mensch mit Zauberfähigkeiten. Das ist jedoch... wir müssen schlafen. Wirklich.“

Er nickte. „Du hast Recht.“ Er packte die Klingen, legte sie auf seine Beine. Sie schüttelte den Kopf. „Immer mit dem Schlimmsten rechnen...“

„Wenn ich morgen aufwache und wieder in einem Wagen liege, der mich in die Sklaverei verschleppen will, habe ich nicht genug aufgepasst.“

Sie schwieg. Leise brannte das Feuer herunter.

XII

„Er muss große Schmerzen gehabt haben“ sagte Professor Notna, während er stirnrunzelnd das Ende des Kampfes in der Arena betrachtet.

„Wir haben genug Schmerzmittel, um selbst dem Drachen zu helfen.“ Neru starrt ins Dunkel der Ecke, die sich über ihm auftut, wie immer, hier im Zwielicht der winzigen Lampen. „Er war geheilt. Er sollte entlassen werden.“

„Hat die Berührung mit dem Feuer des Wesens vielleicht etwas in ihm ausgelöst?“

„Danke für das Offensichtliche“ wollte Professor Notna sagen, aber ein Blick Nerus verhinderte dies. „Heute keinen Streit; diesen können Sie fortsetzen, sobald wir wieder in Sicherheit sind, hier oben.“ Diese Worte schwangen noch immer in der Luft wie schlecht gestimmte Saiten.

„Ja, wir glauben, dass er sich durch den Kontakt mit dem Feuer eine Art Geistesvirus eingefangen hat. Das klingt irgendwie komisch. Ich weiß. nicht... als hätte Magie angefangen, auf seine Psyche zu wirken.“

„Magie...hmm.“ Leutnant Sposka versucht, ihre Mundwinkel unten zu halten, aber die Lippen geschürzt, beginnt ein leises Kichern aus ihrem Mund zu dringen.

„Magie... ist... keine... Erfindung“ Professor Notna starrt sie an. „Der Unterschied ist, dass es kaum korrekte Unterlagen dazu gibt. Aber... woher sollte denn der Drache kommen? Wir haben es nicht geholt, es ist nicht in einer Art Transporter gelandet, der vom Himmel gefallen ist, um uns auszulöschen.“

„Aber Magie... Herr Professor, ich finde, dass Sie da etwas zu siegessicher sind. Magie ist Abrakadabra, sind Männer mit spitzen Hüten und Sternen auf ihren Mänteln, das sind...“

„Das sind Märchen, Leutnant. Das sind Märchen und keine Magie, Geschichten. Magie ist viel mehr als das, was man Ihnen erzählt. Jedenfalls forsche ich bereits seit Jahren damit. Es hat damit angefangen, dass...“

„Bitte, keine Diskussionen, zumindest nicht jetzt. Es wird bald Zeit, aufzubrechen, deshalb halten wir uns nicht mit metaphysischen Diskursen auf.“

„Boris und Pjotr sind ausgezeichnete Fährtenleser in der Dunkelheit, sie haben das von ihrem Vater geerbt, den es leider auch nach G13 verschlagen hat, wo er verschwunden ist. Auch deshalb sind sie dabei. Nur so, falls sie etwas fanatisch wirken sollten. Sonst, in Friedenszeiten sind sie friedlich...“

„Wenn gleich ein bisschen“ Notnas rotierender Finger wurde übersehen. Leutnant Sposka sprach weiter, nun etwas lauter.

„Wir bekommen genug Nahrungsmittel für 2 Wochen mit. Spezialpackungen. Wir lassen uns bis G10 fahren, weiter reichen die Fahrmöglichkeiten nicht. Ab dort wird zu Fuss weitergegangen. Den technischen Unterlagen zufolge befinden sich die Lastentransporter in ausreichend guter Verfassung, um...“

„uns nach unten zu transportieren und falls wir Glück haben, auch wieder hinauf. Ja, ich kenne das“ Salara hat ihre Gedanken mehr gezischt als ausgesprochen.

„Sie waren also unten. Schön. Und Sie haben überlebt. Mit jedem Menschen, der dies geschafft hat, steigen unsere Chancen dramatisch an, diese Sache zu überstehen und Ja-Lib herauszuholen.“

„Ja-Lib war allerdings nie dort, er hat sein Leben auf der Ebene G7 begonnen und hat sich durch seine Taten einen Platz ins G3 verdient. Ich weiss nicht, wie es in G1 oder G2 aussehen soll. G3 ist doch angenehm, oder?“

„Diese Diktatur der Ebenen ist doch Schwachsinn...“

„Professor, wir sind nicht hier, um politische Themen zu diskutieren“ Leutnant Sposka zerrte an ihrem Gürtel. Neru machte sich Sorgen, dass sie ihre Waffe ziehen und den Professor damit erschießen könnte, aber sie hatte sich mehr unter

Kontrolle als andere. Neru wurde laut. „Genau. Danke Leutnant. Ich mache Sie noch einmal gerne über die Lage der bekannten G-Ebenen bekannt.“

Er griff in seine Tasche und holte ein rundes Objekt von der Größe einer Faust heraus. Er drückte auf mehrere Stellen gleichzeitig. Gleißendes Licht schoß heraus, bohrte sich in die dicke Luft, liess die Menschen in Schock zurückzucken.

„Das haben wir, Salara und ich, von G13 mitgebracht. Es ist ein sogenannter holografischer Projektor mit einer Energiequelle, die wir nicht haben erklären können. Wir haben uns entschieden, diese virtuelle Karte intakt zu lassen, weil es klar war, dass irgendjemand sich wieder in Gefahr begeben würde und wir es brauchen würden.“

Er klickte. Das Bild flackerte und veränderte sich. Strukturen wurden sichtbar, winzige schwebenden Objekte verklumpten sich zu Häusern und Straßen.

„Das ist Ebene G10, vor einigen Jahrhunderten vermutlich. Sie kennen das ja, was man nicht abreißt, verfällt hier unten auch nicht. Zumindest nicht so schnell. Wir werden hier, „ er griff in das Licht“ ankommen, diesen Weg nehmen, vorbei an den Zisternen des Friedens, an der Kaserne und hier einige wenige Kilometer durch das Arbeiterviertel. Zumindest nannte man es so.“

„Früher. Herr Pasol, es ist doch bekannt, dass seit den Aufständen im Jahr 290 diese Gegend nicht wirklich sicher ist. Hier hausen Banden, die alles tun, um sich Objekte zu erschleichen, nein, zu erobern, die sie brauchen. Und die Kaserne, die ist ja wohl ein Witz. Dort lebt, soweit ich weiss, einer dieser kleinen Diktatoren, der...“

„Sie meinen Ursa Minor?“

„Der kleine Bär, ja. Ich verstehe nicht, wie man so naiv sein kann, zu versuchen, dort unten zu überleben, bei solchen Aussichten.“

„Sagen wir so...“ Neru lächtelte. „Was wäre, wenn Minor eine Marionette wäre für eine übergeordnete...“

„Wie meinen Sie das?“

Notna war aufgesprungen. „Meinen Sie, dass alle meine Versuche, nach G11 und darunter zu gelangen, nicht nur von einem winzigen Diktator beeinflusst wurde, sondern auch... von euch?“

Beschwichtigend hob Neru die Arme. „Verstehen Sie doch. Der Zugang zu G13 war so hart erkauft, sowohl finanziell als auch durch menschliche Verluste, dass man sich entschlossen hat, eine Art... wie nennt man das, Zerberus-Wächter zu installieren. Jemanden, der auf Lohn angewiesen ist, nicht nur durch das bisschen Macht da unten. Minor hat uns nie enttäuscht. Er mag zwar auf den ersten Blick ein Idiot sein, aber er ist unser Idiot.“

Sie schwiegen und von draußen klang der Lärm eiliger Schritte durch die Fenster herein. Als wäre ein Startschuss fällig gewesen, hämmerte Professor Notna auf den Tisch. „So. Und? Wie geht's weiter? Sollte dieser Arena-Kämpfer, dieses Drachenfutter, wirklich an diesem Minor vorbeigekommen sein...“

„Er ist es.“ Neru seufzte. „Wir haben erst vor kurzem die Information erhalten, dass Minor ein großer Fan dieser Veranstaltung ist und hat ihn freundlicher begrüßt als seine anderen Gäste, die meistens verprügelt und ausgeraubt werden. Ich habe ihn informiert, dass Ja-Lib fortgelaufen ist, zumindest inoffiziell. Er hatte ihn dann, nach einem Essen, in sein Zimmer bringen lassen, aber am nächsten Tag war er nicht mehr da. Ob er nun durch die Hilfe einer anderen Person weglaufen konnte oder ob Minor ein bisschen zicken wollte, wissen wir nicht. Minor spricht offiziell, so man dies offiziell nennen kann, von einem bedauerlichen Fehler.“

„Na super.“ Leutnant Sposka zischte mit der Gewalt eines Wasserwerfers. „Den Leuten da unten können Sie also auch nicht vertrauen.“

Neru zuckte mit den Schultern. „Vertrauen kann man den Leuten nicht, nur bezahlen, unterstützen, bis jemand kommt, mit dem man es leichter hat. Und dann gibt's eine kleine Revolte und bald sitzt ein neuer Mensch auf dem Chefsessel. So einfach ist das. Minor weiss das. Vermutlich kann er sich nur nicht daran erinnern, wie er an die Macht gekommen ist.“

„G10 ist also durch. Wir fahren mit dem Transportmittel eine Ebene tiefer zu G11.“ Salara hob die Augenbraue und schaute in die Runde. „G11 ist bereits ein anderes Kaliber. Sie alle wissen, in den letzten Jahrhunderten haben sich die oberen Ebenen gesellschaftlich und technisch weiterentwickelt, während durch irgendeine Sache die unteren Ebenen nicht weiter benutzt wurden. G11 war ein Beispiel für den Aufbau einer Art Bauern-Ebene, wie soll ich das beschreiben. Man versuchte dort, laut unseren Erfahrungen, Nahrungsmittel nicht in Fabriken herzustellen, sondern direkt, durch eine Art Mutterboden und durch große Lampen, die eine Art Tag-Nacht-Zyklus erschaffen sollten. Man kann nur vermuten, dass die Ergebnisse nicht ausreichend waren, so dass man anfing, Züchtungen durchzuführen, die zum einen die Getreidesorten als auch die Nutztiere ergiebiger machen sollten. Tja, anscheinend sind die Experimente furchtbar schief gelaufen. Als unser kleines Team vor den langen Jahren dort unten war, sind gewisse Merkwürdigkeiten aufgetreten. Der Tag-Nacht-Rhythmus

funktioniert noch immer, deshalb war es für uns einfacher, in der Dämmerung voranzukommen. Die Lichter zu Tageszeiten sind sehr hell, unglaublich hell und durch die künstlichen UV-Strahlen, die beigefügt wurden, um die Sonne in all ihrer Pracht zu simulieren, hatten wir mit Dingen wie leichten Hautverbrennungen und Schwindelgefühlen zu leben. Deshalb benötigte das Überqueren dieser Ebene auch eine Woche. Wir müssen natürlich auch sagen, dass wir Zeit hatten; ein Marsch wird uns in vermutlich 2 Tagen zum Transportmittel für G12 führen. Wenn wir nicht auf Mutationen treffen.

„Mutanten?" fragte Notna. Salara nickte. „Vermutlich 200 Jahre an Sonneneinstrahlung, dazu die Experimente an Pflanze und Tier haben zu recht unschönen Ergebnissen geführt."

„Wie meinen Sie das?" fragte Leutnant Sposka.

„Da unten werden Sie Tiere sehen, die nicht existieren dürften. Wir vermuten eine rudimentäre Intellienz, Schwarmdenken für Wesen, die gar nicht in Schwärmen agieren dürften. Sie haben keine eigene Intelligenz, sondern eine Art Meta-Intelligenz, die ihre Gedanken so steuert, dass sie nicht allein unterwegs sind, niemals, sondern immer in Gruppen zu 10 oder mehr. Manchmal bekämpfen sich auch Gruppen. Nur deshalb haben wir dort unten beim letzten Mal überlebt: Wir waren eingekreist und plötzlich drehten die Schweinoden, so nennen wir die Nachkommen der mutierten Schweinen mittlerweile, vollkommen durch und rannten in alle Richtungen davon. Wir haben uns dann verzogen, sind schnell weitergezogen, denn im Hintergrund hörten wir die Schreie der Wesen, die uns vor Sekunden noch hatten töten und fressen wollen. Rinoden, die Nachkommen von Rindern hatten wir noch gesehen; falls Sie schonmal ein normales Rind gesehen haben, deren jetzige Schulterhöhe da unten liegt bei ca. 2,30m-2,50m. Wir haben auch festgestellt, dass die Tiere meistens zu Fleischfressern geworden sind. Nur wenige Wesen überstehen den Kontakt mit den Pflanzen. Durch die Menge an Strahlung, die um ein Vielfaches größer ist als jene, welche die Sonne bieten soll, damals, als wir noch draußen leben durften... jedenfalls gibt es dort nicht nur Pflanzen, die durch Pollen oder Kontakt Verbrennungen oder Vergiftungen erzeugen können, nein, sie haben sich an das karnoviere Verhalten aller Spezies da unten angenommen und das heisst: komm ihnen zu nah und sie verdauen dich lebendig."

Leutnant Sposka schüttelte den Kopf. „Sie führen uns in die Hölle, ist es nicht so?"

Neru nickte. „Ja. Und das ist erst G11. Wir haben G10 noch in Benutzung, weil wir wissen, dass Dinge, die von unten kommen, weiter oben nicht überleben dürfen. Jede unserer Marionetten auf G10 war direkt darauf geeicht, jede Form von Übernahmeversuch aus den tieferen Ebenen zu melden und zu bekämpfen. Das Schwarmverhalten der Tiere da unten ist nur auf Jagen, Töten und Fressen ausgelegt. Aber wir können die Zukunft nicht vorhersehen. Vielleicht suchen sie irgendwann einmal den Feind, das neue Futter, bei uns." Er grinste. Leutnant Sposkas Gesicht glich einer Wand aus Feuer. „Das ist ein bisschen mehr, als ich wissen wollte. Nun gut..." Sie atmete schwer. Die beiden anderen Soldaten starrten sich an und nickte. „Alles, was man töten kann, werden wir töten."

„Sollten wir Ja-Lib vorher finden, werden wir natürlich umkehren, mit ihm. Oder mit seiner Leiche. Da er den direkten Weg nach G13 sucht, glauben wir, dass auch er seine Zeit nicht in den oberen Ebenen verschwendet. G11 bietet dem geneigten Bewohner, so er vor 200 Jahren dort gelebt hat, eine hübsche Landschaft mit Bergen an den Seiten. Sie wissen schon: ein Mensch lebt untern," Salara blickte sich um, „ständig umgeben vom Druck von Mauern, Stahl und hunderte Meter Stein über ihm. Deshalb ist der Übergang zu G12 in einer Art Höhle. Zumindest wurde der Transporter in virtuell hübschen Stein eingebaut, umgeben von Tropfsteinen und so weiter. Falls dort Tiere leben, müssen wir sie alle ausschalten."

„Also töten. Und was gibt Ihnen das Recht..."

„Professor Notna, das Überleben-Wollen gibt mir immer Recht."

Leutnant Sposka starrte den Professor an. Er wich ihrem Blick aus, zuckte mit den Schultern. „War nur eine metaphysische Frage... wir haben immer Zeit für grundsätzliche Fragen. In G12 sollen die Maschinen stehen... nur deshalb bin ich bereit, mich in Gefahr zu begeben."

Salara nickte. „Aber es lohnt sich."

„Das Bild sieht schön aus, aber es ist gefährlich", sagte Leutnant Sposka, ihrer Rolle als Frau plötzlich bewusst. „Ja, das sage ich auch immer" Salara lächelte. „Das hier ist G12. G12 wurde früher als G11 verlassen. Warum, was wurde uns klar, als wir G11 überlebt hatten, zumindest die meisten von uns; einige Leute hatten Biss-Spuren von Schweinoden und Lichtverbrennungen, leider gab es einen Toten."

„Leutnant Makers" Sposka blickte auf. „Sie..." Der Leutnant nickte. „Er war in meiner Einheit... ich war noch neu, kein Leutnant wie jetzt. Wir kannten uns... ich habe erst gelesen, dass er auf ihrer Expedition mitgewesen war, als Sie zurückkamen und Ihre Informationen sofort unter Verschluss waren. Jedenfalls, sprechen Sie bitte weiter..."

Salara nickte.

„Die Fahrt von G11 auf G12 dauert ca. 12 Stunden. Sie ist die letzte Möglichkeit, sich wirklich auszuruhen. G12 ist ein anderes Kaliber als alles, was darüber liegt. Während auf G11 die Gegner noch irgendwie sichtbar und angreifbar sind..." sie stoppte. Der Raum lag in tiefem Schweigen. Neru räusperte sich „G12 ist gefährlich. Richtig gemeingefährlich. Es ist so

gefährlich, dass, wenn wir dort sind, die Möglichkeit von Schlaf und Erholung extrem eingeschränkt ist, dass ein falscher Weg bereits den Tod bedeutet."

Er klickte und das Hologramm wechselte die Farbe; Linien bildeten sich, flimmerten im fahlen Licht einer allumfassenden Dämmerung. Sie starten auf das Bild.

„Das ist G12 und es ist genauso gefährlich, wie es aussieht." Er hörte förmlich, wie die Leute um ihn herum den Atem anhielten. Zorn wallte in ihm auf, als er sich erinnerte, wie fröhlich alle damals gewesen sein mussten; in einer Zeit, die keinen echten Schrecken mehr kannte, außer den Drachen, irgendwo da draußen.

„G12 kennen die Leute nur, weil sie von ihren Eltern die Geschichten beigebracht bekommen haben, Gruselgeschichten in der Schule, Alpträume, Filme für junge Erwachsene. Sie wissen, dass es existiert, aber was dort unten lauert, lauert bei ihnen nur im Unterbewusstsein... G13 ist noch tiefer, das kennen nur eingeweihte Menschen und Computer. Ich bin der Meinung, da... ich weiss nicht... man darf es nicht wissen.

G12 war die Industrieanlage, die Maschinen für uns hier oben lieferte, während des ersten Aufbaus... nach dem Untergang... nach dem Verlust unserer Welt da oben. Sie bestand zum großen Teil aus Menschenwerk, wurde jedoch nach vermutlich einem Jahrhundert von den Maschinen übernommen. Oder freiwillig übergeben. Wir wissen nichts wirklich, jedenfalls produzieren die Maschinen weiter, wir mischen uns nicht in ihre Angelegenheiten ein, eine Art Friedensabkommen... eine Win-Win-Situation. Deshalb mögen sie es nicht, wenn wir zu ihnen kommen... oder versuchen, sie zu überwältigen. Es gibt immer einige Leute, die G11 überleben und in G12 verschwinden. Religiöse Fanatiker, die ihre Gottheit in der Tiefe suchen..."

„Wie meinen?"

Leutnant Sposka zischte zusammengebissene Laute aus ihrem Mund. Neru blickte auf. Notna grinste. „Haben wir etwa eine wunde Stelle erwischt? Religiöse Fanatiker, die in den Maschinen oder noch weiter unten eine Lösung suchen, eine Art Erlösung von dem da oben?"

Sposka spuckte aus. „Ihr technokratisches Geseier kotzt mich an." Sie blickte sich um „Muss der wirklich mit?" Notna lächelte. „Ich werde mich gerne zurückhalten, wenn Sie sich aufregen. Oder auch nicht. Es liegt ganz in meinem Ermessen."

Die beiden anderen Soldaten sagten nichts, starrten betroffen zu Boden. Schamesröte stieg in Sposkas Gesicht auf. Neru kratzte sich die wenigen Haare auf seinem Kinn. „Leutnant, wir wissen, wieso Sie sich so aufregen. Seien Sie sich sicher, alles wird sich aufklären."

„Notna, lassen Sie die Kommentare, wir werden hier alle gebraucht und das ist kein Witz. Wir sind wenige und haben eine große Aufgabe, schauen Sie..."

Gewaltige Linien zogen sich durch die Luft, verschwammen im dumpfen Hagel der Staubflocken dieses Raums.

„Diese Ebene ist mehrere Kilometer hoch, bevölkert von Maschinen, die uns zwar nicht unbedingt töten wollen, aber auch Selbstschutz praktizieren. Sie können riesig sein, wie hier, „Neru deutete auf ein Rechteck, das sich rot vom Hintergrund abhob, „Ist eine einzelne Maschine. Kann sich bewegen. Uns zertreten wie Maden. Oder andere Maschinen dazu bringen, uns zu töten... jedenfalls müssen wir dort unten vorsichtig sein. Das Problem sind schlimmer mit... den kleinen Maschinen, gefährlich... Schwarmwesen. Wir haben einige Leute verloren... wichtige Leute. Sie wurden..."

Neru schwieg, schüttelte den Kopf. „Es ist gefährlich da unten."

„Und weiter unten?"

Einer der Zwillinge, Neru konnte sich nicht erinnern, wer auf welchen Namen hörte, hatte gefragt.

„Da unten wurden Experimente durchgeführt. Ob sie gut oder böse waren... die Ergebnisse sind verschollen, aber... die Menschen brauchen eine Art Erlöserfigur, eine Art Himmel und dort unten sollen die Dinge sein, die uns retten können. Dort unten sollte ein Computer leben, der die Macht hat, uns zu befreien, oder irgendsowas.. wir waren unten... sind nicht weit gekommen. Konnten uns mit Mühe zurückschlagen. Verletzt, fast tot... Nur Salara und ich."

Salara starrte ins Licht. „Ja... fast tot."

Neru hob seine Hände, um ihr sanft auf die Schulter zu schlagen, aber ihr Blick hilet ihn davon ab. Er kannte ihre aktuelle Stimmung: mörderisch mit Hang zur totalen Vernichtung.

„Sollte man also G12 überleben... irgendwie, wenn man nicht in den Recycling-Anlagen der Maschinen landet, was passiert, wenn man stirbt..."

„Es gibt einen geheimen Weg nach G13. Dieser ist aber geschlossen worden, durch uns selbst, damals, als wir die Flucht angetreten sind. Es war ein Einwegticket, das wir gelöst hatten."

„Die Frage lautet doch", Professor Notna, kratzte sich am Hals, „Wieso Sie noch leben. Sie beide. Ich meine, es ist einfach sehr schwer denkbar, dass 2 Menschen, die ihr komplettes restliches Team verloren haben... die durch Ebenen von Tod und Verdammnis gewandert sind, am Ende dort landen, wo sie hinwollten und dann... wie soll ich sagen, wieder hier herkommen."

Stille, erneut diese magisch-dumpfe Stille, die alle Gefühle in sich selbst verlaufen lässt, wie dieser Käseersatz, den man bekommen konnte.

„Es... ist schwer.... wir können uns tatsächlich kaum noch erinnern, wie wir es geschafft haben, herzukommen."

Niemand antwortete.

„Wir sollten losmachen. Je länger wir hier rumstehen, desto..."

„Ja. Wir fahren nun zur Kaserne. Dort holen wir Waffen und Ausrüstung. Ich hoffe, wir alle haben letzte Nacht gut geschlafen. Es wird ein sehr langer Tag werden."

„Gut. Nur noch eine Sache... glaubt ihr wirklich, dass Ja-Lib den Weg nach unten überlebt hat? Wir sind zu sechst und unsere Chancen sind schon sehr schlecht. Wie kann ein einzelner Mann..."

„Frau Leutnant... Sie kennen Ja-Lib aus dem Fernsehen oder sie waren schon einmal in der Arena?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Aber ich weiss..."

„Ja-Lib kämpfte mehrfach gegen den Drachen. Er war immer sehr erfolgreich... konnte, wie auch immer, das Tier, das Wesen, nicht besiegen, aber... verletzen. Allein die Möglichkeit, dass er der große Meister ist, von dem die Alten gesungen haben, ein Mensch, der die Fähigkeit hat, dieses extradimensionale Ding, das hier unten haust, zu bekämpfen, zu verletzen, vielleicht zu töten, das macht ihn zu etwas besonderem. Haben Sie letzte Woche Buterman gesehen? Er war der Ersatz für Ja-Lib... und er war erfolglos. Nur mit größter Mühe war es möglich, ihn zu retten, aber er wird nicht mehr kämpfen können. Vermutlich wird er den Rest seines Lebens damit verbringen, am Schreibtisch zu sitzen und Dinge zu unterschreiben... Wenn er körperlich wieder voll genesen ist, dann ist der Geist das Problem. Der Geist, wie bei Ja-Lib, der verbrannt wurde, ist geschädigt, aber mit genug Möglichkeiten können wir ihn retten. Er ist einfach gegangen, weil er einen tieferen Sinn in seinem Kampf erkannt hat und weil das Feuer, das ihn verletzt hat, ihn verändert hat."

„Gut, noch einige Worte, die wir loswerden, bevor wir uns auf den Weg machen?"

„Ja... ich."

Professor Notna hatte sich in der Zeit, in der Salara gesprochen hatte, von der Gruppe entfernt. Er wirbelte in eine Ecke, es rumpelte, quiekte, dann kam er wieder herein, in seinen Händen der grau-blaue Anzug eines Technikers, der versuchte, strampelnd seinen Körper zu befreien. Notna warf ihn zu Boden. Salara blickte Neru an „Ich sagte dir schon einmal, der Professor ist kein Schreibtischhengst, wie man früher sagte. Er kann auch..." sie deutete auf die wimmernde Beute „handgreiflich werden."

Man trat näher. „Sie sind es?" fragte Neru. „Du kennst ihn?"

Er nickte. „Ich bin ihm gestern begegnet. In einem dieser Restaurants, wo er sich mit seinen Freunden über die Wetten in der Arena amüsiert hat. Ihm schien es nichts auszumachen, etwas Geld zu verdienen, in dem er sich über Gesetze hinwegsetzte... er wettet auf den Drachen."

Starre Blicke kreuzten sich, bohrten sich in den Übeltäter. „Hey, ich..." er schwieg.

„Jamses ist sein Name und wenn er nicht unter Freunden ist, dann ist er sehr kleinlaut... wie mir scheint, ein klassischer Fall von großen Mundwerk..." Nerus Gesicht schien eingeschlafen zu sein. Er räusperte sich. „Was machst du hier, Techniker?"

„Ich..." Seine Schultern sanken zusammen. „Ich... wollte mich rächen. Sie haben mich vor meinen Freunden lächerlich gemacht. Ich wollte mich rächen, ja."

„Und wie? Mit einem Zollstock in einer dunklen Gasse auflauern und niederschlagen?"

„So..." er zuckte „so etwas in der Art."

„Grandios... Was tun mir nun mit einem solchen... Menschen?"

Sposka trat vor.

„Wir sollten ihn in ein Gefängnis werfen und den Schlüssel in G13 vergessen.“

Jamses kreischte auf.

„Leutnant, eine gute Idee. Aber dann wird man ihn dennoch finden. Irgendwann.... wir sollten uns etwas anderes überlegen. Ihn dem Drachen zum Frass vorwerfen...“

„Nein!!!“ Jamses zuckte. „Ich... kann Ihnen helfen. Ich.... habe Ahnung von Technik. Ich könnte Ihnen helfen. Wenn Sie da runter gehen... könnte ich...“

Sie schwiegen.

„Ist das eine Idee?“ fragte Salara Neru. Er schaute sich in der Runde um, betrachtete die zusammengekniffenen Augen seiner baldigen Gefährten in den Abgrund der Hölle, den sie nicht kannten. Außer Salara, aber... sie war härter als so mancher Mann, der ihm je begegnet war.

„Und dabei... könnte er uns wirklich nützlich sein...“

„Er wird uns verraten, wenn wir ihn hier lassen und er ist eher unser Kriegsgefangener als ein offiziell zu verurteilendes Mitglied der normalen Menschheit da draußen. Wir glücklichen wenigen... wir werden Dinge erleben, die andere Leute nicht in ihren Träumen durchleben wollen.“ Professor Notna liess Jamses fallen. Er schlug hart auf, keuchte, wimmerte. „Kommen Sie mit, Sie Feigling, machen wir einen Mann aus Ihnen...“

XIII

Brüllend brach die Gruppe von Snalus durch das Gebüsch und stoppte verwirrt. Gerüche hatten die Existenz von Nahrung, von Fleisch angezeigt, doch nun, da sie hier waren, wo auch immer das war, waren sie verschwunden. Nur Asche, so weit ihre Sinne reichten. Die Luft war gesättigt vom Tod.

Langsam zogen sie sich zurück, schweigend wie immer. Nur ihre Gedanken blieben bei diesem Ort.

Er erwachte, schaute sich um. Dieser Ort, so merkwürdig vertraut und doch so fremd, es konnte nicht sein. Sein Mund war trocken wie der Staub um ihn herum; grau lagen die Flocken auf seinem Gesicht. Er wischte mit seiner Hand den Dreck von seinen Augen und konnte endlich klar sehen.

„Snalus. Sie waren hier.“ Liara hatte einen Gesichtsausdruck, als wäre sie dem Tod gerade von der Schippe gesprungen. Er schüttelte verwirrt den Kopf. „Ja? Komisch.“ Er schaute sich um. Fussabdrücke auf dem verbrannten Boden vor ihm und sonst nichts. „Sie haben uns einfach übersehen oder... ich weiss nicht, sie waren plötzlich hier, schreiend und laut und dann haben sie sich einfach umgedreht und sind weggegangen.“

„Ein Traum, Liara?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ganz sicher nicht.“ Sie flüsterte. Langsam begann, irgendwo hinter dem Bäumen, ein neuer Tag. Die Dämmerung legte sich über den Wald, der anfing, zu erwachen. „Was tun wir?“ fragte sie. Er hob seinen Arm. Noch immer pochte dieser, aber nicht mehr so schmerzhaft. Die Mittel, was auch immer er genommen hatte, die nicht von dieser Welt gewesen waren; sie hatten ihn ein Stück weiter in Richtung seiner vollständigen Genesung geführt.

„Wir müssen zum Ovpar. Ich weiss, es ist... gefährlich. Aber irgendwas ist mit diesem Ding, dass wir es uns anschauen müssen.“

„Ovpar... wir müssen in einen Tempel. Die Priester wissen, wo wir es finden. Ich selbst habe es noch nicht gesehen. Gefährlich...“ sie starrte zu Boden. „Du bist gefährlich. Der Wald ist gefährlich. Ob die Reise zu einem Gegenstand gefährlich ist, das weiss nicht nicht. Kannst du gehen?“

Er nickte. Vorsichtig drehte er sich zur Seite, zog seine Beine an und drückte mit dem unverletzten Arm aufwärts.

„Diese Dinge, die in diesen magischen Säcken sind... die nehmen wir doch mit...?“

Er lächelte. „Eigentlich nicht. Aber...“

„aber wir brauchen Geld. Wir brauchen etwas zu Essen, wir brauchen Kleidung für dich. Du fällst hier auf. Du bist bleicher als die anderen, du trägst Dinge, die keiner tragen würde, du bist ein Fremdling und die werden in diesen Zeiten sehr ungern gesehen.“

Schweigend packten sie alles ein, was sie tragen konnten. Liara hatte eine Idee, die er kopfschüttelnd akzeptieren musste. „Tote brauchen keine Kleidung." und so stampfen sie, wenige Minuten später, mit einem blutbefleckten Sack aus verknoteter Kleidung fort von diesem Platz. Er drehte sich noch einmal um. „Danke Freund, wer auch immer du gewesen bist." Er rieb sich die Schulter.

„Was wird hier wohl geschehen?" fragte Liara. Er schüttelte den Kopf. „Ich weiss nicht. Mit genug Glück wird in einigen Jahrzehnten jemand diese Stätte finden und eine göttliche Anwesenheit vermuten und einen Tempel bauen."

Sie nickte. „Ich war auch schon fast daran zu denken, dass hier etwas Großes geschehen ist."

„Alles, was wir nicht verstehen... ist größer als wir."

Sie half ihm, den Beutel auf seinen Rücken zu binden. Er nahm dankbar an. Dennoch, das ungute Gefühl blieb, sie hatte ihn schon einmal verraten.

Sie wusste, was er dachte. „Würde ich den Fehler noch einmal machen, hättest du jedes Recht der Welt, mich zu jagen und zu töten. Ich... ich weiss, wie mächtig du bist." Er schüttelte den Kopf. „Und doch so unwissend."

„Nur weil du keinen Namen hast." Sie versuchte zu scherzen, merkte aber, dass er sich peinlich berührt fühlen musste; seine Augen starrten ins Leere.

„Du hast die Wahl, Namenloser. Du hast Männer getötet, als du geflohen bist. Nimm einen ihrer Namen und ehre sie. Sie hatten keine Familie, so weit ich weiss."

Er nickte. „Wie hießen sie?"

„Joras hieß der eine. Er war ein mächtiger Krieger gewesen, aber hatte sein späteres Leben nicht mehr auf die Reihe bekommen. Der Wein und seine Vorliebe für leichte... Frauen haben es geschafft, die letzten Kräfte seines Körpers zu vernichten. Und dann kamst du und hast seine Seele nach Navogard geschickt."

„Navo...?"

Sie lächelte. „Eine Art magisches Leben nach dem Tode für die Skeld. Du weisst schon..." er schüttelte den Kopf, sie atmete schwer. „... Tafeln mit den großen Göttern, Kampfspiele, hunderte junge Frauen..."

Sie wurde rot. Er fühlte sich unwohl. „Und der andere?"

„Ein Bursche namens Seramus. Hatte sein Leben noch vor sich, wenn man denkt, man hat es vor sich, meine ich. Er war ein Gelehrter gewesen, hatte an der Akademie in Bramant zu studiert, aber es war ihm zu langweilig gewesen und er wollte die Welt sehen. Er war kein schlechter Mensch, aber.."

„Er war kein Krieger..."

Sie nickte. „Ich mochte ihn. Er war klug. Er hat sich die falsche Art ausgesucht, die Welt zu erleben. Erst in einem dieser Türme sitzen, in denen man lernt und dann sich den doch gefährlichen Platz in einer... Sklavenkarawane sichern. Und durch die Wälder fahren und bei einem Fluchtversuch eines offenkundig leicht zu meisternden Gefangenen sterben."

„Ich nenne mir Seramus."

Liara grinste. „Ich wusste, dass du das sagst. Du siehst nicht aus wie ein alter Krieger, auf den Loblieder gesungen werden. Ich schlage vor, wir gehen vorsichtig in Richtung des Wagens und schauen nach, ob die Wache, die ich zurückgelassen habe, noch lebt oder, ob sie Klugheit bewiesen hat, und geflohen ist."

„Gut." Er stampfte los, Liara hinter sich lassend. Als er die Grenze in den Wald übertrat, drehte er sich noch einmal um. „Danke, Freund." Dann wandte er sich wieder dem Grün zu, das ihm zeigte, dass der Weg zur Lichtung noch lang genug war, um gefährlich zu sein.

Mit der Zeit begann, seine Schulter wieder zu schmerzen. Er versuchte, dies zu unterdrücken, aber irgendwann wurde es zu viel.

„Einen Augenblick." Er atmete schwer.

„Die Wunde?" fragte Liara. Er lächelte. „Ja. Das Fleisch ist schwach und der Geist leidet genauso."

Liara lachte hell auf, das erste Mal, seit er auf dieser Welt war.

„Das hätte Seramus nicht besser sagen können. Er war auch einer dieser Sprücheklopfer."

„Ich muss mich an meine neue Rolle gewöhnen.“ Er griff in seine Tasche und holte die kleine Box hervor. Vorsichtig schüttete er eine Pille in seine Hand und schluckte sie. „Aaaah, ich weiss... dieses Mittel sollte man mit Wasser zusammen einnehmen...“ er würgte. „Zumindest eine Erinnerung...“

Irgendwann, nach gefühlten Stunden eines aufmerksamen Marsches, immer bedrückt von den Gedanken an einen Tod, den eigenen und auch den seiner Bekannten, begann Seramus endlich eine Lücke in den Bäumen zu sehen. Er lächelte. Liara sah es. „Du lächelst. Du bist also doch ein Mensch.“ Seramus schaute sich um. „Ich bin ein Mensch, ja. Aber ich weiss noch immer nicht, was ich sonst noch bin.“ Sie berührte seinen Arm. „Aber du wirst.“

Er griff an seinen Gürtel und befühlte die beiden Klingen, die er mitgebracht hatte, dachte an den Toten, der da hinten, auf dem harten, verbrannten Boden lag und sprach ein kurzes Gebet an irgendeine Macht, an die er wohl geglaubt haben musste, bevor er hier aufgewacht war.

„Du denkst an ihn, was?“ Liara sprach ihn wieder an. „Ja, ich fühle mich schuldig.“

„Wieso? Weil du ihn getötet hast? Weil er mit dir kämpfen musste und verloren hat? Ich verstehe dich nicht.... Seramus. Ich meine, das ist eine harte Welt, wo die Starken überleben und die Leute, die einen Krieger herausfordern, sterben, wenn sie nicht besser sind als ein Mann, der mit Waffen umzugehen weiss.“

Er zuckte mit den Schultern. „Es ist nicht recht und ich bin nicht wirklich geeignet, um das Ovpar... zu schützen.“

„Du hast mehr Leute getötet als jeder den ich kenne. Bis auf die Skelden, die ein kriegerisches Volk sind und die Toten, die jedes Leben hassen... der Tod hier fast überall. Deshalb...“ sie blickte sich um, „deshalb müssen wir hier schnell raus. Die Snalus sind unterwegs.“ Er beschleunigte seinen Schritt. Kratzen und Schleifen in den Büschen, ein Stampen weit in der Ferne, als würden Trommeln geschlagen, die keine andere Aufgabe haben „Sie kommen. Laufen wir.“ Sie rannte los, er hinterher. Seine Lunge schmerzte von der ungewöhnlichen Belastung, er kannte sie nicht, aber sie fühlte sich so an, als wäre er in den letzten Tagen nur durch die Welt gelaufen, auf der Flucht vor etwas. Er fühlte, wie sich sein Magen zusammenzog, wie er sich verkrampfte und dann, als wäre ein eisernes Band in seinem Körper gerissen, brach all die Kraft heraus, die er noch hatte. Dort, nur einige hundert Schritte weiter, war die Lichtung, ein Platz, an dem die sicherer Rettung lag. Das Trampeln hinter ihm wurde immer schlimmer. Er beschleunigte weiter. Liara war bereits aus dem Wald gelaufen, schnell wie ein junges Reh hatte sie ihn einfach stehen lassen können.

Und draußen. Er versuchte, sich nicht umzudrehen, dennoch musste er seinen Kopf zum Boden neigen, weil das Licht, so hell wie es ihm direkt in die Augen schien, so grell war, das er fühlte, es würde direkt durch seine Augen in seinen Kopf scheinen. „Sonne.“ Die Bilder verschwammen vor ihm und er musste sich beherrschen, nicht stehenzubleiben und den Schock erst einmal zu überwinden. Noch immer waren da diese Schritte und er dachte mit Schrecken an die Snalus und woher sie wohl gekommen sein mussten, wie sie überhaupt überleben konnten ohne Augen und Ohren, nur mit Hilfe ihrer Nasen und der Fähigkeit, ihre gegenseitigen Gedanken zu lesen.

„Komm, du Schlafmütze. Willst du gefressen werden?“
Liara, nur noch eine Fingerbreit groß, weiter hinten auf der Straße. Eine Straße, Menschen. Er versuchte zu lächeln. Pfeile bohrten sich durch die Luft, sausten surrend an ihm vorbei, schlugen ein. Dumpf krachten die Körper seine Verfolger auf den Boden. Er rannte weiter, durch den Hagel der Geschosse, in Richtung Liaras. Sie hob die Hände. „Bleib stehen. Es ist in Ordnung.“

Er stoppte. Verwirrt drehte er sich um. Da lagen nur noch 4 Leichen am Boden.

„Ich kenne diese Leute. Komm mir.“ Er starrte sie verwirrt an. Sie kam zu ihm herüber. „Keine Sorge, diesmal wird dir nichts geschehen.“

Er nickte.

„Liara, seid ihr das?“ Die Stimme war markant, hatte einen metallischen Unterton.

„Sir Randor, es ist mir ein Vergnügen, euch und eure Männer zu sehen.“

„Was macht ihr denn in solchen Tagen in den Tiefen des Waldes?“

Sie schwieg. Seramus begann, seine Arme zu senken, fühlte den Griff der Klingen.

„Wir waren auf der Jagd nach einem geflohenen Sklaven, ein gefährlicher Mann. Weiter hinten im Wald konnten wir ihn stellen, er griff mich an und Seramus musste ihn töten.“ Sie schüttelte den Kopf. „Dann kamen die Snalus und ihr und ich muss mich bei euch bedanken, dass Ihr eure überragende Treffsicherheit einem so noblen Ziel geopfert habt, uns zu retten.“

„Retten? Nun gut, ich bin dankbar, dass Ihr nicht in die Flugbahn meiner Pfeile gekommen seid.“ Die Gruppe lachte, Liara ebenso. „Sir Randor, es lässt sich doch eher eurer grandiosen Kunst des Bogenschießens zu verdanken, als dem Glück. Wir haben einige Männer verloren und versuchen nun, uns zu dem Wagen durchzuschlagen, der von unserer kleinen Karawane getrennt wurde. Würdet ihr...“

„Keinesfalls. Meine Männer und ich sind auf einer heiligen Mission und eine Ablenkung, bis auf das hier, was unsere Pflicht ist, ist keinesfalls notwendig.“

Seramus blickte auf. Dumpf glitzerndes Metall überzog den Körper des Mannes, den Liara als Sir bezeichnet hatte. Diese Rüstung musste gut und gerne soviel wiegen wie der Mann selbst, den man vermutlich schon vor Tagen hineingepresst hatte. Seine Männer waren nicht so gut geschützt, doch trugen sie Lederrüstungen, mit Eisen verstärkt, Helme mit farbenprächtigen Symbolen und Waffen, deren genaue Kenntnis Seramus noch immer versagt blieb. Es waren ein Dutzend Reiter und dahinter noch mehrere Wägen mit Menschen und allerlei notwendigen Dingen; er sah Stoffbahnen, die vermutlich Zelte sein sollten; er sah Töpfe und Kleinwerk, es erinnerte ihn an den Begriff „Kreuzzug“, aber dies war zu klein und außerdem...

„Mein Herr, Euer Marsch... wohin führt dieser, wenn ich mich erdreisten darf, zu fragen.“

Sir Randor hob seine Augenbrauen unter dem aufgeklappten Visir. „Ich und meine Männer sind auf dem Weg nach Bramant. Das Ovpar muss geschützt werden auf seinem Weg in die Hauptstadt. Wisst ihr nicht, dass rebellische Bauern versucht haben, dieses Objekt zu stehlen?“

Seramus schüttelte den Kopf. „Verzeiht, Sir Randor, ich war zu lang... mit meinen Büchern beschäftigt.“

„Dann tut etwas und schließt euch uns an. Ich sehe, Ihr seid verletzt, aber ich sehe auch, dass ihr zwei Klingen führt. Dies lässt mich vermuten, dass ihr damit kämpfen könnt. Das Ovpar zu schützen, ist eine heilige Aufgabe für alle von uns.“

Er drehte sich um. „Wie geht es eurem Vater, Liara?“

Sie lächelte, während sie sich auf ein Pferd schwang, das man für sie bereitgestellt hatte. „Er ist beschäftigt, Sir, wie immer. In solchen Zeiten hat er noch mehr zu tun als sonst.

„Und?“

„Und was?“

„Und euer Freund hier, er sieht krank aus. Ihr seid unterwegs mit einem kranken Mann, mitten im Wald und versucht, unauffällig zu wirken?“

Sie stockte in der Bewegung. Seramus konnte ein feines Lächeln im Mundwinkel von Sir Randor erkennen. Ertappt.

Sie setzte sich auf den Sattel, dann gab sie dem Pferd die Sporen und kam nah herangeritten.

„Ihr möchtet doch nicht ausdrücken, dass ich euch anlüge, Sir Randor?“

Er hob die Arme. „Nein, natürlich nicht. Aber Ihr und Euer Vater, ihr wart doch immer ein Herz und eine Seele. Es ist mir nicht geheuer, euch hier zu sehen.“

„Lasst meinen Vater aus dem Spiel. Es gab...“ Sie verzog ihr Gesicht. „Es gab Schwierigkeiten. Ich möchte nicht darüber reden.“

Er verstand. „Gut. Kann euer Freund reiten? Oder hat er die Zeit in einer Höhle zugebracht? Oder, wie er aussieht, in einem Gefängnis?“

Seramus schaute hoch. „Sir. Mein Umgang mit Menschen ist untadelig. Ich habe viele Jahre damit verbracht, in Bücher zu schauen, während das Leben vorbeizog. Manchmal bedauere ich es, aber...“

„Genug. Das Geschwätz von Zauberern und Alchemisten ist mir zu kompliziert. Ein wenig mehr Zurückhaltung mir gegenüber würde euch gut stehen.“

Sir Randor starrte auf ihn herunter, das Lächeln hatte sich aufgelöst und Seramus konnte förmlich hören, wie die Kiefernknochen mahlten.

Er nickte schweigend.

„Liara, euer Freund lässt sich gut belehren. Vielleicht kann er doch zu einem echten Mann werden.“

Sie lächelte. „Irgendwann, wenn er die ersten Schlachten überleben sollte.“

„Ausgezeichnet. Nun. Gebt unserem Freund ein Pferd. Ich glaube, das von, wie heißt er noch, ach, egal... es ist ohne Reiter. Wir haben einen Überfall einige Meilen von hier überlebt. Kennt Ihr Opasta?“

Sie schaute auf. Ärger blitzte auf. „Wir waren in der Nähe von Opasta, als uns der Gefangene floh. Wir rochen Rauch und sahen auch die ersten Gebäude, schwarz wie die Nacht, von den Flammen ausgezehrt.“

„Die Toten waren auf einem Marsch. Wir versuchten sie aufzuhalten, schafften es sogar, sie zu vernichten. Es gab etliche Schwerverwundete und natürlich auch Todesfälle.“

„Tote? Denen sind wir auch im Wald begegnet, waren fast schutzlos, bis es meinem Freund Seramus gelang, sie mit Hilfe eines Bären zu vertreiben.“

„Ein Bär?“ Sir Rangor schmunzelte. „Vielleicht seid ihr gar nicht so verkehrt. Vielleicht brauchen wir doch mehr Magie, als wir uns vorgestellt haben.“

Seramus starrte auf das Pferd, das vor ihm hin und hertänzelte, doch wie alles andere war hier nur Leere zu finden. Doch dann griff er nach dem Zügel und schwang sich hoch, immer höher hinauf, bis er sicher im Sattel war.

„Du bist nicht oft geritten, was?“ Liara grinste. „Sir Rangor, diese Sprüche lassen mein Gesicht erglühen. Sie seid ein alter Schwerenöter.“ Sein Lachen war vermutlich noch Meilen entfernt zu hören. „Verzeiht, ich versuche, mich zurückzuhalten. Aber Ihr kennt mich. Und Ihr, Seramus, seht tatsächlich aus, als hättet ihr mit den Toten gekämpft und verloren. Wenn wir in der nächsten Ortschaft sind, wird man sich um euch kümmern müssen.“

Der Tross setzte sich in Gang. Schwerfällig wie eine Armee von Ameisen begannen die Hufen der Pferde auf dem Waldboden aufzuschlagen, Räder rollten vorsichtig los und das Gemurmel der Leute wurde leiser, verstummte fast völlig. Der Weg war kaum einige Schritte breit und man musste sich behelfen, in dem fast alle Reiter und Wagen in einer schnurgeraden Reihe fuhren, ein guter Angriffspunkt von außen. Seramus konnte erkennen, wie die Blicke der Männer aufmerksam in alle Richtungen reichten, eine Hand immer in der Nähe ihrer Waffe. Das Pferd war ungewohnt, er wusste, er war noch nie geritten, aber das Gefühl, es war einzigartig. Als wäre das Pferd eine Verlängerung seiner Beine; Muskeln die für ihn arbeiteten, ohne dass er dies steuern musste. Liara betrachtete ihn schweigend. Sonnenstrahlen schwangen sich aus der Höhe durch die lichten Baumwipfel, die rechts und links an der Gruppe standen, wie schweigende Wachposten. Einige der Bäume mussten Jahrhunderte alt sein, andere schienen von umsichtigen Menschen oder anderen Wesen gepflanzt worden sein. Sie waren jung, jünger als das, was er bisher gesehen hatte in dieser ganz eigenen Welt namens Forret.

Liara ritt näher an ihn heran. „Was ist denn, Seramus? Abgelenkt?“

Er nickte zerstreut. „Diese Bäume...“ er deutete nach rechts. „Die sind doch noch neu, oder?“

Liara schwieg minutenlang. Dann blickte sie auf, während sie beide auf die vorbeiziehende Landschaft schauten. Als ich ein Kind war... gab es hier einen kleinen Ort, ich weiss nicht, wie er hieß. Hier lebten einfache Menschen, Bauern, Holzfäller... eines Tages waren sie verschwunden. Einfach so. Niemand wusste von etwas. Statt dessen war hier alles verbrannt. Jedes Haus... Brunnen... alles zu Asche geworden. Die Menschen haben wir nicht mehr gefunden. Dann, eines Tages kamen sie zu uns... sie waren lang und dünn, feingestaltig wie der Wind... sie nannten sich Albara, das heisst in ihrer Sprache „die Weisheit der Welt“... sie hatten Kräfte, die wir nicht kannten. Sie hatten das Leid gehört, welches über diesen Ort gekommen war. Eine Woche später sollen hier Bäume gepflanzt gewesen sein, die die Bitterkeit des Bodens, die Asche... auf irgendeine Art, Magie, ich weiss es nicht, in sich aufnahmen und wachsen konnten. Sie sind nun dort, am Wegesrand. Die Albara sind verschwunden, wieder und nur Sagen sprechen noch von ihrem Erscheinen. Aber das hören die Leute nicht gerne, denn wenn ein Ort ausgelöscht werden kann, dann kann auch ihr eigenes kleines Dorf, ihr kleines Leben vernichtet werden durch einen unbekannte Macht. Und unsere Welt ist beileibe nicht ungefährlich.

Schau dir Sir Rangor an. Er ist ein Krieger, nicht, weil er es sein will, sondern sein muss. Ich kenne ihn. Er mag die schönen Dinge im Leben. Sein Burg, seine Ländereien liegen alle weiter nördlich, dort, wo der Wald licht, wo das Land flach ist, wo man schon fast das Rauschen des Meeres hört. Er ist ein friedlicher Mensch, aber er ist ein ehrenhafter Mensch, solche Leute gibt es nur noch wenige. Sie sterben aus.“

„Hört nicht auf Sie, Seramus.“ Sir Rangor hatte sich umgedreht und bedachte Liara mit einem Blick aus Spott und Verstehen. „Sie ist ein junges Ding und hat nichts von der Welt gesehen.“

„Ach Ihr...“ Sie kicherte, wandte sich aber Seramus zu, als der alte Ritter seinen Kopf wieder gedreht hatte.

Sie tippte sich an die Stirn und schaute nach vorn. „Dinge wie das Beschützen des Ovpars sind schon immer Angelegenheiten von Ruhm und Ehre gewesen.“ Sie flüsterte. „Und dennoch habe ich Recht. Mit dem ganzen Hofstaat in den Krieg ziehen, der keiner ist, nur weil man glaubt, man sei dazu verpflichtet... das ist das alte Denken.“ Sie ritt nach vorn.

„Glaubt Ihr, Sir, dass das Ovpar wirklich in Gefahr ist?“

Er nickte und hob das Visier, das gerade zugefallen war. „Mein liebes Kind, das Ovpar ist in Gefahr. Ich habe vor einem Monat die Nachricht bekommen, dass man es nach Bramant schaffen wöllte. Dort, wo man es versteckt hatte, gab es keine Sicherheit mehr. Du weisst, es gibt Kräfte und Mächte, die es vernichten wollen, auch wenn ich nicht wirklich glaube, dass man es überhaupt vernichten kann. Es ist gesegnet bei den Göttern, wurde bewacht von den Besten, eine Gemeinschaft aus Skelden und Menschen aus diesem großartigen Königreich Forret. Man kann sagen, es war eine Bruderschaft im Geiste. Und das Ovpar wurde versteckt von den Klügsten aller Landen... leider, nach all den Jahrhunderten, musste es so kommen, dass irgendeiner die Sache verrät... Einer der Gemeinschaft, wir wissen nicht wer es war... machte es bekannt und wie du siehst, sind die Toten nicht untätig geblieben, sondern sind auf dem Weg, es für sich zu benutzen.“

„Das Ovpar ist magisch?“

„Natürlich, was denkt Ihr denn?“ Sir Rangor lächelte unter seinem Visir. „Nur weil die Leute von heute nicht mehr daran glauben, sich für klüger halten als die Menschen in grauer Vorzeit, heisst das nicht, dass damit alle Dinge von damals falsch sind. Ihr kennt das Ovpar aus Sagen und Märchen... aber Ihr könnt mir glauben, es ist real und es hat Kräfte. Und durch die Kräfte ist es gefährlich. Niemand weiss wirklich, was in ihm steckt... zumindest weiss es kein Lebender mehr. Einer meiner Ahnen hat es gesehen und hat es beschrieben...“ Er beugte sich nach hinten, bäumte sich auf und griff in seine Satteltasche. „Na wo ist denn das Tagebuch?“ Er wühlte. „Nein, hier ist es nicht. Dann ist es in einem der Wagen. Seid getrost, ich werde es euch zeigen. Nun zu euch... Ist Seramus sein richtiger Name?“

Seramus fühlte, wie sie erbleichte. Ein Klumpen Pech stieg aus seinem Magen hervor und bäumte sich auf. Sie schüttelte den Kopf. „Ich schulde ihm viel und ein Name war das Mindeste, den ich ihm geben konnte.“ Sir Rangor schwieg. Einige Meilen später, als die Sonne begann, den Horizont zu berühren, sprach er wieder. „Ihr seid eine Frau von Ehre, auch wenn Ihr dies nie zugeben würdet. Ihr wart ehrlich.“ Sie ritten gemeinsam weiter. „Woher wusstet ihr...?“

Er lächelte. „Ihr hattet ihm den Mund zugenäht, das kann man sehen. Euer Vater tut dies immer mit Sklaven. Und seine Kleidung ist auch nicht von hier.“

Sie drehte sich zu ihm um. „Er hatte einen Snalu getötet und statt ihn dafür zu belohnen, war ich kindisch genug, ihn als Sklaven haben zu wollen. Als er floh, habe ich ihn verfolgt und bin in einen Hinterhalt von Toten geraten. Auch hier hat er mich gerettet. Das Schicksal fragt nie ein drittes Mal.“

„Tote?“

„Ja, eine Gruppe von Toten war unterwegs nach Bramant, wie sie mir sagten... bevor zuschlagen wollten.“

„Dann ist es wahr und mein Marsch nicht vergebens.“

„Glaubt ihr, dass es wirklich so schlimm wird?“

„Mein Kind, schlimm ist nur ein Wort. Und die Toten sind auch nur Wesen, die zu erlösen sind.“

Seramus ritt näher an die beiden heran. „Verzeiht... aber dieses Ovpar... was immer es auch ist...“ Sir Rangor hob die Augenbrauen. „„... ich bin vermutlich sehr vergesslich... aber wie gefährdet ist es denn? Ich meine, Ihr seid mit Männern und Wagen unterwegs.“

Sir Rangor nickte. „Euch fehlt Vertrauen, junger Mann. Man merkt, dass Ihr nicht aus dieser... Gegend kommt. Ich bin nicht der einzige, der unterwegs ist, dieses heilige und mächtig Symbol unserer Kraft, nein, unserer Welt, zu schützen. Der Ruf ist vor einiger Zeit erfolgt und hunderte, wenn nicht tausende Kämpfer sind unterwegs, nur zu diesem einem Zweck. Unsere Bruderschaft ist in die Weite und in die Ferne zerstreut worden, aber...“

„Trotz eures Alters?“

„Seid nicht auch so vorlaut wie Liara. Das Alter hat nichts damit zu tun, wie gut man kämpfen kann. Wir jung seid Ihr?“

Seramus schwieg. Eine Frage, die er sich nicht gestellt hatte. Genauso wenig, wie ihm nun einfiel, wie er überhaupt aussah. Er konnte nur auf seine Hände herunterstarren. Weiss und bleich, fast filigran und dennoch hatten sie die Macht, zu töten. „Wenn ich euch etwas raten darf...“

Er blickte auf. „Ja, bitte?“

Sir Rangor räusperte sich. „Wenn Ihr mit anderen Menschen zu tun habt, versucht nicht so auffällig zu sein. Wir haben vor einer halben Stunde die Weggabelung zwischen Eisenberg und Lohringen überschritten, das heisst, wie sollten nach Einbruch der Nacht in Lohringen sein. Ihr solltet euch bereithalten, ein Zimmer zu suchen. Oder unsere Liara wird sich darum kümmern. Habt ihr überhaupt geschlafen?“

Seramus schüttelte vorsichtig den Kopf. „Dann müssten die Schmerzen, die euer Körper nun aushält, milde gesagt, extrem groß sein. Ihr habt eine verletzte Schulter.“

Liara berührte ihn vorsichtig. Er zuckte zusammen. „Du hast nichts gesagt-...“

„Es geht schon...“ Er fühlte, wie sich seine Schulter ihrer Hand entziehen wollte, aber sie war stärker. „Ihr müsst mehr auf euch aufpassen.“

Die Dunkelheit begann, die Umgebung zu verdrängen. Die Pferde senkten ihr Köpfe, um dem Geräusch ihrer Hufen zu lauschen. Fackeln wurden angezündet und einige Männer begannen, eine unterbrochene Mauer aus Licht um den Zug zu bilden. Der Wald war still, bis auf das Klappern der Wagen. Seramus' Schmerzen wurden immer größer. „Habt Ihr Wasser?“

„Wasser, Wein... all diese Dinge sind immer hier, junger Mann“ Sir Rangor hob einen Arm und winkte. Von einem Wagen rannte ein Knecht heran mit einer Kanne. Sir Rangor hob sie „Auf euer Wohl“ und reichte sie Seramus.

Eine Pille aus der kleinen Schachtel und einige Schlucke dumpfen Wassers später fühlte er, wie sich das Brummen in seinen Knochen in ein leises Säuseln verwandelt hatte. „Ah, Ihr habt vorgesorgt.“ Sir Rangor lachte leise. „Ist es wirklich so gut?“ fragte er. „Möchtet Ihr?“ fragte Seramus. Sir Rangor schüttelte den Kopf. „Echte Schmerzen habe ich nur, wenn das Wetter umschlägt und wie es aussieht, wird es heute nacht nicht regnen.“

Er zeigte nach vorn. In der Ferne blitzten winzige Lichter auf, die schnell größer wurden. „Ah Lohringen, hier haben ich interessante... ich meine man kennt mich hier.“ Seramus versuchte, ein Lächeln im Gesicht des alten Mannes auszumachen, aber vergebens.

Bei Lohringen handelte es sich nach einigen Minuten um eine Ortschaft, die Seramus nicht zuordnen konnte. Es waren wohl Häuser vorhanden, aber so etwas wie einen Markt gab es nicht und er wunderte sich, wie diese Menschen in der Nähe eines so gefährlichen Waldes wohl leben mochten. Lohringen bestand lediglich aus 10 Häusern, die jeweils entlang der Straße aufgebaut worden waren; alte Häuser, die vom Ruhm vergangener Tage zu träumen schienen. Sie stiegen ab. Die Schmerzen hatten sich wieder in den dumpfen Druck verwandelt. Seramus versuchte gar nicht, seinen Arm zu bewegen. Er rutschte zu Boden, taumelte und fiel auf die Knie. Kräftige Hände hoben ihn hoch. Licht ergoß sich über ihn.

„Sir Rangor und zu diesen ungünstigen Zeiten? Natürlich haben wir für euch Zimmer frei.“

„Gut... und für meinen verletzten Freund auch ein Zimmer. Und für uns alle Essen und Wein. Ihr wisst, ich mache gute Werbung für euch.“

„Aber sicher“, eine lispelnde Stimme, einen Hauch von Verrat in den Mundwinkeln. „Alle seid Ihr willkommen bei mir.“

Seramus fühlte, wie er hochgehoben wurde. Einige Stufen später, die er mit Mühe und nur durch fremde Hilfe erklimmen konnte, wurde er in ein halbdunkles Zimmer gebracht. Er versuchte, sich umzuschauen. Eine einsame Kerze flimmerte im Dunkel der einbrechenden Nacht. „Nicht hinlegen...“ seufzte er und deutete auf einen Stuhl. Die Männer gehorchten. Vorsichtig liessen sie ihn nieder, wandten sich um und gingen.

Es war kühl um ihn herum. Schatten an der Wand flimmerten von seinen Augen. Er fühlte sich so müde an. Wie einer dieser gefühllosen Automaten, die ihm gerade einfielen, zog er seine Habseligkeiten heran. Er wunderte sich auch nicht über die Bewegungen, die sein Körper nun ohne seinen Willen tat. Seine schmutzige Kleidung, in ein Muster von Blut und Asche gehüllt, glitt zu Boden. Mit seiner gesunden Hand griff er nach dem Verband.

„Ihr seht nicht gut aus...“ eine Stimme aus weiter Ferne. Er nickte. „Ich bin verletzt.“

„Ich weiss das, Seramus.“ Er blickte auf und starrte in Liaras Gesicht. „Ihr seht dennoch nicht gut aus.“ Er versuchte, auf dieses Spiel einzugehen, erfolglos. „Ich habe Wein, um eure Wunde zu waschen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe... etwas... mitgebracht.“ Er hob eine winzige Flasche hoch. „Ein Mittel aus meiner Heimat vermute ich.“ Lächelnd öffnete er sie. Der Geruch von Brandwein legte sich in die Luft, ein scharfes metallisches Gefühl schien von dieser Flasche aufzusteigen. „Lasst mich euch wenigstens die Wunde waschen. Oder seid ihr zu schüchtern?“

Er versuchte, den Sinn dieser Worte zu ergründen, aber genau jetzt in diesem Augenblick schien es ihm besonders schwerzufallen. Irgendwo im Hintergrund seines Verstandes erhielt er die Erlaubnis. Er nickte.

„Eure Wunde heilt gut... habt Ihr ein besonderes Geheimnis?“ flüsterte sie, während ein Schwamm mit dem dumpfen Geruch von Wein über die Wunde geführt wurde. Er verzog sein Gesicht. „Ich weiss nicht, wer ich bin. Vielleicht habe ich unfassbare Kräfte in mir, die nur darauf lauern, eingesetzt zu werden.“ Sie schwieg, doch er konnte ein Lächeln erahnen.

Vorsichtig wickelte sie den Verband, so weiss wie Schnee, um die Wunde. Er schaute sich um, betrachtete das Bett, das

in der Ecke wartete, ihn zu rufen schien. Doch... „Ihr solltet schlafen“, sagte Liara zu ihm. Er schaute sie an, betrachtete ihr Gesicht im flackernden Licht der einsamen Kerze. „Was werdet ihr tun?“ fragte Seramus.

„Ich werde mich zu Sir Rangor begeben und werde mich betrinken, nachdem ich mich frischgemacht habe. Ihr jedoch, ihr solltet schlafen.“

Es klopfte, dann öffnete sich die Tür. „Wie geht es eurem Freund?“ Sir Rangors Kleidung, jetzt, nachdem er die Rüstung abgelegt hatte, war farbenfroher, eine Mischung aus rotem Wams, weissem Hemd, eine braune Hose und schwarze Stiefel. Seramus musste zweimal hinsehen, um ihn zu erkennen, denn ohne die Panzerplatten, die seinen Körper umgeben hatten, war er eine sehr schmaler, ja fast filigraner Mann, den Seramus unter anderen Umständen eher einem Dichter oder einem Denker zugeordnet hätte.

Sir Rangor lächelte, als er die Blicke spürte. „Herr Seramus, seid versichert, dass in diesem schmalen Körper der Geist eines Kriegers lebt.“ Er trat näher heran und legte seine Hand auf Liaras Schulter. „Wie geht es ihm?“

Sie nickte geistesverloren, starrte ins Halbdunkel des Zimmers. „Ihm geht es entsprechend gut. Er braucht Ruhe. Mehr kann man nicht tun. Es liegt nicht in unseren Händen, Sir Rangor.“

Sie stand auf und ging zum Fenster, schaue hinaus in die Finsternis.

„Das mit eurem Vater... falls ich euch damit verletzt haben sollte, tut es mir leid.“

Sie drehte sich um. „Was?“ Er lächelte. „Entschuldigt. Vermutlich habe ich gar nicht von ihm gesprochen. Ich bin zu zerstreut derzeit. Kommt ihr mit? Wir trinken etwas auf die verlorene Jugend und auf unsere Kämpfe.“

Liara wandte sich wieder um. „Ich komme gleich mit.“ Sie beugte sich zu Seramus herunter und strich ihm sanft über das Gesicht. Er fühlte, wie ihre Finger stehenblieben... warteten. Er lächelte. Sie lächelte zurück. „Keine Sorge, ich verlasse euch nicht. Ihr braucht Ruhe.“
Dann schloss sich die Tür und er war allein. Irgendwo im Hintergrund hörte er die dumpfen Gespräche von Menschen und das Klappern von Geschirr. „Was mach ich hier nur“. Seine Stimme war heiser und gepresst.

Es klopfte. Er reagierte erst nicht, packte dann eine Klinge. „Ja, bitte?“

Eine junge Frau trat ein, den Blick scheu zu Boden gerichtet. „Herr, ich habe euch Brot und Käse und Wein gebracht. Man hat mir aufgetragen, euch zu sagen, dass ihr auch gerne allein essen könnt, wenn eure Verletzung euch aufhält.“

„Danke. Bitte stellt es...“ er deutete auf einen Tisch unter dem Fenster „auf den Tisch.“ Sie nickte, tat was ihr geheißen wart und wandte sich wieder um. „Falls Ihr etwas braucht, dann lasst nach mir rufen. Ich bin Laura.“ Sie blickte auf und er konnte sehen, wie sie rot im Gesicht wurde. Dann drehte sie sich um und war verschwunden. Vorsichtig füllte er einige Schluck Wein in den Becher aus Keramik. Der Geschmack war dumpf, aber er fühlte förmlich, wie die Kraft zurück in seinen Körper strömte. Er liess sich auf sein Bett nieder und dachte nach.

XIV

Die Straßen schienen unfassbar leer zu sein, als die Gruppe vor die Tür trat. Neru atmete laut auf. Er hatte bereits erwartet, dass irgendein Informationsleck die Sache bereits im Keim ersticken würde. In seinem Kopf bildete sich eine Animation, wie sehr die Leute ihn verachten würden, nur weil er Ja-Lib hatte gehen lassen; wie sorglos er mit dem Volkshelden umgesprungen war. Fast würde die komplette Menschheit im Zorn dem jungen Mann folgen wollen, hinter zu G10, was noch überlebbar war; ein schlechtes Schicksal für Ursa. Auch wenn er die Art verachtete, die dieser „Räuberhauptmann“ da unten an den Tag legte, es war notwendig. Damals wie heute bewunderte Neru solche Menschen, die ihr ganzes Leben einer Sache opfern konnten.

„Sie schweigen?“

Leutnant Sposka stand in ihrer dunklen Uniform bewegungslos im Schatten des Gebäudes und hätte sie nichts gesagt, wie wäre mit dem Hintergrund verschmolzen. Ihr Gesicht war unsichtbar; dennoch hätte Neru wetten können, dass sie konzentriert lächelte.

„Es ist zu ruhig, Leutnant Sposka.“

Im Hintergrund glimmte ein Licht auf. Würziger Geruch breitete sich aus. Neru drehte sich herum. „Salara, seit wann rauchst du?“

Sie trat an ihn heran. Er konnte förmlich sehen, wie die Rauchfetzen über ihr Gesicht zogen. „Seit wir da unten waren... hast du nichts davon mitgebracht.“ Ihre Stimme wurde zornig. „Außer dein Buch und die Karriere im Medienkontrollapparat.“ Ihre Augen waren schmale Risse in ihrem Gesicht. Er nickte. „Es war... doch... kein Angriff.“

Sie wandte sich wieder um. Die beiden Maskov-Brüder standen wie Statuen herum, während Professor Notna unruhig von einem Fuss auf den anderen stampfte. „Ich will aber nicht..." flüsterte der junge Mann namens Jamses, der sich unruhig in seiner Kleidung wandt. „Ich will nicht mit?" fragte Neru sorgfältig. Der Mann nickte. Notna grinste. „Am Besten, wir vergessen ihn in G13. Falls wir dort ankommen. Ich meine... einer muss ja übrigbleiben und die Sache erzählen. Das werde dann wohl ich sein..." Sie starrten ihn an. Notna hob beschwichtigend die Arme. „Das war... ein Scherz. Wir werden sicher alle überleben." Seine Art der Kommunikation schien für Neru eher in Richtung herausfordernde Scherze zu gehen, dennoch hoffte er, dass das Versprechen, das ihm Salara hinsichtiglich der Kompetenz dieses Mannes gemacht hatte, richtig war.

Es klickte und zwei Lampen glimmten auf. „Das ist unser Transport zur Kaserne. Bitte einsteigen." Der Wagen schien so geräumig zu sein, dass er eine vermutlich eine komplette Einheit bewegen konnte. Sie stiegen ein. Der Geruch von Das kalte Metall schien zu atmen und der Geruch von Waffenöl dazu, eine Art Erinnerung für all jene, die ihren Dienst geleistet hatten, Neru wollte nicht daran denken. Er schloss die Augen, als die flackernden Neonröhren im Inneren des Wagens ansprangen. Ja, eindeutig ein Truppentransporter. Die Sitzbänke waren abgerieben, als wäre der Wagen schon Jahrzehnte in Betrieb, dabei kannte selbst Neru nicht alle Schauplätze, für die Soldaten in den letzten Jahren eingesetzt worden waren. Krieg war hier unten eher eine Art Unterhaltungsprogramm, denn lebensvernichtende Realität. Leutnant Sposka schien auf einmal zu lächeln.

Etwas quietschte in einer Ecke. Der blitzende Pfeil, der an Neru vorbeischoss, schien aus dem Nichts zu kommen. Ein kurzes schnappendes Atmen, dann war es vorbei. Einer der Brüder ging sichtlich entspannt hinüber, packte sein Messer und zerrte eine Ratte ins Licht. Sie war etwas kleiner als die üblichen, aber dennoch beeindruckend, einige Handbreit lang, das Gesicht in Todesqualen gefangen, aber die Augen gebrochen; nur das dritte, am oberen Rand des Schädels schien noch zu flackern.

Ein zweiter Pfeil fuhr durch die Luft und landete im Kopf des toten Tiers. Es zischte, als sie das Messer entfernten. „Man müsste euch Maskov-Brüder unterscheiden können." sagte Neru, um die Atmosphäre aufzulockern.

Der Bruder mit der Ratte im Gesicht blickte auf. „Ich bin Pjotr. Das müsste doch zu sehen sein." Er kniff seine Augen zusammen. „Aber ich male mir gerne ein großes „P" auf die Brust." Er schüttelte den Kopf. „Boris, was sagst du?" fragte er sein Ebenbild, als er ihm das Messer reichte. Dieser nickte. „Na gut. Ich sehe zwar keinen Sinn darin, aber..."

Neru beugte sich über die Ratte. „Sie kommen wieder, nicht wahr?"

Leutnant Sposka nickte. „Es gab eine kleine Epidemie vor kurzem in den Lagerhäusern. Wir haben viele von den Dingern gegrillt. Aber es wird immer schwieriger. Irgendwie müssen sie sich einen Weg aus G11 genagt haben. Anders kann ich mir das nicht erklären." Notna gab dem toten Tier einen Tritt. „Ich hasse diese Viecher. Scheißintelligent, schnell und das dritte Auge gibt ihnen einen Vorsprung, den wir noch nicht wirklich erfassen konnten. Aber..." er fühlte das Messer" aber in Sachen Werkzeuge sind wir noch immer besser. Und im Drang, Dinge zu töten, die wir nicht verstehen"

„Egal. Werfen wir das Ding raus und fahren wir endlich zur Kaserne. Jede Minute ist Verschwendung, wenn sie nicht unserer Aufgabe dient." Leutnant Sposka musterte die Runde. Sie schwiegen.

Die Fenster in diesem Wagen waren klein, eher dazu geeignet, Feuerwaffen nach draußen zu richten und zu warten, bis sich ein dummer Feind im Angriffsfieber vor den Wagen stellte. Neru musste grinsen.

Die Welt da draußen schien noch düsterer zu sein als sonst. Nur wenige Gesichter leuchteten auf, eher zu Boden als zum beleuchteten Himmel gerichtet, der mehrere hundert Meter höher in Abzugsröhren, in Metall und Stein überging. Er schaute auf das Thermometer. „25°C" sagte er, „die Kühlaggregate arbeiten gut." Jamses, der bisher nur zu Boden gestarrt, nur gezittert hatte, blickte auf. „Das glauben Sie..." flüsterte er.

Salara stieß ihn an. „Wie meinst du das?" fragte sie. Er schaute sie an.

„Die Maschinen sind alt. Ein kleiner Fehler und eine Maschine fällt aus, die anderen kommen nicht hinterher und versagen nacheinander. Und dann steigt hier alles auf das Doppelte. Und dann werden alle Leute ausrasten und sich gegenseitig umbringen." Nun war er in seinem Element. „Deshalb sollten Sie mich gehen lassen. Ich bin wichtiger als das, was ihr hier alle tut. Ich werde auch nichts sagen. Ich will nur zurück. Ich will nicht nach unten. Dort lauert der Tod."

„Der Tod?" fragte Neru. „der Tod ist etwas, auf das Sie gewettet haben. Sie haben sich entschieden, auf den Drachen zu tippen."

„Ich tippe nie auf den Verlierer." flüsterte der Angesprochene. Sie schwiegen. Die Straße wurde langsam ungemütlich; der Straßenbelag hatte eindeutig schon bessere Zeiten gesehen. Die wenigen Bewegungen wurden nur durch blitzende Lichter in den Augenwinkeln hergestellt. Sie waren außerhalb des Stadtkerns, die Ebene, in der die meisten Leute lebten, die etwas zu sagen hatten. Weiter oben lebten nur die Karrieristen, die Wissenschaftler, die von der Regierung auserwählt waren, besser zu sein als alle anderen. Neru blickte nach oben, trotzte dem Dach, das ihn von dem da draußen trennte. Salara sprach zuerst. „Das wird ein langer Marsch werden." Niemand antwortete. Jeder hing seinen eigenen Gedanken

nach. Und dennoch... e sschien so, als wäre keiner wirklich aufgeregt; als wäre diese ganze Sache lediglich ein Abenteuer aus einem Buch oder aus einem Film. Sogar Jamses hatte sich beruhigt; vielleicht saß er auch nur apathisch in der Ecke und phantasierte die Möglichkeiten seines Todes aus.

Sie sahen nicht, wie sie in der Kaserne ankamen. Irgendjemand öffnete die Tür als der Wagen stoppte. Eine Gestalt, so groß, so massig, dass Neru dachte, er wäre bereits wieder auf G12 und man hätte sie alle ausgetrickst. Aber dann lächelte der Koloss. „Die Dame und die Herren, bitte aussteigen. Sie befinden sich nun an Ihrem Ziel."

Sie stiegen aus. Der namenlose Riese stampfte vorneweg, zwischen dunklen Gebäuden hindurch, die kaum Licht auf den Boden liessen. Männer salutierten schweigend, Sposka und die Zwillinge nickten, mehr auch nicht. Sposka drückte einige Knöpfe auf einem Brett neben einer stählernen Tür. Mit lauten Surren öffnete sich vor ihnen ein Raum. Sie traten ein.

„Unser Ausrüstungsexperte hat die Gegenstände schon so angeordnet, wie es benötigt ist. Sie können gleich anfangen."

Notna hob einen Rucksack. „Verdammt. Damit sollen wir durch die Botanik robben?" Sposka nickte. „Keine Sorge, Herr Professor, auch Sie gewöhnen sich daran, spätestens nach dem 3. Tag wird Ihnen alles andere viel schwerer vorkommen als Ihr Gepäck."

Sie trennten sich, Männer und Frauen, um ihre Kleidung zu prüfen. Nach einer Viertelstunde trafen sie sich wieder. „Schick, Salara." Neru konnte seinen Blick nicht abwenden. „Nicht jedem passt ein Outfit so gut... wie... äh..."

„Das sind die Waffen, die wir mitnehmen. Sie sind entsprechend kompakt gehalten, weil wir zu Fuss unterwegs sein werden."

„Sind Waffen nötig?"

Neru wandte sich um. „Jamses, Sie haben doch mitgehört, oder? Da unten ist es gefährlicher als hier."

Der Angesprochene starrte zu Boden. „Ich weiss, aber... ich bin gegen Gewalt."

„Und dennoch setzen Sie auf den Drachen?"

„Hey, das ist einfach nur ein Spiel, okay? Ich tue keinem was, ich schau mir die Sachen nur an und dann lande ich in einem Verein, der hinunter in die verbotene Abteilung geht, um einen Mann zu suchen, den ich eh nicht leiden kann."

„Hören Sie", Notna trat näher, „Wir haben Ihnen schon einmal gesagt, die Alternative lautet: In einen Bunker werfen und den Schlüssel in G13 vergessen. Wollen Sie das?" Seine Augen funkelten wütend.

Leutnant Sposka räusperte sich. „Die Waffen sind hier. Wir haben hier eine verkürzte Version der PG41, ein halbautomatisches Schrotgewehr. 20 Schuss in der Box, zum Nachladen einfach eine neue Box einsetzen. Verwandelt Feinde in Reichweite von 10 Meter zu Brei. Oder zu Schrott, je nachdem. Die Pistole ist eine DH72, für kleinere Ziele. Auch hier, einfach den Ladestreifen entfernen und einen neuen einsetzen."

„Reicht das denn?" fragte Salara. Sposka lächelte. „Das ist hier die Frage. Wir müssen mit leichtem Gepäck reisen, um schnell zu sein. Die wenigsten von uns haben eine militärische Ausbildung. Da kann man nicht einfach jeden einen 20kg Rucksack auf den Rücken schnallen."

„Wir haben noch zwei spezielle Gewehre, die werden ich und mein Bruder mitnehmen. Diese sind sehr gefährlich." Einer der Maskov-Brüder hatte gesprochen. Neru starrte ihn an. Er nickte. Sehr gut. „Pjotr, schön, dass Sie sich entschieden haben, ein P zu tragen." Pjotr nickte. „Ich und mein Bruder, wir tragen ein Spezialmodell, das man erst vor kurzem entwickelt hat. Ich möchte Sie nicht langweilen, aber die Gewehre sind wirklich einzigartig. Leider auch schwer. Aber sie haben genug Feuerkraft, um eine kleine Armee aufzuhalten."

Neru versuchte zu grinsen. Immer diese militärisch Eigenart, so großen Schaden wie möglich anzurichten. Doch ihm war bewusst, wie gefährlich die ganze Sache war und nickte statt dessen.

„In einer halben Stunde geht es los. Falls jemand gläubig ist und noch einen Priester braucht... die Kapelle ist geöffnet. Man ist bereit."

Salara lächelte, während sie im Gedanken die Schritte nachverfolgte, die sie getan hatte, um hierherzukommen. Neru kannte sie besser als sie sich selbst. Es war einfach eine Notwendigkeit, den Weg, den sie beide vor all den Jahren begonnen hatte, zu beenden, nein, zu vervollständigen.

Notna betrachtete seine Umgebung stirnrunzelnd. Er war sich sicher, dass er da unten entweder sterben oder das epochale Ergebnis seiner jahrelangen Forschungen finden würde. So oder so, er hatte sein Leben einer Sache gewidmet, die es wert gewesen war. Ein leises Seufzen entfuhr seiner Seele. Er griff in seine Brusttasche und holte eine winzige Schachtel hervor, öffnete sie und zwang sich, eine der Kapseln so, trocken, zu schlucken. Er fühlte, wie sein Herzschlag in

geordnete Bahnen gelenkt wurde, fühlte, wie sein Körper sich entspannte. So oder so, es war wichtiger, Antworten zu finden, als hier oben, in mitten dieser Schwachköpfe zu vergammeln.

Leutenant Sposka musterte die Gruppe. Sie fühlte sich mehr oder weniger stolz, in der kurzen Zeit zwei ausgezeichnete Männer für den Job gefunden zu haben. Sollte sie die Sache überleben: Eine Karriere wartete. Sie freute sich auf das Hinterher, wie immer, wenn sie einer solchen Aufgabe zugeteilt wurde. Mit wohligem Seufzen berührte sie die Ausrüstung. Sie fühlte sich unwohl, aber sie vertraute auf die Brüder und auf die Waffen. Sie war bisher nie enttäuscht gewesen.

Jamses zitterte am ganzen Leib. Er rutschte hin und her, betrachtete sowohl seine Füsse als auch die Ausrüstung. Sein Körper schien in eine Art Rausch geraten zu sein, nur aus panischen Reaktionen zu bestehen. Neru trat an ihn heran. „Möchen Sie zu einem Priester? Sie sehen nicht gut aus." Jamses schüttelte den Kopf. „Dort wo wir hingehen, dort kann er auch nicht helfen." Neru nickte.

Die Maskov-Brüder schauten sich an. Dann nickten sie. „Es wird Zeit."

Wieder stiegen sie in den Wagen. Das Schweigen füllte ihr ganzes Sein aus. Ihre Gedanken schienen zu fließen, zu fliegen, sich auszubreiten, über den steinernen Himmel hinaus. Neru fühlte nichts mehr. Seine Angst hatte alles in seinem Körper in Beschlag genommen. Sein Magen war ein finsteres Loch, so dunkel, wie die Welt, in die sie nun hinabzugehen gedachten. Er schaute die anderen an, versuchte zu lächeln. Jeder war in sich gekehrt, starrte zu Boden. Nur Leutnant Sposka erwiderte seinen Blick. „Wie hat Ihre letzte Reise nach G13 begonnen, Herr Pasol?"

Irgendwo im Hintergrund klingelte ein Telefon. Leutnant Sposka wandte sich um und folgte dem Ruf. Schweigend lag der Raum im Halbdunkel. „Herr Pasol, es ist für Sie." Seine Nackenhaare stellten sich auf und seine Beine begannen zu schwimmen. Irgendetwas war geschehen, setzte die Sache auf eine neue Bahn.

„Pasol?" fragte er am Telefon. Einige Augenblicke später sahen die anderen, wie ihm die Farbe aus dem Gesicht wich, wie er scheinbar um Jahre alterte. Sie traten näher heran. „Ja. Das ist... schlecht. Wir beeilen uns. Ja. Wir tun alles, um die Sache zu regeln. Ja."

Sie schwiegen.

Er legte auf, drehte sich um. „Wir müssen los. Es ist etwas Furchtbares geschehen."

Eilig begann er, seine Sachen zu packen. Starr beobachteten ihn die anderen. „Leute. Es ist wirklich wirklich wichtig. Wir müssen los."

Notna fluchte. „Auf einmal keine Zeit mehr, was?" Niemand hörte auf ihn. Draußen donnerte der Motor des Transporters sein dröhnendes Lied hinaus in die abgeschottete Welt. Gemeinsam schafften sie die Ausrüstung in den Wagen. Noch einmal drehten sie sich um, erwartungslos - es würde niemand kommen und sie verabschieden - dann fuhren sie schon davon.

„In 2 Stunden haben wir den Abstieg nach G11 geschafft. Ab dann gibt man uns 70 Stunden. Wir haben keine andere Möglichkeit mehr."

„Was ist denn los, Neru?" fragte Salara. Verwirrung und Angst zeigte sich in ihrem Gesicht stets am leichtesten, wie er fand. „Ja, wie kommen Sie denn jetzt auf 72 Stunden?" Notna lächelte. „Vermutlich eine nicht aufzuschiebende Sache, nicht wahr?"

Neru stand auf, hielt sich an einer Haltestange fest und starrte hinaus in die dumpfe Welt.

„Ich habe die Information erhalten, dass man eine Nachricht von Ja-Lib bekommen hat. Kennen Sie das Prozedere, das vor einem Kampf mit dem Drachen durchgeführt wird?"

XV

Der Marsch der toten Wesen war faszinierend. Wie eine graue Einheit, ohne die gewöhnlich vorhandenen Farbklekse einer normalen Armee, rollte sie unaufhaltsam durch die Nacht. Das Dröhnen ihre Füsse im selben Takt hörte sich an wie eine immer höher werdende Welle, die keine Möglichkeit findet, sich zu ergießen. Seramus starrte aus dem Fenster, fasziniert und angeekelt. Er konnte ihren fauligen Geruch förmlich schmecken., die Welt war gefüllt von ihrem groteskem Dasein. „Wir können sie nicht aufhalten", sagte Sir Rangor, der ohne zu klopfen eingetreten war, „und ich sehe, Ihr seid schon wach. Ja, ein Mensch muss fliehen, wenn er morgen noch kämpfen können soll." Seramus nickte. „Ihr seht besser aus, vermutlich liegt das an dem Schlaf, den ihr fast hattet."

Erneut beugte sich die Nacht dem Licht der aufgehenden Sonne und die von den unzähligen Toten aufgewirbelten Staubsäulen flimmerten blutrot.

„Wir müssen los. Es wäre ehrenhafter, zu sterben, aber ich bin erstens ein Feigling und zweitens sind mehr Kämpfer ein ernstzunehmenderer Gegner für unsere Feinde. Findet Ihr nicht auch?“

Seramus atmete schwer. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, er begann, zu hecheln. „Ganz ruhig, mein junger Freund. Ihr habt dem Tod erst vor kurzem ins Auge geblickt, nicht wahr?“

Er nickte. Sir Rangor lächelte milde. „Der Schock kam wohl jetzt erst. Ihr seid körperlich am Genesen, aber eure Seele dürstet nach Heilung. Vertraut mir, wenn ich euch sage, dass eine Narbe zurückbleiben wird. Sie wird einige Zeit lang jucken, bei schlechtem Wetter schmerzen, aber sie wird euch schützen. Wenn ihr es nicht schafft, die Wunde zuwachsen zu lassen, dann dringen böse Geister ein und dann werdet ihr daran sterben. Ihr seid jung, ihr werdet es überleben. Nicht wahr?“ Er lachte.

„Nun brechen wir auf. Wir haben auf euch gewartet. Es wird Zeit.“

Sie schritten die Treppe hinunter. Ein Schrei hallte durch die geöffneten Fenster. Schatten zuckten in den Ecken des großen Raums. Sie stürmten nach draußen.

„Sie kamen aus dem Nichts,“ einer der Knechte kam angelaufen. Er atmete schwer. Sein Messer war so staubig wie er selbst. „Es waren 3, sie waren von da hinten“, er deutete zurück, der Wald lag schweigend, fast grinsend da. Kein Lebenszeichen. „Sie ritten. Ist das nicht...“ er atmete schwer. „Sie haben diese junge Frau mitgenommen!“

„Nein“, Seramus fiel auf die Knie. „Sie werden ihr nichts tun, glaube ich.“ Er fühlte die Hand von Sir Rangor auf seinen Schultern.

„Wie meinen Sie das?“

„Tote reiten nicht. Tiere, Pferde besonders, sind viel zu empfindlich für ihre dunklen, abgründigen Seelen. Sie machen einen großen Umweg um diese Wesen.“

„Aber Herr, der Staub, diese Wesen, die waren doch nicht...“

„Menschen, die sich wohl verkleidet haben.“

„Sie ritten heran, zerrten die Frau auf ein Pferd, und waren so schnell verschwunden, dass ich sie nicht mehr sehen konnte.“

„Vermutlich ist dennoch Magie im Spiel. Ich hasse diese vermaledeiten Magier. Kein ehrlicher Mann nutzt Zauber. Feige Hunde.“ Sir Rangor wandte sich zu Seramus um. „Ihr seid ausgeschlossen, aber nur, weil ich vermute, dass ihr gar kein Zauberer seid.“ Er lächelte bitte. „Wir können sie nicht verfolgen. Gegen Magie bin ich machtlos. Wir werden unseren Weg fortsetzen. Und keine Sorge, ihr werdet sie wieder sehen.“
„Oder auch nicht“, sagte Seramus. „Ich muss mich auf den Weg machen, sie zu suchen.“

Sir Rangor schüttelte den Kopf. „Ihr kommt nicht von hier, euer Leben ist verwirkt, sobald ihr allein in diesem Land unterwegs seid. Weder habt Ihr Geld noch Wissen, was in diesen Zeiten noch schlimmer ist als sonst. Ihr bleibt bei mir und das bleibt so.“

Seramus starrte zu Boden, wo die Schatten den Staub des letzten Tages benetzten. „Den Schatten des Todes habt Ihr schon mehrfach überlebt, Sir Rangor?“

Dieser nickte. „Es ist nicht einfach. Man verliert jede Form von Achtung vor dem Leben; gleich einem Tier kämpft man sich durch die Massen von Fleisch, Knochen, Rüstungen. Steigt auf. Wir müssen weiter.“ Der letzte Satz war in einer solch unerbittlichen Härte gesprochen, dass Seramus das Gefühl verlor, es handele sich bei Sir Rangor um einen Menschen.

Knirschend setzten sich die Räder der Wagen hinter ihnen in Gang. Das Pferd war ausgeruht, doch nervös und Seramus, der sich auch nicht daran erinnern konnte, überhaupt jemals geritten zu sein, war genauso aufgeregt. Er zitterte, seine Hände hüllten sich in den Zügel. Die Wunde in seiner Schulter zuckte erneut. Der Wald wurde mit der Zeit lichter. Irgendwo im Hintergrund stampften die tausenden Toten in einem unaufhaltsamen Zug nach Süden.

Sir Rangor schwieg. Nur selten blickte er vom Horizont auf, nahm einen Schluck aus seiner Flasche, die an seinem Sattel hing. Es roch verdächtig sauer.

„Wein aus meiner Heimat. Importierter Wein, der durch meine Stadt geführt wird, um bis zum König nach Bramant zu gelangen. Ich habe selten genug keinen Gast, der mich darum beneidet, dass ich die ersten und letzten Weine eines Volkes genießen kann. Ich rate Ihnen, lassen Sie die ersten und letzten Weine einfach aus. Mit den ersten haben sie keine Erfahrungen und mit dem letzten sind meistens die Weinberge erschöpft. Trinke gute Weine und übereile dich nicht, exzentrische Weine auszuprobieren. Meistens endest du bei einem Bader, einem Quacksalber und einem Totengräber.“
Er lachte. „Welches Jahr schreibt Ihr, Sir Rangor?“ fragte Seramus. Der Angesprochene blickte hinüber.

„Wir schreiben das Jahr 5977. In 23 Jahren beginnt das 7. Jahrtausend. Die Erntezeit ist vorbei. Schon beginnt der Frost an den Bäume zu nagen; schon steht die Sonne wieder so niedrig wie im Frühling. Wir nennen diesen Teil des Jahres Herbst."

Seramus lächelte. „Also habe ich nicht alles vergessen." Sir Rangor starrte ihn an. „Herbst, ich kenne dieses Wort. Eine Zeit der Ernte, des Feierns, bevor die Welt unter Bergen gefrorenen Wassers versinkt."

„Ihr meint Schnee. So weit im Süden ist das schwieriger zu erblicken, aber in den Bergen liegt er das ganze Jahr. Dort oben, im tiefen Süden, fast schon..." Er stockte, schüttelte den Kopf. „Schaffen wir es erst einmal weiter. Bramant ist eine große Stadt und Ihr solltet sie sehen, bevor wir in den Kampf ziehen."

Der Tag verstrich und mit dem dumpfen Stampfen der Toten im Ohr erreichten sie eine Brücke. Hinter dieser erstreckte sich eine weite Ebene, doch noch waren sie getrennt. „Eigentlich müssten wir die Brücke hinter uns abreißen." sagte Seramus. Sir Rangor nickte. „Die Toten können hier eh nicht aufgehalten werden. Einige werden in die Schlucht springen, ihre morschen Knochen werden knacken, aber das wird sie nicht wirklich aufhalten." Sie stoppten. Sir Rangor stieg ab und deutete Seramus an, ihm zu folgen. Beide stellten sich an den Rand des Abgrunds und blickten hinunter.

„Einst war dies ein wichtiger Ort. Hier gab es vor vielen Jahren eine Schlacht zwischen den Menschen und den Toten. Die Brücke, die ihr seht, wurde in Gedenken an die vielen vernichteten Menschenleben erbaut. Sie war damals wohl aus Holz und als wir Menschen uns zurückzogen, brannte man sie nieder. So wurden die Toten vernichtet. Nicht mit Gewalt, nur mit Feuer. Dass man dachte, sie würden nie wieder hier entlangmarschieren, war nur ein törichter Traum.

Der Weg über die Brücke ist, wie Ihr wisst, kürzer als nach unten zu springen oder zu klettern."

Er drehte sich um. „Bringt Holz heran für zwei Haufen, 10 Schritte breit." Dann wandte er sich um. „Wir können sie eine Zeitlang aufhalten. Helft mit."

Es war kaum mehr als eine Stunde vergangen, als die vereinten Kräfte der Leute dieses Werk vollendet hatten. Eine Schneise hatte man gelassen, also stampften, ritten oder fuhren die Menschen hindurch. Sie wandten sich um und schlossen die Lücke. Das Metall auf dem Stein, Funkenflug, winzige Flammen auf trockenem Stroh, dann eine Wand aus Hitze, die sich in den Himmel schob. Sie machten sich auf den Weg. „Hoffe, dass es etwas nützt." Sir Rangor grinste. „Es ist nicht einfach, Dinge aufzuhalten, die kein Leben mehr haben, findet ihr nicht auch?"

Seramus nickte. „Es ist eine fremde Welt, Sir Rangor und ich bin mir nicht sicher, ob ich sie je begreifen werde."

„Das stimmt. Sie ist faszinierend und bietet immer wieder Ausblicke auf mehr. Schaut." Seramus starrte hinaus in die Welt. Aus der Ferne kroch der Nebel in Wellen heran, der Himmel schien einen Hauch von Violett zu haben, der sich durch die graublaue Hintergrundbeleuchtung schon. Hintergrundbeleuchtung? Was für ein Wort. Seramus schreckte auf. „Ihr seid wieder in euch selbst versunken, Seramus. Eure Gedanken drehen sich schon wieder um eure Begleiterin. Wie ich euch bereits sagte, ist sie nicht von den Toten entführt worden."

Er wandte sich um. „Ist das denn besser?"

Sir Rangor nickte. „Man hat sie entführt, nicht umgebracht. Das heißt, sie ist am Leben und wo Leben ist, da kann man hoffen. Ihr habt schlimme Dinge erlebt, auch wenn ihr sie im Moment vergessen habt. Ihr seid von Furcht erfüllt über Dinge, die ihr nicht kennt; Furcht, die selbst den eigenen Tod in den Schatten eines schwarzen Lebens stellt. Ihr seht den Schatten aus tausenden sterbenden Wesen um euch herum und wenn ihr euch umschaut, dann werdet ihr euren Schatten nicht finden. Ihr seid nicht tot. Sie ist auch nicht tot, zumindest gehe ich davon aus. Wir befinden uns auf einer Mission. Ich kann euch nicht versprechen, dass ihr heil aus dieser Sache herauskommt. Aber sie ist es wert, sage ich euch."

Sie ritten weiter. Stille hatte sich über die dahin rollenden Wagen gelegt, nur unterbrochen von dem klappernden Hufen der Pferde. Die Sonne war immer höhergestiegen und stand nun in der Mitte des Himmels. Sie war ein kaltes, berechnendes Licht auf die Welt unter ihr hinunter, ihre Schatten waren hart und schmerzhaft. Immer wieder griff Sir Rangor zur Flasche. „Ihr möchtet wirklich keinen Schluck?" fragte er. Seramus brauchte einige Augenblicke zu reagieren, er fühlte, wie er aus seinen Gedanken hinauftauchte in die Realität. „Nein. Aber ich danke euch. Was ist so besonders an diesem... Ding, diesem „Ovpar"?"

Sir Rangor wurde langsamer, ritt nun neben Seramus, dem diese ungewöhnliche Fortbewegungsart langsam Freude bereitete. „Das Ovpar ist das Zeichen für das Werden in dieser Welt. Es gleicht einem Ei, in dem das Universum steckt, es ist ein Symbol. Es ist sehr groß, viele Jahrhunderte, vermutlich Jahrtausende Alt. Es gibt die Legende, dass es einst viele dieser Eier gab und dass jedes eine eigene Welt erschaffen hat. Und deshalb wollen alle es haben. Es ist das letzte der Eier und hat die Macht, zu schaffen und zu zerstören. Denn wenn eine Welt erschaffen wird, muss eine alte Welt zerstört werden. Anders geht es nicht. Wir können ja nicht" er lachte, deutete nach oben, hinauf in den Himmel. „unsere Welt verlassen und dort oben ein neues Forret gründen."

„Und man glaubt daran?" fragte Seramus stirnrunzelnd.

Sir Rangor nickte. „Wieso nicht? Es ist nicht abwegig und ich würde nichts tun, um es zu beschützen, wenn ich nicht daran glauben würde. Für eine Sache, die es nicht wert ist, geschützt zu werden, werde ich nicht meine Männer sammeln, sie von ihren Familien trennen und nach Süden ziehen. Dazu bin ich nicht imstande.“ Er schwieg.

„Und das Ei? Wo ist es?“

„Das Ovpar ist auf dem Weg nach Bramant. Dort werden es die Priester in die Tiefen unter dem Katarakt von Sengal einschließen und es wird auf lange oder besser ewige Zeit geschützt sein.“

„Katarakt? Ich kenne das Wort, sind das nicht ein Wasserfall?“

Sir Rangor nickte. „Nicht nur ein Wasserfall, mein junger fremder Freund. Das Katarakt von Sengal beginnt als mächtiger Strom in den Bergen und je tiefer er kommt, desto schneller wird das Wasser. Der Katarakt von Sengal ist ein tödliches Ergebnis dieser Wassermassen. Nur mittels unbekannter Mittel kommt man durch ihn hindurch; Feinde werden nicht nur aufgehalten, sondern zerrissen, wenn sie sich dem Wasser nähern. Es ist so schnell, es reißt einem Menschen das Fleisch von den Knochen!“

„Und dort gibt es eine Höhle, in der man das Ovpar aufbewahren kann? Und dort ist es sicher?“

„Sicher vor dem Feind von draußen ja. Der Feind von innen ist eine andere Sache, aber ich vertraue darauf, dass die Priester ihre eigenen Männer so ausbilden, dass diese lieber sterben als einem Feind zu helfen, die heiligen Objekte zu finden oder zu stehlen. Das Ovpar ist dort in Sicherheit. Aber erst, wenn es in Bramant ist, dann kann ich wieder ruhig schlafen. Ich habe die Nachricht erhalten, dass die Armee, die es beschützt, zwei Tagesritte entfernt sein soll. Es gab wohl schon einige Gefechte mit Angreifern. Nicht nur mit Toten, auch... Menschen, Magiern und Banditen hatten sie es wohl zu tun. Bedenke dies, mein junger Freund: Das Ovpar ist soviel wert, dass mancher Räuber sich nicht mehr beherrschen kann.“

„Und die Toten möchten damit die Welt vernichten?“

Sir Rangor lächelte. „Dann wären sie aber ziemlich dumm, nicht wahr? Wenn keine Welt mehr vorhanden ist, was wollen sie denn damit beherrschen? Nein, sie möchten das Geheimnis erfahren, die Kraft möchten sie kennenlernen, die dem Ovpar innewohnt. Damit könnten sie vielleicht noch mächtiger werden als sie schon sind. Schau es dir doch an.“

Sie drehten sich um und die graue Wand, die sich hinter ihnen befand, war noch immer in Bewegung, trotz des Rauches und des rotglühenden Feuers, dass weiter hinten, in fast unsichtbarer Ferne lodernd brannte. „Was kann sie aufhalten? Nur Feuer. Aber Feuer verlöschen. Und wenn der Anführer der Toten die Idee hat, schneller voranzukommen, in dem er einige seiner Krieger in den endgültigen Tod schickt, in dem er sie dazu zwingt, das Feuer mit ihren eigenen vergammelten Körpern zu löschen, dann ist er ein kluger Mann. Oder Frau, je nachdem. Den Toten ist es egal, welchem Geschlecht sie einst angehörten. Sie hören nicht auf zu jagen.“

„Eure Welt, ich meine, Forret ist wirklich faszinierend, Sir Rangor.“

„Ihr kommt eindeutig nicht von hier, junger Mann.“ Sir Rangor starrte ihn an. Dann grinste er. „Vielleicht kommt ihr aus dem Westen, dort, wo die Steppe beginnt, die monatelang nicht verschwindet, nur bevölkert von Nomaden, die ihre kriegerischen Gefühle auf dem Rücken von Pferden austragen, die sich gegenseitig bekämpfen und umbringen. Und ihr wisst dies nicht mehr, ein Schock...“

„Liara hat mir ein wenig davon erzählt, aber ich habe kaum etwas gehört. Meine Schmerzen waren wohl zu groß, um die Welt um mich herum erfassen zu können.“ Seramus befühlte seine Wunde. Noch immer war sie da, ein Druck auf sein Fleisch, aber es wurde besser. Wenn er lang genug überlebte, konnte er sich sicher sein, dass er wieder vollständig hergestellt war.

„Ihr grübelt schon wieder, Seramus. Wisst ihr nicht, dass Grübeln eine Krankheit ist? Sie hält uns davon ab, etwas zu erringen.“ Sir Rangor deutete nach vorn. „Wir werden heute Nacht unser Lager in Zelten aufstellen. Morgen treffen wir auf den Zug, der das Ovpar nach Bramant bringt. Ihr werdet dabei als mein Knappe auftreten, wenn ihr nichts dagegen habt. Leider hat es mein echter Knappe nicht geschafft, herzukommen. Er ist tot. Ich vermisse ihn.“ Sein Kopf sank in seine Schultern. Sie schwiegen wieder.

Die Sonne warf noch immer ihre herbstlichen Strahlen auf die Erde und das Gras an den Seiten der Straße war von einem fahlen Grün. Um sie herum bildeten sich goldfarbene Felder. Männer und Frauen arbeiteten hier, um die Ernte einzubringen. Es war eine hastige Arbeit, wie Seramus sehen konnte. Er konnte sich daran erinnern, wie er Bilder gesehen hatte von Ernten, von Familien, die gemeinsam ein Lied singend die Früchte der Erde einsammelten; aber das hier war wohl eher eine Reaktion auf die nahenden Toten. Er fühlte Mitleid.

„Sehr ihr das Holz an den Rändern der Felder liegen?“ fragte Sir Rangor. Seramus nickte. „Sie wissen, dass die Toten kommen. Was sie nicht ernten können, müssen sie verbrennen. Und in ihnen lebt die Hoffnung, dass diese Wesen gleich

mit zu Asche werden.“

„Haben sie auch Angst, dass sie... Wesen wie diese werden?“

„Du meinst, Menschen zu Toten, die durch die Welt wandern und Tod verbreiten? Nein, bedenken musst du, dass sie durch ihre eigene Art und Weise, geboren zu werden, schon dazu gemacht worden sind, am Ende nicht zu sterben. Sie sind nicht gebunden an den Kreislauf von Geburt und Tod; sie gehören nicht in unsere Welt. Und dennoch; etwas würde fehlen, wenn sie alle nicht mehr da wären.“

Seramus fühlte, wie sein Körper der Müdigkeit trotzen versuchte und dennoch, nach dem sie alle stundenlang geritten waren, wurde die Sehnsucht nach Schlaf immer größer. Seine Augen begannen zu zittern und sein Kopf im Takt des Pferdes auf- und abzuwippen. Trübe Gedanken schossen in sein Hirn, vermengten sich mit den Bildern vor ihm, die Geräusche der Menschen um ihn herum, all das verursachte ihn ihm das Gefühl von Fremdartigkeit, als wäre das alles nur ein Traum und er würde irgendwann wieder erwachen, so bald wie möglich und er wäre dann auch tatsächlich wieder er selbst, mit seinem richtigen Namen, ohne die Wunde in seiner Schulter, in einer Welt, die er begreifen konnte. Er fühlte, wie die Welt an ihm vorbeikippte, wie sich der Horizont verschob, der Himmel seinen angestammten Platz verließ und...

die Hand an seiner Seite. „Ihr schlaft doch nicht etwa ein, Seramus?“

Die Welt war wieder da, so klar und hell, dass sie kein Traum sein konnte und Seramus fühlte, wie ihn die Hoffnung verließ, es wäre nur ein Sprung hinaus aus dem Schlaf notwendig, um wieder... „Ja, ich war...“ Er gähnte. Jede Sehne, jeder Muskel seines Körpers fühlte sich an, als wäre er schon Jahre unterwegs auf diesem Pferd. Dem konnte er die Müdigkeit nicht ansehen. Pferd, was für ein Wort. Ein Vierbeiner. Muskeln. Mehr nicht. In dieser Phase kam ihm alles so falsch vor; besonders die Blicke der Leute um ihn herum.

„Ihr wisst schon, dass ihr schief auf dem Pferd hängt. Eigentlich müsstet ihr jeden Augenblick zu Boden fallen.“ Sir Rangor stieß ein halsbrecherisch nasales Lachen aus. Es war faszinierend, zu sehen, wie man hier mit der Anwesenheit des Todes umging. Man musste sich schon eine bizarre Version von Humor angewöhnt haben.

„Ich bemühe mich, Sir Rangor, nicht in den Dreck zu fallen. Aber ich vermute, ich bin tatsächlich noch nie auf einem Pferd unterwegs gewesen. Und es wird...“ er gähnte, „es wird Abend. Dieser Tag beendet sich schneller, als man denkt.“

Sir Rangor nickte. „In der Dämmerung werden wir mehrere Dutzend Meilen von den wandelnden Toten entfernt sein, dann können wir uns ausruhen und dann am Morgen weiterreiten. Es wird eine kurze Nacht werden, eine harte Nacht. Aber ihr seid schon mehr gewöhnt als manch anderer. Es wäre Wahnsinn, länger zu warten. Und morgen treffen wir auf den Zug.“

„Die Toten ruhen nie aus?“

„Ja, wozu auch? Sie sehen zwar nichts im Dunkeln wie wir aber das brauchen sie nicht. Ihre Magie treibt sie voran; das Ovpar ist für sie wie ein Leuchtfeuer, das bis in den Himmel strahlt. Und sie brauchen keinen Schlaf. Sie sind schier unaufhaltsam. Deshalb sind wir in Eile.“

Die Straße schien noch immer endlos zu sein, doch als der Abend hereinbrach, hielt der Tross an. Eilig und unsagbar still, ohne dass Kommandos ausgerufen werden mussten, wurden Zelte am Straßenrand aufgeschlagen, geflüsterte Befehle vergeben, so dass die Männer in Rüstungen sich formierten und der eine Teil schlafen ging, während der andere begann, Wache zu halten. Seramus bekam davon nicht viel mit. Er lag in einem Zelt, auf einem Fell, das über einem Haufen Stroh gelegt worden war und sein Blick verschwamm. Bald würde es weitergehen; sagte er sich, gähnte und blickte nach oben in die graue Zeltwand, die über ihm einen sehr nahen Himmel bildete. Und dann verschwamm alles in einem Hauch von Nichts. Die Sterne über ihm kreisten in unbestimmbaren Bahnen in einer Welt, die er noch immer als zu fremd für sich selbst fand. Und dennoch, irgendwie hatte er das Gefühl, daheim zu sein.

Das Surren weckte ihn und er fühlte, wie sich im dünnen Stoff kurz über ihm ein Riss bildete und in unsagbarer Langsamkeit eine metallene Spitze eindrang, der Pfeil eine Linie bildete, kaum eine Handbreit über ihm und dann gegenüber stecken blieb. Ein zweiter Pfeil folgte, schneller als der erste. Er erwachte, atmete schwer. Erst dann hörte er, wie Männer schrien; das Hämmern von Metall auf Holz oder Knochen; hörte Rufe, gebellte Kommandos. Er fuhr auf, kaum einen Augenblick zu früh, die Klinge krachte bereits hinunter, dort, wo sein Kopf sich bis vor einigen Augenblicken befunden hatte. Fluchend versuchte der Angreifer sie aus der Erde zu ziehen. Seramus wirbelte herum, schneller als er denken konnte und bohrte ihm eine seiner beiden Klingen in ein Knie. Zuckend brach der Mann zusammen, hielt sich am Stiel der Axt fest und betrachtete erschrocken das Blut, das aus seinem Bein sprudelte.. Dann sah er Seramus. „Er ist hier...“ brüllte er, verstummte jedoch, als die zweite Klinge in seinen Hals drang. Er verdrehte die Augen, zuckte und brach nun endgültig zusammen. Seramus blickte sich um. Niemand hatte den toten Mann gehört.

Er rollte sich ins Licht der Flammen, die aus einem der Wagen loderten. Wie Kreaturen aus Metall, ruckhaft, schier unmenschlich kämpften die Männer um Sir Rangor um ihr Leben. Ihre Gegner waren viele, Menschen, denn sie bluteten, fluchten und brachen unter der Schwertern und Äxten der kampferprobten Männer zusammen. Sir Rangor hieb gerade einem der Angreifer den Schild in den Hals, da erhielt er einen Schlag mit einer Keule in den Rücken. Er krümmte sich von

dem Einschlag, ein zweiter sollte folgen, als

aus der Hand seines Gastes beschleunigte eine rotierende Scheibe, ein weißer Riss in der Nacht und die Klinge fraß sich in den Kopf des barbarischen Angreifers. Sir Rangor sah, wie er fiel. Seramus war innerhalb weniger Augenblicke zur Stelle, riss sein Kurzschwert aus dem Fleisch des noch zuckenden Mannes. Sir Rangor grinste. „So retten wir uns nun die Leben, was?“ Er parierte einen Schlag von unten und stieß mit dem Schwert zu. „Wieder zwei feige Bastarde einer Hure und eines Esels weniger.“ Er brüllte Kommandos in die Finsternis. „Feige Hunde, sag ich euch.“ Das Gemetzel ging weiter. Klingen trafen auf Fleisch und Sehnen, durchtrennten, schlachteten förmlich die Gruppe der Angreifer auf ein unansehnliches Stück Existenz zusammen. Pfeile flogen, prallten an den metallenen Rüstungen ab oder blieben im Gewebe stecken. „Holz und Steine“ sagte Seramus zu sich selbst; er fühlte sich wie ein Tiger in einer Herde von Schafen, deren dumpfe Hufen ihm nichts antun konnten. Seine Kleidung troff von Blut und er musste sich bemühen, nicht auszugleiten, der Boden war voller menschlicher Überreste. Die wenigen Überlebenden, Männer, die Teile ihres Körpers zurücklassen mussten, krochen hinaus in die Finsternis oder wurden gnädigerweise von Sir Rangor und seinen Männern von ihrem unseligen Leiden erlöst. Der Tag dämmerte bereits, als Ruhe einkehrte.

„Ich habe 4 Männer verloren“, sagte er kopfschüttelnd, „2 Pferde und einen Wagen mit wichtigen Dingen. Sehr wichtigen Dingen. Ich bin ein rachsüchtiger Mensch, Seramus.“

„Wer war das?“

„Narren, angeregt vom Geld, das man ihnen zu zahlen versprochen hatte für einen Hinterhalt... Feige Hunde. Schau dir das an.“

Er griff sich eine Leiche und zerrte sie ins Licht des brennenden Wagens. Die Augen weit aufgerissen, starrte der tote Mann in den Himmel. Seine Wange zierte ein vernarbtes X. „Hiermit markieren wir unsere Verbrecher. Er ist ein Räuber. Ein schlechter, nehme ich an, denn das X erhält man direkt am Anfang, wenn man erwischt und verurteilt wird. Nach einigen Jahren in den Minen werden sie freigelassen oder sie fliehen vorher und dann schließen sich sich Banden an, plündern, brandschatzen... oder lassen sich bezahlen, um zu töten. Normalerweise sind es mehr, aber hier hatte wohl jemand keine Zeit. Wir kommen näher, mein Freund. Näher an das, was man uns erlaubt, zu sehen. Aber man merkt auch, dass wir angreifbar sind.“

Er wandte sich um, brüllte Befehle. Innerhalb weniger Minuten waren die Leichen von den Straßen gebracht worden. Sir Rangor warf Seramus einen Beutel zu. „Das sind die gesammelten Münzen von unseren Angreifern. Ich bin euch etwas schuldig und glaube, damit kann ich euch durchaus helfen.“ Er lachte. Dann stiegen sie auf die Pferde und langsam setzte sich der Tross wieder in Gang.

„Habt ihr etwas von ihren Auftraggebern erfahren?“

Sir Rangor schüttelte den Kopf. „Nur einen Zettel mit einem Symbol.“

Es war eine Kurve mit mehreren gerade kurzen Strichen durchzogen, an dessen oberem Ende ein Dreieck befestigt war, dessen dünnste Spitze nach links reichte. „Es sieht aus wie das Skelett eines Wesens, das wir nicht kennen“. Sir Rangor nickte. „Es sieht aus wie der Tod.“

XVI

„Die Natur gibt uns Regeln vor, nach denen wir zu leben haben. Mit einem Ding wie dem Drachen in unseren Händen, das von uns lebt, das uns braucht, wie wir hoffen, mehr als Hoffnung ist es nicht, jedenfalls mit dem Drachen. Er wird alle paar Monate, wir ihr alle wisst, in die Arena geleitet, wo man gegen ihn kämpft, verliert, sich opfert. Währenddessen sind die Wissenschaftler dabei, den Kampf auszuwerten, Anweisungen in Mikrofone zu schreien und dann... zu sehen, wie der arme Mensch, der denkt, er tut einen großen Dienst und schafft es vielleicht... zu Grunde gerichtet wird.“

„Aber die Ehre!“

Neru lächelt. „Ja, die Ehre. Die Familie des Mannes wird eine Zeitlang unterstützt, kommt in neusten Sendungen im TV oder im Radio; aber das wars schon. Aber ich schweife ab. Die Masse an Menschen wird immer kleiner. In der Tiefe sind die Bedingungen nicht gegeben, viele Kinder zu haben. Der Drache ist jedenfalls nach dem Kampf auch erschöpft und wird durch bestimmte Gase zum Einschlafen gebracht und dann durch Maschinen in sein Gehege, in sein Gefängnis zurückgefahren. Irgendwann wacht er wieder auf. Und dann hämmert er gegen die Türen, die so dick sind, dass nur Maschinen selbst sie öffnen können. Und dann wartet der Drache.“

„Aber er ist schon so lang darin, was frisst er denn?“

„Nichts. Er frisst nichts. Unsere Wissenschaftler sind noch immer auf dem selben Stand wie vor hunderten Jahren. Wir vermuten, dass er die Fähigkeit hat, seine Energie aus der Quelle zu beziehen, die uns vor 347 Jahren in die Erde getrieben hat.“

„Aber er ist doch nicht der Drache, der uns...“

„Nein.“ Leutnant Sposka richtete sich auf. Sie hatte die letzten Minuten damit verbracht, ihr Gewehr auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen. Sie lud durch, es klackte. „Wäre der Drache, der hier ist, der eine große Drache, dann wäre er hier und wir da oben und es würde uns nicht kümmern, was er macht.“

Neru lächelte. „Das Tier hier unten... es ist nur ein winziger Drache im Vergleich zu dem da oben. Wir haben Gerüchte gehört, dass der Große über hundert Meter hoch ist; mehr ein Berg als ein Wesen ist. Und er kann fliegen. Wie wir alle wissen, wissen wir nichts. Vermutlich ist also der große Drache eine Art Elterntier und der kleine Drache hier unten eines seiner Nachkommen. Wir wissen auch nicht, ob es oben noch mehr von dieser Spezies gibt. Vielleicht sind da oben dutzende Tiere und verbrannte Erde, Asche, geschmolzene Berge... worauf ich hinaus will: Diese Tiere, Dinger, sie brauchen nicht wirklich Nahrung; sie leben von einer Energie, die wir nicht verstehen. Und so sind wir in einer prekären Lage. Worauf ich hinaus will: Der Drache wartet immer wieder auf den nächsten Zeitpunkt, wenn die roten Lampen anspringen, die Sirene ertönt, ein Kampf folgt. Ja-Lib hat überlebt und ist verschwunden, aber er hat etwas hinterlassen. Eine Nachricht, Erpressung, Warnung, was auch immer.“

Es klickte und ein Bild wurde an den Wänden des Wagens projiziert. Die Stimme war all zu bekannt.

„Meine lieben Freunde, bekannte und unbekannte Menschen; wir leben seit so ewig langer Zeit hier unten in diesen verrottenden Mauern, die uns die Angst aufdiktiert hat. Wir selbst sind nur Figuren in einem Spiel der Menschen, die da oben, auf den Ebenen näher der Erde. Doch, wieso leben sie nicht weiter unten, noch weiter entfernt von der offenkundigen Gefahr, die auf der Erde lauern soll? Ich weiß es nicht und dennoch, genau dieses Nichtwissen ärgert mich; macht mich wütend.

Ich bin Ja-Lib und ihr alle habt mich kämpfen sehen. Diese Gestalt, die man einen Drachen nennt, ist jedoch nicht einmal der wahre, große Gegner, den man euch in euren Kindergeschichten präsentiert. Nein, es ist nur ein kleiner, winziger Feind, den man benutzt, um eure Aufmerksamkeit aufrecht zu halten. Ein Mensch, der in Angst lebt, hat keine anderen Sorgen; er kümmert sich nicht um die Welt um ihn herum. Er macht seine Arbeit, immer darauf bedacht, bald seinen kleinen Vergnügen wieder nachgehen zu können. Dann seht ihr die Kämpfe in der Arena, seht zu, wie Männer wie ich selbst dem Tod versuchen zu trotzen. Doch damit hat es jetzt ein Ende.“

Das Bild flackerte, als sich die holografische Gestalt umdrehte. „Ich gehe jetzt nach G13. Dort muss es eine Antwort geben. Man hat mir und euch viel zu viele Geschichten erzählt, dass dort das Böse lauern soll, doch das Böse, werte Mitbürger, Mitleidende: es ist nicht in den Tiefen unserer Welt zu finden, sondern in den Höhen. Doch wenn das Böse über uns lauert, dann findet man das Gute viel weiter unten. Ein guter Freund von mir war einst da unten und er hat nur sehr knapp überlebt. Doch er war schwach. Er hat diese Reise völlig falsch angefangen und wurde bestraft.

Ich selbst, Freunde, habe die Arena so oft verlassen, dass der Schmerz, den mir diese Reise bereiten wird, nur begrüßen kann: Er ist klein, fast winzig im Vergleich zu den Wunden, den mir die Bestie bereitet hatte. Schaut sie euch an: Sie ist groß und dumm und nur dazu geeignet, Menschen in die Schranken zu weisen. Doch man kann sie überleben.

Damit man mir aber nicht folgt, denn ich weiß, das wird man, dafür bin ich zu bekannt, habe ich ein Geschenk für euch.“ Ja-Libs leuchtendes Gesicht grinste.

„Ich habe einen Computervirus erworben. Es gibt genug kriminelles Denken auf dieser Welt, das auch nach fast 350 Jahren in der Dunkelheit nicht verschwunden ist. Dieser wird in 72 Stunden, in 3 Tagen, den Käfig öffnen, in dem der kleine Drache leben muss. In dieser Zeit werde ich mich nach unten begeben und vielleicht zurückkommen, wenn ich das habe, was ich will. Und falls nicht, so wird es mir ein Vergnügen sein, zuzuschauen, wie das Monster meine Zivilisation in ihren Grundfesten erschüttert. Seid gewarnt! Wenn ihr mich verfolgt, wenn ihr mich verfolgt, dann habt ihr keine Zeit mehr für die notwendigen Reaktionen auf meinen kleinen Plan. Rettet euch, wenn ihr könnt. Flieht nach oben. Holt euch euer Recht zurück, Menschen zu sein.“ Das Licht erlosch.

„Was für ein kindisches Geschwafel.“ Leutnant Sposka hatte den Kopf in ihren Händen versenkt. „Was für ein Idiot. Und wir sollen ihn retten.“

„Ja, Retten und zurückbringen und das in weniger als 72 Stunden, sonst blüht uns etwas, das wir uns nicht vorstellen können. Der Drache wird freigelassen und...“

„Aber kann man ihn nicht wieder einfangen? Oder irgendwie so?“

Einer der Zwillinge schaut auf. Neru nickt. „Sicher... aber wir wissen nicht wirklich, wie man ihn damals gefunden und gefangen hat. Es gibt kaum Unterlagen und die Möglichkeit, ihn zu betäuben, wie wir es in der Arena oder in seiner normalen Unterkunft tun, ist nicht überall vorhanden. Nur in der Arena und in seinem Gefängnis... sonst kann er sich überall ungehindert bewegen.“

„Und Sie können die Menschen auch nicht warnen, weil man sonst... 1. weiß, dass er freigelassen wird und 2. die Leute in

Panik geraten und versuchen, sich in die oberen Stockwerke zu flüchten und man weiß, das dann geschehen wird... ein Aufstand. Das Militär wird gerufen und wird die Menschen unsanft darauf hinweisen, dass sie Ruhe bewahren sollen. Und dann wird es Krieg geben und es werden viele Leute sterben. Währenddessen wird der Drache seine große Reise beginnen und … naja, der Rest wird Geschichte sein.“

Neru nickte. „Ich sage es nicht gerne, aber Notna hat Recht. Jedes Verbreiten dieser Nachricht bringt mehr Opfer als die böse Alternative. Dennoch, wir müssen genau deshalb Ja-Lib finden und zurückbringen. Er mag naiv sein, aber... nein, er ist einfach naiv, zu denken, dass der Drache befreit werden muss. Ich mag ihn, wirklich, aber in dieser Hinsicht muss ich hart sein. Hart genug, das Wohl der Leute, die in gewisser Sicherheit leben wollen, weit mehr zu schätzen als ihn.“

Man hörte förmlich, wie seine Kieferknochen knackten. Salara legte ihm die Hand auf die Schultern. Der Wagen ruckelte und hielt an. „Es wird Zeit. Wir gehen hinunter. Gewalt wird nur im äußersten Notfall eingesetzt. Wir sind zu wenige, um einen echten Kampf überleben zu können.“

Die Tür öffnete sich, sie stiegen aus, betrachteten die Umgebung. In der Ferne blitzten die Lichter winziger Fenster aus den zum Himmel ragenden Häuser. Doch hier, Neru fühlte fast, wie der Wind heulend um die Ecken fuhr und diesen Ort in die Unwirklichkeit schob, hier draußen war alles anders.

„Das Tor zur Unterwelt“ sagte Jamses und zitterte förmlich. Neru drehte sich um. Das schwarze Gebilde mit den Riegeln und Schlössern, größer als ein einzelner Mensch, durch Maschinen gesteuert, die weder Angst noch Tod kannten, vermochte den Betrachter in Panik zu versetzen, in einen Rausch versetzen, an die Hölle zu glauben, eine bittere Erfahrung, die er und Salara bereits geteilt hatten.

Er drückte einen verborgenen Knopf, der eine versteckte Platte aus dem metallenen Ungetüm herausfahren ließ. Rotes Licht glimmte schwach aus den Ritzen zwischen den Zahlentasten hervor. Vorsichtig, fast zärtlich, legte er seine Hand auf die hervorstehenden Tasten, dann seufzte er und tippte einen Code ein. Begleitet von einem lauten Pling begann sich das Tor zu öffnen, Riegel wurden zurückgeschoben, Maschinen erwachten brüllend zum Leben, langsam schob sich die Wand in einem Halbkreis zur Seite. Dampf schoss aus den Öffnungen, die sich bildeten, eine Wand aus Gestank, Menschlich und tierisch... all diese Kakophonie aus Geruch und Lärm, es wirkte, als wäre die Tür zur Unterwelt aufgestoßen worden.

„Tretet ein und lasst alle Hoffnung fahren“, flüsterte Leutnant Sposka. Notna wandte sich um, die Augenbrauen erhoben. „Sie kennen Dante?“ Sie nickte. „Ich mag das Buch, gerade hier unten brauchen wir etwas... passendes.“

„Nun denn“, teilte Neru mit, „die Tür ist für 2 Minuten offen, dann schließt sie sich wieder. Nehmen wir unser Gepäck und die Waffen und begeben wir uns auf eine fantastische Reise...“ Er versuchte zu lächeln, vergebens.

Genau nach den versprochenen 120 Sekunden heulten die Maschinen wieder auf und ließ die Menschen allein zurück, abgeschnitten von ihrer Welt. Der Geruch, der sie empfangen hatte, begann sich betäubend auf ihre Nerven auszuwirken.

„fast 300 Jahre Gestank auf einmal“, sagte einer der beiden Brüder, mit dem P gekennzeichnet, Piotr, „das ist mal heftig.“ Jamses nickte. „Das passiert, wenn man sich nicht um die Wartung kümmert. Aber ich müsste doch eigentlich zurück, sonst passiert es...“ er zuckte, als der Boden sich in Bewegung setzte. Die ganze metallene Fläche von mehreren dutzend Schritten fuhr langsam nach unten. „Es gibt kein zurück, mein junger Freund“ Notna trat näher. „Wir gehen zur Hölle und du kommst mit uns.“ Wieder begann der Techniker zu zittern.

„Wie wird wohl Ja-Lib heruntergekommen sein?“ fragte Salara. Sie hatte es sich auf ihrem Rucksack so bequem wie möglich gemacht. Neru zuckte mit den Schultern. „Es gibt genug Schmuggler, geheime Wege, unveröffentlichte Gänge... und wenn man Kontakte hat oder ein Star ist, dann kommen Leute auf einen zu, die man sonst nicht kennt. Glaubt ihr, dass die Welt sich nur um euch dreht? Diese kleine, finstere Welt, so halbdunkel wie das Licht am Himmel und graue Gedanken jeden Menschen befallen, der hier lebt? Nein, es gibt mehr als das Leben hier und das müsst ihr lernen. Sicher hat Professor Notna einige Dinge erforscht, aber das war nur ein kleiner Teil, denn je mehr wir wissen, desto mehr sind wir fokussiert auf unser kleines Dasein.“

Sie starrten ihn an. Neru bemerkte, wie er sich in Wut redete. „Wir sind die letzte beschissene Hoffnung dieser winzigen Welt. Vor 347 Jahren... da gab es 8 Milliarden Menschen auf der Oberfläche, die sind alle tot. ALLE“ Neru sah auf den Boden, betrachtete, wie sein Fuß Schlieren, Muster, im Staub der letzten Jahre zeichnete. Er lächelte. „Wir haben unser Leben da unten riskiert. Und dieser Vollidiot, den ich Freund nenne, Ja-Lib, geboren vor 30 Jahren, aufgezogen vom Staat... er setzt noch mehr als sein Leben aufs Spiel, er setzt unseres und das der wenigen Menschen in einen stählernen Käfig, den er dann in die glühende Lava unter unseren Füßen sinken lässt. Aber hey, wir sind hier und er ist auch irgendwo da... aber ich gehe nicht davon aus, dass wir es schaffen werden.“

Das Dröhnen der Maschinen unter ihren Füssen begann, zu stören. Neru setzte sich an den Rand der runden Fläche und starrte ins Nichts. Salara nahm Professor Notna an die Hand, er erstarrte, blickte sie an. „Was? Das ist doch... wie kann er.“

Sie seufzte. Worte waren überflüssig. Sie mochte ihn und im Rahmen ihres gemeinsamen Todes wollte sie eigentlich etwas Wichtiges mit ihm besprechen, aber hier, genau hier unter den Augen der versammelten Kandidaten eines

unnachahmlich grandiosen Todes, eines Fehlschlags, der die Welt ein zweites und letztes Mal in den Abgrund... sie schüttelte den Kopf. Hirngespinste, Salara hasste sie mehr als alles andere. Mehr als die Arbeit, mehr als die Narbe, die noch immer schmerzte, wenn sie keuchend aufwachte, allein in ihrem Zimmer im mittleren Stockwerk eines standardisierten Hochhauses, über ihr eine Familie mit 3 Kindern, unter ihr eine alte Frau, die einfach nicht sterben wollte und sich über jede Möglichkeit, den Nachbarn zur Last zu fallen, vermutlich vor Jahren informiert hatte, doch das war jetzt egal. Mit zornigem Grinsen stellte Salara sich vor, wie der Drache an diesem Haus vorbeischwanken würde; einen kurzen Schlag mit dem Schwanz und die brechenden Gerüste, die das Gebäude zusammenhielten, ein Ton, den sie zu gerne hören würde. „Das Kranke ist, dass ich es genießen würde, hier unten zu überleben, während die anderen da oben draufgehen.“ Erneut die Stimme aus ihrem Inneren, die sie erst entdeckt hatte, als...

„Aber was ist denn los? Warum geht es nicht weiter?“

Dieser kleine Techniker, Jamses, starrte verzweifelt die Decke an.

„Wir haben angehalten, weil wir schon da sind, kleiner Mann.“ Notna zog seine Hand aus Salaras und deutete auf ein Signal, das die meisten Leute übersehen würden, verdeckt von Fäden aus Staub und Spinnweben. „Wir sind auf Ebene G10 und bald werden wir mit dem großen Bären sprechen müssen.“

Die Tor öffnete sich genauso laut wie die vorherige und ein Schwall übelster Luft prügelte sich förmlich in den Raum. Die Zwillinge grinsten. „Das riecht hier wie Eintopf unserer Großmutter“, lachte Boris. „Nein, das ist der Gestank von 300 Jahren halb funktionierende Umweltkontrolle, 100.000 Menschen, die sich nicht waschen und ihre Exkremente in selbstgebauten Deponien zum Reifen bringen um ihre Nahrungsmittel darauf aufzubauen.“ Leutnant Sposka rieb sich die Augen. „Ich habe von den Menschen hier unten gehört. Es sind eher Affen als intelligente Lebewesen. Vergessen wir es einfach. Der Geruch gehört dazu. Wir werden jetzt unser Marschgepäck anzuschnallen und losgehen.“

„Nein“ rief Neru, der sich noch immer nicht bewusst war, dass die Maschinen angehalten hatten. „Wir müssen warten, es ist sonst zu..“ doch Sposka war schneller. Er konnte noch ihre Gestalt am Rahmen der Tür sehen, eine kleine muskulöse schattige Figur, die dann bereits nach rechts abgetaucht war.

„Verdammte Militärtypen“ Notna fluchte. „Sie ist immer so, wenn sie aufgeregt ist“, sagte Pjotr und kaute auf seiner Zunge, während ihm sein Bruder half, das Maschinengewehr zu schultern. „Sie ist nicht weit fort, nur außerhalb unserer Sichtweite. Sie war wohl schon einmal hier unten.“

Salara seufzte und begann, Leutnant Sposka zu folgen, weiter hinten liefen die Zwillinge, dann Notna und Jamses, dem Neru versucht war, einen Tritt zu geben. Jamses taumelte fast unter dem Ansturm der neuen Gerüche, die um ihn herum auftauchten und bedauerlicherweise nicht mehr versiegten. Er hielt sich die Nase zu. „Atme, mein Junge, irgendwann gewöhnst du dich dran“. Neru stampfte auf. „Noch wenige Stunden, dann ist alles vorbei. Ich hoffe, du hast keine Familie da oben, Kleiner, sonst sind die schneller tot als wir G12 gelandet sind. Dann ist alles vorbei. Willst du das?“ Jamses schüttelte den Kopf, als wollte er damit seine Angst vertreiben. Ihm gelang es offenkundig nicht.

Ein Knall durchfuhr die Luft, ein Klirren. Ein zweiter Knall, als würde jemand einen stockenden Motor anwerfen und hoffen, er würde beim Tritt auf das Gas irgendwann wieder funktionieren. Es knatterte lauter als alles, was sie gehört hatten. Projektile schlugen hinter ihnen ein, prallten ab, landeten auf dem Boden. Neru starrte sie an. „Verdammte Scheiße“, brüllte er und warf sich in den Staub, drückte auch den jungen Techniker, von dem er hoffte, dass sich der nicht in die Hose machte, hinunter. Sie robbten aus der Tür.

Kreuzförmige weiße Explosionen über dem Abgrund, vielleicht einige Dutzend Schritte das sie von einer sicheren Einkehr trennte. Eine Tür, die Neru im Schlaf erkannt hätte. Sicherheit.„Wir werden angegriffen“, schrie Leutnant Sposka. Neru hob die Augenbraue. „Na, das kann ich mir aber nicht vorstellen“, versuchte er... doch der Sarkasmus, der ihm sonst in den Knochen steckte, drang nicht aus seinem Mund.

Dann verstummte das Gewitter. Schreie wallten auf, als sich die Angreifer in einer Zange zwischen schreienden Menschen und dem Abgrund, der in eine unfassbare Tiefe reichen musste, wiederfanden. Die wenigsten sprangen freiwillig. Neru lächelte. „Ursa ist noch immer ein Mann weniger Worte.“

Aus der Menge der wenigen Menschen, die sich auf dem Balkon ihnen gegenüber versammelt hatte, tauchte ein Gesicht auf, grimmig und doch... „Ich kenne ihn“, sagte Notna, „Aber ich kann mich nicht an seinen Namen erinnern. War er nicht...“

Sie lächelten, als er zu ihnen trat, über die schmale Brücke, die den Eingang in die G10 und sein Reich zusammenhielt. „Ich dachte schon, es dauert länger, bis Sie alle hier unten sind, in meinem kleinen Paradies.

Ja, das ist faszinierend: Menschen, die sich nie kannten und doch zusammenarbeiten müssen und ihren Glauben auf eine neue Stufe transportieren müssen.“

Notna blickte auf. „Ich kenne Sie. Sie sind doch...“

Neru schlug ihm auf die Schulter. „Lassen Sie das. Möchten Sie, dass er hier all seine Autorität verliert? Hier unten sind die Leute etwas unbeherrschter.“ Er flüsterte nur.

Ursa war ein großgewachsener Mann, vom Alter her kaum einschätzbar, voller Narben, ein Auge zusammengesunken in der Höhle, das andere leuchtend und hell, dass es nicht echt sein konnte. Es strahlte förmlich seine Gäste an. „Ja, ich bins, aber lassen wir das. Je schneller wir wieder in der Stadt sind, desto besser für euch. Man hat euch erwartet. Euer Freund hat vermutlich Leute angeheuert, die euch abhalten sollten, hierherzukommen.“

Sie setzen sich in Marsch, Ursa voran, wie ein Held. Seine Männer, mehr als zwei Dutzend, in primitive Kleidung aus Leder und Metall gewandet, Waffen auf den Schultern; einige mit Verbänden, aus denen noch immer Blut tropfte, starrten zu Boden, neigten ihre Häupter, als die Abgesandten von oben ihre Blicke trafen.

„Sie haben Angst vor uns“, flüsterte Jamses. Pjotr neigte seinen Mund zu ihm. „Sie haben Angst vor ihm.“ sagte er, zackig, militärisch und doch mit einem Hauch von tiefem Respekt. „Er ist der geborene Anführer.“

„Geboren oder gemacht, was spielt das für eine Rolle.“

Sie hatten die Brücke überquert, als sich eine Tür öffnete, eine Gestalt, klein, schnell wie ein Wiesel durch die staubige Landschaft bewegte, sich vor Ursa auf den Boden warf und zitternd liegenblieb.

„Meister, wir haben sie gefunden.“

Der Angesprochene blieb stehen, wandte sich an seine Gäste und lächelte finster. „Oh, das müsst ihr euch ansehen.“

Zwei jämmerliche Gestalten wurden an die Luft befördert. Sie zitterten am ganzen Leib, als wüssten sie... „Ihr da, steht auf. Erklärt euch!“

Wie von unsichtbaren Fäden geleitet, zogen sich die beiden auf ihre Beine und kamen näher.

„Wir...“

„Ruhe! Erst rede ich, dann ihr, vielleicht.“

„Ihr werdet gleich erleben, wieso er so beliebt ist.“ Neru seufzte und schaute in die Runde.

„Ihr habt hinter meinem Rücken mit einem Neuankömmling konspiriert. Ihr habt ihm freie Bahn geboten für Geld, habt ihn zur verbotenen Stätte geführt und habt Leute angeheuert, die diese feine Herrschaft, die gerade heruntergekommen ist, ermorden sollten. Ist das feige? Ist das geldgierig? Ist nicht zu erwarten gewesen, dass ich von dieser Sache Wind bekomme und die Sache selbst regele?“

Sie hielten die Blicke gesenkt, Staub legte sich auf ihre Kleidung nieder. „Und nun wolltet ihr fliehen? Wohin denn? Nach G11, wo die mächtigen Tiere lauern oder doch nach oben, in der Hoffnung, dass ihr dort Arbeit und Unterkunft findet? Seid ihr denn noch dümmer als ihr ausseht?“

Er trat näher heran. „Und von dir hätte ich das wirklich noch weniger erwartet als von den anderen.“ Ein Hieb von seiner Faust traf den Magen seines Gegenübers und trieb ihn förmlich nach hinten. Er kreischte und hielt sich an der angebotenen Hand seines Angreifers fest. „Bitte, es war...“ Erneut ein Schlag; diesmal fühlte Neru ihn förmlich aus dem Rücken würgenden Mannes hervortreten.
Der Schrei, der ertönte, als der Mann über die Ecke des Abgrunds getrieben wurde, war mörderisch, eine Mischung aus Panik und Auflösung. Sie alle starrten der verschwindenden Gestalt hinterher, während sich Ursa die Hand an einem Tuch abwischte. Er nickte, als er die Gesichter seiner Gäste betrachtete. „Nur ein Exempel, das statuiert werden musste.“

Notna trat näher. „Das war wirklich nötig?“ fragte er laut. Der Anführer von G10 nickte. „Wenn ich es nicht getan hätte, was wäre dann geschehen, vielleicht wäre ich morgen früh aufgewacht mit einer Klinge im Hals. Hier unten laufen die Sachen anders als da oben im Licht.“

Er richtete sich auf, seine Knochen knackten laut. Neru versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Salara trat an ihn heran. „Neru, er ist noch schlimmer als damals.“ Neru zuckte mit den Schultern. „Anscheinend ist es notwendiger, hier unten so zu tun, als wäre man der schlimmste Mensch von allen, um Respekt zu verdienen.“

Kreischend öffnete sich eine Tür in der Wand. „Es ist soweit. Wir können die Fahrt nun beginnen.“ sagte eine junge Frau. Neru schätzte sie auf kaum mehr als 20 Jahre, was jedoch durch die Mengen an Bemalungen auf ihrem Körper sehr schwierig war. Er dachte an das, was er damals zurückgelassen hatte.

„Herr Neru, es ist schön, Sie zu sehen.“ Die Frau verneigte sich bis auf den Boden. Ursa grinste. „Nun denn, kommt mit. In meiner Gegenwart seid ihr sicher.“

Sie traten durch die Tür in einen langen Gang. Rechts und links starrten Kabel, Lüftungsrohre aus den Wänden, gespickt mit gebleichten Knochen, Schaubilder einer verwirrend bösartigen Lebensweise, die besonders Jamses zum Zittern brachte. Er hielt sich den Magen, taumelte in der Gruppe hin und her und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, sich zu verletzen. Ursa drehte sich um. „Euer Freund ist krank?“

Neru schüttelte den Kopf. „Es ist seine erste Reise ins Innere der Bestie.“

Ursa nickte. „Er wird sterben. Hier unten gibt es keine Chance, zu überleben, wenn man nicht an sich selbst glaubt.“

„Ursa, Ihr habt mir diesen Rat damals schon gegeben.“

Der Angesprochene lachte laut auf. „Seht ihr, ich hatte damit Recht.“

Schweigend setzten sich den Marsch weiter. Winkel folgten auf weitere Gänge; das Gefühl, durch das Innere eines Wesens zu marschieren, wurde immer stärker. Der Geruch begann, sich in den Köpfen der Gruppe festzusetzen. Hin und wieder begegneten ihnen Blicke aus Kammern, deren Nutzung man nicht erfragen sollte; dumpfe, kleine Blicke, die eine Ewigkeit kaum anderes Leben gesehen hatte als das von Insekten oder Muster im Staub. Ursa bemerkte die fragenden Gesichter seiner Gäste. „Sie wollten fliehen. Nun, das ist nicht gestattet.“

„Werden sie freigelassen?“ fragte Leutnant Sposka, wusste jedoch, was die Antwort sein würde. „Sie werden ihr kümmerliches Leben hier beenden, so wie sie es angefangen haben. Vielleicht gebe ich ihnen eine Chance, um ihre Freiheit zu kämpfen, aber da muss schon ein recht guter Anlass dazu bestehen. Ah, wir sind gleich da.“

Die Öffnung in der Wand war groß, mit einem dicken Tuch bedeckt. Neru erkannte das Symbol wieder, eine Faust, die in den Himmel ragte. Er zitterte.

Jemand schlug das Tuch beiseite und vor ihnen ergoss sich förmlich die Ebene, von denen die meisten nur in ihren Träumen gehört hatten. Ein dampfender Kessel, sowohl sichtbar als auch so voller Lärm, dass man sich überlegen musste, wie ein Mensch hier unten mehr als einige Stunden aushalten konnte. Es roch wie der Tod, eine Mischung aus Blut, Staub, Exkrementen. Was man weiter hinten, am Ausgang zu G9 riechen konnte, war nichts im Vergleich zur der Kakophonie, die sich hier in die Köpfe bohrte. Der Lärm war grotesk. Sicher, sie hatten hier unten keine Autos, zumindest konnte man sie nicht sehen, aber das Gewimmel von Menschen, die sich durch die belebten Straßen drängten, schien eher einem Haufen von virtuellen Ameisen zu gleichen als...

„Hier ist soviel Leben“ sagte Notna mit erhobenen Augenbrauen und Jamses trat näher an das Licht heran. „Ich habe so viele Dinge gehört, und sie alle sind wahr.“ Er fürchtete sich förmlich. Die Häuser waren nicht so hoch wie er gedacht hatte, eher waren ihre Dächer abgetragen worden; sie waren kaum mehr als 10 Stockwerke hoch. Überall lagen, sorgfältig arrangiert, Häufen von Steinen herum. Man konnte erkennen, wie einige Leute diese von den Resten von Mörtel befreiten.

„Kommt, es wird Zeit. Ich will meine Untertanen nicht so lang warten lassen.“

Sie setzen sich wieder in Gang. Männer in Uniformen blieben stehen, so sie sie sahen und salutierten mit erhobener Faust, den Blick zu Boden gerichtet. Ursa kümmerte sich augenscheinlich nicht darum. „Sie sind hier, um zu dienen, nicht.. um sich mit mir zu unterhalten.“

Die Menschenmenge teilte sich, eine Lücke entstand, so dass das Team problemlos hindurch marschieren konnte.

Die Stadt oder was auch immer vor ihnen lag, musste in einer Art Tal liegen, denn sie liefen so lang bergab, dass sie vermutlich bald eine Ebene weiter unten hätten landen können. Sie begannen sich zu fragen, was denn hier unten die Menschen zusammenhielt, neben der Angst. Denn Angst, so sagte sich Notna, ist nur ein notwendiges Übel, aber keine Lebensaufgabe, selbst hier unten nicht.

Dann leuchtete vor ihnen ein Symbol auf. Erneut die Faust, diesmal in grellen Farben, maßlos erhöht an einer Säule. Und sie hörten das Brüllen von Menschen. Sie traten um eine Ecke, als sich vor ihren Augen eine Mauer aus Stein aufbaute. „Ich habe noch nie so etwas mächtiges gesehen“, sagte Jamses und die anderen mussten genauso geschaut haben wie er, denn Ursa blieb stehen. „Das ist die Mauer der Arena. Dort kämpfen die Menschen um Macht und Ruhm. Aber beeilen wir uns, ich hörte, es ist wenig Zeit vorhanden.“

Ein Mann rannte an ihnen vorbei, ohne darauf zu achten, wem er hier begegnet war. Er schien gehetzt zu werden, verlor keinen Blick auf seine Umwelt. Ursa stieß kurz zu. Der Mann keuchte auf, sein Körper krachte zu Boden. Er wurde vom Gefolge Ursas einige Male getreten, dann gingen sie weiter.

„Warum habt ihr das getan?“ fragte Leutnant Sposka. Ohne ihr einen Blick zu würdigen, schritt Ursa weiter auf dem Weg zu dem unbekannten Ziel. „Er hatte keinen Respekt vor mir.“ sagte er ruhig.

Sie schwiegen. Jamses zitterte wieder. Notna überlegte sich, ob der den jungen Mann gleich hier lassen sollte. Aber das

wäre sein Todesurteil gewesen, vielleicht ein Schlimmeres als auf den Ebenen weiter unten.

Neru schaute sich um und noch immer starrten die Leute auf den Boden, wenn ihr großer Anführer an ihnen vorbeischritt. Er erinnerte sich an damals, als Ursa noch nicht der große Chef hier im Ring war, als er einen der Adjutanten des damaligen Herrschers spielte, Befehlen gehorchte, ganz gleich, wie grausam sie schienen und auch waren. Doch dann musste etwas geschehen sein, ein Augenblick der Schwäche und Ursa hatte mit Hilfe einiger Männer die Oberhand gewonnen und einen Staatsstreich eingeleitet und den alten Mann, wie alt mochte er gewesen sein, 50 oder 60 Jahre, von dem Thron befördert, der im martialischen Palast stand. Der Alte war verschwunden und Platz für etwas Neues war geschaffen worden, also hatte sich Ursa der demütigen Bitte seiner Mitverschwörer förmlich gebeugt und hatte die Herrschaft übernommen. Und wie jedesmal musste auch hier eine rigide Säuberung stattgefunden haben. Neru erinnerte sich an die Dokumente, die er daheim gelesen hatte. Immerhin war es nicht zu Plünderungen gekommen, zu einem Aufstand, wie bei dem Machtwechsel davor. Ursa wusste, wie er sein Charisma gewinnbringend einsetzen konnte. Er war nicht der erste, der seine Jugendjahre auf den höheren Ebenen verbracht hatte. Neru lächelte, als ihm das Wort „Königsmacher“ einfiel.

Der Palast schien still zu sein wie in einem Puppenspielerkabinett. Alles war so voller Ausschluss von Lärm, dass die Neuankömmlinge sich fragen musste, ob sie noch immer unter der Erde waren. Selbst in den anderen Ebenen war stets ein leises hintergründiges Rauschen zu hören; seien es die Klimaanlagen oder die regelmäßig fahrenden Bahnen, die die Arbeiter von der Arbeit nach Hause oder umgekehrt beförderten. Doch hier schien dem Lärm nicht erlaubt zu sein, herzukommen. Das einzige Geräusch war das Knacken der Tür, die sich hinter ihnen geschlossen hatte. Sie bemerkten den weichen Teppich, der unter ihren Stiefeln so nachgiebig schien wie alles auf dieser Ebene. Dienerinnen kreuzten ihre Pfade, die Blicke zu Boden gerichtet, wie Geister, die auf Befehle waren. Ursa beachtete sie nicht. Seine Augen waren nach vorn gerichtet, auf die Flammen, die rechts und links neben einem hölzernen Tor ihren Ruß an die niedrige Decke schoben. Einige Schritte vor dem Tor wurde es sachte geöffnet und ein Thronraum erstrahlte im hellen Glanz. Notna bekreuzigte sich unbewusst. „Mein Gott, wo sind wir denn hier gelandet.“ Sposka drehte sich mit fragendem Blick zu ihm um. „Es erinnert mich an Filme, die ich in meiner Kindheit gesehen habe.“

Der Raum war so weiß wie nichts anderes auf der Welt, das sie je gesehen hatten. Wie konnte etwas so lang so hell gehalten werden, gerade hier unten, wo Dreck sich überall ablagern musste, ohne Luft von draußen, die alles reinigte, so sie ungehindert fliegen konnte. „Dienerinnen.“ Ursas Antwort war leise aber bestimmt. „Und genug Druck.“ ER lächelte in sich hinein. Salara fühlte, wie sich ihre Haare im Nacken von Angst kräuselten, als sie seinen Blick bemerkte. Er war schlecht. Ein schlechter Mensch, und grausam wie die Nacht. Genauso wie damals, als sie sich das erste Mal begegnet waren. Hier. Sie starrte zu Boden.

Neru betrachtete sie schweigend. Dann seufzte er. Er hätte sie nicht mitnehmen sollen. Alte Gefühle lassen sich zum Schweigen bringen, aber nie wirklich auslöschen.

„Wir müssen bald weiter, Ursa“ sagte er, stoppte aber, als er die erhobene Hand seines Gegenübers sah. „Nichts da, Freunde. Wir haben doch Zeit. Ich habe extra für euch eine kleine Willkommensfeier geplant. Einige Stunden habt ihr doch Zeit.“

Salara wollte gerade etwas entgegnen, als sie Nerus Hand an der ihren spürte. Sie schaute ihn an, er schüttelte vorsichtig den Kopf. „Wir bleiben gerne für diese kurze Zeit hier. Bitte, ihr habt unser Vertrauen.“

Ursa grinste. Er klatschte zwei Mal und einige Dienerinnen kamen aus Ecken, die Neru bisher nicht gesehen hatte. „Ruht euch aus, macht euch frisch, Freunde, ich werde euch rufen lassen.“

Er wandte sich um und ging aus dem Raum. Die Dienerinnen deutete mit gesenktem Blick auf die Öffnungen in der Wand. Sie traten in einen Gang, der sich in mehrere Räume verzweigte.

„Ist das eine gute Idee?“ fragte Notna, doch Neru schwieg, deutete nach oben und zur Seite. Notna schaute sich um und erkannte kleine rote Lichter, kaum wahrnehmbar in der Helligkeit, die ihn umgab. Lautlos sprach er die Worte aus, die die anderen zum Nicken veranlassten: „Kameras und Wanzen“. Sie versuchten so unauffällig wie möglich weiterzugehen, doch plötzlich war diese ganze Umgebung von einem unscheinbaren Druck hinterlegt, den sie nicht kannten. Es schien so, als würde jemand auf ihre Seele zusammenpressen, von allen Seiten stürmte förmlich die Angst der Menschen auf sie ein. Die Leute, die hier unten leben mussten unter dem Zwang... Neru seufzte. Er konnte sich nicht vorstellen, dass er der einzige war, dem es so ging. Gedanken rollten auf und brachen herab. Aber ein anderer als Ursa wäre laut seiner Information vielleicht noch schlimmer gewesen. Diese Angst war notwendig, um die Massen hier unten am Zittern zu halten. Angst war die einzige Möglichkeit. Seine Gedanken brachen ab. Er setzte sich auf das Bett, das man ihm mit einem Fingerzeig, wie immer schweigend anbot. Er hoffte, dass die Frauen in Besitz ihrer Zunge waren, nur angewiesen, nicht zu reden, er hatte von Dingen gehört, unsagbaren alten Dingen, die weiter oben die Runde machten. Aber Ursa war bei auf den oberen Ebenen ausgebildet worden, man konnte also davon ausgehen... Er brach wieder ab, als er erkannte, dass die Tür sich geschlossen hatte. Er stand auf und versuchte sie zu öffnen. Sie öffnete sich, doch starrten ihn innerhalb von Augenblicken zwei Augen an, in einem Gesicht gelegen, das eine gewisse dumpfe, doch sadistische Art aufwies: ein junges Gesicht, bärtig, die Wangenmuskeln rollend, als würde der Unterkiefer fortwährend kauen. Alte Narben, vermutlich aus der Kindheit dieser armen Kreatur verzerrten den Blick. Der Mann schüttelte den Kopf und schloss die Tür, so energisch wie notwendig mit einem Hauch von Arroganz. Neru seufzte. „Wir sind gefangene. Ich hoffe, Ursa weiß, wie wichtig unsere Aufgabe ist. Oder...“ Ein Gedanke stieg in ihm auf, aber nur ein Hauch von Wissen. Er hatte vor ewigen Zeiten... Nein, das konnte nicht

sein. Er setzte sich wieder auf das Bett, den Rucksack hinter sich geworfen. Er schaute sich um. Der Raum war so karg wie der Rest der Burg mitten im unmenschlichsten Land, das er sich vorstellen konnte.

XVII

Das Reiten schien immer mehr zu einer Last zu werden, je länger Seramus sich damit bemühte. Doch irgendwann gaben seine Muskeln auf und begannen zu schmerzen. Die letzten Stunden hatten sich tief in sein Sitzfleisch gebrannt und mit jeder Bewegung des Pferdes unter ihm schoss eine Welle durch seinen Körper und verebbte nicht, sondern musste gleichermaßen neu entfacht werden, denn sie ritten nicht wie vorher, ruhig, konzentriert, einem Ziel entgegen, sondern es hatte sich durch den nächtlichen Angriff eine Art Unruhe gebildet, mehr als die, welche sich nur auf die Toten bezog. Die Toten waren langsam, aber wenn hier noch Banden von Briganten oder ähnlichen Mördern ihren Weg durch die Welt suchten, auf der Jagd nach Sir Rangor oder vielleicht sogar ihm selbst, dann war jede Minute, die sie nicht im Sattel, der viel zu klein schien, gefährlich. Er versuchte, sich aufzurichten, um den Druck auf seinen Körper ein wenig zu verringern, doch erfolglos. „Wie weit ist es noch?" fragte er, während die Nacht und die Welt an ihnen vorbeizog, eine Spur aus dunkler Masse ohne Anfang und ohne Ende. Sir Rangor wurde etwas langsamer vor ihm. „Das kann ich nicht sagen, junger Freund. Es ist nun mal gefährlich hier draußen. Wir reiten einfach und schauen nach, wie weit wir gekommen sind."

„In welche Richtung reiten wir?" fragte Seramus. Sir Rangor lächelte. „Immer in Richtung Bramant, die liegt im Süden. Aber die Straßen sind tückisch und führen manchmal in die falsche Richtung."

Seramus fühlte, wie sich der alte Mann entspannte. „Ich bin dankbar, dass euch nichts geschehen ist. Wobei...ihr habt mein Leben gerettet. Ich habt wohl die Angewohnheit, solcherlei Dinge zu tun. Das Ovpar wird euch mit Freuden empfangen."

Sie ritten weiter. Düster lauerte die Welt um sie alle herum, nur das Stampfen der Rösser und das Knarren der Wagen war zu hören, Geräusche, die ein kundiger Mensch irgendwo im Gebüsch hören und übersetzen konnte. Doch diese Töne waren gefährlicher als das leise Lachen und Reden, das Seramus jetzt vermisste, was immer im Hintergrund zu hören gewesen war, als sie in Ruhe ritten. Wer jetzt lauschte, der wusste, dass der Tod in dieser Gruppe lauerte.

„Ihr seid verwundbar", sagte Sir Rangor. Seramus blickte an sich herunter und nickte lächelnd. „Ich weiß, aber ich bin es nicht gewohnt, in Rüstung zu kämpfen. Ich befürchte, ich wäre euch nicht mehr so dienlich, wenn man mich in Stahl steckt und mir ein Schwert und einen Schild gibt." Sie nickten beiden wissend einander zu. Seramus Gedanken schweiften ab. Alles war so unwirklich, als wäre es eine Simulation, der er erlegen würde, einem Traum... Simulation? Welch faszinierendes Wort. Es schien ihm mehr zu liegen als diese Welt. Kannte er das Wort? Er war unschlüssig, was er denken sollte. Wieso fiel ihm nicht mehr ein und besonders, wieso war er so gut mit den Waffen und die eindeutigste Frage nach einem Sinn in dieser Sache: Wieso rettete er Menschen das Leben und war auf einem Kriegszug, um ein religiöses Objekt zu schützen, das er nicht kannte. Seramus seufzte. „Ich hoffe, dass sich die Sache bald auflöst." flüsterte er. Es kostete ihm Kraft, in die Welt zurückzufinden.

„Kennt Ihr den Begriff „Märchen"?" fragte er. Schweigend ritt der Angesprochene neben ihm. „Ich... kann mich nicht wirklich erinnern. Ist das eine Geschichte?" fragte dieser.

„Es ist eine Art Geschichte, ja, Fantasie und Magie vermischt mit einem moralischen Zweck."

Sie ritten weiter. „Ich habe Geschichten gehört. Aber ob es echte Erzählungen oder Träume sind, das weiß ich nicht."

„Ich fühle, dass ich in ein Märchen geraten bin, Sir Rangor. Es ist einfach... so..."

„In eurer Welt muss es dann vielleicht noch faszinierender sein, wenn ich das mal so sagen darf. Denn ihr seid nicht verrückt geworden. Ihr sitzt nicht weinend auf dem Boden, kreischt nicht wie ein Weib, sondern ihr sitzt hier auf dem Pferd, zusammen mit mir und habt mir das Leben gerettet. Ist das nicht mehr wert..."

„Es gibt in dieser Welt Tote, die zum Leben erweckt worden sind. Es gibt eine magische Grenze im Osten..."

„Schweigt!" Sir Rangor starrte ihn an, die Augen aufgerissen. Sein Mund war zu einer dünnen Linie zusammengesunken. „Seit still. Ihr... dürft das nicht wissen!"

„Wie?" Seramus starrte zurück.

Sir Rangor atmete auf. „Verzeiht, ich bin..."

„Ihr müsst euch nicht entschuldigen, es ist eine Zeit, in der wir alle... aber wieso seid ihr so aufgebracht?" Seramus lächelte. „Ich habe von ihr gehört, von der Mauer, aus dem Munde meiner verlorengegangenen Freundin." Er seufzte nun, reckte sich.

Sir Rangor ritt näher an ihn heran. „Um Himmelswillen, sprecht nicht davon. Die Leute sind schon aufgeregt genug, auch wenn sie sich zurückhalten und nicht in Panik weglaufen." Er stöhnte leise. „Aber wieso darf niemand davon wissen? Ist das

nicht bekannt hier im Land? Wenn sogar ich davon weiß...“

Sie schwiegen. Das Getrampel der Pferde begann sich langsam in seinen Kopf hineinzudrängen. Er versuchte, nicht einzuschlafen. Sir Rangor ritt noch immer neben ihm. „Ihr sprecht von der Grenze, als wäre es etwas natürliches, als wäre es eine Art hohe, leuchtende Wand irgendwo im Osten, die bis zum Himmel ragt und wer sich ihr nähert, wird sanft aufgehalten oder sogar weggestoßen; es sei eine Art Wasserfall hinauf bis zu den Sternen. Nein, so ist das nicht.“

Er neigte sich zu seinem Gast hinüber.

„Ich war dort, als der letzte Hofzauberer versuchte, durchzudringen. Es war vor fast 20 Jahren. Diesen Tag vergesse ich nicht.“

„Was ist geschehen?“

Sir Rangor starrte in den Himmel.

„So hört. Seit Ewigkeiten bestand die magische Mauer zwischen den Mächten des Lichts und der Dunkelheit. Dann wurden wir Menschen erschaffen, auf der Seite des Lichts. Einige Menschen versuchten, sich mit dem Bösen in Verbindung zu setzen, das hinter der Wand lag. Eine Wand, Ewigkeiten hoch.“

Wieder machte er eine Pause. Seramus konnte sich vorstellen, wie anstrengend das war, aber dennoch musste er wissen.

„Es war vor 30 Jahren, als die Vereinigung von Magiern einen endgültigen Schritt vollziehen wollte. Vielleicht war es Hybris, das Denken, dass sie alles schaffen konnten, wenn sie sich nur anstrengten... vielleicht war es eine Flucht nach vorn, nachdem so viele Menschen bei ihnen vorstellig wurden... Ich weiß es nicht. Ich meine, wen stört eine blaue Mauer, die strahlt, Tag und Nacht, die Verbrecher anlockt, Nekromanten und andere Gestalten... ich meine, wer erwacht gerne am Morgen und stellt fest, dass sein Haus, nur eine Tagesreise von der Mauer entfernt, davongeweht wurde von einem selbstsüchtigen Zauberer, der alles daran setzt, ein Opfer zu haben für eine Macht, die er weder versteht noch beeinflussen kann. Ja, es war nicht möglich, dass sie Erfolg hatten, aber es musste ein Schritt in die richtige Richtung getan werden. Nachdem die Magier vom Hofe seiner Majestät Schriften gewälzt und sich mit Orakeln auseinandergesetzt hatten, machten sie sich auf, um die Mauer zu beeinflussen, ich möchte nicht sagen, zu entfernen.“

Seramus nickte. „Eine Mauer ist immer aus gutem Grund da. Sie hält jemanden anderen davon ab... oder sagen wir so, sie hält etwas davon ab... anzugreifen.“

„Ja, mein junger Freund“, Sir Rangor seufzte, „Ihr sprecht weise. Wir ritten lang damals, von Süden bis hinauf in den Norden. Die Magier schwiegen die ganze Zeit. Wir hörten sie nur nachts in ihren Zelten auf und ab schreiten, verbotene alte Worte sprechen, kreischen, es war bizarr, es war böse. Ich zittere noch immer, wenn ich daran denke. Jeden Morgen trugen sie neue Kleidung, die alte war auf einem Haufen zusammengeworfen worden, brennend vor Sonnenaufgang. Es stank nach Blut und Eingeweiden, schlimmer als nach jedem Kampf, den ich überlebt habe. Und ich war damals noch jung, so jung, so naiv, ich träumte von einem Ideal, von einem Kämpfer in einer Rüstung aus reinem Stahl, von den Mächten des Himmels gesegnet, ein Ritter, der sein Leben damit verbringt, anderen zu helfen und dann war ich dort, einer von drei oder vier Dutzend verwirrten, schmutzigen, hungrigen Lebewesen. Als wir im Norden ankamen, in einem Dorf namens Klaston, ich erinnere mich so sehr, dass es mir schwerfällt, zu reden...“

Seramus blickte den alten Mann an, der sich sichtlich anstrengen musste, um überhaupt auf den Beinen zu bleiben. Er spannte sich an, als müsse er seinem Gegenüber helfen, nicht vom Pferd zu fallen.

„Es war ein Gemetzel. Die Männer und Frauen rannten wie Tiere durch die Finsternis, während ein glutäugiger Zauberer seine Hände ausstreckte und wortlose Befehle erteilte; Dutzende Gehilfen stürmten auf seinen Wunsch umher, töteten und verstümmelten, als würde es kein Morgen geben und als die Erde in der Morgendämmerung aufleuchtete, war sie so rot wie das Blut, das vergossen worden war. Keiner traute sich, etwas zu sagen. Der Erzmagier starrte auf den Haufen von Toten, als würde er es selbst nicht glauben. Er stocherte mit einem Stock zwischen den Leichen hin und her, in sich versunken, als würde er die Opfer selbst gar nicht sehen, sondern ein Muster suchen, das sie alle miteinander verband. Dann blickte er auf und nickte.

Hinter uns brannte das komplette Dorf ab und niemand hat jemals wieder von Klaston gesprochen. Bis jetzt. Niemand traut sich, die Erinnerung von Damals hervorzuholen.“

„Wieso hat...“

„Was weiß ich. Wer kennt schon Magier? Sie sind ein verschworener Haufen von Kreaturen, denen ich jedes menschliche Gefühl abspreche, als hätten sie es aus ihren Körpern gebrannt, mit Licht und Feuer, die nicht von dieser Welt sind. Ich hatte immer die Vermutung, in dem Opfer, das das Dorf Klaston darstellte, hätte sich etwas gezeigt, eine Art Karte, die diese Wahnsinnigen weiterführen sollte, als sie nicht mehr wussten, was sie noch tun konnten. Wir ritten schweigend.“

Einige Augenblicke später wurde aus dem Trampeln, das nur im Hintergrund lag, eine Gestalt. Sie hielt an, schwer atmend.

Das Pferd kam hinterher.

„Sir, wir haben sie gefunden. Sie sind im Augenblick noch 3 Meilen vor Sagornia, auf einer Nebenstraße nach Bramant. Nur die Götter wissen, warum sie nicht die Hauptstraße nehmen.“

Sir Rangor nickte, wandte sich zu Seramus um. „Das Ovpar. Wenn wir uns beeilen, sind wir vor dem Morgengrauen dort und können die Woche, die das Ovpar noch nach Bramant braucht, nutzen, um es zu beschützen.“

„Sir, eine Woche ist eine kurze Zeit, ich habe das Objekt gesehen und es ist...“

Der Mann schwieg, sein Kopf musste vor Gedanken förmlich schwirren. „Das Ovpar ist so groß wie ein Haus und wird in einem Wagen mit winzigen Rädern gezogen. Ich habe es gesehen. Es ist so groß, dass Pferde es nicht ziehen können; sie haben Ochsen dabei, mächtige Tiere, die aber so erschöpft zu sein scheinen...“

„Benial, Ihr seid ein kluger Mann...“ Er wandte sich um, schaute Seramus in die Augen. „Benial, ein Meister der klugen Sprüche.“ Dann schaute er zurück. „Hat man euch bemerkt?“ fragte er. Der Angesprochene schüttelte den Kopf. „Ich war leiser als eine Schlange im Gras und genauso unsichtbar wie ein Rabe in der Nacht.“

Sein Gegenüber nickte, winkte einen Mann heran, der von einem der Wagen stieg und sofort zu Sir Rangor eilte. „Gebt dem Mann 10 Goldstücke und helft ihm, seine Kleidung zu wechseln.“ Benial lächelte und folgte dem ungeduldigen Winken des namenlosen Mannes.

„Wisset, dass man es nicht gern hat, wenn Leute sich dem Ovpar nähern. Doch es war notwendig, herauszufinden, wo es ist. Dass sie keine Hauptstraße nehmen, kann bedeuten, dass sie nicht wollen, dass die üblichen... wage ich es zu sagen... Raubritter ihre Dienste anbieten und am Ende mit Waffen und Schmuck verschwinden, wie dies so oft geschehen ist. Es ist nicht die erste Reise des Ovpars.“

„Es muss gewaltig sein“ Seramus rieb sich die Stirn, „Wenn es so groß ist wie ein Haus.“

„Nicht nur so groß, sondern auch so schwer“, teilte ihm Sir Rangor mit. „Es ist ein spezielles Objekt, nichts, was man einfach in einem Sack oder in einem Geldbeutel transportieren kann. Die Sache mit den Ochsen macht mir allerdings Sorgen. Nun gut, wir werden es morgen sehen. Lasst uns weiterreiten, denn sobald die Dämmerung hereingebrochen ist, werden sich eure Augen öffnen.“

Sie ritten, bis ihre Pferde von Schweiß bedeckt waren und Seramus erkannte, dass es sich um ihn selbst handelte, verkrampft, bedenkt mit Wasser. Er schautet auf. Dampf quoll an ihm herauf. Es regnete in Strömen. Keiner sagte ein Wort.

Aus der Ferne ertönte eine Trompete, fraß sich durch die Nacht. Seramus schreckte auf. Um ihn herum erwachten die anderen scheinbar ebenso. Er schüttelte den Schlaf ab, dankbar, dass das Pferd ihn weitergetragen hatte. Er fror, als er den kalten Wind durch seine nassen Sachen spürte. Winzige Flammen leuchteten von allen Seiten auf.

„Absteigen“ brüllte eine Stimme.

„Nein!“ Sir Rangor hob seine Arme. „Wir sind in friedlicher Absicht hier.“

„Das ist mir gleich, absteigen! Ist das klar?“ die Stimme schien noch härter geworden zu sein. Sir Rangor schüttelte den Kopf. „Auf mein Alter hin. Ihr seid ein Idiot, Benoras. Ich erkenne doch eure Stimme.“

Eine Gestalt löste sich und trat näher heran. Sie hob die Fackel, die ihr Gesicht hinter einen Vorhang aus Feuer versteckt hatte. „Rangor? Was...“

„Muss ich wirklich absteigen? Wollt ihr mich entehren?“

Sein Gegenüber runzelte die Stirn und kam noch näher. „Es ist ein Befehl, dass sich jeder....“ Dann lachte er plötzlich auf. „Ach, was solls.“ Er reckte seinen rechten Arm hinauf, umfasste die die Hand des alten Mannes. „Willkommen!“ Dann wirbelte er herum. „Geleitet die Wagen und die Männer in das Lager.“ Er schaute zu Seramus. „Ist das euer neuer Liebhaber?“ fragte er. Sein Gesicht war von Spott durchzogen. „Ihr seid noch immer ein Idiot. Dieser Mann hier, Seramus, hat mein Leben gerettet. Er bleibt bei mir. Solche Freude braucht man in meinem Alter, findet ihr nicht auch.“

Der Mann, den Sir Rangor Benoras genannt hatte, verlor für einen Augenblick die Fassung. „Man wollte euch umbringen? Schon wieder? Und dennoch lebt ihr immer noch.“

„Mein Bundesgenosse Seramus ist ein guter Kämpfer. Wir sind hier, um das Ovpar zu beschützen.“ Sir Rangor schaute in die Ferne, als versuchte er, das heilige Objekt zu finden. „Es ist unter einer Plane, Rangor, ihr seht es nicht. Keine Sorge, ihr seid nicht der Einzige, vor dem es verborgen ist.“

Langsam schälte sich ein dumpfes Glühen aus der Nacht heraus. Seramus schüttelte den Kopf. „Ist es das?“ er deutete auf eben jenes Leuchten. Sein Begleiter hustete. „Ihr könnte es sehen?“ grummelte er. Seramus grinste. „Ich sehe es. Es ist...“ Seine Pause war länger als erhofft, „groß. Gigantisch.“ Sie kamen näher. Der Geruch von Tier und Mensch, seit Wochen unterwegs, rollte sich vor ihm aus. Und da war es. Es war so hoch wie 5 Männer und lag auf der Seite, gleich einem. „Ein Ei?“

„Natürlich ein Ei. Es ist das Ovpar. Seid ihr...“ Benoras reagierte auf die Handbewegungen Sir Rangors erst spät. „Ihr kennt es also nicht.“ Seramus konnte seine Augen nicht abwenden. „Nein. Es ist unfassbar groß. Ich kannte es nicht.“

„Ihr seid wahrscheinlich von so weit weg, dass ihr... nein, jeder kennt es in Forret. Und auf der Welt, so weit die Füße oder Hufe tragen, ist es gefürchtet. Es hat große Macht!“ Die letzten Worte hatte er fast geschrien.

Die Menschenmenge, die sie umgab, war die größte Anzahl von Leuten, die Seramus gesehen hatte. Er schätzte sie auf über 100 Personen, Krieger in Uniformen, die vor fantastischen Symbolen nur so leuchteten; Metallrüstungen, die durch wie von Nebel angelaufen waren, sah ernste Gesichter, die schon viele Schlachten gesehen hatten, doch eine Sache fiel ihm stärker auf: Das Leuchten in den Augen der Leute. Er fühlte, wie sich seine Hände am Geschirr des Pferdes verkrampften. Das Lächeln der Leute um ihn herum machte ihn nervös. Er fühlte förmlich, wie er in einen Bann gezogen wurde, dessen Grund er nicht habhaft werden konnte. Oder doch? „Es ist das Ovpar“ sagte Benoras und deutete auf die Menge, „Wie ich schon sagte, hat es Kräfte. Ich fühlte, wie ihr euch dagegen zu sträuben versucht, doch... irgendwann fängt seine Liebe auch euch und dann seid ihr einer von uns. Aber bis dahin: Seid dennoch willkommen.“

Sir Rangor wandte seine Augen ab. „Ich bin nicht würdig. Ich hätte es wissen müssen.“ Sein Pferd trottete weiter, auch ohne den Befehl seines Herren. Seramus versuchte, nicht zu lachen. Er fühlte, dass die Situation ernster war als er es sich hätte träumen lassen. In seinem Kopf formte sich ein Befehl, kristallisierte sich förmlich aus dem Hintergrundrauschen seines Verstandes heraus: „Es hat keine Macht über dich!“

Er beugte sich herunter. „Ich fühle eine große Anziehungskraft in diesem Ovpar.“

Benoras lächelte. „Ich wusste, dass ihr euch zu ihm hingezogen fühlt. Es ist älter als die Zeit und größer als die Welt... in seinem Inneren ist der ganze Kosmos zusammengefasst, jedes Gefühl, jedes Leben, jedes einzelne Blatt an einem Baum, jedes Atmen einer Kreatur. Und deshalb müssen wir es beschützen und nach Bramant bringen. Dort wird man es verstecken, vor den Augen der Unheiligen und der...“ er stoppte. „Ihr meint die Toten?“ Seramus konnte den Schrecken in den Augen seines Gegenübers erblicken. „Diese unheiligen Kreaturen! Diese Verwirrungen der obszönen Kräfte der Nacht und des Todes. Ja, sie wollen es haben, weil sie damit alles verwandeln können... alles... sie könnten damit die Welt in einen riesigen Grabstein verwandeln, voller Toter und keiner würde sie mehr aufhalten können. Oder... falls sie dies nicht tun wollen, dann können sie sich selbst soviel Macht geben, dass sie unsterblich werden. Unangreifbar von Feuer und Wasser.“

Sie stiegen ab. Benoras lächelte Sir Rangor zu. „Kommt mit uns, die Herren der einzelnen Abteilungen sind im Hauptzelt.“

Sie folgten ihm. Schmutzige Gesichter folgten ihren Bewegungen. Seramus fühlte sich unwohl, versuchte, den Blicken auszuweichen, doch am Ende musste er sich eingestehen, dass sie nicht ihn anschauten, sondern das Ovpar: Es strahlte eine unheilvolle Kraft aus. Ein Schauer durchlief die Menschenmasse, dann wandten sie sich wieder um und Gespräche, die vermutlich vor Stunden geendet hatten, wurden wieder aufgenommen. Bald waren sie umhüllt von einer Masse, die sich scheinbar wieder um die Angelegenheiten kümmerte, die wichtig waren.

Das Hauptzelt war leicht zu erkennen. Zum einen erwarteten sie blitzblank polierte Krieger vor dem Eingang, deren Gesichter man nicht sehen konnte, zum anderen war ein Teppich ausgerollt, der unter dem Schmutz scheinbar rot gewesen war, bevor man ihn in den Einöden dieses Landes ausgerollt hatte. Der dritte und entscheidende Punkt war einfach, dass es hier anders roch. Wo draußen die Menschen in ihrer eigenen Welt des Geruchs leben musste, eine Mischung aus Dreck, Schweiß und getrocknetem Blut, roch es hier... angenehm süß und nach einem Gewürz, an das sich Seramus erinnern konnte.

„Das ist Timt, das ihr da riecht. Ist es nicht ein Traum?“

Bilder schossen durch Seramus' Kopf. Vergeblich versuchte er, eines festzuhalten, sie waren zu schnell, zu unaufhaltsam. Er starrte zu Boden. „Es ist nicht in Ordnung. Wer bin ich?“ flüsterte in den Schlamm, der seine Füße zu bedecken drohte.

„Kommt herein und lasst die Nacht draußen.“ Er schüttelte sich aus dem Schlaf, der ihn versuchte einzuholen, und blickte in die Runde. Wohlgenährte Männer in Rüstungen, die Gesichter voller misstrauischer Augen und dünner Münder. Sie schienen keine normalen Krieger zu sein. Ihre Gewänder waren aus schweren Stoffen, mit Symbolen bedeckt, die Seramus, wie so vieles hier, einen Hauch von Erinnerung vorsetzten, sich ihm aber bei näherer Betrachtung vollkommen versagten. Hier ihm schloss sich flatternd die dicke Zeltwand, ließ alle unwürdigen Figuren dieses Spiels draußen.

„Sir Rangor, welch eine Freude euch zu sehen.“ Wer diese Worte aussprach, konnte Seramus zuerst nicht erkennen, aber dann rollte eine Wand aus Fleisch und Stoff in den Vordergrund, die rechte Hand in einem goldglänzenden Gürtel gesteckt, in der Linken ein Stück Fleisch, noch dampfend.

„Ihr seid auch hier?“ fragte der Angesprochene und trat näher. Die Wand lachte laut, dann zog sie ihre Hand aus dem Gürtel und reichte sie dem alten Ritter. „Ich vermute, wir alle sind hier versammelt, ohne Furcht und Tadel.“ Sir Rangor drehte sich um, die Augen nach oben gerollt zu ihm um. Er flüsterte. „Die Sache stinkt mir...“

„Und das muss ihr Freund sein...“ sagte der Riese und beugte sich vor. „Ich bin Sir Achbad, Beschützer des Ovpar, Sieger von Klamot, Bewahrer der heiligen Steine..:“ „und ein Lustmolch!“ seufzte eine Stimme von hinten. Die Leute brachen in helles Gelächter aus. Er schüttelte den Kopf. „Nana, Sir Butal, wir wollen mal nicht übertreiben. Ihr weist auch keinem Menschen das Bett.“

Sir Rangor nickte und trat näher heran. „Haltet euch aus den Dingen raus, die ihr hier sehen werdet. Diese Männer sind gute Kämpfer, aber außerhalb ihrer üblichen Aufgaben sind sie verderbte Gestalten, die dafür leben, immer schlimmere Exzesse...“

„naaaa, redet ihr wieder schlecht über uns?“ Sir Rangor blickte nach links, und drückte die Hand, die ihm auf den Schultern lag, weg. „Wir sind hier, um das Ovpar zu beschützen. Nichts anderes hat mich aus meinen Ländereien weggeführt.“

„Oh, kein Sinn fürs Abenteuer? Ihr habt euch nicht verändert.“ Sir Achbad lächelte milde. „Nun, da ihr keine Lust habt, ein wenig Spaß zu haben, tretet näher. Wir besprechen gerade die heutige Etappe. Habt ihr Hunger oder Durst? Oder euer Gefährte?“

Seramus konnte nicht umhin, zu nicken. „Immerhin kann er sich verständlich machen.“ Sir Butal war nähergetreten. Seine Kleidung war ausnahmslos schwarz, machte sein schmales Gesicht noch fahler. „Sir Butal ist unser religiöser Anführer hier, er kümmert sich ausschließlich um das Ovpar... und um seine Seele.“

Sir Achbad schüttelte den Kopf. „Solch eine Verschwendung von Lebenszeit.“

„Zum Thema Verschwendung“, Sir Rangor räusperte sich, „Ich bin gerne hier und werde der Sache helfen. Zu aller erst: Die Toten sind nur wenige Stunden, vielleicht einen oder zwei Tagesmärsche hinter uns. Eher weniger. Und das andere... wir sind überfallen worden. Und unsere Angreifer trugen ein Zeichen.“

Er griff in seine Tasche und warf ein Stück Stoff auf den großen Tisch vor ihm. Das Stück rutschte über die ausgebreitete Landkarte, die Seramus versuchte, zu betrachten. Eine rote Spur, dumpf riechend, fast schien es ihm, als

„Ist das Menschenhaut?“ die Stimme zitterte etwas. „Ich habe einem unserer Angreifer etwas vom Leib geschnitten. Ihr wisst, was das bedeutet.“

Sie starrten mit großen Augen auf den Fetzen. „Sie sind wieder da. Ich wusste, dass man die Sache nicht lang genug geheimhalten würde, sie haben noch immer überall ihre Augen und Ohren.“

„Verdammt, gerade jetzt...“

„Es hätte schlimmer kommen können, nämlich, dass wir davon nichts wissen.“ Sir Rangor räusperte sich. „Und wir dürfen die Toten nicht vergessen.“

„Wie sind die Toten denn überhaupt hier hergekommen?“ Sir Butal schüttelte den Kopf. „Ich will doch nicht annehmen, dass es Menschen gibt, denen Geld so wichtig ist, dass sie sich mit diesen Kreaturen der Nacht einlassen...“

„Sir Butal“, antwortete eine ferne Stimme, von solcher Sanftheit, dass Seramus in genau diesem Augenblick nirgendwo anders hätte sein wollen. Die Gruppe der Krieger teilte sich, bildete einen Gang und langsam, als sei die Zeit zu Sand geworden, erschien eine Gestalt und bewegte sich mit solcher Leichtigkeit durch diese Welt, als wäre sie... nun, nicht von dieser Welt. Seramus schüttelte den Kopf, um die drohende Bewusstlosigkeit abzuschwächen.

Dieses ätherische Wesen lächelte ihn an und er musste einfach antworten. Er fühlte, wie die Worte förmlich aus ihm herausgezogen wurden. „Ich stehe zu euren Diensten.“

Sie nickte ihm zu, dann wandte sie ihren Blick ab. Er versuchte, ihr zu folgen, doch fühlte, dass er langsam zu Stein wurde. Sie hatte Mächte um sich herum, die er nicht erkennen konnte.

„Ihr seid von weit hergekommen, um dem Ovpar zu dienen, Sir Rangor. Wir danken euch und hoffen, ihr könnt etwas Respekt und Ordnung in diese Gruppe bringen. Wisset, dass, wenn viele unterschiedliche Leute an einem Strang ziehen, dies nicht bedeutet, dass man stärker ist. Man muss gleichzeitig ziehen, um seine Kraft sinnvoll einzusetzen. Leider merke ich immer wieder, dass es den Männern und Frauen hier nicht gelingt. Helft uns.“

Sie hatte diese Worte fast geflüstert, dennoch war sich Seramus sicher, dass sie jeder gehört hatte. Sir Rangor nickte. „Ich werde mein bestes tun.“

„Wenn gleich ich euch schätze, Sir Butal, werden jedoch bestimmte Schritte notwendig sein, damit wir das heilige Objekt schnell in Sicherheit bringen. Kommt mit mir, wir haben Dinge zu besprechen.“

Sir Butal nickte in den Raum, wandte sich um und ging ihr nach. Seramus konnte erkennen, wie seine Hände zitterten. Dann waren sie verschwunden.

Ein Raunen ging durch das Zelt. „Ihr seid gesegnet oder verflucht, Sir Rangor.“ Sir Achbald nickte mit leerem Blick, die Augen zum Boden gerichtet. „Das war Lady Oksana, die...“ „Die Herrin des Ovpar, Hohepriesterin seiner Reinheit und Schwester des Kaisers.“ Sir Rangor versuchte, nicht zu lächeln, doch es schien ihm nichts auszumachen, diese Kraft nicht zu besitzen. „Sir Achbald“, Seramus kam nicht umhin, die Angst zu spüren, die die anderen ausstrahlten. „Ihr seid nicht freiwillig hier, nehme ich an.“

Sie starrten auf die Karte, die ausgebreitet vor ihnen lag, bespickt mit winzigen roten und schwarzen Flaggen. „Es ist nicht so, dass wir gerne hier sind, junger Mann. Doch wir wurden zur Pflicht gerufen und folgen ihr. Lady Oksana hat ihre Mittel und Wege.“

Von draußen wurden Rufe laut. „Ah“ Sir Rangor reckte sich, „Morgenstund... ich vermute, der neue Tag bringt viel Freude. Informieren Sie mich, meine Herren, was wir werden wir heute tun?“

XVIII

Ein Bogen aus Licht brannte am oberen Ende der Zimmerdecke, entfernt von Neru und den anderen, die in diesem Raum zusammengepfercht saßen. Sie starrten einander nicht an, ihre Blicke trafen den grauem, unbedeckten Boden.

„Wir sind hintergangen worden.“ sagte der Professor und alle nickten wissend. „Das ist nicht wirklich... ach, egal. Man hat uns gelinkt und nun...“

Schritte kamen aus der Ferne, stoppten kurz vor der metallenen Tür, dann öffnete sie sich und Ursa trat herein. Seine Augen glänzten, sein Mund verzogen, voller Abscheu und Zorn. „Ihr seid hier, weil ich euch aufhalten muss. Ich werde euch aber nicht töten, zumindest jetzt noch nicht. Ihr könnt ihn nicht aufhalten, dafür sorge ich.“

Dann wandte er sich um und verließ das Zimmer. Hinter ihm konnte Neru sehen, wie die Schakale seiner Wachmannschaft Kreise um ihre Ausrüstung drehten. Dann schloss sich die Tür wieder.

Die Zwillinge lehnten mit geschlossenen Augen an der Wand, schweigend, als erwarteten sie den Tod. Jamses zitterte am ganzen Leib, Stöße von Panik rollten über ihn hinweg. Die anderen waren apathisch, fast schon dahingerafft von der Unmöglichkeit des Entkommens. Neru lächelte. „Er ist klug... wenn er uns tötet, dann hat er die Armee hier unten und er wird schneller ersetzt als er „Hilfe“ sagen kann. Ich weiß nicht, worauf er spekuliert, aber....“

„Er hofft, dass Ja-Lib ihn belohnt, wenn er von G13 zurückkommt.“ Salara nickte vor sich hin. „Aber das wird er nicht, denn er wird nicht zurückkommen“, meinte Leutnant Sposka, worauf Neru seine Augen hob. „Was da unten ist, bleibt da unten und entweder wird Ja-Lib sterben auf seinem Weg und wir verrotten hier unten oder Ja-Lib findet etwas grandioses und wird seine Macht einsetzen wollen. Dann sterben wir auch, denn wieso sollte er wieder hier herkommen? Er ist verantwortlich, dass der Drachen bald wieder durch die oberen Eben ziehen und wir sitzen hier.“

In der Ferne rauschte Wasser, Schritte kamen und gingen. Dann wurde es ruhig. Nerus Gedanken kreisten um den Verrat, doppelten Verrat und der nahm sich vor, seine angeborene Paranoia voll auszuschöpfen. Er sah Bilder in sich aufsteigen, brennende Städte, blutbesprenkelte Wände; Seufzer, die von den Sterbenden aufstiegen, fraßen sich in sein Ohr. Er schüttelte den Kopf, es verblasste um ihn herum. Dann stand er auf. „Pjotr, Boris, herkommen.“

Er betrachtete die Zwillinge. „Was schlagt ihr vor?“ fragte er . „Plastiksprengstoff an den Scharnieren der Tür könnte die Flucht ein wenig beschleunigen.“

Neru schüttelte den Kopf. „Zu laut und wir haben nicht genug.“

Jamses schaute hinauf. „Die Decke.“

„Wie meinen?“ fragte Notna, aufgeschreckt aus unhörbaren Gedanken.

„Die Decke. Ich kenne solche Gebäude.. je älter sie sind, desto weniger wurde in die Zwischenwände investiert. Ich habe in einigen Häusern weiter oben gearbeitet und nicht nur einmal ist ein Kollege durch den Boden gebrochen. Nach unten lohnt sich aber nicht, denn dann sitzen wir vermutlich bei dem Typen auf dem Thron... nein, über uns sollte das Dach sein.“

„Auch die Guten werden gefangen, aber die Besten entkommen...“ Boris schaute seinen Bruder an und nickte. Pjotr öffnete seinen Gürtel, drehte ihn um und zog die Rückseite ab. Sein Zwilling tat es ihm gleich; beide zerren ein graues, gummiartiges Etwas heraus. „Plastiksprengstoff.“ Leutnant Sposka rappelte sich auf, ihre Augen zusammengekniffen.

„Wieso weiß ich davon nichts?“ Ihre Stimme war von weiblichem Zorn durchdrungen. „Frau Leutnant, ein Befehl. Wir können niemals sicher sein, dass man uns alle Waffen abnimmt.“

„Hört ihr das?“ fragte Jamses und sie stoppten mit offenem Mund. „Ja, da sind Leute, draußen... und sie schreien.“

Wellen von Schreien brandeten auf die Mauern der Burg und verebbten. Dann Jubel. Ein Mikrofon wurde eingeschaltet, die Rückkopplung zurückgefahren.

„Mein Volk! Mein Volk! Hört und staunt und jagt heiligen Zorn durch eure Adern, euer Fleisch, eure Herzen. Hört mein Volk!“

Der Jubel war atemberaubend. Professor Notna war der erste, der dagegen anbrüllte „Wir müssen hier raus, schnell. Ich habe ein ganz schlechtes Gefühl.“ Die Zwillinge starrten hinüber zu Jamses. Er nickte. „Legt die Streifen zusammen.“ Er nahm sich den Streifen, legte ihn auf den Boden und rollte ihn. „Sieht aus wie ein fetter Wurm!“ Salara wandte ihr Gesicht ab. Jamses verband die beiden Enden miteinander und deutete nach oben. „So, die Herren bitte an die Decke und den Sprengstoff in Kreisform anbr...“ Worte von draußen ließen diese Köpfe der Gefangenen erzittern.

„Wir sollen überwältigt werden. Wir sollen schwach bleiben. Wir sind die Ausgestoßenen der Welt da oben. Man hat uns unterdrückt, hat uns die Ehre genommen, hat uns in die Dunkelheit hinuntergejagt, doch wir werden nicht aufgeben.“

Sie tobten.

„Ich habe einen Menschen kennengelernt, der von da oben herabgestiegen ist, zu mir und er hat mir eine Botschaft verkündet. Eine Botschaft des Zorns und der Kraft, eine Botschaft des Willens und des Kampfes. Es ist Ja-Lib, der Krieger der oberen Welten. Und er sagte zu mir: „Ursa, mein Freund, ich bin auf dem Weg in die Finsternis, aber ich habe euch ein Geschenk zu machen. Ihr hier unten seid stark und die da oben sind so schwach, dass sie euch nur stärker vorkommen, weil sie euch kleinhalten, weil sie euch Lügen erzählen. Siehe, ich werde den großen Drachen auf sie hetzen und sie werden zu euch kommen und euch anflehen, ihnen zu helfen und dann...“ Ursa schwieg, die ganze Welt lag gebannt an seinen Lippen „dann werdet ihr sie und den Drachen vernichten. Ihr seid die Zukunft. Ihr seid die Macht. Ihr seid alles, was dieser Welt bleibt.“

Erneut brandete das Gefühl der Masse an die Wände des Gefängnisses. Jamses schaute sich um. „Und nun alle in eine Ecke des Raums drängen. Wo ist der Zünder?“ Boris reichte ihm einen dünnen silberfarbenen Zylinder. „10 Sekunden, dann zündet es?“ fragte Jamses. Boris nickte. „Standardausrüstung.“

Jamses ging hinüber in den nun leeren Teil des Raums... „am besten, wir alle gehen in Richtung Tür, denn ich werde das Loch gegenüber sprengen lassen. Die Chance ist damit geringer, gehört zu werden. Und, die Decke ist bei den Mauern und Türen vermutlich etwas dicker.“

Stirnrunzelnd bewegten sich die anderen hinüber zur Tür. Neru vermutete stark, dass Jamses diese Situation ausnutzte, sagte aber nichts. Irgendwann später würde er mit dem jungen Mann reden müssen.

Die Soldaten drückten den Ring an die Decke und Jamses presste den Zünder hinein. Dann klickte es kurz und ein rotes Leuchten ging von dem winzigen Zylinder aus. Das Team drängte sich auf den Boden.

„Unsere Feinde haben es geschafft, hier herunterzukommen. Wir werden sie aufs Herzlichste empfangen. Und dann werden wir zusehen, wie diese ganze Welt zusammenbricht, wie sie uns anschreit, dass wir sie retten und wir werden den Kopf schütteln und lachen und uns aus den Resten ihres verkommenen Lebens ein neues Zeitalter erschaffen, unser Zeitalter.“

Genau in diesem Augenblick zündete der Sprengstoff. Es war ein lautes Zischen, gleich einer Dampfexplosion, dann donnerte es auf dem Boden. Sie husteten, während sich die Reste aus Staub und zerstörtem Mauerwerk auf dem Boden verteilten. Jamses drehte sich um. „Hmm... Eigentlich habe ich mir das anders vorgestellt.“

Neru nickte. Statt eines kreisrunden Ausschnittes hatte der Sprengstoff ein größeres Loch erzeugt, mit mehr als einem Meter Durchmesser. Risse liefen durch die Decke, die sich anscheinend immer weiter ausbreiteten. Leutnant Sposka stand auf. „Schicken Sie mich voran. Ich weiß, wo sie unsere Ausrüstung haben.“

Neru schüttelte den Kopf „Das weiß ich auch, dennoch, es ist...“ Salara schnitt ihn ab. „Lass sie gehen. Sie ist dafür vermutlich besser geeignet als wir alle.“

Notna lauschte an der Tür. „Nichts zu hören.“

Boris half Leutnant Sposka durch das Loch in der Decke. „Hier oben ist sehr wenig los“ Sie schaute noch einmal herunter. „Wenn alles gut geht, bin ich bald wieder da.“

Dann war sie verschwunden.

„Was also werden wir tun? Wir werden uns befreien. Doch die Frage ist: „Wann?“ Ich sage euch, jetzt gleich. Unsere Gäste, so wie wir sie nennen wollen, sind hier, in diesem Gebäude. Sie werden euch präsentiert werden, so wie sie es verdienen, als Opfer ihrer eigenen kleinen Welt, unfähig, die Welt so zu erfassen, wie sie wirklich ist: ein harter Ort für harte und starke Menschen. Doch diese Stärke wird nicht spurlos an uns vorbeigehen, nein! Sie wird uns dorthin führen, wo wir es verdienen: nach oben. Und dann, wenn wir stark genug sind, werden wir die Welt zurückerobern!“

Die Menge tobte und Neru fragte sich, mit welchen demagogischen Kräften Ursa wohl ausgestattet sein mochte. War er nicht einer der Besten aller Zeiten gewesen, oben auf G10 oder höher? Zumindest von der Kraft her war er geschaffen gewesen, um auf den unteren Ebenen die Lage im Griff zu behalten.

„Ich habe das Licht gesehen und ich habe die Kraft gesehen, die sich da oben in den Händen der Einfallslosen und Schwachen befindet. Sie sind nicht geeignet für die Welt. Ja-Lib, ihr großer Krieger ist zu mir gekommen und hat mir gesagt: „Gehe hinauf und hole dir, was du willst.“ Und ich sage euch: „Folgen wir ihm, gehen wir hinauf, holen wir uns was wir wollen!““

Im Donnern des Beifalls hörten sie nicht, dass die Tür sich öffnete. Erst eine Hand auf seiner Schulter ließ Neru herumfahren. Leutnant Sposka lächelte ihn an, Blut an ihren Händen und Schultern. Er starrte sie an, sie schüttelte den Kopf.
Vorsichtig huschten sie nach draußen. Auf dem Buden eine dunkle Flüssigkeit, die im Halbdunkel schon schwarz und ölig wirkte. Salara keuchte, als sie erkannte, dass es aus den beiden leblosen Gestalten vor der Tür stammte. Leutnant Sposka zuckte mit den Schultern. „Freiwillig hätten sie mich nicht hereingelassen.“ Sie deutete auf das offene Fenster. „Schaut mal nach draußen.“

Vor ihnen lag ein Platz mit dutzenden Lautsprechern, schwarz und groß. Oberhalb des Platzes sahen sie Gestalten auf einer Art Balkon stehen, heftig gestikulierend mit einem Hauch von Wahnsinn in den Bewegungen. „Das sind Ursa und seine Berater. Irgendwas ist da faul.“

Vorsichtig, die Fenster weiträumig umgehend, glitten sie den dunklen Flur entlang, bis sie zu einer Tür kamen, unter der die Schritte von Männern zu erkennen waren. Salara hob eine Augenbraue. „Das sind maximal 3-4 Leute, also jammert nicht.“ Neru starrte sie an, dann schüttelte der den Kopf. Das Licht unter der Tür erlosch, dann öffnete sie sich. Fäuste schlugen auf die Männer ein, die ihren Weg hinaus in den Flur machen wollten, ließen nur ein dumpfes „Argh“ zu, dann lagen sie am Boden. Sie schleppten die Bewusstlosen zurück in den Raum.

„Hier ist unsere Ausrüstung“ Leutnant Sposka lächelte. „Vermutlich wollten sie uns damit der Meute vorführen.“

Draußen auf dem Gang wurden Schritte laut. „Es ist notwendig, dass wir das Team trennen. Zusammen sind sie vermutlich weit mehr wert als ein Dutzend Krieger.“ Leutnant Sposka lächelte und nahm ihr Gewehr. Die anderen folgten ihrem Vorbild, dann rissen sie die Tür auf. Ursa stand wie angewurzelt direkt vor ihnen und starrte auf die Mündungen der Waffe, die auf ihn gerichtet waren.

„Hallo.“ Neru versuchte, seinen Zorn nicht auszuweiten, dennoch fühlte er, wie sein Zeigefinger mit dem Abzug lebhaften Kontakt aufzunehmen versuchte. „Ursa, du Verräterschwein.“

Der Angesprochene schaute auf. „Ich weiß nicht, was du meinst.“

„Du kommst jetzt rein und deinen Berater oder was auch immer dieser Mann ist, auch. Los, Marsch.“

Die Tür schloss sich hinter ihnen.

Im Hintergrund begannen das Team, seine Ausrüstung wieder anzulegen. Ursa hielt ihren Blicken stand, sein Berater, wie auch immer man diese Person nennen konnte, die Augen gesenkt, als erwartete er ein Todesurteil.

„Neru, ich habe dir doch gesagt, dass ich nicht weiß, was du meinst.“ Ursa versuchte zu lächeln. Neru schüttelte den Kopf. „Deine kleine Ansprache war wohl laut genug, dass es die ganze Etage gehört hat, findest du nicht auch?“

Der Anführer von G10 lächelte. „Das war doch nur eine Übung. Findest du nicht, dass du übertreibst?“ Neru schüttelte den Kopf. „Im Angesicht des Todes kann man nicht übertreiben. Man kann lediglich entsprechend reagieren. Und nun auf, du führst uns zur Passage nach G11.“

Der Berater wurde bleich. „Eure Hoheit, die verbotene Passage?“ Ursa schlug ihm ins Gesicht, so nebenbei wir nur möglich. „Wenn die Herrschaften es so wollen?“
Salara trat näher. „Und er kommt mit. Nur so können wir sicher sein, dass uns keiner seiner Generäle oder was auch immer hier unten so rumläuft, folgt.“

„Vielleicht will ich einfach nur nicht reden...“ teilte Ursa mit und deutete auf seinen Berater oder was auch immer der Mann war. „Wer bist du?“ fragte Salara. Der Mann starrte in die Mündung der Waffe, als erwartete er den Tod. Sie zuckte mit den

Schultern. „Töten wir ihn. Aber tun wir es leise.“ Er ging zu Boden. „Das ist Rodax. Er heißt so, weil er sich so nennt. Er ist mein Großwesir.“

Sie mussten sich zurückhalten, nicht zu kichern. Notna war der erste, der etwas sagte. „Ihr wollt nicht andeuten, dass ihr ein mittelalterlicher Herrscher seid, der mit Gottes Gnade ein Reich beherrscht und den Pomp nötigt habt, einen Großwesir zu bezahlen?“

Ursa starrte ihn an. „Ich zahle ihn nicht. Leute wie er sind dankbar, überhaupt leben zu dürfen. Tötet ihn ruhig, wenn ihr wollt, aber lasst mich mit dem Geschwafel zufrieden.“

Neru schüttelte den Kopf. „Wir nehmen dich mit, Ursa, alles andere liegt nicht in unserer Hand. Wo finden wir den Ausgang nach G11?“ Der Angesprochene zuckte mit den Schultern und erhielt prompt einen Hieb mit dem Gewehrkolben. „Nein, Boris, lass das.“ Zorn stand in den Augen Leutnant Sposkas. „Frau Leutnant, in dieser Lage war es notwendig....“ „Ich entscheide, wann wie was notwendig ist, klar?“ Sie schwiegen, dann nickte der Mann. „In Ordnung.“ teilte die Offizierin mit, „und nun gehen wir. Wir brauchen seine Hilfe nicht.“

Neru lächelte. „Das Problem ist eher, dass Ursa nicht weiß, wo der Gang nach G12 ist. Dieses Gebäude ist kaum älter als 100 Jahre und ich könnte mir vorstellen, dass er trotz seiner Ausbildung auf den oberen Ebenen keine Ahnung hat, was ihn weiter unten erwartet.“

Salara nickte. Sie konnte fühlen, wie die Persönlichkeit Ursas, dem Anführer einer kompletten Ebene, zusammenfallen würde, gleich einem Kartenhaus bei einem winzigen Luftzug. Doch noch... „Ich werde nichts tun. Ich rate Ihnen, sich zu ergeben. Gegen meine Wachen und ihre Waffen haben Sie keine Chance.“ Seine Augen blitzten trotzig.

„Keine Sorge, wenn Sie ein guter Herrscher sind, werden die Leute sie beschützen wollen, aber falls nicht... gut, dann sind Sie in unseren Händen sicherer als in der Masse der Menschen, die Ihren Tod wollen. Ich habe übrigens gehört, dass ein Nachfolger bereits auf dem Weg ist...“ Nerus Gesicht war ohne Ausdruck, kalt und unberechenbar. Salara fühlte einen Schauer über ihren Rücken laufen.

„Sperrt ihn in den Raum. Wir können uns keinen Verlust von Munition leisten.“

Neru nickte und packte diesen Rodax bei den Schultern. Der Wesir quiekte kurz und fiel dann in Ohnmacht. „Ursa, ihr habt recht eigenartige Mitarbeiter.“

„Du meinst Sklaven. Ja. Sie haben Angst. Und das aus gutem Grund, ich...“

„Haltet den Mann bei der Leine, er wird uns gleich die Haut vom Gesicht labern. Wo ist der Weg nach G10?“

Ursa, Anführer und oberster Herrscher von G9 starrte sie an. „Ihr meint das wirklich ernst? Aber Ja-Lib ist auf dem Weg und ihr könnt doch nicht...“ Der Hauch eines Gewehrkolbens streifte ihn. Er zuckte zusammen und musste weggezerrt werden. „Recht leer hier für einen König, findet ihr nicht auch?“ fragte Jamses. Er deutete auf die Wände und auf den Boden. „Keine Teppiche, keine Gemälde und keine Kronleuchter. Ich habe vielleicht zu viele Kinderbücher gelesen, aber...“ er schien enttäuscht zu sein. Ursas Gesichtsausdruck blieb starr, seine Augen auf den Boden gerichtet. Neru antwortete für ihn. „Das Leben hier unten ist nicht so glanzvoll wie das eines Königs. Es sind mehr Verwaltungsaufgaben und die Leute in einer ständigen Angst zu halten, etwas anderes zu tun als ihr Leben auf die am wenigsten auffällige Art und Weise hinter sich zu bringen. Hin und wieder treten Revolten auf, irgendwelche Leute, die sich gegen das System kämpfen wollen und wenn die nach G9 kommen, dann gibt’s aber mächtigen Ärger. Hier leben auch 2x so viele Leute wie weiter oben, sie haben Hunger und sind verärgert, wenn sie wüssten, wie gut es uns da oben gibt.“

„So gut? In welcher Welt leben Sie denn?“ Jamses starrte Neru an. „Naja, im Vergleich zu hier unten... schon.“ Neru lächelte kurz. „Wo ist der Weg nach G10? Ich frage nicht noch einmal.“ Zornig warf Ursa seine Hand nach vorn. „Hier entlang. Ihr werdet eh nicht entkommen. Meine Wachen sind auf dem Weg!“

Notna lächelte, bevor er dem Mann eine Ohrfeige verpasste. „Ich musste mich bisher zurückhalten, aber irgendwann...“

„Keine Zeit für Gewalt.“ Boris schlug Notna auf die Schulter. „Glauben Sie, dass er in G11 überleben würde, wenn wir ihn mitnehmen?“

Pjotr lachte. „Das ist eine perfekte Idee, Bruderherz.“

Ursa schüttelte den Kopf. „Nein, das ist eine furchtbare Idee, hier wird alles untergehen ohne mich.“

Ein Donnern ließ sie auffahren. Durch der Decke, von den Felsen hoch über ihnen drang ein gefährliches Knacken, ein Riss deutete sich an, als Neru durch das Fenster schaute, schwarz, mit Auswüchsen gleich einem Blick, der an dutzenden Orten gleichzeitig einschlägt. „Was ist da los?“ Salara rannte zu ihm hinüber.

„Entweder wir sind schon länger hier als Ja-Lib es angekündigt hat, oder er hat gelogen oder..."
„oder man hat uns angelogen..." Jamses starrte durch ein weiteres Fenster hinauf, wirbelte herum und packte Neru an dessen Hemd. „Eine Lüge! Eine verdammte Lüge und ich gehe hier unten drauf. Wir alle gehen drauf!"

„Nein", sagte Leutnant Sposka. „Wir leben noch und ich weiß nicht, wie es den da oben geht, aber ich vermute, dass es ihnen schlechter geht."

Staubkörner flogen in scheinbarer Schwerelosigkeit an ihnen vorbei, Flocken rieselten in unsagbarer Langsamkeit durch die Luft, dann kamen die ersten Steine.

„Hier unten werden alle draufgehen, Ursa, wir müssen zu G11!"

Sie folgten dem verwirrten Mann durch die Gänge, die sich in immer mehr Abzweigungen aufteilten, trafen auf Soldaten, die panisch herumliefen, Diener und Dienerinnen, die noch immer den Blick zu Boden gerichtet, dem Untergang eine weitere Sekunde abtrotzten. „Hier ist es." sagte Ursa und drückte einen versteckten Knopf in einer Wand. Boris drückte ihm die Mündung des Gewehrs tiefer ins Fleisch. „Ich hoffe, du verarschst uns nicht!"

Eine unscheinbare Tür öffnete sich. Dahinter lag Dunkelheit. „Los!" Sie folgten ihm. Lampen leuchteten auf. Staub lag dick auf den Armaturen, nur hier und da waren Abdrücke zu sehen. „Ja-Lib wusste, wie man es bedient."

Neru lächelte bitter. „Ich auch. Keine Sorge."

Er bediente die Knöpfe, als wäre ihm schon alles mit der Muttermilch eingegeben worden. Es knarrte, als sich die Lichter über der Plattform einschalteten. Ein sanftes Vibrieren floss durch die Luft. „Das ist nicht sehr groß, Neru." Salara hatte ihre Augenbrauen gehoben.

„Die Tiere da unten sind größer... wir wollten verhindern, dass sie durch Zufall..."
Ein Beben ging durch das komplette Gebäude, Schreie wurden laut, Befehle, die keiner beachtete, wurden irgendwo gebellt, das Knacken der Welt um sie herum wurde lauter. „Alle auf die Plattform!" brüllte Neru und hieb auf einen Knopf. Ruckend, langsamer als erwartete rutschte sie in die Tiefe. Sie sprangen.

„Jemand verletzt?" fragte Neru, als er Salara aufrichtete, die beim Aufkommen liegenblieben war. „Ich glaube, ich habe mir den Fuß geprellt". Jamses hielt sich den Knöchel. Salara hob sein Hosenbein. „Hier ist nichts zu sehen." Sie schüttelte den Kopf.

Die Geräusche über ihnen verebbten und dann, als ob das Kreischen eine neue Dimension erhalten hatte, brach die Welt zusammen. Die Wände vibrierten vom Aufprall der Felsbrocken. „Etwas Furchtbares ist geschehen." Leutnant Sposka schluchzte plötzlich. Neru fühlte, wie sein Herz zusammensank, als er an seine Familie dachte, das erste Mal, seit sie aufgebrochen waren. „Ich hoffe, sie leben, hoffe, dass sie in die übergeordneten Bereiche gerettet werden konnten."

Die Plattform glitt dem unbekannten Ziel entgegen und während Ursa, noch vor kurzem Anführer und furchtbarer Gesandter einer unbekannten Welt starr auf den Boden starrte, versuchte Jamses seine Augen zu schließen.

XIX

Gleich einer Herde, die einen langsamen Aufstieg auf einen Berg in Betracht zieht, zog sich die große Menge an Menschen durch die Landschaft. Pferde und Wagen stampften, rollten, knarrten ihren Weg über die unbefestigten Straßen und Wege. Seramus nickte, als er das schneckenhafte Gleiten des Ovpar auf dem ebenso mächtigen Wagen aus Holz wahrnahm. Es waren einige Dutzend Ochsen in fantastische Geschirre gelegt worden, geschmückt mit Edelsteinen, die Tiere bekränzt mit Efeu und Blumen, die die Ochsen oft genug versuchten, zu erreichen und zu fressen. Diener beeilten sich, sprangen hin und her, um sie davon abzuhalten und den Weg beibehalten zu lassen.

„Jetzt weiß ich, wieso es so lang dauert, das Ovpar nach Bramant zu bringen." Seramus nickte Sir Rangor zu. Dieser wurde aus einem Gespräch mit Benoras aufgeschreckt, der neben den Pferden lief, sich hin und wieder verabschiedete und einige Diener aufschreckte, die ihrer Pflicht nicht nachkamen.

„Es gibt keine guten Wege in Bramant, wollt ihr sagen." Sir Rangor lächelte. Seramus nickte. „Ich kann mir vorstellen, dass dieses Land nicht dafür ausgelegt ist, das Ovpar zu transportieren."

„Da müsstet Ihr Lady Oksana fragen." Sir Rangor deutete auf die Gestalt, die auf einem Stuhl saß, direkt vor dem Ovpar, den magischen Kräften des Eies ausgesetzt. „Ein anderer Weg wäre noch weiter. Die Toten sind schneller, als wir angenommen haben. Es ist schon traurig genug, dass die Ochsen langsam müde werden, aber irgendwann muss man sie vielleicht essen." Er lächelte.

Ein Diener, kaum sicher, mit wem er sprechen sollte, so starr war sein Blick auf den Boden geheftet, kam herangelaufen. „Lady Oksana will mit Ihnen sprechen, Herr..." er stoppte; während er vorsichtig neben den Männern herlief, die vom Pferd hinunterstarrten, begann sich sein Blick zu lichten. „Der Mann, der aus der anderen Welt kommt." Dann rannte er zurück.

„Seramus, damit seid sicher Ihr gemeint.“ Sir Rangor starrte auf die Straße vor ihnen. „Nehmt das Pferd mit, man weiß ja nie... vielleicht müsst ihr bald fliehen.“

Seramus nickte, wandte sich um und ritt hinüber zur Plattform, auf der das Ovpar stand, gewandet in Seide und Gold. Ein Aufmerksamer Blick lag auf ihm, als er hinauf zu Lady Oksana schaute. Eine Handbewegung bat ihn, auf hinaufzusteigen. Das Pferd nahm ein Diener, wie jeder andere, die Augen zu Boden gerichtet.

Seramus schaute die Frau an. „Müssen alle Leute den Blick senken, wenn sie das Ovpar sehen?“ Sie schüttelte den Kopf. „Wenn die Menschen denken, dass es ihnen das Leben aussaugt, wenn man es betrachtet, dann müssen sie dies tun.“

„Und was glaubt Ihr, Lady Oksana?“

„Ich habe euch nicht gerufen, weil ich wollte, dass ihr mir Fragen stellt, sondern weil ich...“

„Verzeiht, ich war lediglich aufgeregt.“ Er schaute auf. Lady Oksana lächelte. „Immerhin wagt ihr es, so mit mir zu sprechen. Das traut sich sonst keiner.“

„Wie lang wird es noch dauern, Lady Oksana, bis das Ding... ich meine, das Ovpar an einem sicheren Platz ist?“

Sie starrte in die Ferne. „Vielleicht eine oder zwei dutzend Tage, wer weiß das schon?“ Ihr Blick war starr. „Ihr kommt nicht aus dieser Welt?“ sie deutete auf sein Gesicht. „Es ist heller als eines, das ständig der Sonne ausgesetzt wäre und es gibt hier keine Zwerge mehr, die in Höhlen leben und ihr Leben damit verbringen, Gold und Silber zu schürfen.“ Er lächelte verwirrt. „Zwerge? Sie meinen Menschen, die...“

„Keine Menschen, kleine Wesen, Zwerge. Sie sind vor einigen Jahrzehnten ausgestorben oder geflohen oder was auch immer. Sie hatten geheime Bündnisse mit den Toten. Mein Mann, der leider verstorben ist, das Ovpar habe ihn selig, war auf einer Mission zu ihnen, als er zurückkam, ohne dass er sie jemals gefunden hätte. Obschon er geheime Wege und Türen kannte, um zu ihnen zu gelangen.“

„Es ist eine seltsame Welt hier, Lady Oksana. Ich weiß nicht, woher ist komme. Vielleicht könnt Ihr mir helfen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin keine Magierin, auch wenn die Leute glauben, ich sei eine. Ich diene nur dem Ovpar. Ich kann nicht in Eure Vergangenheit schauen, ich... sehe dort nur Leere.“

„Ich auch.“ Sie war alt, scheinbar, doch ihre Augen waren jung und strahlen und mit einer Art Leuchten, so dass sie kaum in diese Wirklichkeit passte.

„Ihr werdet noch vor Ende eurer Reise in dieser Welt herausfinden müssen, wer ihr seid, um eure Welt zu retten. Dies ist eine Warnung. Seit vorsichtig und aufmerksam. Nicht jeder ist so gut oder so schlecht wie es scheint.“

Seramus nickte. „Ich bin Sklavenhändlern in die Hände gefallen, obwohl ich der Tochter des Anführers geholfen habe, vor den Snalus zu entkommen. Dann bin ich geflohen und....“ „Genug. Ich bin müde, verzeiht mir. Ich kann jetzt nicht weiterreden.“ Sie hatte die Stimme gesenkt und ebenso ihren Kopf. Er lächelte, kletterte vom Wagen und auf sein Pferd, das noch immer von einem Diener gehalten wurde.

„Was hat sie euch gesagt?“ Sir Rangor hob seine linke Hand, um ihn zu begrüßen. Er schaute in die Ferne. „Nichts... nichts, was ich schon wusste.“

„Ja, so sind die Frauen.“ Sir Rangor grinste ihn an. „Und dennoch... dieses Ding, dieses Ovpar, macht mir Sorgen. Ich fühle...“ er machte eine Pause, bewegte den Kopf hin und her, „ich fühle, damit ist etwas zu Großes in diese Welt gekommen, etwas, das wir nicht wirklich... kontrollieren können.“

Seramus lächelte den alten Mann an. „Ich will nicht sagen, dass ich dieses Gefühl auch hatte, aber, so ihr es sagt, könntet ihr Recht haben.“

„Hört nicht auf den alten Mann, er ist berüchtigt dafür, dass er überall den Tod sieht.“ Sir Achbad hatte sich mit seinem Pferd unhörbar neben die beiden gesetzt und starrte in die Ferne. „Es wäre besser, wenn ihr verschwindet. Nicht, dass ich euch hier nicht haben will, bei der Macht des Ovpars, nein, aber es ist der gefährlichste Platz in diesem Land, vielleicht sogar in dieser Welt!“

„Wenn ihr glaubt, ihr könntet meinen Freund hier mit Geschichten vertreiben, dann seid ihr, mit Verlaub, getrieben von unvollständiger Information oder von einer Angst, die größer ist als euer Mut.“

„Wie könnt ihr es wagen!“ Sir Archbads Kopf drehte sich fast vollständig herum, damit er Sir Rangor in Augenschein nehmen könnte. Fast hatte Seramus ein Knacken gehört, aber dies war vermutlich nur eine Täuschung gewesen. „Sir

Achbad, dieser Mann hat mehrfach an meiner Seite gekämpft. Glaubt ihr wirklich, ihr könntet ihn mit euren Geistergeschichten fortjagen?“ Seramus schüttelte den Kopf. „Würdet ihr mir erklären, wie ihr meine Flucht in einen Kontext setzen könntet für die anderen? Ich weiß, dass diese Welt fremd ist, fremder als alles andere, das ich kenne, aber... es ist eine verstehbare Welt, der man mit offenen Augen entgegentreten muss. Außerdem fühle ich, dass das Ovpar wichtiger ist als viele andere Dinge. Ich bleibe hier. Bitte entschuldigt, dass ich mich nicht entferne.“

„Pff“ Sir Achbad zerrte am Zügel und ritt nach hinten. Er brüllte einen Diener an, der pflichtbewusst seinen Blick senkte.

„Sir Achbad ist ein furchtbarer Mensch, findet Ihr nicht auch?“ Seramus ließ seinen Blick schweifen. „Er war einst anders... deshalb habe ich ihn noch nicht verprügelt.“ Sir Rangor schüttelte seinen Kopf und das Klirren seiner Rüstung verstärkte den Effekt. „Ich weiß einige Dinge, die ihn haben so werden lassen. Es geht um Verrat... er ist der letzte in seiner Familie, der noch am Leben ist. Die anderen...“ er schwieg. „Da hinten ist der Fluss. Das wird interessant.“

Das Rauschen kam immer näher. Weißer Schaum spritzte über die gesprenkelten Steine, die wie Mauern in den Himmel ragten. Irgendwo in der Ferne ließen sich Bäume blicken, düster wie eine Felsenlandschaft, ohne Zeichen von Leben. Sie hielten. Die Pferde schnaubten unruhig.

„Wo ist denn eure versprochene Fähre?“ Sir Achbad hatte sich an einen der Männer der Vorhut gewandt, die genauso ratlos schienen wie der Tross hinter ihnen. „Sie haben zugesichert, am vereinbarten Treffpunkt zu sein.“

„Geben wir ihnen noch etwas Zeit?“ Sir Rangor ritt nach vorn, hielt kaum einen Schritt entfernt vom Wasser.

„Der Fluss ist unruhig. Es kann etwas dauern...“ Der Mann in der Vorhut zuckte mit den Schultern. Lady Oksana kam nach vorn geschwebt. „Geben wir Ihnen noch etwas Zeit. Sie werden kommen.“

„Je länger wir warten, desto näher sind die Toten!“ Sir Achbads Gesicht war eine einzige Maske. „Und wenn wir auf dem Fluss sind, sind wir schneller.“

„Auf dem Fluss?“ Seramus hob seinen Blick zu Sir Rangor, der wieder neben ihm stand. „Es ist schneller. Das Ovpar ist stabil genug, nicht auseinanderzubrechen wie ein Hühnerei, wenn es etwas holpriger wird. Ich habe schon gesehen, wie Männer, wahnsinnig vor Wut mit Äxten darauf eingeschlagen haben... einer dieser alten Zauberer hatte es mit Macht versucht, mit Feuerbällen, mit Eisregen, mit Blitzen... erfolglos. Stabil wie es ist wird es uns und noch weitere Generationen überleben.“

„Da vorne sehe ich Bewegung...“ Seramus hatte sich aufgerichtet und starrte den Fluss hinauf. Er deutete mit den Fingern darauf. „Sie kommen. Ob wir da alle draufpassen?“ Sir Rangor grinste. „Nur die wichtigsten. Die anderen reiten voraus. Der Fluss ist, wenn wir diese Stelle ausnehmen, groß und ruhig. Bis zur Hauptstadt dauert es trotzdem noch einige Tage.“

„Die Toten! Sie kommen! Ich habe sie gesehen!“

Ein Reiter, bedeckt mit dem grauen Staub der unheiligen Armee, ritt hechelnd an ihnen vorbei, direkt zu Lady Oksana. Er warf sich auf den Boden. „Seit gewarnt, Priesterin des Ovpar. Sie kommen und es sind Horden. Sie sind langsam, aber unaufhaltsam. Die Feuer, die wir gelegt haben, wurden von Regenstürmen gelöscht, vermutlich auch durch Magie erschaffen.“

„Gebt dem Mann etwas zu trinken und frische Kleidung.“ Sir Achbad kam herangeritten, die Augen fest auf den Horizont gerichtet. Die Sonne stand nicht mehr an ihrer höchsten Stelle. „Benoras?“ Der Mann trat hervor. „Ihr habt gerufen, Sir Achbad?“

„Bereite das Ovpar vor, es muss schnell auf die Plattform. Hier. Wir schaffen es kaum vor morgen, aber...“

„Sicher, Sir Achbad.“ Der Mann verneigte sich, seine Augen blieben jedoch auf ihn gerichtet. „Jedoch wird es wohl notwendig sein... dass alle mit anpacken.“

„Du Hund!“ brüllte Sir Achbad, doch Seramus hob seine Hände. „Sir Achbad, wenn das Ovpar wirklich so wertvoll ist, dann wird es notwendig sein, einige starke Arme mehr zu haben, um es zu retten. Davon sind wir alle nicht ausgeschlossen!“

„Wie könnt Ihr es wagen...“

„Sir Achbad, mein Freund hat recht. Wollt ihr, dass das Ovpar den Toten in ihre zerlumpten Hände fällt, nur weil Ihr lieber in eurem Zelt bei einer Flasche Rotwein trübsinnig auf den Boden starrt?“ Sir Rangor grinste. „Natürlich nicht...“ Sir Achbad zuckte mit den Schultern, unfähig, sich anders zu bewegen.

Aus der Nähe erschien die Schwimmende Plattform als viel zu klein für das Ovpar und die Mannschaft, die es bewachte. Die Männer warfen ihre Seile hinüber an das trockene Land und die Diener fingen es, machten sich mit Eifer ans Werk, banden sie an die Bäume, die sie noch finden konnten. Der Fluss zerrte an dem Schiff, doch glücklicherweise waren die Seile stark und die Bäume tief in der Erde verwurzelt.

Sie spannten die Ochsen aus und kommandierten sie an das andere Ende des Wagens, so dass sie mit ihren mächtigen Köpfen das Ovpar und seine Hohepriesterin schieben konnten. Die Männer hielten den Atem an, drückten an den Seiten des Wagens, so dass er in winzigen Schritten den Weg zum Fluss fand.

„Wie weit ist es noch?“ rief Seramus, während er sich den Schweiß von den Augen rieb. Sein Körper fühlte sich an, als wäre er bereits tagelang am Schieben, pressen und Drücken. Das Gebrüll der Tiere und das noch viel lautere Stöhnen der Männer um ihn herum brachte seine Ohren zum Summen. „Weit genug, damit Sir Achbad versuchte, zu fliehen, um in einem Wirtshaus den Kopf in Rotwein zu versenken!“ Sir Rangor lachte brüllend, dann schob er weiter. Eine Hand fiel auf Seramus Schulter. Er wandte sich um. Benoras starrte ihn an. „Lady Oksana will mit euch sprechen.“ Seramus nickte und ging, den Wunsch zu folgen. Benoras nahm seine Stelle ein. Im Hintergrund hörte er die Männer fluchen.

Sie stand wie eine Statue aus Marmor vor dem Ovpar. Ihre Augen waren dunkel in ihrem bleichen Gesicht und schienen alles zu überblicken. „Seramus. Schön, dass ihr meinem Wunsch gefolgt seid.“ „Lady Oksana, ich bin neu in diesem Land, aber ich weiß, dass ich dem Befehl einer Dame zu folgen habe.“ Sie wandte ihren Blick. „Ihr sprecht kühn, dafür, dass Ihr nicht wisst, was ich alles tun kann.“

Er nickte. „Vermutlich spreche ich nur deshalb so kühn, weil ich euch nicht kenne. Ich vermute jedoch, dass Ihr mich gerufen habt, weil Ihr etwas mit mir besprechen wolltet.“

Sie schwieg und er fühlte das Rucken des Wagens um sie beide herum. „Geht mit mir auf das Schiff. Ich habe einige der besten Männer ausgesucht, die das Ovpar direkt beschützen. Die anderen werden neben dem Fluss reiten, Wege suchen und finden müssen.“ Sie lächelte milde. „Ihr habt keine Angst vor dem Ovpar, ist es nicht so?“

Er nickte. „Ich weiß nicht, es kommt mir vertraut vor, aber Angst...“ „Ihr wendet euren Blick nicht zu Boden. Das ist mir sofort aufgefallen. Die anderen...“ Sie schwieg. „Die anderen Leute kennen es... es lauert in ihren Träumen, in ihren Erzählungen und Märchen. Doch Ihr, Seramus, seid wie ein leeres Blatt Papier. Das ist schlecht für euch, aber gut für mich.“ Er neigte seinen Kopf in stiller Zustimmung.

„Es dämmert, Seramus. Es wird Zeit, dass Sie noch einmal mithelfen. Dann werden die wenigen Männer und Frauen, denen ich vertraue, auf die Plattform gebracht. Als letztes werden Sie mit an Bord gehen. Verabschieden Sie sich ruhig von Sir Rangor, Sie werden sich sicher wiedersehen.“

Er sprang auf die Erde hinunter. Staub wirbelte um ihn herum auf. Sir Rangor betrachtete ihn stirnrunzelnd. „Was hat euch diese Frau denn wieder in den Kopf gesetzt?“

Stumm reagierte er auf die Mitteilung ihrer baldigen Trennung. „Einen so kurzen Weg sind wir gemeinsam geritten und noch immer habe ich euch nicht danken können für eure Hilfe.“

„Hätte eure Pfeile nicht nicht ein paar Snalus getötet, wäre ich auch nicht hier. Ich sehe die Sache ausgeglichen.“ Seramus lächelte.

Es war finsterste Nacht, als die letzten Leute im flackernden Licht der Fackeln auf die nun schwimmende Plattform, die aufgeregt im reißenden Fluss hin- und herschwankte, sprangen. Pakete von Nahrungsmitteln wurden nach drüben geworfen, Decken und Felle, damit die Menschen die Nächte überstehen konnten, ebenso. Band erinnerte die Plattform mit dem Ovpar an ein riesiges Lager.

Befehle wurden gebrüllt. Seramus sprang hinüber auf die Plattform, ging in die Knie, als das Holz unter seinen Füssen schwankte. „Nicht so aufgeregt, junger Freund.“ Sir Rangor winkte ihm zu. „Wir sehen uns in Bramant.“

Die Seile wurden durchtrennt und das Boot setzte sich in Bewegung. Bald waren die Geräusche fort, mit Ausnahme der gemurmelten Befehle der Bootsführer, die mit den hölzernen Stangen die Plattform in der Mitte des Flusses hielten. Da war nur noch das Rauschen des Wassers um sie herum. Seramus machte sich auf, einen Platz zum Schlafen zu finden. Er beobachtete, wie die Fackeln in der Finsternis verschwanden.

Dann, als wäre es das erste Mal seit Ewigkeiten, vernahm er eine tiefe Ruhe, eine Art Vergessen, tief in seinem Körper. Sie kam aus dem Nichts. Er fühlte sich, als wäre nicht nur er, sondern auch seine Seele auf dem Wasser treiben, in einer grenzenlosen Weite, ohne ein Ufer, auf dem Kreaturen lauerten, ihn in ihre Fänge zu bekommen.

„Was ich bin, ist das Einzige, das ich sein kann. Ein dunkler Schatten treibt auf meiner Seele wie eine Wolke, ein düsterer Spruch zu meinen Ungunsten ausgesprochen, ein Fluch, mich vergessen zu lassen, wer ich bin, was ich bin. Ich bin der Anfang und das Ende, ich bin die Entstehung und der Untergang, ich bin so weit gewandert wie niemand anders davor. Wer ich auch immer war, ich bin es nicht mehr, doch werde ich immer das sein, was du fürchtest. Es steht mir nicht zu, dir zu sagen, was du zu denken hast, doch ich weiß, was du fühlen musst: Angst. Zweifel. Tod.“

Diese Worte, kaum mehr geflüstert denn gesprochen mit einer Stimme, die tausend Meilen weit weg schien, stoppten.

Seramus öffnete die Augen. Lady Oksana hatte sich neben ihn gesetzt und hielt ein kleines Buch in ihren Händen, flackernd beleuchtet von einer Fackel, die auf einem metallenen Ständer hinter ihr befestigt war. „Trauere nicht um mich, denn du selbst hast vergessen, wer du bist. Was kümmert dich dein kleines Leben, wenn du meines siehst. Wie groß und stark musst du werden, um zu begreifen, dass deine Endlichkeit der größte Segen ist, dessen du habhaft werden kannst. Nichts ist schlimmer als die Ewigkeit. Und siehe, ich warte. Auf dich, Fremdling.“

Sie schlug das Buch zu. „Diese Worte stehen in unserem heiligen Buch. Nur wenige Menschen haben das Vorrecht, es zu hören.“ Sie hob ihren Blick. „Ich wusste, dass Ihr dieser Fremdling seid, als ich euch das erste Mal sah. Ihr seid in diese Welt getreten als ein Fremdling und euer Name ist auch nicht Seramus.“

Er nickte. „Ich bin ein Fremder, das stimmt. Ich höre auf den Namen, weil man ihn mir gegeben hat.“

„Du bist hier, um das Ovpar zu beschützen.“ teilte ihm Lady Oksana mit. Sie stand auf und wandte sich um. „Ihr müsst es beschützen! Es sind nicht nur die Toten, die es besitzen wollen. Etwas Größeres ist hinter ihm her! Was passiert, wenn die Menschen erkennen, was das Ovpar wirklich bedeutet? Sie werden es vernichten wollen.“ Ihre Stimme bekam langsam aber sicher einen flehenden Unterton. „Sie werden es zerstören wollen. Und irgendwann werden sie es schaffen. Sie werden es zertrümmern und dann wird die Welt, wie wir sie kennen, nicht mehr sein. Sie erden sie vernichten, hörst du? Sie werden nicht nur ihre Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit ändern!“

Sie brach ab. Schweißtropfen rollten von ihrer Stirn. Sie keuchte. „Geht es euch gut?“ fragte Seramus mit besorgtem Blick. Sie nickte zögerlich. „Es... ich... ja...“ Sie drehte sich um und ging hinüber zu einem der Zelte, das die Diener in hastiger Arbeit zusammengebaut hatten. Dann war nur noch Stille.

Seramus lehnte sich zurück und versuchte die Sterne zu betrachten, die über seinem Kopf aufgegangen sein mussten. Es war das erste Mal, seit er hier war, dass er sich seiner Umwelt wirklich bewusst wurde.

Flockige Wolken schoben sich langsam über den Himmel und ließen nur Fetzen von nächtlichem Himmel durchdringen. Lichtpunkte, unbekannte Bilder, leuchteten auf und verschwanden wieder. Es war das Fremde und doch Vertraute, dass seinen Geist in Bewegung hielt, ihn Muster suchen und finden ließ, das Namen von Sternbildern in seinen Verstand schob und wieder vergessen ließ. Er hörte sein eigenes Gemurmel durch das Plätschern des Flusses.

Aus der Ferne, ein leichtes Tönen, ein sanfter Ton, wie von Wolken getragen, legte sich über die Stille. Er erlosch, um danach wieder aufzuwallen und zu verebben. Seramus schaute auf. Der Ton erscholl noch einmal, dann war es vorbei. Die anderen, konnte er sehen, hatten auch ihre Augen gehoben, in eine Finsternis, die nur von den schwachen Fackeln erleuchtet war, um das Ufer zu sehen. Der Mond ging auf, so schnell, dass Seramus vermutete, dass er immer wieder kurz einschlief. Und da war diese Stille wieder, dieses Nichts in seinen Ohren.

„Was war das?“ fragte er. Sie schüttelten den Kopf, doch eine der Knechte flüsterte ihm ins Ohr, dass dies die große Glocke sei, die jede Nacht, wenn der Mond am höchsten steht, die Menschen daran erinnert, dass sie leben. „Das Ovpar muss zu dieser Glocke... ich...“ Er schüttelte den Kopf. „Ich habe zu viel erzählt.“

Seramus schlug ihm auf die Schulter. „Erzähl mir mehr!“ Er schaute sich vorsichtig um. „Erzähls mir. Ich verrate es nicht weiter.“

Der junge Mann nickte. „Es ist so, dass die Toten nicht unbedingt das Ovpar haben wollen. Sie wollen... sie... werden immer mehr und sie müssen das Ovpar retten, denn wenn sie...“ Wie von einem Strick gefesselt, riss ihn eine unsichtbare Macht nach oben. Fassungslos musste Seramus mitansehen, dass der Knecht sich bog, wie ein Ast... das Geräusch, als seine Glieder und Knochen sich in unwirkliche Formen pressten, er drückte seine Hände auf die Ohren, unfähig, seine Augen abzuwenden. Dann erstarrte der Mann, stolperte einige Schritte nach vorn und fiel, ohne sich wieder zu bewegen, von der Plattform und verschwand im tobenden Wasser.

Niemand sagte etwas. Seramus drehte sich herum und sah im Licht des Zeltes eine filigrane Gestalt, deren Schatten sich bewegte, als wäre es nicht nur eine Person, sondern ein dutzend, verschlungen wie eine Horde Schlangen, die um ein Opfer kreisen.

Die Stimme, die sich in seinem Kopf abbildete, schien Worte aus dem Nichts zu saugen und aus ihrem Schweigen erschuf sie Bilder von Schmerzen. Er bäumte sich auf. Doch wie aus dem Nichts traf ein vierter, letzter Glockenton seinen Kopf und wie durch ein Wunder war dieser, er wusste nicht, wie er es sagen sollte, Angriff vorbei. Er hörte sein Keuchen, dann fiel er in einen so unruhigen Schlaf, dass er sich nicht vorstellen konnte, dass er sich jemals wirklich erholen würde.

Er fühlte, dass ein Teil seines Kopfes den Tag herbeisehnte, der andere Teil aber sagte ihm, dass etwas mit der ganzen Sache nicht stimmen konnte. Er sah Bilder aufflackern von seiner Ankunft, von irgend etwas, was er hier tun sollte, doch nicht mehr wusste. Er schüttelte den Kopf, als könne er damit die Gedanken länger halten, sie betrachten, sie einfach anders zusammensetzen, dass sie einen Sinn ergeben würden. Wieso war er hier? Ein Kichern lief durch seinen Verstand, dann schlief er, endgültig, ein.

XX

„Es ist vorbei. Es ist alles vorbei.“ Der Mann, der vor einigen Stunden noch ein großer Anführer einer Ebene gewesen war, Herrscher von hunderten, nein, tausenden Untergebenen, weinte wie in kleines Kind. Neru nickte hilflos, konnte sich aber nicht des Gefühls erwehren, das er nicht weinte, weil ihm die Menschen am Herz lagen. „Der Verlust von Macht schmerzt, nicht wahr?“ fragte Jamses und versuchte, nicht zu lächeln. Doch die Falten in seinem noch jungen Gesicht sprachen Bände. „Salara, was ist passiert?“ fragte er. Die Angesprochene zuckte mit den Schultern. Sie sah erschöpft zu Boden. „Egal, was es war, es ist zu spät.“

„Das weißt du doch gar nicht!“ Notna stampfte auf. „Es können noch immer Menschen überleben.“

„Wenn die Erde bebt, hier unten, wenn die Decke sich senkt, wenn Steinbrocken so groß wie Häuser herunterfallen, nach all den Jahrhunderten, dann ist etwas großes im Gange!“

„Aber der Drache ist doch nicht so groß, dass er Mauern, Ebenen aus Granit unter seinen Füssen zertrümmert!“

Neru stand auf und starrte auf den Ausgang des Fahrstuhls, der noch immer schwarz vor ihm lag. „Wir müssen hier raus. Ich habe das Gefühl, dass die Antwort in G13 liegt. Und wir können den Menschen da oben eh nicht helfen, zumindest jetzt nicht.“

Die Soldaten kauerten in einer Ecke. Sie hatten ihre Waffen ausgebreitet und das laute Klicken und Knacken deutete an, dass sie sich auf eine Schlacht vorbereiteten.

„G11 ist eine gefährliche Ebene. Ernsthaft, es ist nicht so, dass da ein paar große Marienkäfer herumspazieren, auf denen man reiten kann oder so. Es geht hier um genetisch veränderte Tiere, die sich in Jahrhunderten einer Welt angepasst haben, die schlimmer ist, als so manche Gruselgeschichte. Es geht um den Tod. Dort unten lauert Schrecken....“

„Sprich nicht immer so von der Hölle, Neru. Es reicht, wenn wir wissen, dass wir dort unten vorsichtig sein müssen.“ Salara schüttelte den Kopf. „Es ist gefährlich, ich war auch schon hier unten, vergisst du das immer?“

Die Maschinen donnerten, dann verhallten sie. Ein Rucken ging durch die Plattform, knirschend kam sie zum Stillstand. Leutnant Sposka schaute auf. „Wir sind da.“

Sie mussten sich erst an das grelle Licht gewöhnen, das durch die Tür drang. Mit zusammengekniffenen Augen traten sie ins Freie.

„Was sagtest du? Lichtpunkte, die die Sonne simulieren sollen?“

Neru starrte zu Boden und betrachtete seinen Schatten. „Es ist wirklich sehr hell hier. Ja, wir sollten uns beeilen. Das Portal liegt einige Stunden entfernt und ich möchte nicht...“

Ein Brüllen ragte in die Luft und ließ das Team zusammenzucken. Weitere Wesen antworteten, mindestens genauso laut. „Das... ist gefährlich.“ sagte Jamses. „Keine Sorge“, teilte ihm Boris mit, „Wir sind bewaffnet.“ Er trat einen Schritt hinaus und war verschwunden. „Boris!“ brüllte sein Bruder und rannte hinterher. Die anderen folgten ihm.
Schatten eines körperlosen Wesens rollten über die grell-grüne Fläche. Sie hörten den Verschwundenen in der Ferne schreien. Schwarzweiß gefleckte Hufe wurden sichtbar, auf dürren Stelzen, darüber ein Körper und ein Maul, in dessen Mitte der kreischende Soldat hing. Augen, die wie Satelliten an Drähten hingen, betrachteten die Schar der Eindringlinge, dann knackte es. Etwas krachte auf den Boden. Neru wandte seinen Blick ab. „Leute, nehmt euch seine Waffen!“ Sie zerrten an dem noch vor Augenblicken lebendigen Soldaten herum, bis sie alles hatten.

„Dorthin.“ Leutnant Sposka deutete auf eine Höhle in einem der künstlichen Felsen, kaum 100 Schritte entfernt. Sie rannten. Hinter ihnen hörten sie, wie das Wesen den Rest des Soldaten fraß.

Pjotr erwachte aus seinem Schock. Er drehte sich um und begann, zu schießen. Sie achteten nicht darauf; nur bestrebt, die rettende Tiefe zu erreichen. Nur Leutnant Sposka machte eine Ansage, brüllte ihm zu: „Lassen Sie es!“ Doch im Herzen wusste sie, dass er sich nicht aufhalten ließ. Das Tier, das über ihren Köpfen an seinem Opfer kaute, achtete kaum auf die Gewehrkugeln, die unkontrolliert um es herum rasten, doch kaum trafen die ersten Projektile, starrte es verwundert umher. Seine Augen, kaum mehr als schwarze Beulen auf einer Wand aus Haut, begannen sich zusammenzuziehen. Es stampfte unruhig hin und her, versuchte, den schmerzhaften Blitzen auszuweichen, die langsam aber sicher in seinem Körper für Schaden, für Schmerzen sorgten.

Die anderen waren bereits bei der Höhle angelangt, ungehindert von anderen Lebewesen.

Neru atmete schwer. Er schaute auf und sah, dass Salara leise weinte. Zorn brach über ihn zusammen wie eine Welle. „Verdammte Mistviecher. Wir waren... wir waren viel zu unvorsichtig. Ich hätte...“

Er hörte das Tier brüllen. Ein Schatten schob sich in die Höhle. Er drehte sich um. Pjotr stampfte, die Augen

zusammengekniffen, durch den Eingang und blieb stehen. Hinter ihm brach ein Berg aus Fleisch zusammen, zuckte noch einmal und starb. Leutnant Sposka stand auf, schaute den verbleibenden Soldaten an. Er starrte, ohne eine Reaktion, in den Abgrund. Sie schlug ihn ins Gesicht. „Machen Sie das nicht noch einmal!“ sagte Sposka leise. „Ich werde es nicht noch einmal tun. Ich kann nicht noch einen Bruder rächen.“ flüsterte Pjotr. Dann ließ er die Waffen fallen und sank auf die Knie.

Jamses trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Der Soldat zuckte leise zusammen. „Ich weiß, wie es ist.“ Pjotr blickte auf. „Ja?“ Jamses nickte. „Ein Unfall, oder wie man es sagen will. Eine Explosion in einer Kammer während einer Routinereparatur. Am Ende kam heraus, dass irgendein Idiot vorher geraucht und seine brennende Zigarette weggeworfen hatte... Gas und Feuer ist eine tödliche Kombination.“ Pjotr schluchzte leise. Jamses blickte auf. „Wir haben ihn gefunden... den Mörder meines Bruders.“ Dann schwieg er, starrte aus der Höhle in das noch immer grelle Licht der künstlichen Sonnen da draußen.

Leutnant Sposka rappelte sich auf. „Über uns sterben Welten. Wo ist der Ausgang nach G12?“ Neru blickte auf. „Ich...“ Er ging zum Rand der Höhle. „Ich kann mich kaum noch erinnern, wie es damals war.“ Er drehte sich um. „Salara, kannst du vielleicht?“

Sie war nicht da. „Salara?“ Alle drehten ihren Kopf, taxierten den Hintergrund der immer finsterer werdende Höhle. „Was ist los? Wo ist sie?“ Professor Notna stand auf und wankte in die Finsternis. Kurz darauf kehrte er zurück. „Ich weiß nicht, wo sie ist.“

Panik wallte in Neru auf. Er rieb seine Hände über die Augen. „Wann ist sie verschwunden?“ Seine Stimme summte vor Panik. Die anderen starrten ihn an. „Sie ist doch hergerannt. Haben wir sie nicht gesehen?“ fragte Leutnant Sposka. Sie nickten. „Natürlich... aber...“ Professor Notna berührte die Wände. „Das hier ist Beton. Es ist Menschenwerk... es ist nicht natürlich.“

„Natürlich ist es nicht natürlich.“ Jamses lachte leise. „Hier unten gibt es nichts mehr, das wir nicht gemacht haben.“ „Es geht nicht um die Höhle, wo ist Salara?“ fragte Neru. Seine Stimme versagte. Er wandte sich um. „Wo ist sie?“
Sie gingen zum Eingang der Höhle und verschwanden im Licht. Neru blieb allein. Gebrüll von allein Seiten, Geräusche von Jubel und Schmerzen, Knacken und Brechen um ihn herum. Er hielt sich die Ohren zu, konnte jedoch das Gefühl nicht ausschalten, dass alle wahnsinnig geworden waren. Und dann war nur noch Stille und das Stampfen sich entfernender Pfoten. Er war allein. Schluchzend rappelte er sich auf, schaute sich um und fühlte, dass die Wände um ihn herum zusammenschrumpften, wie in diesem... „Märchen... Märchen... ich werde größer? Nein... Nein...“

Er schrie.

Eine Hand berührte ihm im Gesicht und er fühlte Kälte auf seiner Haut. Er öffnete die Augen. „Du warst weggetreten, mein Kleiner.“ sagte die Frau. „Salara?“ Sie nickte. „Du bist noch da?“ Fragte er. „Wo soll ich denn sonst sein?“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich... war fort. Und du warst da. Wo war ich?“

„Wir haben dich in die Höhle geschleppt. Du bist schwer.“ Sie verzog ihr Gesicht. Er wandte sich um. Draußen schien noch immer die Sonne. „Du hattest einen Sonnenstich oder so etwas in der Art. Du bist umgekippt wie ein Sack voller Sand, hast Dinge gesagt, die ich nicht nachvollziehen kann: „Die Tiere draußen brüllen noch immer meinen Namen“. Was meinst du damit?“

Er richtete sich auf. „Ich weiß nicht. Wie spät ist es?“
Sie schaute auf ihre Uhr. „Du hast fast 6h lang geschlafen. Es ist zu spät.“

„Nein!“ Er sprang auf, rannte zum Eingang. Eine Wand aus Staub lag über dem Portal. „Die Decke ist zusammengebrochen, an ihrer dünnsten Stelle. Wir kommen so nicht mehr nach oben.“

Er fühlte, wie ihm der Boden unter den Füssen bebte. „Es wird schlimmer.“

„Wie meinst du das?“ fragte Salara, die in der Sicherheit der Höhle hinter ihm geblieben war. Er zuckte mit den Schultern. „Wenn die Höhlen, wenn die Felsen, seit über 300 Jahren halten, wieso brechen sie jetzt zusammen? Irgendwas ist im Gange und ich bin nicht erfreut darüber. Ich finde das zum Kotzen.“ Bilder seiner Familie brandeten auf, er schüttelte sie ab. Er fühlte rein gar nichts.

„Wir müssen weiter.“ Leutnant Sposka stand nun auch neben ihm. Hinter ihm hörte er das Klopfen von Stiefeln. Er drehte sich um. Notna und Jamses halfen sich gegenseitig den Rucksack auf den Rücken. Neru lächelte in sich hinein. Wenigstens Freunde gab es hier noch. „Wie geht es Pjotr?“ fragte er leise. „Er nimmt es wie ein Mann. Vermutlich irgendwelche Drogen, die sie im bei der Ausbildung eingepflanzt haben oder so.“ Salara schlug ihm an die Seite. „Es geht mit dir?“ Er wandte sich um. „Wir müssen weiter.“

„Das wissen wir, oh edler Anführer.“ Ursa Minors Körper bewegte sich nicht. „Ich komm nicht mit. Ich bleibe hier. Ich bin nicht für ein solches Abenteuer ausgerüstet.“

„Du kommst mit!“ Pjotr warf ihm die Überreste des Rucksacks seines Bruders zu. „Du wirst das tragen und du wirst dich

nicht beklagen. Sonst werden wir dich den Dingern vorwerfen, klar?“

Sie schwiegen. Schatten dürrer Beine ragten in die Höhle, ein Gesicht, halb Kuh, halb irgendetwas anderes von der Größe eines Menschen beugte sich herunter, betrachtete sie und stampfte dann weiter. „Es ist wohl ein Pflanzenfresser.“ sagte Notna. „Nein, es sucht nur seine Herde, um ihr von uns zu berichten. Sie sind intelligenter als sie aussehen. Und wenn da hinten ein totes Tier liegt, dann ist das erstens ein Zeichen von Nahrung und zweitens sagt es: „diese Dinger in der Höhle sind gefährlich.“

„Laufen wir. Könnt ihr?“ fragte Neru und die anderen nickten. Er blickte in erstarrte Gesichter. „Dann los!“

Sie eilten, die Blicke nach oben und vorn gerichtet, hinaus. Irgendwo in der Ferne hörten sie ein Trompeten, doch Neru wusste, dass sie sich keine Pause gönnen durften, bis sie in Sicherheit waren. Die Hitze war überwältigend, so dass sie versuchten, im Schatten zu bleiben, um wenigstens dem Licht auszuweichen. Bäume standen wie erstarrte Schlangen da, bewegten sich langsam im künstlich erzeugen Wind. Es war heiß, so heiß, dass sie hofften, dass ihre Stiefel nicht schmelzen würden. Das Korn stand in heller Blüte, dunkel und gelb und sein Duft war überwältigend. Die Luft von Sporen gesättigt, bohrte sich in ihre Lungen und ließ sie hecheln.

„Wie weit noch?“ fragte Jamses keuchend. Neru schaute sich nicht um, um zu antworten. „Es ist nicht mehr weit. Da vorn ist ein Farmhaus, verlassen. Dort haben wir das letzte Mal....“ Er kam nicht weiter. Das Brüllen, sonst nur in der Ferne, schwang sich in eine Lautstärke auf, die sie erzittern ließ. Es waren mehrere Tiere, eine kleine Gruppe. Ihre Köpfe baumelten hin und her an Hälsen, die sich nur ein Verrückter ausdenken konnte.

Das Team lief schneller. Das Gebäude kam immer näher, man konnte bereits die Türen und Fenster erkennen in den graubraunen Wänden, voller Lücken abgerissener Schindeln. Das Dach schien in Ordnung zu sein, aber man konnte nie wissen. Der Geruch von Verwesung schlüpfte in ihre Nasen.

Die Tür wurde aufgestoßen, Staub wirbelte auf und die seelenlosen Gesichter früherer Besitzer tauchten kurz auf und verloren sich wieder in der Zeit. „Sind die Fenster dicht?“ Sie durchsuchten das Haus, fanden keines der Fenster offen und versammelten sich wieder im großen Hauptraum, der seit Jahrzehnten keinen Menschen mehr gesehen hatte, bis auf.. „Weißt du noch, Salara?“ Sie nickte. „Wir waren hier, genau in diesem Raum. Hier ist...“ Neru schwieg. Die anderen hatten ihre Sachen auf einen Tisch geworfen und sich einen Platz gesucht. „Haben wir hier Wasser?“

„Da hinten“, Salara deutete in eine Ecke. „Eine direkte Leitung, sollte... ich sage bewusst, sollte, in Ordnung sein.“ Der Wasserhahn ließ sich öffnen und nach einigen Minuten brauner Brühe wurde das Wasser endlich klar und rein. „Wer traut sich?“ Keiner tat es. Neru trat heran und nahm einen Schluck. „Es ist gut. Wir haben damals auch getrunken und Salara und ich leben noch.“

„Last uns etwas essen und trinken. Ein wenig Ruhe ist notwendig.“ Notna nickte und lief zu seinem Rucksack. „Ich verhungere.“ Seine Mitteilung wurde von den anderen begrüßt und neben Grübeln und Essen, in der Stille dieses alten Hauses verging die Zeit.

Ursa hämmerte auf den Tisch, Staubflocken wirbelten auf. „Was ist los mit euch? Wieso...?“ dann schwieg er wieder. „Gibs zu, da oben hat keiner auf dich gehört, so wie du dich gebärdest.“ Jamses grinste lustlos, während er sich einen Brocken Ersatzfleisch in den Mund schob. Ursa schaute auf. „Wie?“

„Wir haben gesehen, wie du laut gesprochen hast, aber nicht vor einer Menschenmenge, sondern mit Lautsprechern... so ist denn dein Volk gewesen, um dir, oh großmächtiger Herrscher zu lauschen?“

„Schnauze!“ Ursa sprang auf und rannte auf den jungen Mann zu. Nur ein Arm, ausgestreckt, hielt ihn auf, rammte ihn zu Boden. „Es ist keine Zeit zum Streiten, Mann.“ Leutnant Sposka wandte sich wieder ihrem Essen zu. Die anderen starrten sie an.

„Wie weit ist es bis zum nächsten Portal?“ Notna hatte sich vor ein Fenster gestellt, sein Schatten reichte tief in das Zimmer. Neru fummelte in seinem Rucksack und holte die elektronische Landkarte heraus. Flimmernd erwachten die dreidimensionalen Muster zum Leben

„Das ist nicht einfacher als unser Weg hier herunter.“ teilte Salara mit. „Schau.“ Zwischen einigen kleinen Erhebungen, die verlassene Häuser sein sollten, bahnte sich eine kurvige Linie flackernd den Weg durch die Luft. „Das ist ein Fluss. Er wurde damals gegraben, um ein ständiges Wasserangebot zu haben. Hier unten hat nicht jeder die Möglichkeit, ein Feld mit Wasserhähnen zu bewaffnen. Das Problem ist, zur Mittagszeit sind die meisten Tiere dort, um zu trinken und da die Umweltkontrollen ausgefallen sind, gehe ich stark davon aus, dass es dort von diesen Monstern nur so wimmelt.“

Sie seufzte und reckte sich. „Ich bin so müde.“ Ihre Worte klangen fern, ihr Geist wanderte vermutlich durch alte Geschichten und Bilder und ihr Körper beugte sich vor der Last die hinter ihr lag.
„Wie kann ich dir helfen?“ Neru legte ihr seinen Arm um die Schultern. Sie drehte sich um. „Es ist wie damals. Wir sitzen hier und sprechen. Weißt du noch, letztes Mal ist auch nur eine Person gestorben, hier, genau in diesem Haus. Wir haben

ihn draußen vergraben.“ Neru nahm seine Arme weg und ging zum Fenster. „Ich erinnere mich nicht mehr.“ Er wandte sich um. „Und auch, wenn ich mich erinnern könnte, damals war alles anders. Wir hatten Zeit. Wir waren nicht in Eile, wir waren eher Wissenschaftler als ein Rettungsteam.“

„Wenn Ja-Lib sich retten lassen will.“ Neru wirbelte herum. Jamses starrte zu Boden. „Wenn er sich nicht retten lassen will, dann werden wir Gewalt anwenden.“ teilte der Techniker mit, bevor er sich erneut seinem Essen widmete.

Es roch nach Verfall. „Wie lang sind die Leute hier bereits fort?“ fragte Notna, während er sich umschaute, mit den Händen an den Wänden entlangstrich. Neru blieb stehen.

„Wir... sind einem Mann begegnet, als wir hier das letzte Mal waren. Er war alt, konnte kaum noch seinen Namen aussprechen und lief in alten Klamotten herum. Er war vollkommen erschrocken, als er uns hier sah, hielt uns wohl für Geister aus der Vergangenheit oder Dämonen, die dieses lichtverseuchte Land zu Dutzenden hervorzubringen scheint.“

Draußen muhten die Tiere, lauter als vorher und ihr Schreien formte einen solchen Krach, dass die Teammitglieder ihre Ohren zuhalten mussten. „Was ist los?“ Leutnant Sposka versuchte, etwas zu sagen, aber es war vergeblich. „Es ist bald vorbei“ brüllte Neru, die Augen weit geöffnet. Dann knackte es draußen und die Lampen, bis auf eine einzige, unscheinbar hinter Wänden aus Glas gefangen, gingen aus. Stille legte sich über die Welt. Salara atmete auf. „Wie das letzte Mal.“

„Was ist los?“ fragte einer Stimme. Vermutlich Jamses. „Die Lichter sind ausgegangen. Es ist Nacht. Du kennst das Wort. Es ist alt. Es bedeutet..:“

„Danke Notna, ich weiß, was Nacht ist, ich bin doch nicht blöd!“ Jamses schien zornig zu sein. Durch das Halbdunkel der letzten Lampe stampfte er zu dem Professor. „Was ist los mit Ihnen? Glauben Sie, dass ich ein ausgemachter Idiot bin?“ Der Angesprochene legte den Kopf zur Seite. „Ich bin unsicher, mein junger Freund...“ Dann schwieg er wieder und wandte sich dem hell erleuchteten Atlas zu. „Nein! Was ist los?“ fragte Jamses und seine Stimme wurde lauter. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, so schien es. Nur Neru lag da, die Augen in sich gekehrt, gleich einem Mönch, der meditiert.

Jamses schlug krachend an die Wand. Das Team starrte auf die Faust, die Notnas Körper nur Sekundenbruchteile zuvor verlassen hatte und an das Kinn des jungen Technikers geschossen war. Notna stand, wie gelähmt, vor dem bewusstlosen Mann und schüttelte den Kopf. Dann setzte er sich hin und beugte sich nach vorn, die Ellenbogen auf den Oberschenkeln, griff sich in die spärlichen Haare und seufzte laut. Stöhnend erwachte Jamses wieder zum Leben. „Was....“ Er spuckte Blut, das von seiner gerissenen Unterlippe tropfte. Notna warf ihm ein Taschentuch hin. „Sau nicht alles voll, Kleiner.“

„Was sollte das?“ Salara baute sich vor dem Professor auf, die Hände in die Seiten gestemmt, gleich einem uralten Klischee über zänkische Frauen. Sie erinnerte ihn an ein Huhn.

„Der Kleine nervt. Eigentlich hätten wir ihn nicht mitnehmen sollen.“

„Dazu hättest du ihn nicht schlagen sollen!“

„Oha, unsere Herrin begehrt auf.“ Er hob die Augenbraue. „Du bist keine Chefin. Du bist eine von uns und hast keine besonderen Rechte.“ Notna war aufgestanden, ragte einen Kopf über allen. Neru wurde jetzt erst bewusst, wie groß der Professor war.

„Ich hatte dich damals gewarnt, mitzugehen. Doch du hast alles verlassen, was du dir aufgebaut hast für was? Für Schmerz, Tod... du hast dein Talent verbrannt für was? Nein, besser, für wen. Für ihn. Für deine große Liebe... und was ist geschehen? Er ist verheiratet, nicht mit dir, sondern mit...“

Der Aufprall ihrer Hand auf seiner Wange schallte noch länger, als sein Aufschrei. Sie wirbelte herum und ging nach draußen. Ihr Schatten verschwand. „Sie ist in Gefahr, da draußen.“ Leutnant Sposka hatte ihr Augen geöffnet. Neru schüttelte den Kopf. „Es gibt keine nachtaktiven Tiere auf G11. Ihr Tagesrhythmus ist sonnenlichtabhängig.“

„Und wieso gehen wir nicht jetzt?“ frage sie erneut.

„Wir sehen auch nichts. Wir sind nicht darauf vorbereitet, dass wir so lang brauchen. Theoretisch sollten wir kurz vor Tagesbeginn aufbrechen, wenn die Lampen langsam hochgefahren werden. Die meisten Tiere benötigen volles Licht, um zu überleben.“

„Oder sie fressen uns auf.“ teilte der verbliebene Zwilling mit. Seine Stimme fiel auf, sie war noch matter als die der anderen. „Vermutlich werden wir hier unten alle sterben.“

„Oder überleben. Wie hat es Ja-Lib überhaupt geschafft, hier zu überleben?“

„Wir wissen nichts mehr von ihm, seit er bei uns abgehauen ist.“ Neru hatte nicht bemerkt, dass Notna neben ihn getreten war. Seine Wange brannte noch immer dunkel vor dem hellen Gesicht, das so wie alle Gesichter der Leute um ihn herum niemals die echte Sonne gesehen hatten. „Vermutlich vermisst Ja-Lib die gute alte Welt, die soviel größer war als das, was

wir ihm anbieten können.“

„Nein, der Drache hat andere Kräfte als ihn mit Hoffnung zu erfüllen oder mit Träumen. Ich denke noch immer, es war ein Schock. Und Ja-Lib ist, wie ich schon irgendwann irgendwelchen Leuten sagte, ein Kind in Körper eines Mannes, der Kräfte hat, die man nicht jedem geben kann.“

„Er ist ein Freund“, Ursa Minor bäumte sich auf. „Ihr Idioten verfolgt ihn, obwohl er nur das Beste im Sinn hat.“ Neru wirbelte herum. „Das Beste? Für wen? Für sich selbst... ich war so lang sein Freund, aber wenn ich etwas festgestellt habe, dann, dass er seine Seele für einen Auftritt verkaufen würde, wenn nur genug Menschen dastehen und ihn bewundern. Vielleicht hatte er für einen kurzen Augenblick einen lichten Moment, aber das reicht nicht, um über ihn zu sagen, dass er wirklich gut ist.“

„Er ist ein Idealist“ tönte der Schatten in der Tür. Salaras Schatten ragte weit in das Zimmer hinein. „Er hält sich noch immer für einen Kreuzritter aus den alten Zeiten, auf der Erde über unserer Welt. Ich habe ihn betreut, damals...“

„Wen kümmert es, was seine Gedanken sind?“ fragte der Mann namens Ursa Minor, der noch immer zusammengekauert in der Ecke saß, den Rücken gegen eine Wand gelehnt. Immer wieder schien ihm der Gedanke gekommen zu sein, sich daran zu erinnern, was er alles verloren hatte. „Macht und Erfolg und das Leben tausender Untertanen unter ihm, der Verlust macht ihn noch mürrischer als er schon vorher war.“

„Nein“, Minor sprang auf. „Ihr vernichtet Leben und macht mich verantwortlich für diese Sachen. Ich habe mich in eurem Auftrag gekümmert, um die Menschen und um die Energie auf G10. Ich habe mein Leben dem gewidmet. Und ihr habt es vernichtet.“

„Wow, einmal ganz ruhig junger Mann.“ Notnas Kiefermuskeln arbeiteten, während er sich Minor näherte. „Wir sind nicht verantwortlich, dass deine Welt untergegangen ist. Und ja, ich fühle Verständnis für den Schmerz, den Leute in ihrem Herzen tragen. Aber nicht, weil Leute, die man versklavt hat, sterben, sondern weil Leute, die ein Leben hatten, vernichtet wurden. Aber, und hier sage ich zornig aber: Es waren nicht wir, die diese Dinge verursacht haben, sondern euer Freund Ja-Lib.“

„Sklaverei, mein werter Herr... nein, das war keine Sklaverei. Das war die Stärke des Anpassungsfähigen. Ein Aufstieg war immer möglich. Je nachdem, ob man wirklich geeignet war. Hier gab es keine Erpressung, keine Bestechung, hier gab es...“

„Nun halten Sie doch den Mund...“ Salara kam herangetreten. „Dieses Ding, das Sie Staat nenne, war ein groteskes Abziehbild einer Welt, die vor tausenden Jahren aktuell war. Wie viele Konkurrenten haben Sie in die Schlucht befördert? Wie viele Leute sind gefolgt, nur um zu sehen, wie der göttliche König oder was auch immer, seinen Weg beschreitet... doch du warst übermäßig.“

„Neru, sagen Sie doch was.“ Minor wankte durch den Raum. „All die Dinge, die ich getan haben soll: Das war alles geplant, wurde mir beigebracht. Von denen da oben!“ Seine Stimme wurde schrill. „Ich kann nichts dafür.“

Neru hatte versucht, das leise Knacken über ihnen zu ignorieren, doch nun fiel es auch anderen auf. „Was war das?“ fragte Salara, doch ihr Blick verriet bereits, was die anderen dachten. „Die Erde gibt nach. Wir müssen fort.“

„Durch die Dunkelheit? Seid ihr wahnsinnig?“ Jamses stammelte durch seine aufgeschlagene Lippe, Fetzen getrockneten Bluts sprühte er damit heraus. „Wir haben Lampen dabei!“ Leutnant Sposka nickte, dann schüttelte sie den Kopf „Wenn wir auf eines der Tiere treffen, dann gibt’s eine Menge Ärger. Aber...“ Sie schaute in Richtung ihres Anführers, Neru, der sich sichtlich schlecht in seiner Haut fühlte. „Wenn Chef das so sagt.“

„Bewegen oder wie Ameisen zerquetscht werden.“

„Und von den Robotern vernichtet werden, was?“ fragte Jamses.

„Wir sind nicht im Krieg mit ihnen. So, sind alle da?“ Der erste Stein löste sich aus der Decke und schwebte für einige Augenblicke scheinbar schwerelos durch die Finsternis, warf einen Schatten, während er durch den Lichtstrahl der mondlichtigen Lampe schoss und prallte mit einem solchen Getöse auf den Boden, dass

„Sie sind wach. Wir können nur rennen.“ Salara nickte. Sie packten alles ein, was sie tragen konnten und eilten davon. Nur ein paar Augen ragte aus der Dunkelheit. Pjotr richtete sich auf. Das Metall klirrte leise, als er beide Gewehre schulterte.

XXI

Er kauerte an einem der Pfosten, die aus dem tosenden Fluss ragten. Er war erst vor wenigen Augenblicke erwacht, den Mund voller Wasser, die Kleidung so schwer, dass sie ihn nach unten gezerrt hatte. Er krachte mit dem Kopf gegen einen Stein, langsam genug, dass er nicht noch einmal das Bewusstsein verlor, der Schmerz weckte ihn endgültig. Fetzen von

Gedanken flossen an ihm vorbei und wie ein Tier klammerte er sich an allem fest, dessen er habhaft werden konnte. Die Strömung ließ nicht von ihm ab, drängte ihm ihren Willen auf, ließ ihn nicht zu Atem kommen, selbst als er das erste Mal wieder den Himmel über sich hatte. Wolken, düster, fast schwarz, tanzten in seinem Blickfeld, der Geruch verkohlenden Fleisch brannte sich in ihn. Er senkte seinen Blick wieder in das Wasser, um etwas zu erkennen, denn hier draußen, inmitten von alle dem...

„Achtung!“ Ein Pfeil raste heran. Nur der dahingeworfene Schrei eines Unbekannten ließ ihn so aufschrecken, dass er um Haaresbreite dem Pfeil entrinnen konnte.

Er ließ sich wieder fallen, ließ das Wasser sein Schild sein. Pfeile prallten auf die Oberfläche, aber er war sicher, eine Art Erinnerung, die ihm sagte, dass selbst schnellere Objekte als ein Pfeil ungefährlicher werden, je tiefer man kommt. Nur musste er im Halbdunkel, das von Flammenflackern beleuchtet war, die Steine umgehen; es gelang ihm nur schwer. Immer wieder prallte er auf die von der Strömung abgenagten Ecken, unfähig, sich festzuhalten, doch das wollte er auch nicht. Er wollte nur weg.

Die Bewegung ließ ihm keine Ruhe. Hin und wieder tauchte er auf, um zu schauen, was ihn da oben erwartete. Doch noch immer waren die Pfeile gefährlich nah, der Geruch und...

Eine Hand packte ihn, zerrte an ihm wie ein Wahnsinniger. Sprudelnd wurde er aus dem Fluss gefischt. „Seid Ihr für oder gegen das Ovpar?“ brüllte ihn eine Stimme an, dann wurde es dunkel um ihn. Im Schatten eines einzelnen Hauses, vermutlich Meilen von dem Ort weg, von dem er ins Wasser geworfen war, wie auch immer, konnte Seramus sich umschauen und erkannte, dass er alles verpasst hatte. Einige Ritter lagerten auf dem Platz vor einem zweistöckigen Haus. Der Keller hatte eine Tür zum Wasser hin und aus diesem hörte man Klirren und Fluchen. Teile der Rüstungen lagen verstreut auf dem Boden und die Männer beeilten sich, sie ins Wasser zu werfen.

„Für oder gegen das Ovpar?“ Der Mann, dessen Stimme Seramus gehört hatte, beugte sich zu dem am Boden sitzenden Mann hinunter. „Na los. Oder sollen wir dich in den Fluss zurückwerfen?“ Er drohte nicht zu Unrecht. Auf der Oberfläche des Gewässers sah man des Öfteren Arme und Beine vorbeifließen, auftauchen und wieder untergehen. „Wieso?“ Seramus schüttelte sich und stand auf. „Wieso ist das wichtig?“ Seine Stimme hörte sich falsch an, müde und krank. Es war etwas im Gange. „Weil das Ovpar ein widerliches Konstrukt ist, um uns zu vernichten. Es muss selbst zerstört werden!“ Die Stimme war von hinten, aus dem Schatten gekommen. Der Mann drehte sich um. „Halt doch den Rand.“

„Ich bin mit Sir Rangor geritten, um das Ovpar zu beschützen. Ich war auf dem Floß mit der Priesterin unterwegs gewesen und dann...“

„Wir haben euch angegriffen. Eure Vorhut haben wir erledigen können. Ich bin Malab. Und du wirst sterben.“ Er grinste. Seramus wirbelte herum, als er das Klicken von Metall hörte. Er griff an seinen Gürtel. Seine Klingen waren fort, vermutlich bereits Stunden weit entfernt. „Lasst von ihm ab, er kann uns hilfreich sein.“

„Du?“ Er stand auf, starrte auf die Gestalt, die in der Kellertür aufgetaucht war.

„Ich.“ Sie nickte. Ihre Augen waren noch immer die selben, auch wenn ihr Gesicht um Jahrzehnte zu gealtert zu sein schien. Er schüttelte seinen Kopf, das war doch nicht möglich. „Du hast dich also von Sir Rangor und seiner Bande trennen können?“ Sie trat noch näher heran. Er wurde den Gedanken nicht los, dass sie versuchte, seine Gefühle zu lesen. Die blanke Angst fraß sich aus seiner Wirbelsäule nach oben bis in sein Gehirn. „Ich...“ Er stotterte ratlos vor sich hin. „ich...“

„Du bist vermutlich erschöpft. Malab, bring ihm Kleidung und etwas zu essen. Er wird uns lebendig und munter um einiges hilfreicher sein, als in diesem Augenblick und Zustand.“ Sie wandte sich wieder um und ging zurück ins Dunkel des Kellers. Kurz vor der Tür blieb sie stehen, nickte und sagte mit der alten süßen Stimme, die er gekannt hatte. „Unsere Feinde sind nun auch deine Feinde geworden. Traue ihnen nicht, auch wenn sie dir etwas anbieten, das du nicht ablehnen kannst.“

Dann war sie fort und mit ihr das Gefühl, alles zu wissen, was es zu wissen gab. Malab schlug ihm auf die Schulter. „Komm mit.“ Später, inmitten der müden Krieger eines verlorenen Krieges in Kleidung, die "nur ein wenig" blutbespritzt war und in den Händen ein Stück Brot und einen Brocken Fleisch, konnte er langsam wieder aufatmen. Er war nicht tot. Das war entscheidend.

„Du hast gekämpft?“ fragte einer der dahinkauernden Fremden. Er nickte. „Ich weiß nicht, ob ich hier mitgekämpft habe, aber ein wenig habe ich mitgemacht.“ Er versuchte zu lächeln. „Ich war auf dem Floß.“ Sie schauten ihn an wie ein Überbleibsel aus einer fremden Welt. Er konnte Furcht und Abscheu erkennen, und als dies vorbei war, Verachtung. Er zuckte mit den Schultern. „Und was ist eure Ausrede?“ Er deutete auf ein Symbol, das bei einigen der Männern auf der Brust gemalt war. „Das sieht aus wie das Ovpar.“

Sie blickten an sich herab, ihn dann wieder an. „Das ist unser heiliges Zeichen. Das Ovpar muss gerettet werden!“

Er versuchte es auf die direkte Art. „Das Ovpar muss vermutlich tatsächlich gerettet werden. Deshalb ist es ja auf dem Weg nach Bramant. Dort bekommen es die Toten nicht. Aber was ihr da macht, das ist...“

„In Bramant ist es zu spät. Es darf die Stadt nie erreichen. Niemals!“ Malabs Stimme flachte wieder ab. Dann sprach er weiter.

„Das Ovpar ist durch das gefährlich, was in ihm lauert. Es ist nicht nur ein Symbol oder eine Kraftquelle, es ist“

„Ein Ei. Ja, es sieht aus wie ein Ei.“

„Nein, es sieht nicht nur so aus, es ist eines. Was auch immer darinnen ist, es ist böse. Du warst dort, du hast es gefühlt, nicht wahr?“

Er nickte gedankenverloren. „Es fühlte sich wirklich an wie...“

„Sie kommen!“ Die Schreie um sie herum wurden lauter. „Bist du für oder gegen das Ovpar?“ fragte ihn Malab und sein Blick wurde verfinsterte sich noch weiter.

„Nehmt in mit.“ Ihre Stimme war laut und klar und von einem inneren Klirren durchsetzt, das ihr unzweifelhaft weitere Autorität verschaffte. Die Männer nickten nur. „Euer Pferd. Kommt mit uns.“ „Wohin denn?“ fragte er. Sie wandte sich um und der Umhang der bisher ihr Gesicht halb verhüllt hatte, glitt beiseite. Er musste einen Schrei unterdrücken. Ihre Augen brannten in einem Feuer, das er bisher noch nie gesehen hatte. „Wir müssen zur Glocke. Das ist unsere einzige Chance. Nur sie hat die Macht, das Ei zu brechen und das große Übel herauszulassen.“

„Und das wollen wir?“

Sie wandte sich um. „Auf keinen Fall! Wir haben dutzende Männer verloren bei dem Versuch, das Ovpar zu bekommen. Das hier ist keine Sage, keine Geschichte, die man kleinen Kindern vor dem Einschlafen erzählt. Das ist das echte Leben, echte Gefahr. Das sind Wesen, von denen man lieber nichts hören würde. Dinge, die zu gefährlich sind, dass man Witze über sie reißt.“

Sie preschte los. Malab lachte leise. „Sie ist die Härteste von uns. Wo sie hintritt, da wächst kein Gras mehr. Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die mit solcher Leidenschaft kämpft... als wäre ihr Leben ein einziger Krieg gewesen.“

Sie folgten ihr. Ihre Pferde hoben ihre Häupter unter dem Klang der Trommeln, die um sie herum zu dröhnen schienen. Er wunderte sich, wo seine Waffen geblieben waren. Dann kam die Erinnerung hoch: Auf dem Floss, die Klingen tief in menschliche Körper gegraben, Schreie, die unmenschlicher nicht sein können. Augen, die aufgerissen werden, dann brechen, Münder, die nach Stimmen suchen, mit denen sie nie wieder schreien werden. Er schüttelte sich, versuchte, die Gedanken loszuwerden, deutete auf die Wand, die sich hinter ihnen aufbaute und rief „Was ist das?“

Sie ritten, ohne Worte, weiter. Fort von dieser Stelle, die ihn fast das Leben gekostet hatte. Er wollte doch nur wissen, was geschah, als ein Donner die Welt um ihn zum Beben brachte. Die Pferde scheuten, wieherten, als sei etwas Wahnsinniges unter ihnen, das nur aus...

„Da ist etwas“, schrie Malab und deutete auf auf den Boden. Winzige Risse wurden sichtbar, die sich mit jedem Augenblick zu vergrößern schienen. Sand und Schmutz rieselte in die schier endlos scheinenden Spalten, die sich ihnen entgegenöffneten. „Die Erde bricht auseinander!“ Sie taumelten um die Löcher herum, aus denen nun Dampf zu steigen schien, der bis in den Himmel ragte. Glitzernde Linien, die an Saiten erinnerten, schossen in den Himmel, immer höher hinauf, bis in die Sonne, die sich düster aus dem Himmel schob. „Was geschieht hier?“ fragte er, doch niemand hörte ihn. Sie waren alle zu beschäftigt, ihre Pferde davon abzuhalten, davonzugaloppieren. Aus den Saiten wurden Fäden, Seile, Stricke, sie wuchsen in einer Geschwindigkeit, die an Magie grenzte. „Die Toten haben einen Weg gefunden!“ Malab peitschte auf sein Ross ein, das sich immer wieder aufbäumte, einen Weg durch den bald undurchdringlichen Wald zu suchen schien. Dann ein harter Schrei, der Mann fiel zu Boden. Er zuckte wie ein Besessener, dann schob sich auch durch seinen Körper einer dieser grotesken Fäden und wuchs mit jedem Augenblick. Unfähig, seinen Blick davon abzuwenden, packte er es, wurde dann nach oben mitgerissen und verschwand kreischend in der Weite des Himmels.

Er ritt davon, den Kopf voller Bilder, die er nicht einordnen konnte, die Schreie der Männer hinter sich im Ohr. Er wurde eines anderen Reiters gewärtig, der zu ihm aufschloss. Sie war es. „Sie kommen. Die Wesen aus der Unterwelt. Sie wollen das Ei öffnen!“ Er wollte sich umdrehen und ihr ins Gesicht blicken, doch sie schien so weit weg zu sein, dass er es sich nicht traute.

Er erwachte, den Rücken voller Schmerzen, Steine, die sich in sein Fleisch bohrten, den Mund voller Blut und Staub. In der Ferne sah er sein Pferd davonreiten, sie hatten den Zügel in der Hand und ihm fiel das Wort wieder ein, das er oft genug gehört hatte: „Schande auf dich, wenn du dich 2x verarschen lässt.“ Er stand auf und wischte sich den Schmutz von der Kleidung. Dann folgte er ihnen.

XXII

Neru konnte die anderen nicht hören, sie schienen fern und nah gleichzeitig vor und hinter ihm zu sein, es war mehr ein

Tapsen in den verschieden Gegenden dieses düsteren Stockwerks zu sein. Er grübelte, während sein Atem durch ihn hindurchrauschte, wie lang G11 noch existieren würde. G10 war tot, vermutlich. Er fühlte einen Hauch von Schuld, seine Familie zurückgelassen zu haben. Doch hätte er sie mitnehmen können? Nein, es wäre zu... und außerdem, wer konnte denn ahnen, dass... Bilder blitzten auf und erleuchteten seinen Weg. Eine Hand schlug ihn auf die Schulter. „Du schluchzt wie ein kleines Kind“ Leutnant Sposka. Mit einer zornigen Bewegung schüttelte er ihre Hand fort. „Familie verlassen auf einer Mission in den Tod?“ Er wirbelte herum, die Faust erhoben. Sie trat ihn. Der Schmerz überwältigte ihn, der sich von seinem Magen aus in alle Richtungen ausbreitete. Ihre Faust war schnell und effektiv. Sein Gesicht fühlte sich innerhalb von Sekunden an wie eine Tomate, die von allen Seiten geschlagen, zermatscht wird. Tomate, was für ein Wort...

Er bäumte sich auf, schlug zurück in die Finsternis, die um ihn herum Wellen warf, traf nicht. Als wäre seine Gegnerin fähig, ihn zu sehen, doch das war nicht möglich... sie schlug erneut zu. Trat zu. Lises ihren heißen Atem über sein übel zugerichtetes Gesicht fließen. „Du wirst hier sterben. Wie Max. Dein Grab wird hier sein, auf ewig wird dein Geist in dieser Ebene umherwandern.“

Sie richtete sich auf, brüllte gegen den nahenden Untergang an, kreischte ihre geifernde Wut hinaus in die Weite. Tiere rollten sich im Schlaf umher, ließen ihre spinnendürren Beine zucken, als wären sie zu Alpträumen fähig. „Max“ sein Mund schien vollzubluten. Er beugte sich vornüber und spuckte aus. „Max“ Sie trat ihn wieder. „Max. Mein Verlobter, der einzige Freund, den ich je hatte. Du hast ihn gezwungen, nach unten zu gehen, in sein Verderben. Du und diese, diese Hexe, mit der du erneut nach unten gekommen bist. Oben sterben Menschen, doch du feiges Lebewesen, du Schleim, du Kröte, du...“ sie überwarf sich. „Ich werde dich hier unten liegen lassen, wie du ihn hast liegen lassen. Er hat sich in das Haus geschleppt, in dem wir vorhin waren, hat einen letzten Spruch gesandt und ist dann verreckt. VERRECKT!“ Max, wer war das? Nerus Gedanken quälten sich durch die Abgründe seiner verdrängten Erinnerungen. Ein Bild kam herangeeilt. Ein junger Mann, gerade erwachsen geworden, die Augen in Angst getränkt und genau im falschen Augenblick von der Panik überrascht. Dieser kleine Mann... er konnte es nicht sein. Denn der hatte überl.... ein Hieb auf seinen Nacken ließ zerstörte die Reste seines Bewusstseins.

Gestalten eilten, jede einzelne für sich, in ihren eigenen kleinen Universen, durch die „Nacht“. Salara stürzte, rappelte sich wieder auf in der Hoffnung, dass sie nichts verloren hatte. Notna und Jamses, jeder den anderen in Hörweite, stampften, die schweren Waffen in ihren Händen schmerzten bereits, ebenso wie nun erneut Leutnant Sposka, ihre Hände grimmig in die Seiten gestemmt, doch ein Grinsen von teuflischen Ausmaßen im Gepäck, das niemand sehen konnte. Die Tiere waren unruhig geworden, doch noch immer lagen sie herum, bewegungslos wie Bäume, die auf den Wind warten. „Vermutlich brauchen sie wirklich das Licht“, sagte sich Salara und wunderte sich, dass sie keine Erinnerung mehr zu haben schien, Erinnerungen an damals. Sie konnte sich an Therapiestunden erinnern, an die Schmerzen, die sie nach der Operation hatte, doch das, was vorher geschehen war, war mehr Wahn als echtes Erkennen. Sie hielt an einem der Bäume, große Objekte, die weit in den Himmel ragten. Sie erinnerte sich an das Gefühl, als sie die dicke Rinde mit den Händen berührte, dass sie das letzte Mal, mit mehr Zeit, als sie gebrauchen konnte, diese Objekte, von denen sie vorher nur in Büchern gelesen hatte, während sich fragte, ob für sie richtig entschieden worden war, dort oben, unter tausenden von stinkenden, nein, sie schüttelte den Kopf, sie musste da oben leben, auf den höheren Stockwerken, um ihren Dienst zu tun. Sie hatte keine Zeit, darüber zu sinnieren, was falsch war, was ein besseres Leben gewesen wäre. Hier unten zu leben, unter diesen Tieren und vielleicht einige Jahrhunderte früher, als sie noch kleiner waren, diese Dinger, keine Mutanten von fantastischen Ausmaßen. Szenen begannen sich in ihrem Kopf abzuspielen, so dass sie ihn schütteln musste, um wieder klar zu sehen. „Neru?“ fragte sie laut in die Finsternis. Keiner antwortete. Sie war allein, allein unter diesen Lebewesen, die sie schon einmal... doch das war nicht das Schlimmste. „Hier vorn!“ brüllte Jamses und Salara, dankbar für den Hinweis, für ein Ziel, hob ihren Kopf und folgte der Stimme.

Es war ein noch finsteres Tor als die Welt um sie herum. Die Schwärze ließ sich förmlich schmecken, aber wo war Neru. Ein Licht flammte auf, schoss in breitem Strahle aus diesem mechanischen Mund, beleuchtete Menschen und nun auch wieder Tiere, die aufgeschreckt durch den plötzlichen Tagesbeginn in Bewegung gerieten. Dutzende Facettenaugen blinzelten wütend durch die Nacht, vor ihrer Zeit geweckt. „Ist das der Eingang“, schrie Sposka. Jamses brüllte zurück. „Das hier ist nur eine Art Bahnhof: Der Weg nach G12 ist einige Stunden weg. Wo ist Neru?“ Sposka schubste ihn beiseite. „Vermutlich hat er sich verlaufen“, sagte sie ihm keuchend, während das Team sich ins Innere des Gebäudes flüchtete. „Weg?“ fragte Salara.

„Ist er hier? Nein!“ Leutnant Sposka drehte sich um die eigene Achse. „Ist er hier irgendwo? Ich sehe ihn nicht.“ Jamses trat näher und flüsterte „Wir müssen weiter.“ Salara schüttelte den Kopf. „Nein... wir brauchen ihn.“ Sie setzte sich auf einen Stuhl, der so mutterseelenallein auf weiter Flur stand, dass er schon gar nicht mehr real schien. Hinter ihr blitzten metallene Streifen, Linien auf, die im Hintergrund verschwanden. Eine eiserne Maschine, staubflockenbehangen, wartete im hinteren Teil der Halle auf seine Gäste. „Mit einer ähnlichen Maschine sind wir damals gefahren. Glaub ich.“ Salara schüttelte den Kopf. „Aber wurden Sie damals nicht hier oben verletzt?“ fragte Notna. Salara hob ihren Blick. „Ich... ich weiß es nicht mehr.“ Sie hob ihre Hände vors Gesicht. „Es ist so lang her. So viele Menschen sind gestorben.“

Jamses trat näher. „Wer ist Max?“ Salara hob ihre Augen. „Wie meinen?“ Er zuckte mit den Schultern. „Die Frau Leutnant hat da was erwähnt, aber...“ Sposka trat näher heran. „Max?...ich...“ Salara starrte auf den Boden. „Da war einer... glaub ich.“

Notna trat an sie heran. „Salara, wir kennen uns schon lang. Habt ihr keine Listen gehabt? Gelesen oder sowas?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Ich... ich wollte alles nur hinter mir haben. Wirklich... ich...“

Ihr Gedanke riss sich los und flog in die Ferne, in eine Welt, die aus Blut und Schmerz zu bestehen schien und dann noch weiter zurück, wie ein Film, rückwärts, sprunghaft, mit Wortfetzen bespickt. „Max...“ Ein Mann, der vor einem Bildnis kniet, der Rücken voller Blut, den Kopf hin- und herschwankend, die Stimme einer Frau, ihre eigene, „Max, los, wir dürfen keine Zeit verschwenden.“ Es klickt. Salara blickt auf, das Dunkel einer Mündung füllt ihr Gesichtsfeld aus. „Salara, du und Neru, ihr habt als einzige überlebt. Damals habt ihr ihn...“ Sposkas Gesicht zuckte nervös, ihre Augen schienen sich verselbständigt zu haben; Salara fühlte förmlich das schwache Keuchen der Waffe auf ihrer Haut. „Jetzt? Wir sind alle hergekommen, um jetzt zu sterben?“ fragte Jamses. Salara war fixiert, fühlte sich wie in einem dieser Experimente, die eine Maus einer Schlange vorsetzt; sie war hilflos. „Werden wir jetzt sterben?“ fragte Jamses erneut. Sposka grinste. „Ich weiß nicht. Ich...“ Der Lauf der Waffe begann fast unsichtbar zu zittern. „Ich..“ Sie brach ab. Auf ein Geräusch hin wirbelte sie herum. Notna versuchte, die Wucht bremsen, doch seine Hand glitt fort und der Stahl traf seine rechte Schläfe. Wortlos brach er zusammen. Jamses stürzte zu ihm hinüber unter dem wachsamen Auge der Soldatin. Salara wich zurück. Erneut hatte Sposka sie ins Auge gefasst. „Du müsstest... du wirst... hier sterben.“

Schreie und Stürze aus der Ferne. Das Donnern von Schüssen, das durch die engen Behausungen dringt... eine Wand, die bebend nachgibt. Kreischen von zerfetzten Pfoten, Körpern, wahnsinniges Lachen und immer wieder das Hämmern von Schlagbolzen auf Patronen; Mini-Explosionen, die sich so anhören, als wäre jede einzelne ein Weltuntergang. „Der verbliebene Zwilling“ flüstert Jamses. Notna stöhnt. Sein Gesicht verwandelt sich in ein dumpfblaues Stück Fleisch. „Immer... auf... die gute Seite. Mit... Respekt, das war nicht nötig.“ „Und was wollen Sie nun tun?“ Fragte Jamses, während er die Soldatin mit ängstlichem Blick bedachte. Sie reagierte nicht. Nun trat auch er näher. „Was wollen Sie hier?“

„Ihr sollt sterben. Ein Opfer für meinen toten...“ Sie stoppte, schob die Augenbrauen nach oben, „Liebsten.“ Die Luft wurde von einem Klirren erfasst, das der Aufprall von Projektilen auf Stahlbeton mit sich bringt; faustgroße Löcher, mit Gewalt in die Wände gestanzt, ließen die Struktur erbeben. „Leutnant!“
Sposka wirbelte herum, die Finger tanzten am Abzug. „Ich bins.“ Sie trat der Stimme entgegen. „Max? Bist du es?“ Im Hintergrund beugte sich Jamses über die beiden Niedergestreckten; während er etwas murmelte, glitten unsichtbare Türen zur Seite, ließen eine Art Ausgang entstehen; Schienen, die sich mit fast magischer Präzision in den Abgrund zwängten. Unfähig, dies alles zu erblicken, fixiert auf die Stimme, die ihren Namen zu rufen schien, denn... „Du bist du tot?“

Eine Hand, von getrocknetem Blut bedeckt, so dass sich glitzernde Flocken lösten, hielt sich im Türrahmen fest. Sposka trat näher. „Max!“ „Sie sind doch wahnsinnig!“ Sie wirbelte herum, die Waffe nun auf Jamses gerichtet, der seine Hände, zu Fäusten geballt, erhoben wie eine dieser Preisboxer aus den alten Filmen, hin und her schwang. „Du Idiot!“ Salara bewegte sie zaghaft, flüsterte diese Worte nur, „du dummes Kind.“

Hände hielten Sposka fest, umfassten sie von hinten, vorbei an ihren Schultern, im Versuch, die Waffen zu packen, sie nach oben zu reißen, unmenschlicher Kraftaufwand. „Neru!“ Salara lächelte, doch ihr Blick änderte sich, als sie erkannte, dass sie nicht außer Gefahr waren. Sein Gesicht hatte die Form eines zerschlagenen Eies angenommen, fast war sie geneigt, Schuhabdrücke zu erblicken.

Neru musste die Kräfte eines Bären oder anderen Wesens aus der Vergangenheit angenommen zu haben, denn Leutnant Sposka schaffte es nicht, ihn abzuschütteln. Vom Schock, diesen verachtenswerten Menschen nicht draußen auf dem Boden herumkriechen zu sehen, oder zumindest das Gefühl zu haben, er sei unter die Hufen mutierter Riesenkühe oder anderer wilder, früher domestizierter Wesen gekommen. Genauer gesagt, der Schock, dem sich Leutnant Sposka ausgesetzt sah, lag jenseits ihrer Vorstellungskraft.

„Max“ Nerus Lippen knackten leise „Max lebt. Er...“ Sposka riss sich los, die Waffe schoss nach vorn, weggedrückt vom Aufprall auf die Erde, denn dort landete sie, Notna packte das Gewehr und hielt es fest. „So nicht.“ Sein Gesicht sprach Bände.

„Max.... lebt?“

„Nein... er ist tot!“ Sposka hatte den Atem angehalten, presste ihre Worte aus der Tiefe hinauf in die Luft, um … „das kann nicht sein.“

„Doch, wie Notna sagt...“ Salara versuchte, sich aufzurichten, doch die Kräfte, die sie auf den Boden zurückholten, waren übermächtig. „Es... ich weiß nicht.“

Neru fühlte, wie sich die Muskeln der Soldatin verhärteten, er konnte erkennen, was sie vorhatte und versuchte, dagegenzuhalten, doch schlussendlich warf sie ihn über ihre Schulter, als wäre er ein Sack Mehl oder Sand oder einfach ein Spielzeug, dessen sie überdrüssig geworden war. Sie konnte nicht anders, als auf die Knie zu fallen, die Augen zur Decke gerichtet. „Was...“

Neru richtete sich auf, fühlte, wie die Knochen in seinem Körper an den richtigen Platz zurückwanderten; zumindest kam es ihm so vor; und sagte kein Wort. Sie schwiegen. Ein Donnern erschütterte die Welt. Sposka richtete sie auf. „Lüge!“ brüllte sie und warf sich auf die Waffe. Notna erwartete sie.

XXIII

Tief in den Eingeweiden der Nacht folgte Seramus, der nun seinen Namen wieder kannte, woher auch immer, einem Licht. Es schien immer genau dort zu sein, wo er nicht war, entzog sich seiner Fähigkeit, es zu fangen oder noch wichtiger, zu wissen, wo er war. Hin und wieder prallte er auf einen Baum, dann blieb er an einem Busch hängen, der träge auf dem Boden stand gleich einem Stein, genauso hart und unnachgiebig, ein Trotz von schier unendlicher Zeit. Er suchte zumindest einen Weg.

Seramus wusste, dass er nun nah dem Ziel sein musste, denn die Bewegungen des Lichts wurden plötzlich langsamer und statt der nächtlichen Geräusche, die ein Wald von sich gibt, ein Knacken und Schnarren, Tiere, die von nah und fern ihre Botschaften von sich geben und... das eigene Keuchen, sie wurden weniger.

Er stieß durch das Dickicht und sah... wie aus heiterem Himmel, eine Karawane, die sich heulend und klagend einen Weg durch die Finsternis bahnte, gleich einem Trauerzug oder noch schlimmer, Gefangene auf dem Weg zum Schafott. Er zuckte mit den Augen. Hier war kein Mensch, der sich mit Waffen auskannte, es waren mehr oder weniger ausschließlich alte Menschen in rohen Kleidungsstücken, zerfetzte und wieder zusammengenähte Kleider, Hosen, dicke Hemden, die einstmals einem besseren, höheren Ziel gedient hatten als jenem, schmutzstarrend unterwegs zu sein. Seine Neugier brachte ihn nah heran. Sie blickten nicht auf, starrten auf den von Schatten durchzogenen Boden, auf ihre eigenen Füße. „Ist hier jemand, der sprechen kann?“ Seine Stimme scholl über ihre Köpfe hinweg, wie Wasser über Steine, mit genau derselben Reaktion: keiner. „Bitte. Ich muss nach Bramant!“

„Mein Kind“ die Stimme war düster und von einem melancholischen Knacken durchzogen. „mein Kind. Wir alle müssen nach Bramant.“ „Wer war das?“ Seramus wirbelte herum, die Gestalten wanderten unbeeindruckt weiter. „Ich.“ Eine Hand fuhr aus der Masse heraus und zerrte ihn tief in die wandernde Gemeinschaft. „Ich... kenne euch nicht.“

Verwirrt ließ die Person Seramus los. Der Mann taumelte zurück, als hätte man ihn aus einem Traum geholt, um ihn danach noch tiefer hineinzuprügeln. Es schien so, als könne nichts auf der Welt ihn soweit aufwecken, um

„Komm mit uns, Seramus.“ Die Stimme erscholl wieder, diesmal aus einer anderen Richtung. Er war sich unsicher, was hier geschah, denn diese Menschen waren mehr als unfähig, ihn in irgendeiner Art und Weise zu zwingen, ihnen zu Willen zu sein. „Bramant. Es wartet. Bramant, es wartet auf dich!“ Hände wurde zu Fäusten, Hämmern, Keulen, Äxten. Schläge prasselten auf ihn ein Hieben Stücke aus seinem Körper gleich einer Statue aus Fleisch, die er zu sein schien. Immer wieder versuchte er sich aus den Fängen zu befreien, ohne Erfolg. Die Schreie wurden immer lauter, bis ihn ein Hieb nach draußen beförderte.

„Die Sonne steht hoch. Ihr solltet in den Schatten gehen, findet Ihr nicht auch?“ Eine Stimme so sanft wie der Regen, der letzte Nacht über sie gekommen war, sie, eine Gruppe von Pilgern, in deren Mitte er sich befand, eine Gruppe von mehr als mitfühlenden Erwachsenen und Kindern, in der Ferne ein Wagen, auf dem die Nahrungsmittel für die mehr als 50 Leute gelagert waren, misstrauisch betrachtet von einigen Soldaten. „Sie verdienen Geld mit unserer Unsicherheit“ hatte eine Frau geflüstert, bevor sich ihr Blick dem seinen anschloss, sich zu Boden richtete. „Sie denken daran, dass sie ihr Geld verdienen, wenn sie uns nach Bramant geschafft haben.“ kicherte eine Alte, bevor sie unter dem giftigen Blick ihrer Nachbarin, mindestens genauso alt wieder zum Schweigen gebracht wurde.

Die Erde bebte wieder. Seramus erinnerte sich daran, dass die Schläge bereits vor einigen Stunden angefangen hatten, dann immer dichter wurden. „Es kommt“ sagten die einen, leise, die anderen murrten nur und sagten nichts weiter, sondern stampften auf den Boden, als müssten sie sich abstützen, um nicht in die bodenlose Leere zu stürzen, die sich jederzeit auftun konnte. Seramus fühlte, wie die Verwirrung, die in in den letzten Stunden unglücklicherweise verlassen hatte, wiederkehrte. Er fühlte, dass er nicht einmal wusste, wo er war, noch was er tat oder warum er es tat. Er sah die Menschen um ihn herum, aber sie schienen so fremd, so falsch an diesem Ort zu sein, wie er selbst.

Er wollte die Sache schnell hinter sich bringen, wenn er gewusst hätte, was „die Sache“ war. Er war hier, hier in dieser Welt, zu der er augenscheinlich nicht gehörte, trug Kleidung Fremder, hatte Wesen getötet, sogar Menschen, doch es fühlte sich so natürlich an, so klar, dass er nicht einen verdammten Moment überlegt hatte, was er hier machte. War er nicht aufgewacht irgendwo im Wald? Er hob seine Hand und fühlte noch immer Reste des Aufpralls, den irgendein Objekt seinem Schädel angetan hatte... noch bevor er auf die Snalus getroffen war, auf die Frau, diese Frau... an deren Namen er sich nicht mehr erinnern mochte; tatsächlich flossen alle Gedanken fort und er versuchte sie einzufangen. Er kam sich vor wie in einem... er wagte nicht, es auszusprechen.. Traum. Doch dann fingen die Schmerzen wieder an...

„Hey, was tust du?“ fragt er und ich fühle, wie sich die Stimme in meinem Kopf verselbständigt hat. „Wie... meinst du das?“ frage ich zurück, finde das so lächerlich, dass ich lachen möchte, doch die Musik, die durch meine Kopfhörer dröhnt, ist leise genug, dass er weiterbrabbeln kann. „Was tu ich hier? Was ist deine Intention?“

„Äh“, sage ich nur, „es ist nicht deine Aufgabe, mich herauszufordern. Ich weiß schon... was...“

„Du weisst gar nichts. Ernsthaft.“ Seramus klingt böse und ich weiß, was er meint. Aber zwischenzeitlich gebe ich mich schulterzuckend. „Du bist auf dem Weg nach Bramant, um...“

„um was zu tun? Das Ovpar zu retten. Du erzählst keinem Menschen was. Was ist mit den Leuten, auf die ich getroffen bin? Du benutzt keine Namen mehr, weil sie... dir nicht mein einfallen?“

„Ich bin ein guter Erzähler!“ bricht es aus mir heraus. „Ich... versuche nur, nach den Regeln zu spielen.“

„Deine Regeln interessieren mich nicht. Eigentlich wäre ich schon aus Langeweile gestorben. Hier passiert anscheinend nichts, und das versuchst du durch Dialoge und andere Sachen auszugleich.“

Ich versuche, ihm mit der Faust zu drohen, aber ich weiß nicht, wohin ich deuten soll. „Wer bin ich?“ fragt Seramus und ich versuche nicht zu grinsen. „Du bist etwas besonderes.“

„Das bringt mir nichts. Bring die Sache zum Abschluss... oder nicht.“

Seramus erwachte aus seinem Traum und seine Füße fühlten sich an, als wäre er ohne Schuhe über stählerne Böden gelaufen, blutig. Worte hallten in seinem Kopf, genauso schwarz wie die Lücken in seiner Erinnerung. Er drohte, sinnlos, dem Nachthimmel, bevor er weiterwanderte, allein mit Gedanken, die nicht die seinen zu sein schienen.

Niemand bemerkte die winzigen Risse, die sich unter seinen Schuhen auftaten und wenn, dann hätten sie es ignoriert. Es war die Finsternis, die alle befallen hatte; sich zurückzuziehen als einzige Alternative zu einer Welt, in der sie nicht wussten, was sie zu tun hatten. Das einzige war: Geh nach Bramant.

Sie hörten das Traben der Reiter, als diese bereits so nah waren, dass man den Schweiß ihrer Pferde riechen konnte und das Blut, das auf den Rüstungen der Reiter lag, angetrocknet. „Seramus!“ brüllte einer der Männer. Er hielt den Kopf gesenkt. „Seramus, wir benötigen eure Hilfe!“

Der Wagen hielt an, die Pilger, denn mehr als das waren sie nicht, verharrten auf der Stelle. „Wo ist Seramus?“

„Wir kennen keinen solchen Mann!“ erlaubte sich einer der Pilger zu sagen und erhielt dafür einen Tritt mit dem besporten Stiefel eines der Reiter. „Sollen wir wirklich alle töten?“ fragte ein anderer laut. „Vermutlich. Wir können nicht erlauben, dass sie wissen... dass... sie....“

Er hatte sich umgedreht und war mit offenem Blick auf sie hingetreten. Die Reiter blickten sich an und nickten vorsichtig. Der Hieb kam aus dem Nichts. Die Finsternis folgte auf dem Fuß.

Äonen kamen und gingen. Bilder von Bäumen tauchten auf, die von einem Samen in der Erde bis zum Niedergang, zum schwarzen Stumpf durch die Zeit wanderten. Menschen kam und gingen, auch sie von der Jugend bis zum Karren, der ihre vergangenen Leiber durch die Gegend rollte; und über allem, über all jenem das weiße Ovpar, glänzend, fast strahlend, eine Art Gottheit, angebetet von Generationen, dann, in einem Akt der Rache, ein Erdrutsch oder besser, eine Handvoll Gelehrter und Sklaven, mit Schaufeln, Stangen bewaffnet, die Welt um dieses Ding zu erleichtern. Zu spät wurden die Priester, jene Wesen aus Welten, die niemand gesehen hatte, dessen gewahr und mit Schreien ging ihre Macht von dannen. Zurück blieb das Ovpar, vergraben, während die Welt da draußen in Feuer und Asche verging und ein neues Volk aufstand aus den kümmerlichen Resten der einst so mächtigen Völker, schwächer, aber anpassungsfähiger, das die Kraft der Menge erkannte und es sich zu nutzen machte. Dafür waren Bilder notwendig, tief in den Köpfen der Menschen versteckt. Das Ding, das einstmals Ovpar genannt worden war, msste nur warten, bis, ja, bis der letzte seiner Feinde verstorben war. Dann begann es erneut, seine unheilvollen Kräfte auszustrecken, bohrte sich durch Lücken und winzige Risse nach draußen und dann, als hätte man nur darauf gewartet, erreichte es den ersten Verstand, der sich ihm völlig auslieferte.

Qualvolles Erwachen. Seramus fühlte sich so furchtbar wie noch nie hier... hier in dieser Welt, deren Namen er erst gelernt hatte. Der Schmerz kam aus seinem Gesicht und während er seinen Körper befühlte, in der Hoffnung, dass nichts gebrochen war, öffnete er die Augen. Er lag auf dem Boden, um ihn herum das dumpfe Geschwätz von Männern und Frauen. Er fühlte alle Blicke auf sich liegen. Dann öffnete er die Augen.

„Er ist erwacht!“ sagte ein kleines Kind, nahm einen Stein und warf ihn ungeschickt. „Sünder, wie konntest du nur!“ eine Frau packte den Kleinen und zerrte ihn in ein Haus. Niemand sonst bewegte sich. Die Sonne stand hell und klar, bis auf... „Ein Zauber liegt auf dieser Welt! Die Sonne ist dunkel geworden! Sehet, der Untergang ist nah.!“

„Schnauze, Priester. Wir haben keine Zeit für dein Geschwafel.“ Der Mann im dunklen Gewand wurde hin- und hergeworfen und erhielt einen Tritt in den Rücken, so dass er neben Seramus auf den Boden prallte. Ächzend richtete er sich auf. „Und doch!...“ er spuckte Dreck aus, „und doch habe ich recht!“
„Er ist erwacht.“ sagte jemand und sie zerrten Seramus nach oben. Nun konnte er, so er den Dreck aus den Augen wischte sehen, dass er in einem kleinen Dorf war, so klein, dass er mit einem Blick alle Häuser erfassen konnte, es waren 8. Vermutlich war die ganze Gegend aufgebrochen, um ihn zu sehen. „Nur 2 Tage bis Bramant.“ teilte ihm eine Stimme mit. Er wandte sich um. „Du?“ fragte er. Sir Rangor versuchte zu lächeln, doch es musste ihm ausgesprochen schwer fallen, dies zu tun, denn sein Kopf war mit einer dicken Bandage umwickelt und sein Kiefer war merkwürdig verschoben. „Sir Rangor, was ist...“ Der alte Ritter hob eine Hand. „Wir reden später. Wir müssen uns beeilen.“ Pferde donnerten vorbei, der Staub

legte sich über die ganze Gemeinschaft. „Die Toten haben das Ovpar!“ teilte er grimmig mit und deutete auf eines der Rösser. „Wir haben lang nach dir gesucht!“ Schmerzen durchliefen sein Gesicht. „Wir brauchen deine Fähigkeiten... glaube ich.“ „Ich habe Dinge gesehen, Sir Rangor, das...“

Er erhielt einen Hieb auf den Rücken, der metallene Klang einer gezogenen Waffe hinter ihm. „Wir besprechen das später, mein Junge. Kommt, oder möchtet ihr hier sterben.“ Der letzte Satz enthielt eine beißend scharfe Note, so dass er sich bemüßigt fühlte, der Anweisung zu folgen. „Reiten wir.“ Er schob sich vorsichtig in den Sattel eines der Pferde, hörte das knackende Nicken eines Kopfes hinter ihm, Sir Rangors und dann setzten sie sich in Trab. Noch immer brummte ihm der Kopf und er musste sich bewusst festhalten, sonst wäre er heruntergefallen; zumindest glaubte er, dass er sich mehrfach aufrappeln musste. „Abspringen verboten“ knurrte Sir Rangor, „Ihr habt uns verraten.“

Seramus schüttelte den Kopf. „Ich? Ich... nein. Niemals.“

„Ihr wart auf dem Floß. Es kam nie an. Im Fluss waren mehr Leichen als man zählen konnte, Ihr wart nicht darunter.“

Seramus nickte. „Ich, ich habe gekämpft, glaube ich.“ Er starrte auf den Boden, der sich noch immer krampfhaft zu erheben suchte. „Ich landete irgendwie im Wasser und dann, später, hat man mich gerettet. Zumindest glaube ich das. Und seitdem ist alles noch schlimmer geworden als vorher.“

„Schlimmer? Davon könnt Ihr ausgehen. Wenn das Ovpar und die Priesterin in die Hände der Toten fallen...“ Sir Rangor spuckte aus. „Es waren Menschen, die uns angegriffen haben. Ihr seht das falsch, es wäre vernünftig, wenn Ihr dem Ovpar nicht so sehr vertraut, wie Ihr..“ Ein Schlag auf den Rücken. Seramus beugte sich gegen den Schmerz an. „Ich habe euch vertraut und nun seid Ihr gegen mich. Wir konntet Ihr nur.“

Durch den Schmerz hörte Seramus seine Stimme. „Ich... habe euch nie verraten. Euer blinder Glaube führt euch und mich in den Tod.“ Der alte Mann antwortete mit einem lauten Lachen. „Und Ihr glaubt, Ihr könntet mich mit schönen Worten überzeugen.“

Das Pferd wieherte laut, als es auf die weißglühenden Stacheln traf, die noch immer, wachsend, auf den Himmel trafen, die Erde in ein verwirrtes Tier verwandelten. „Wir müssen herum.“ Sir Rangor rief dies lauf aus und ließ sein Tier weiterjagen, tiefer hinein in die beginnende Nacht. Seramus versuchte, einen Ausweg zu finden, aber... dann wieder ein „Warum?“ in seinem Kopf. Hier hineingeworfen, einem Schicksal unterworfen, das er nicht ergründen konnte, er musste einfach aufgeben. Alles trieb ihn zu einem gewissen Punkt hin, so oder so, auf die gute oder auf die schlechte Art. Er fühlte, dass das, was ihm das Ovpar nicht verraten, nur angedeutet hatte, einer Wahrheit entsprach, für die er sich entscheiden musste. Er fühlte, dass die Macht, die sich vor ihm befand, größer war, als alles andere. Und er fühlte, dass er aus einem bestimmten Grund hierhergekommen war. Seine Gedanken verloren sich im Raum, als unnahbare Stimmen seine Aufmerksamkeit suchten, an seinem Gehirn ihre Münder anlegten, flüsternd Botschaften zu überbringen suchten. Er konzentrierte sich, doch nun, als ob man sie zurückgerufen hatte, verschwanden sie. Er schaute auf. Sie standen da. Vor ihnen... „Bramant. Siehe, das Ovpar vor seinen Toren!“ Seramus strengte seinen Blick an und tatsächlich, wie ein weißes Licht in der Dunkelheit: Das heilige Objekt. „Es hat euch gerufen, findet ihr nicht auch?“ fragte Rangor, dessen Gesicht Seramus nicht sehen konnte. „Wir sind Euch gefolgt“, eine andere Stimme aus dem Hintergrund, „Ihr wusstet es nur nicht. Ihr habt eine Gabe. Seid stolz!“ Er bekam einen erneuten Stoß von hinten und landete... wie so oft, im Dreck.

„Du bleibst nun hier, du bist zu nichts mehr nütze.“ Sir Rangor lachte lauf auf und ließ sein Pferd los, stürmte vorwärts in die grauen Massen. Pfeile, Dutzende, wurden angezündet, Sehnen surrten und fliegende Sterne stürmten über den Himmel. Das Knistern der Fackeln um Seramus herum wurde immer lauter, die Hitze breitete sich aus... fühlbar, denn was Seramus nun endlich erkannte war, dass die Sonne so stark an Glanz verloren hatte, dass sie nur noch dumpfweiss durch den Rauch schien... eine Art Münze, mehr dem Mond gleich, als... „Mond...“

Mond, ein Wort, das er nie gekannt hatte. Nun, gekannt schon, irgendwo erlesen, aber hatte er ihn je gesehen? Er hielt sich den Kopf. Es musst einen Grund haben, dass er so reagierte, dass ihn das Ovpar so sehr anzog. Er konnte nicht anders, als sich den Kopf zu halten, während um ihn herum streitbare Männer einen Kampfgesang anstimmten und an ihm vorbeistürmten, er dann doch den einen oder anderen Tritt abbekam. Er versuchte, sich hochzustemmen. Seine Knie gaben nach. Erneut ein Versuch und Stiefel trampelten seine Hände in den Boden. Er brüllte vor Schmerzen. Eine Lücke tat sich auf. Eine Hand reichte sich ihm. Er packte sie, ließ sich hinaufziehen. Dort, in einer bizarren Stille, erkannte er sie wieder. „Liara“ flüsterte er. „Endlich erkennt Ihr meinen Namen wieder. Es sollte mir leidtun, was mit euch geschah... dass ihr im Staub enden musstet, aber... ich musste einige Männer holen, die... nun... wie soll ich sagen: einen anderen Weg beschreiten. Irgendwann erzähle ich euch die ganze Geschichte, wenn wir das überleben. Bis dahin... bleibt zurück. Ich weiß, ihr könnt kämpfen, aber wenn ihr einmal tot seid, gibt es keinen Weg für euch zurück.“

Er nickte. Sie rief einige ihm unbekannte Worte, Befehle und erneut donnerten links und rechts an ihm Wesen vorbei und diesmal, er wagte es nicht zu sagen oder zu sehen, es waren Wesen ohne Augen und er wusste mit einem Mal, dass seine Flucht und ihre Rettung von den Snalus nicht wirklich eine echte Rettung gewesen war sondern nur das Verzögern eines Bundes, den sie vermutlich hatte besprechen sollen und es, sei es Unfähigkeit in diesem Augenblick gewesen oder seine Sorge, die ihn zu jener kurzfristigen Reaktion, einer Rettung einer holden jungen Dame in Not gedrängt hatte... sie stanken nach Fleisch und Wut und nach Dingen, die man nicht beschreiben konnte. Er kam auf die Idee, dass sie nicht von dieser Welt sein konnten, doch auch er selbst schien nicht von hier zu kommen... wie ihm nun doch, endgültig, die Gedankenwelt

umwarf: er war nicht von hier. Er war ein Wesen aus einer Welt, die dem, was er hier erlebte, keinerlei Aufmerksamkeit zu widmen schien: er war allein.

XXIV

Sie sprang wie ein Tier, das seine gesamten Kräfte in diese Aktion gelegt hatte. Notna atmete tief ein, dann sprang auch er. Seine Augen leuchteten in panischer Ergriffenheit. Sein Fuß rammte die Angreiferin in den Boden. Doch auch er, vom Schwung der Gewalt mitgerissen, fühlte, dass der Aufprall mehr getan hatte, als sie nur davon abzuhalten, anzugreifen. Seine Knochen knackten. Dann flog auch er in Richtung Boden und beim Aufprall staubte es mächtig. Er stöhnte. „Verdammte Scheiße“ Seine Flüche waren schonmal besser gewesen, dennoch deutete alles darauf hin, dass er körperlich noch in besserer Form war als einige Jahre zuvor, denn „Komm doch, nochmal, du...“ Sposkas Stimme schien mächtiger geworden zu sein. Notna hob den Kopf. Sie schüttelte sich den Dreck von der Uniform. „Netter Versucht, Professor. Jetzt bin ich dran.“ Sie griff erneut an.

„Max lebt“ brüllte Neru und Sposka wurde ein wenig langsamer, abgelenkt von der Stimme. Ihr Augen glitzerten. „Er hat überlebt. Er wollte nur...“ Eine schattenhafte Gestalt schob sich Sposka in den Weg. „Es tut mir leid.“ Ihr Schwung war viel zu stark, so dass sie sich selbst nicht aufhalten konnte. Der Gewehrkolben war eine Art Erlösung.

„Sie fesseln? Und hierlassen? Bist du irre?“

Jamses stemmte seinen Fuß gegen ein Stück Felsen, das in der Gegend herumstand. „Nur weil eine Art Großer Weltenerzeuger es dir eintrichtert? Was ist denn nun mit Max?“

Er deutet auf mich. Ich zucke, wie üblich, mit den Schultern. „Es wir gemacht, was ich sagen, ist das klar?“ Er hebt seine dürren Finger und winkt ab. „Nur weil du keine Ideen hast.“ Ich schneide ihm das Wort ab. „Überraschungen müssen geplant werden. Man kann nicht einfach so sagen „tatata“ und der Rest der Menschheit wird in ergriffener Panik jubeln.“

„Müssen wir sie wirklich hierlassen?“ fragte Jamses erneut. „Wir können sie mitnehmen, sicher, aber sie ist absolut nutzlos geworden, seit sie auf ihrer Geschichte mit Max herumkriecht. Wer passt auf sie auf?“ Neru hob die Augenbraue. Ursa trat aus dem Nichts. „Überraschung“ seine Augen waren verborgen und seine Bewegungen fahrig, als würde er schweben. „Ich passe auf sie auf.“

„Woher kommst du?“

„Ihr rennt durch die Gegend wie Hühner, während ich einen langsamen, aber sicheren Weg gehe. Nun befinden wir uns an derselben Stelle. Es wir Zeit, gemeinsam weiterzugehen.“

Sie nickten. „Fesseln wir sie, bis sie wieder zu Verstand kommt“; schlug Salara vor. „Ich hoffe, sie kommt wieder zu sich... wir verlieren sonst eine Möglichkeit, zu Überleben.“ Sposkas Hände wurden gefesselt und man zerrte sie hoch. Sie erwachte verdutzt, starrte auf nach vorn. „Ihr...“ „Sollen wir dich knebeln?“ fragte Salara sanft, doch nachdrücklich. Sposka verstummte und schüttelte den Kopf. Ihre Augen schweiften hin und her und ihre Arme beugten sich vor der Last des Gürtels, der ihre Hände umschlossen hielt. „Hier vorn ist es“, Jamses deutete auf einen halbverschütteten Eingang. Seine Ränder sahen aus, als wären sie in Handarbeit aus dem Stein geschlagen worden. Aus seiner Tiefe strahlte ein beunruhigendes Licht. Eine Ewigkeit hörte man keinen Ton, während Neru den Knopf drückte. Dann ertönte ein Klirren und eine Scheibe wurde herabgelassen, von irgendwoher startete ein Strahl und malte Zeichen an das Glas. Jeder seiner Fingerdrücke wurde mit einem leisen Pling beantwortet.

„Der Weg nach G12 ist kürzer... wir fahren geradewegs nach unten. Dort... nun... ich weiß nicht, ob wir dort lebend herauskommen.“

„Ein paar Männer sind schon gestorben“, brüllte Sposka plötzlich los und Salara musste die keifende Soldatin festhalten, sonst wäre sie schreiend in den sich öffnenden Abgrund gesprungen.
Sie trat um sich, ein knapper Treffer auf Salaras Knie, sie schrie auf. Sposka sprang lachend in die Dunkelheit. Der Aufprall kam kurz danach. Sie beobachteten die sich windende Frau. „Die Plattform war wohl schon knapp unter der Sichtlinie“, sagte Neru. Sein Grinsen war müde.

„In den Fahrstuhl, schnell.“ Hände wurden gereicht, Hilfen gegeben... „Was ist das?“ fragte Jamses, als das Licht erwachte und ein Schatten sich über die Landschaft hinter ihnen legte. „Schau dich nicht um... es ist...“

Die Plattform schoss in die Tiefe. „Der Drache.“ Notna nickte. Jamses begann zu keuchen. „Was tut er?“ „Er folgt uns“. Neru grinste noch immer. „Aber wieso?“ „Ich weiß es nicht. Vermutlich folgt er nicht uns, sondern unserem kleinen Freund, der sich bereits auf G12 oder schlimmer, auf G13 befinden könnte.“

Der Druck der Gravitation ließ ein wenig nach. „Immerhin kann mein Magen wieder etwas zu sich nehmen“, ließ Notna verlauten und öffnete einen der Rucksäcke. Die anderen nickten. „Wie lang sind wir eigentlich schon unterwegs“, fragte Jamses, während er sich umschaute. „Neru starrt auf seine Uhr.“ ließ Salara verlauten. Der Angesprochene schüttelte den

Kopf. „Ich weiß nicht. Vermutlich sind es magnetische Turbulenzen, meine Uhr ist ausgefallen." Er zeigte auf das nutzlose Stück an seinem Handgelenk. Notna beugte sich kauend zu ihnen hinüber. „Wir sind seit ca. 36h unterwegs." Er deutete auf seine mechanische Uhr. „Etwas über 350 Jahre alt, glaube ich. Eine der letzten... ich habe sie von irgendeinem Studenten erhalten, weil er sie für Schrott hielt. Tja," er lehnte sich zurück, „nicht immer heißt neu, dass es besser ist. Auch wenn ich," er kaute genüsslich, „eher ein Freund des Fortschritts bin..."

„Was machen wir, wenn wir in G12 sind?" fragte Salara. „Dasselbe wie letztes Mal, vermutlich", teilte Neru mit, die Augen geschlossen, in Gedanken versunken. „Wir bleiben unter dem Radar und hoffen, das wir nicht zuviel Aufregung verursachen.. je nachdem, ob man bei künstlichen Lebensformen von Aufregung sprechen will, sie sind halt mehr oder weniger das Gegenteil von progressiv."

„Wie meinen Sie das?" fragte Ursa, die Augen starr auf Sposka gerichtet, bereit, die Waffe einzusetzen, die er sich heimlich genommen hatte.

„Wir leben jetzt fast 350 Jahre hier unten... und sie haben laut unserer Forschung keine Weiterentwicklung durchgemacht, seit sie ein gewisses stabiles Level erreicht haben. Es gib die großen Roboter, die größer sind als ein Haus auf der oberen Ebene und... es gibt die kleinen Roboter, die sie wohl benutzen, um lästigen Schmutz zu entfernen... oder sowas in der Art." Neru zuckte mit den Schultern. „Sie leben von der Hitze, die aus dem Erdkern aufsteigt, zumindest vermuten wir das. Wir ich schon sagte, sie sind etwas verschlossen und unsere Berichte sagen immer dasselbe aus." Er lächelte müde.

Salara hob ihren Kopf. „Damals sind wir mit Mühe und Not bei den Herrschaften aufgetaucht, verletzt und auch andere Dinge, doch wir mussten uns kaum wirklich fürchten, denn sie sehen uns nicht direkt als Feinde an, sondern eher als Eindringlinge, die man studieren könnte, wenn man nicht bereits alles von ihnen wüsste. Solang man keinen großen Schaden anrichtet und schnell wieder verschwindet, ist man eigentlich sicher. Eigentlich... so ein Hochhaus in Bewegung ist eine Sache, die man nicht gerade schnell vergisst, wenn es neben einem in den Boden donnert. Und die Kleinen, nun... sagen wir so: sie sind flink und kaum dümmer als eine dieser alten Stubenfliegen. Sie machen einem keine Angst, aber sie sind die Gefährlichen. Ein Schwarm von diesen Wesen kann dich in deine Einzelteile aufspalten, bevor dein Gehirn es mitbekommt. Du willst den Mund auftun, um zu schreien, aber da ist kein Mund mehr, und keine Augen und kein Gehirn, nur noch die letzten Überreste einer Erinnerung... und das Licht am Ende des Tunnels ist nur eine Art Verbrennung. Wir müssen schnell nach G13, um ihn aufzuhalten. Ich vermute aber, dass es zu spät ist."

Ursa wandte seinen Blick nicht von der Stelle, fixierte Sposka weiterhin. „Wie meinen Sie, zu spät?"

Salara schwieg. Dafür redete Neru.

„Wenn er G12 überwunden hat, wie auch immer, dann hängt alles davon ab, ob er die Kombination für G13 kennt. G13 hat, nicht wie die übrigen Etagen, eine Standardkennung mit entsprechenden Passwörtern, sondern sie reagiert auf sensorische Erkennung. Grundsätzlich kommt dort jeder durch, der die anderen Abteilungen überstanden hat, aber..."

Notna trat näher heran. „Sie meinen, da er Kontakt mit dem Drachen hatte, ist dies möglich?" Neru nickte. „Da unten ist etwas anders. Wie soll ich es beschreiben? Wir haben zu viele Männer verloren, um nach unten zu kommen, aber, sobald wir an den mechanischen Wesen vorbei waren, war das auf groteske Art und Weise egal, gleich, es..." er starrte auf Sposka, die mit ihrem Blick eine Legion Soldaten hätte auslöschen können, „es tut mir leid, Leutnant... wir waren nicht mehr viele, nur ein paar, kaum eine Handvoll, die es nach dort unten geschafft haben. Dort unten müssen im Laufe der Jahrhunderte Experimente stattgefunden haben, die wir uns nicht mehr vorstellen können. Stellen Sie sich vor, schwebende Steine. Wände, die atmen und leben. Existenzen, die wir hier oben nicht überleben würden, weil sie so unbegreiflich wären, dass... ich weiß nicht. Je näher ich dem komme, desto mehr fühle ich es wieder. Meine Vermutung ist noch immer, dass der Drache, der sich von oben nach unten durch...frisst, unbedingt nach G13 will. Vielleicht folgt er auch Ja-Lib. Ach, ich weiß nicht." Er zuckte mit den Schultern.

„Gehe ich Recht in der Annahme, dass der Drache nicht von der Oberfläche kommt?" fragte Notna. Sein Gesicht verwandelte sich im Licht der auftauchenden und verschwindenden Lampen in ein Meer aus Emotionen. „Das ist Blasphemie, Notna!" Jamses keuchte auf. Seine Augen erstarrten. „Es widerspricht all dem, was wir sind und glauben. Glauben Sie, dass wir in der Dunkelheit leben, nur weil jemand uns verschweigt, dass wir..." Er schwieg. Der Professor lächelte müde. „Nur Gedankenspiele, mein junger Freund. Eine Kreatur, die sich, wenn befreit, nicht in die Freiheit bewegt, sondern tiefer hinein in das Gefängnis, das ihn, nein, das uns alle auf irgendeine Art und Weise beeinflusst...das hat eine Bedeutung. Wir sollten sie nicht außer Acht lassen, denn wir wissen nicht, was passiert, wenn sie dort ankommt, wo sie hin will. Dort, wo wir hinwollen. Hat Ja-Lib noch etwas anderes hinterlassen als seine Warnung?" Er blickte auf Neru. Der Angesprochene hatte den Kopf zum Boden gesenkt, schüttelte ihn. „Nichts. Er hat nur gesagt, dass er etwas hier unten zu erledigen hat oder in der Art..." Er rieb sich das Gesicht. Salara trat an ihn heran und legte ihm die Hand auf den Kopf. „Ich bin schuld. Ich habe..."

„Du hast dich von ihm verarschen lassen..." zischte Sposka. Sie blickten auf, Überraschung in den Gesichtern. „Verarschen, nicht nur von ihm, sondern von denen da oben, von denen, die euch Befehle geben, die ihr einfach so ausführt, ohne Verstand, mit eurem bisschen an Rückgrat, das ihr noch habt." Sie spuckte aus. Sie versuchten, die Frau zu ignorieren. „Ihr habt es nicht anders verdient, Ihr Narren, ihr Vollidioten. Ihr hört, dass euer großer Star abgehauen ist, nach unten, in die ach so gruselige Finsternis, dort, wo die Schatten leben... dann flieht ihr, nein, entschuldigt, ihr stellt ein schlagkräftiges

Team zusammen, um ihn zu fangen. Und dann ist der Drache schon hinter euch her und ihr vergesst, dass ihr da oben Freunde und Familie hattet, während das Ding eine Spur aus Tod und Vernichtung hinter sich herzieht. Ist das normal? Vermutlich seid ihr euch nicht bewusst, dass egal, wo dieser dumme Kämpfer nun auch ist, es absolut egal ist, weil das, woran ihr euer Leben lang geglaubt habt... oder was ihr geliebt habt, bereits vernichtet wurde. Ihr seid fixiert... aber... ihr könnt gerettet werden."

„Gerettet... so wie du uns umbringen wolltest für deinen Exfreund..." Neru schüttelte den Kopf, hörte das Knacken von Sposkas Kiefermuskeln. „Nein... es ist..." er stoppte, dann nur ein Hauch hinter dem Dröhnen der Motoren, „es ist wichtig.."

Sie schwiegen, in Träumen, die ihre Vergangenheit einschlossen... eine Welt, in die sie nicht zurückkehren konnten. „Wieso so kalt?" fragte Jamses vorsichtig. „Wie?" Neru blickte auf. „SO unemotional, so kalt, so unnatürlich... wir... ist denn alles, was wir verloren haben, nichts wert?" Notna beugte sich nach vorn, starrte den jungen Mann an. „Wir haben dir dein Leben gerettet. Ohne uns wärst du da oben."

„Wer weiß, ob der Drache sich nicht direkt nach unten durchgefressen hat, statt die Welt zu verwüsten. Immerhin, so riesig ist er nicht, dass er eine komplette Etage zusammenbrechen lassen kann." Salara hatte einen Finger gehoben, den sie wild hin- und herschwenkte. „Ich weiß nicht, wie groß er werden kann. Das Kraftfeld hat ihn auf einer gewissen Größe gehalten. Ja-Lib hat gegen ihn gekämpft, da war er um die 4 oder 5 Meter hoch... lang, wie auch immer. Aber ich vermute, dass er damit eigentlich, und ich sage dieses Wort höchst ungern, mit unseren Waffen hätte getötet werden können oder zumindest so schwer verletzt, dass er sich nicht hätte hierher durchbeißen können. Es liegt eine Macht in ihm, nach all den Jahrhunderten, dass etwas ihn anzieht... und gelöst vom Kraftfeld seine wahre Macht offenbart wird. Auch wenn ich das Konzept des Auserwähltseins nicht nachvollziehen kann: Es ist etwas dran."

„Beschönigst du damit nicht den Untergang der Welt. Nur damit irgendein Typ, wenn er auch Ja-Lib ist, seine Reise antreten kann wie einer dieser Helden aus den alten Büchern? Was sind wir dann? Die Bösen? Die dunklen Gestalten, die von Schatten zu Schatten springen, um ihm einen Dolch in den Hals zu rammen?" Ursa räusperte sich.

„Wir sollten nun langsam nach G12 kommen." Salara deutete auf das Zeichen, das laut und deutlich das Ende ihrer Reise andeutete. Die Plattform wurde langsamer und stoppte dann. Finsternis umgab sie.

„Haben wir nicht irgendwo Taschenlampen dabei?" fragte Notna. Neru nickte. „Im Rucksack." Fahl-blaue Kreise aus Licht spiegelten sich an den glatten Oberflächen der Wand wider. „Hier, das Tor." Jamses trat näher heran. Ein Riss zog sich über die Oberfläche des Eingangs nach G12, gerade, wie mit einem Lineal gezogen. Er klopfte daran. Nichts geschah. Neru trat näher. Auch er versuchte sein Glück. „Salara, schau dir das mal an." Das Klopfen hatte einen Eindruck hinterlassen. „Als wäre die Wand nicht mehr aus Eisen sondern..." Die Beule in der Wand begann sich zu verändern, die wuchs mit jeder Sekunde und als sie eine Art magisches Maximum erreicht hatte, zerbarst die Wand in einem Nebel aus metallenem Staub. „Rost?" fragte Jamses. „Diese Wand bestand aus extrem winzigen Maschinen, deren einzige Aufgabe es war, sich vielleicht alle paar Jahrzehnte zu öffnen, doch... die sind jetzt wohl tot."
Notna leuchtete in die Finsternis hinter dem Loch. „So tot wie dieser Platz hier."

Ihr Schritte hallten in der trostlosen Halle laut auf, während sie sich vorsichtig durch die Dunkelheit tasteten. Der Boden war auch hier bedeckt vom Staub Milliarden toter Kleinstmaschinen, der in Wolken aufstieg und sich auf die Kleidung des Teams legte. „Atmet das Zeug nicht ein", keuchte Notna, „Ihr würdet an einer Metallvergiftung sterben oder schlimmeres."

Sie schwiegen und gingen weiter. Bald begannen sich Strukturen abzubilden, Rechtecke und Kreise; beim Näherkommen mehrere Dutzend Schritte hoch und lang. „Das sind wohl die größeren Modelle", Jamses trat näher an sie heran. „Vorsicht, sie könnten noch aktiv sein." Notna stellte sich neben ihm, schüttelte den Kopf. „Aber sicher doch", die Stimme des jungen Mannes wurde mit einem Mal arrogant. Er trat erneut näher, legte sein Ohr an das Metall und schloss die Augen. „Es vibriert", teilte er den Leuten mit, während er sich umdrehte. Das hintergründige Dröhnen wurde lauter. „Ich sagte, geht weg von dem Teil!" Notna packte den jungen Mann und riss ihn von der Wand weg.

Keiner wusste, wie schnell sich die Klingen bewegt hatten, denn sie blieben unsichtbar. Da war nur ein Flackern in der Realität, als sie die Grenzen der Sichtbarkeit überschritten. Notna räusperte sich, während Jamses erstarrte.

Die dunklen Linien, die sich im Licht der Taschenlampen auf Notnas Körper gebildet hatten, wurden immer größer. Er räusperte sich noch einmal. Ein Fleck, von von Blut, löste sich von seinem Mundwinkel und fiel zu Boden. „Idiot", war das Wort, das er noch immer flüsterte, als sein restlicher Leib, in quadratischen Brocken geteilt, langsam auseinanderrutschte. Jamses fühlte den Druck einer Hand, doch es waren nur die letzten Zuckungen der Nervenbahnen seines Lebensretters. Eines der Augenlider blinzelte noch, dann brach das Licht.

„Er ist...." Jamses starrte auf den Boden.

„tot" beendete Sposka seinen Satz.

XXV

Die erste Reihe der Toten lichtete sich unter dem Ansturm der Krieger. Staub stieg in grauen Wolken auf, vermengte sich mit Rauch der Fackeln und brennenden Pfeile. Sie starben, ohne zu schreien, ein zweites, nun endgültiges Mal. Die anderen wehrten sich. Ihre Schwerter mochten zu alt sein, um Rüstungen zu durchdringen, doch die Kanten bohrten sich in Fleisch, ganz gleich, ob Mensch oder Tier. Es war ein Gemetzel. Die Schreie der Verletzten verhalten im Lärm der Schlacht.

Er lehnte sich an einem Baum, die Hände hinter den Rücken verschränkt und mit der kalten Agonie des bereits verurteilten Kriegers, der auf seine Hinrichtung wartet. Dieser Kampf bedeutete nichts. Ganz gleich, wer gewann, er war ein Opfer der nachfolgenden Spiele; mehr als das war es nie. Er erinnerte sich an andere Kämpfe, nur wusste er nicht, ob sie wirklich gewesen waren oder nur in seinem Kopf stattgefunden hatten.

Die Sonne senkte sich über die Festung hinab in eine erneute Nacht. Er fragte sich, ob sein Verständnis von Zeit so sehr gelitten hatte, schon wieder Finsternis, kaum geritten, kaum gekämpft. „Ist diese Welt soviel kleiner als die, an die ich mich nicht mehr erinnern kann?“ Seine Stimme klang heiser. Er taumelte nach vorn. Bald erreichte er die Leichen, trockene Wesen, die zuckten, Puzzleteile, die sich zusammenfügen wollten... zitternde kleine Stücke. Körper, durchtränkt von Blut und Pech, Schwefel, er erkannte nun, wie die Fackeln so lang hielten, ihre Macht in den staubigen Armen und Beinen, Köpfen und Rümpfen der lebenden Toten ausleben konnten, wie taumelnde Gestalten, selbst zu Fackeln, zu Unglücksbringern gemacht, in neue Gruppen fuhren. Die Toten wichen zur Seite, um nicht verbrannt zu werden, gerieten dann doch in ein anderes Feuer. Sie starben zischend... und doch, bis zum letzten Erlöschen nahmen sie Menschen und Tiere mit in die Verdammnis.

„Eine Ewigkeit, nicht wahr?“ Das Raunen war kaum vernehmbar vor dem Knacken der Brände. Er nickte. „Es ist zuviel... mir zuviel. Ich will fort.“ Das Raunen war wieder da. „Ich sterbe hier und Ihr erzählt etwas von fortlaufen?“ Er blickte sich um. Ein offenes Auge starrte ihn an. „Wer seid ihr?“ fragte er. „Nicht... mehr wichtig.“ aus den Mundwinkeln tropfte Blut, vermengte sich mit dem der anderen Leichen. Dann zitterte er und schloss sich seinen Nachbarn an.

Er fühlte, wie der Zorn über ihn kam, wie eine Welle, zu lang zurückgehalten, in Bahnen gebracht, die er nicht hatte erleben wollen. Wie an jenem Tag, als der sich mit dem Mann im Wald anlegte, diesem unbekannten, doch vertraut wirkenden... aber der war nun auch tot. Um ihn herum starben die Menschen wie Fliegen. Das Brennen ging von seinen Fäusten aus und bildete lodernde Linien durch seine Muskeln, bis hinein in sein Herz. Ein Ruck ging durch seinen Körper und wie eine Art geistlose Maschine beugte er sich über den Toten, zerrte die Klinge, die in dessen Körper steckte, heraus und stampfte wie eine geistlose Maschine in die Richtung der belagerten Stadt. Schon trafen die ersten Gegner ein. Seine Bewegungen wurden zu einem Tanz des Todes. Er wich zwei Männern aus, die sich verbündet hatten, um den Gegner in die Zange zu nehmen, tauchte unter ihren Schwerter hindurch und teilte rechts und links schnelle Schnitte aus. Die Männer brachen zusammen, ihren Bauch haltend, dann bewegten sie sich nicht mehr. Ein Toter kam auf ihn zu, hob seinen Speer. Die Macht des Aufpralls ließ das morsche Holz des Schafts splittern, dann brach die ehemals mächtige Waffe entzwei. Der Tote stürzte zu Boden.. Seramus packte ihn, kaum ein Gedanke über die auffallende Leichtigkeit des Wesens fähig und stieß ihn in eines der Feuer, die noch immer loderten. Er machte keinen Unterschied zwischen Mensch und totem Fleisch. Sein Wirbelwind der Gewalt war überall und nirgends, gleich einem tödlichen Schatten. Köpfe glitten von Körpern, erstaunte Gesichter, als sie sich gegenseitig trafen, meterhohe Flammenberge, als erneut einige Tote den Flammen überantwortet wurden.

Doch auch Seramus war nicht verschont geblieben. Sein Körper blutete aus dutzenden winziger Wunden und der Staub des Todes lag auf seinem Gesicht. Das Atmen fiel immer schwerer, doch noch immer loderte der Zorn in ihm. „Stopp“ brüllte ihm einer der Männer zu, irgendjemand, den er einst gekannt haben musste, doch zu spät. Seine Klinge prallte am harten Metall der Rüstung ab und bohrte sich in den Nachthimmel. Klirrend fiel sie zu Boden, während Seramus, auf den Knien, auf seine zitternden Hände starrte. „Es ist vorbei, mein Freund.“ Er schaute auf. „Sir Rangor“ der Mann nickte. „Ihr seid ein viel zu gefährlicher Mann in diesem Land. Ihr solltet das für Geld machen. Aber nun werdet ihr sterben.“ Er hob sein Breitschwert, als sich eine Hand an seine Wange legte. „Lady Oksana“ seufzte der alte Krieger und ließ seine Waffe fallen. „Er ist uns nicht mehr von nutzen“ deutete Sir Rangor an. Sie schüttelte den Kopf „Jeder ist auf irgendeine Art nützlich, auch wenn man es nicht sofort erkennt. Ihr kleiner Freund kann noch wahre Wunder vollbringen.“ Ihr Lächeln wirkte bösartig. Ein kalter Schauer ließ Seramus plötzlich erzittern. „Die Reste der toten Armee zieht sich zurück.“ Sir Rangor lachte. „die kommen nicht wieder. Die wollen nicht nochmal was aufs Maul bekommen.“

„Es ist Zeit. Wir werden morgen mit dem König sprechen. Bringt Seramus in eines der Zimmer...“

...“es ist je genug Platz!“ beendete Sir Rangor den Satz. Sie lachten, begleitet vom dumpfen Stöhnen der Männer um sie herum, die sich sammelten, herbeihumpelten oder sich tragen ließen. Seramus blickte sich um. Ihre Blicke waren starr und hart, mit dem Hauch von Triumph in ihren Herzen.

Zwei leichtverletzte Männer packten ihn, warfen seine Klinge zu Boden und schoben ihn durch die schattenhaften Leichenberge, die sich rechts und links von der Straße zu stapeln begannen. „Wohin bringt ihr mich?“ flüsterte Seramus, noch immer in Gedanken, unfähig, die Welt zu erkennen, die sich um ihn herum aufgebaut hatte. „Du bist ein besonderer Gast, wie Lady Oksana gesagt hat.“

Das Tor nach Bramant war von einer Größe, dass Seramus sich fragte, welche Lebewesen hier sonst aus und eingegangen waren, denn es war höher als 10 Männer und von derselben Breite. Er konnte sich nicht erinnern, etwas so

großes gesehen zu haben, bis auf... Bilder flammten in seinem Kopf auf und vergingen wieder. Er hörte Schreie und dumpfes Pochen um ihn herum und das Zischen von Metall in Fleisch, doch dieser kurze Traum war zu schnell wieder fort, als dass er sich hätte daran festbeißen können. „Wir haben auch ein paar dieser Befreier des Ovpar gefangen... zickige kleiner Menschlein, sag ich euch.“ Sir Rangor deutete auf eine Gruppe von Männern und... Liara. Er hustete. Sie blickte auf und starrte ihn an. Sir Rangor grinste. „So so, Ihr kennt euch, was?“ Er schüttelte den Kopf, blickte zu Boden. Ihr Gesicht, als er das seine wieder erhob, war starr vor Hass. „Sie wollte euch wohl auch einspannen. Nun, ihr seid ein gefragter Mann, findet ihr nicht auch.“ Sein Mund sprach mit einem Lächeln, aber seine Augen waren zusammengekniffen und man blickte durch sie in eine Seele, die Seramus nicht wiedererkannte. Doch dann fiel es ihm ein: Der Blick des Ovpars, den die Menschen auf dem Floss, vor Ewigkeiten, auch hatten, dumpf und zornig und bereit, Gewalt zu säen und zu schauen, was daraus erwächst. „Sir Rangor, irgendwann kommen wir wieder und dann werden wir das Ovpar befreien. Wir wissen“ Ein Hieb von der Seite ließ den jungen Mann, der diese Worte ausgesprochen hatte, keuchend zu Boden gehen. „Tötet ihn nicht. Wir hatten heute genug Leichen. Vielleicht lässt er sich umstimmen!“

Das Tor öffnete sich und ein Spalt von Fackelflackern schnitt eine Schneise in die Finsternis. Er fühlte sich mehr getragen, als auf den eigenen Beinen. Das Metall der Rüstungen schnitt in in seine Achselhöhlen und er wollte schreien, doch er war zu müde dafür. Die Welt war schneller als die seine, das wusste er nun. Die Leute hier hatten eine Art ständige Panik in ihren Augen, auch ohne das Ei. Das Ei. Er wollte lachen, doch er traute sich nicht. Sie hätten ihn vermutlich geschlagen oder schlimmeres. Er wollte aber sehen, wohin sie ihn trugen, irgendeinen Winkel außerhalb ihrer Augen versuchen zu finden, eine... er zuckte mit den Schultern. Er war schon zu lang hier und wusste nichts über diesen Ort.

Die Gebäude rechts und links von der Straße waren mit Lichtern gesäumt. An allen Ecken flackerten Fackeln und versuchten, die Finsternis zu vertreiben. Aus den Fenstern starrten Frauen und Kinder, so er es erkennen konnte. Die Männer standen vor den Türen und murmelten ihre sinnlosen Flüche auf seinen Kopf herab oder redeten über Belanglosigkeiten. Er wusste es nicht, eigentlich war es ihm auch egal. Die Häuser waren meistens sehr flach, kaum mehr als 3 Stockwerke hoch und hatte spitze Dächer, die in den Himmel ragten, sie glitzerten bedeutungslos in die Nacht hinaus. Das Tor schloss sich hinter ihm, genauso lautlos, wie es sich geöffnet hatte. Er seufzte.

Sie zerrten ihn weiter. „Mach schnell, sonst kommen die Leute und lynchen ihn.“ kicherte einer der Soldaten. „Nee“, teilte ihm der andere mit. „Die wissen doch eh nicht, was da draußen los ist. Könnte auch einer der Leute sein, die sich freiwillig gemeldet und rausgeschlichen haben. Solche Idioten gibts immer wieder. Hast du das gehört, dass am Tor der Tausend Ameisen, kurz nach Sonnenaufgang, ein paar Männer geklopft haben und mitkämpfen wollten? Partus hat dann das Tor geöffnet und als die letzten nach draußen wollten, haben die ersten schon wieder versucht, sich in die Stadt zu drängeln? Feige kleine Idioten, sag ich dir.“

„Wie viele hast du erwischt? Ich habe aufgehört, zu zählen. Diese Toten waren übel, haben sich ausgebreitet wie die Heuschrecken und alles niedergemäht, was sie zwischen die staubigen Finger bekommen haben. Ich glaube langsam, ihre Tödlichkeit liegt eher im Dreck, den sie mit sich herumschleppen als in ihrer Kampfkunst.“

„Sag das nicht, sie haben Gladius und seine komplette Einheit in den Tod gerissen...“

„Gladius“, der Mann schnaubte in sichtlicher Empörung, „der Mann hat doch keine Ahnung zu kämpfen, ich habe gehört, dass seine Familie...“

Sie hielten vor einem weiteren Tor, das sich nun öffnete, erneut geräuschlos. Er wunderte sich über die notwendige Technik, irgendetwas kam ihm seltsam vertraut vor.

„Jedenfalls hat seine Familie seinen Aufstieg eher bezahlt, als dass er sich in Kämpfen und Übungen hervorgetan hat. Er ist und war ein kleiner Aufsteiger, der nun“ er lachte leise, „sein passendes Ende gefunden hat.“

„Aber immerhin hat er gestern noch eine Lage im westlichen Wirtshaus ausgegeben.“

„Wie?“ Der Mann links von ihm stoppte plötzlich, „und ich war nicht eingeladen?“

Der andere nickte. „Er mochte dich genauso wie du ihn: gar nicht. Außerdem warst du auf Wache.“

Er fühlte sich von den Stimmen um ihn herum belästigt. Die Menschen an den Straßenrändern starrten ihn an, die Augen hart, mit unverhohlenem Hass. Sie sahen anders aus, als er sie sich vorgestellt hatte, wenn überhaupt. „Eine Art modernes Mittelalter“ kam ihm in den Sinn.

Die Burg, wie man das Gebäude auch nennen durfte, lag an einem Hang. Seine Beine schmerzten, als man ihn hinauftrieb. „Marschiere gut, Verräter!“ Einer der Männer trat ihn. „Lass das!“ bemerkte der andere, „er ist offiziell ein Gast.“ „Wenn Lady Oksana ihn mit bösen Blicken anstarrt, dann ist er sicher kein netter Mensch!“

„Deine Naivität ist beeindruckend“ wollte Seramus flüstern, ließ es aber bei einem kurzen Zischen. Die Tore der Burg öffneten sich vor ihnen, Männer strömten heraus, die Waffen fest gepackt. In ihren Gesichtern war Zorn zu lesen und noch etwas anderes, aber Seramus fühlte sich zu weit fort, als dass er sich noch mehr Gedanken gemacht hätte, als notwendige

„Fuß vor Fuß“.

Ein plötzlicher Blitz riss ihn aus seiner Versenkung. Leute, die ihn angestarrt hatten, blickten auf, die Augen zusammengekniffen, die Gesichter in der Momentaufnahme ungläubigen Staunens gefangen. „Was war...“ Stimmen wurden wach. Die Soldaten ließen. ihren unerwünschten Gast kurz los, als sie sich umdrehten. Er krachte zu Boden. Erneut ein Blitz, der den Hintergrund in grelles Blau tränkte, Schatten in einer nie gesehenen Schärfe an die Wand zeichnete, so dass er atemlos japste. „Was ist da los?“ eine andere Stimme, getränkt mit Panik, begehrte auf. „Holt den König oder den Kanzler oder was auch immer!“ sagte eine unbekannte Stimme. „Was soll der denn machen?“ fragte eine eine andere.“

„Ich werde mich um das Problem kümmern.“ Die Menschenmenge teilte sich, die Männer und Frauen verneigten sich zu einem Zentrum, das durch die Reihen wanderte. Eine Bahn öffnete sich und eine Gestalt, größer als alle Menschen, die er hier gesehen hatte, beugte sich zu ihm hinunter und er konnte den Geruch von billigem Wein in dessen Atem riechen, doch über all den Gerüchen lag ein weiterer, unbekannter und doch seltsam alter Geruch. Seramus schüttelte den Kopf. Er fühlte, dass hier und jetzt eine Reise endete und vermutlich keine neue begann.

„Du bist also Jamses.“ die Stimme war trocken und mit einem Hauch von Lächerlichkeit bezogen und dennoch hatte sie eine Macht, die nicht von dieser Welt stammen konnte, eine Art Wissen, die er hier... „Ich bin Seramus!“ er protestierte. Der Riese lächelte, die Augenbrauen erhoben. „Du bist Jamses, ich habe von dir gehört.“

Seramus schüttelte den Kopf. „Sind denn hier alle wahnsinnig?“ seine Stimme begehrte auf und der Zorn, der ihn so selten wie möglich packte, ließ auch hier nicht auf sich warten. Er schüttelte sich. „Bringt in in die große Halle.“ sagte der Mann, in dessen Augen der Wahnsinn zu toben schien, „bringt ihn in die Halle, damit er herausfindet, wer er wirklich ist.“

XXVI

Neru berührte sanft die Überreste des Professors. Dann stand er auf und wandte sich an das Team. „Augenscheinlich ist hier noch immer Leben vorhanden, wenn gleich die Maschinen still geworden sind.“ Salara wischte sich die Tränen von den Wangen. „Er war ein guter Freund.“ flüsterte sie, „und diesen Tod hat er nicht verdient. Nicht hier, nicht... so“. Sposka grinste in die Finsternis hinaus. „Die Rache des Herrn kommt langsam, aber sie kommt. Ihr habt bereits drei Leute verloren, drei wichtige Leute, aber Hauptsache, das Jüngelchen lebt noch, was?“ Sie lachte laut und der Hall ihrer Stimme verlor sich in den immer dünner werdenden Echos. Neru fühlte, wie der Zorn von ihm Besitz zu greifen schien, aber er versuchte, ruhig zu bleiben. „Wir müssen weiter. Wir können nichts mehr für ihn tun.“ Jamses starte wie gebannt auf den Berg, der ihm das Leben gerettet hatte. Er schien mit den Gedanken eine Ewigkeit weit entfernt zu sein. Salara packte seine Hand „Du... bist... schuld.“ Ihre Bewegungen waren hastig und Neru ging davon aus, dass der Schlag auf Nerus Gesicht landen würde, doch dann drehte sie sich zu ihm herum. „Wieso haben wir ihn nochmal mitgenommen? Er hat keinerlei Erfahrungen... Oh ja, er ist ein Techniker! Was kann er denn, dieser Techniker? Außer dumm in der Ecke stehen und nichts tun? Wo sind seine Fähigkeiten für das Team? Hat er denn schon etwas geleistet? Aber ja doch: Er bringt den Tod.“

„Ich wäre nicht hier, wenn ihr mich nicht gezwungen hättet.“ Seine Stimme war weniger ein Flüstern denn ein Hauchen. Sposka stampfte grinsend zu ihm hinüber. „Du bist der Sendbote des Todes. Du bringst meine Rache.“ Sie senkte den Kopf und hob ihn wieder, die Augen verdreht. „Ich danke dir.“

„Dunkelheit erfüllt mein Herz und dort, wo ein Licht war, ist es nun gegangen. Du hast es genommen, Meister Drache. Ich bin dein willfähriges Wesen, deine Gedanken gehören zu mir wie deine Macht zu mir gehört.“

Sie zuckte mit den Augen, schaute sich um. „Was auch immer hier sein mag, ist fort. Lasst mich frei und ich führe euch zu G13 und zu eurem Freund.“ „Sicher“ Neru zuckte mit den Schultern und beugte sich erneut hinunter zum Toten, „sicher lassen wir dich frei und dann fliehst du wieder...“

Sie spuckte aus, „ oder besser“, er schaute nach oben „du versuchst mich wieder zu erschlagen.“ Die Lampen flackerten, als die Erde bebte. „Sie grinst dich wieder an“, deutete Ursa an. Sie hob ihren Blick. „Und du hast hier gar nichts zu sagen, Mini-Diktator!“ Er hob die Hand, senkte sie dann wieder. „Ich bin doch zu nett.“ flüsterte er. Er drehte sich um und starrte in die Finsternis hinaus. „Neru, lassen Sie mich frei und ich schwöre Ihnen, bei allem, was mir heilig ist, dass ich Sie nach G13 führen werde.“

Salara winkte ab. „Welchen Grund sollten wir haben, Ihnen zu glauben?“ Sie deutete auf den Professor. „Wieso ist er tot und nicht du?“ sie wirbelte herum. Ihre flache Hand erwischte Jamses und ließ ihn japsend aus seiner Apathie fallen. Er starrte umher, mit wildem Blick, dann hob er die Arme und rannte los. Innerhalb von Augenblicken war er verschwunden.

„Wo auch immer er hinrennt, dort wird er sterben“, Sposkas Stimme blieb unheilvoll. „Lasst mich frei.“

„Wieso...“

„Weil ihr bisher nie auf Ebene G13 wart. Euer Buch ist ein... Schwindel, eine Farce, eine Erfindung für die Massen!“ Sposka grinste. Neru fühlte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich. Er schaute Salara an. Sie versuchte zu lächeln, doch es fiel ihr sichtlich schwer. „Du hast keine Beweise!“ Salara explodierte. Neru ging einige Schritte auf sie zu und legte

seinen Arm auf ihre Schultern. „Hier unten hört uns keiner... und es ist auch nicht...“

„Wir müssen auf G13 gewesen sein, verstehst du nicht? Es gibt keine Ausrede für das, was mit uns geschehen ist, weshalb wir erneut hier unten gelandet sind, weshalb wir... überlebt haben.“ Sie begann zu schluchzen. Die Gestalt in der Ferne war bereits verschwunden, als Salara wieder auf Jamses zu sprechen kam. „Er schuld, dass...“

Neru zog sie zu sich heran. „Wir gehen jetzt da runter und überleben das und bringen die Sache in Ordnung.“ Er nickte. „Ich verspreche es.“ Er drehte sich um. „Lass sie frei.“ Ursa zuckte mit den Schultern und ließ die Klinge seines Messers aufschnappen. Sposka rieb sich wenige Augenblicke wieder die Handgelenke. Ihr Blick schweifte über die kleine Gruppe. „Dann wollen wir mal. Hier entlang.“

Sie folgten ihr in vorsichtigem Abstand, doch nur einige Schritte entfernt, damit die Dunkelheit die Soldatin nicht verschluckte. Sie hatte ihr Augen in die Ferne gerichtet, als durchsuche sie die Weite, doch ihr Blick blieb starr. Sie stampfte über den staubigen Boden und riss mit jeder Bewegung Milliarden winziger Maschinen in die Luft, die sich auf der Kleidung der anderen ablegten. Neru hustete.

„Wohin sind sie alle verschwunden?“ fragte Salara. „Anscheinend gab es nicht mehr genug Energie und sie sind geflohen.“ teilte Neru mit, „oder umgezogen.“ Sposka blieb stehen. „Die Maschinen haben vom Drachen gelebt. Oder gibt es hier Licht, um sie zu ernähren? Gibt es hier Generatoren oder seht ihr Löcher im Boden, aus denen heiße Luft aus dem Erdinneren strömt? Ihr seid solche Idioten.“ Sie spuckte aus. „Sie sind fort, weil sie Hunger hatten.“

„Woher weisst du das?“ Salaras Stimme schien kaum spürbar zu sein. Sposka hielt ihre Augen in die Ferne. „Weil ich nicht so verblendet bin wie ihr. Glaubt ihr, dass der Drache sich nur nach unten gräbt, weil er das so gerne macht? Oder wieso will er denn nach G13? Er sucht etwas hier unten und, verdammt, er ist schon fast so nah, dass ich ihn höre.“

Ecken und Kanten, Objekte von der Größe einer Maus bis zu einem gigantischen Haus taten sich auf, schoben sich ins Licht der Taschenlampen und verschwanden wieder. Diese Welt schien schon seit Ewigkeiten tot zu sein.

„Maschinen reagieren viel schlechter auf den Verlust von Lebensenergie als wie anderen. Wir können vom Dampf oder was auch immer unseren Strom ziehen, aber...“ Neru blickte sich um.

„Philosophie ist fehl am Platz“, teilte ihm Ursa Minor mit. „Es ist... absolut unwichtig.“ Salara schüttelte den Kopf. „Es ist absolut essentiell. Was willst du hier sonst tun? Hier ist alles verschwunden, vorbei, alles ist doch sinnlos...“

„Sposka ist weg“ Ursas Stimme war dunkel und trocken wie der Staub, der sich auf seiner Kleidung abgelagert hatte. „Bereits seit Minuten“, deutete Neru an. Salara lächelte bitter. „Es war klar, dass sie flieht... aber wohin, das war uns nicht klar. Beleuchten wir den Boden.“

Lichtkegel tanzten über die dicke Schicht aus unzählbaren toten Maschinen. Wie Dünen an einem endlosen Meer zogen sich die Haufen hin. Ursa schien verwirrt zu sein. „Sie wussten alles?“

Neru lächelte bitter. „Nicht alles, nur Einiges. Man würde uns nicht herschicken, mit jemandem, der wahnsinnig ist, ohne uns Informationen dazu zu geben. Leider sind ein paar gute Männer gestorben... damit sie uns hier her führt. Aber... ich hoffe, es war das wert.“

Ursa trat an ihn heran, die Augen ungläubig verzogen. Er flüsterte. „Wie bitte?“

Neru blieb stehen und deutete auf den Boden. „Ihr Spuren. Sie kennt den Weg.“ flüsterte er zurück. Sie folgten den Eindrücken im Staub. „Sie war damals mit uns hier unten. Sie hatte eine leidenschaftliche Affäre mit einem Soldaten hier unten... zumindest bis G11. Sie hatte es uns verschwiegen, dachte, wir würden es übersehen. Doch man merkt sowas.“

„Aber wie...“

Salara nickte. „Eigentlich hätte sie mich umbringen sollen, wenn sie gewusst hätte, dass er starb, weil er versuchte, mich zu retten.“ Sie berührte die Stelle, unter der die Narbe lauerte. Neru blickte hinüber zu Ursa. „Sie hatte einen Zusammenbruch... nachdem sie auf G13 war. Salara musste auf G11 bleiben, so dass ich und sie nach G12 weiterwanderten. Hier trafen wir auf die Maschinen, die uns zu ignorieren schienen, bis ich in eine Wolke von Mikrowesen trat, die mich, ob sie es wollten oder nicht, paralysierten. Sposka ging weiter, unbehelligt, als würden die Maschinen ihr aus dem Weg gehen.“ Er lächelte bitter. „E s verging eine schier endlose Zeit, bis sie zurückkam, die Augen leuchtend und ihr Blick genauso irre wie heute. „Ich habe es gefunden“, sagte sie und wanderte an mir vorbei, wie eine Heilige, die die Göttlichkeit gesehen hat.“ „Sie ist bescheuert“, sagte Ursa und sein Gesichtsausdruck verstärkte es.

„Als wäre sie in einer Wand gefangen und die Wand wäre verschwunden, um sie herum. So war ihr Gesicht. „Ich habe es gefunden!“ Doch ich traute mich nicht.“ Neru nickte. „Ich... war nicht soweit. Und sie hat es nicht verstanden. Ursa, verstehst du nicht? Sie hat den Eingang gefunden und ich war zu dumm... zu...“ „Verantwortungsvoll“ Salaras Stimme hallte vorsichtig an ihren Köpfen vorbei. Sie kam einen Schritt näher, legte ihm die Hand auf eine Schulter. „Ich war verletzt und ein weiterer

Schritt in die falsche Richtung, weg vom rettenden Aufgang... nein."

„Kommt ihr?" die Stimme der Soldatin hallte wie ein Donnerschlag zwischen den toten Kreaturen aus Metall.

Neru flüsterte weiter. „Das, was nun geschehen wird, dürfte eurer Aufmerksamkeit sicher sein." Er brüllte zurück. „Wo bist du?" Stille. Dann Schritte aus der Finsternis. „Hier entlang." Licht flackerte auf. „Für euch."

„Die Maschinen waren unvorsichtig...." deutete Salara an und zeigte auf auf die Taschenlampen. „Es ist Blut daran. Mein Blut." Salara seufzte leise. „Sie ist von unserem letzten Besuch hier."

Sposka war bereits weg, als sie der Schock sich löste. Nur aus der Ferne zeigten sich Signale. „Wieso ist sie so... was ist wohl passiert?" fragte Ursa. „Du meinst, wieso sie mich für den Tod ihres Freundes verantwortlich macht? Wieso gute Männer sterben mussten? Schicksal, sagen die einen, andere meinen, es gäbe so etwas wie einen freien Willen. Leutnant Sposka setzte sich ab, desertierte, nachdem sie Salara und mich an der Grenze von G12 nach G11 abgeliefert hatte. Dann verschwand sie wieder. Ihre Augen waren verwirrt, als sie zurückkam, es müssen Stunden gewesen sein." Er lächelte bitter. „In den Händen hielt sie einige zerrissene Kleidungsstücke und ihre Waffe. Wir hatten keine Schüsse gehört, es muss also weiter unten gewesen sein, G12 oder doch G13... Die Maschinen sind da ein bisschen eigen. Oder schon am Sterben... ich weiß es wirklich nicht mehr." Er zog eine Grimasse.

Sposka deutete auf eine Klappe im Boden. „G13."

Die Gruppe trat näher heran und begutachtete den Übergang. „Istn bisschen enttäuschend", flüsterte Ursa. Sposka grinste. „Da gehen nur Vollidioten und Mörder hinunter. Vermutlich ist euer Freund bereits tot." Sie blickte auf. „Wer geht zuerst?"

Ursa beugte sich herunter. „Wie kann ein einzelner Mensch nur diese Klappe öffnen?" Er befühlte das Metall. „Es ist warm". Er stand auf. „Es ist Ja-Lib. Dinge, die ein normaler Mensch nicht schafft... nun, fragen wir ihn, falls wir ihn sehen."

„Es ist wirklich warm darunter." teilte Salara mit. „Öffnen wir es und schauen wir nach." Nerus Empfehlung wurde nachgekommen und mit einem unscheinbaren Quietschen wurde die Klappe ihrer Aufgabe entledigt. Sie starrten in ein schier endloses Loch. „Sind da irgendwelche.... kann man sich da festhalten?" fragte Salara. Sposka hielt ihre Taschenlampe über das Loch und ließ sie fallen. Der Lichtstrahl wanderte über die Wände des Schachts, wurden immer kleiner, verschwand irgendwann. „Kein Aufprall... das muss ewig tief sein."

„Genau." Sposka lächelte milde und trat zu. Salara taumelte kreischend und tauchte in die Finsternis hinab. Neru sprang hinterher. Sposka lächelte noch immer, als sie Ursas Kopf mit ihrem Knie touchierte. Sein Stöhnen hallte durch die eisig-leise Ebene hinweg, dann krachte er mit dem Kopf an die Klappe und blieb liegen. „Damit ihr nichts vergesst..." Die glitzernden Rucksäcke glitzerten wie Diamanten, bevor sie in das Nichts übertraten, das unter ihnen lauerte. Ursa stöhnte leise. Sposka beugte sich zu ihm hinunter. „Töte sie alle, mein Prinz." Sie beugte sich über die Kante und fühlte die warme Luft. „Vermutlich sind sie schon tot..." Sie lachte laut auf, dann rutschte Ursa nach.

Sposka setzte sich an den Rand und ließ die Beine hinunterbaumeln. Ihr Lachen wirkte seltsam abwesend. Sie hatte die Hände gefaltet und starrte in in die Finsternis. Sie lehnte sich nach hinten und starrte in die dunkelgraue Nacht über ihr. „Na komm schon. Komm schon." Sie lächelte, als sich ihr ein Knurren entgegenwarf. Die Luft schien zu verschwimmen, die Konturen der Welt verzerrten sich: Er war da. Dumpf trafen metallene Pfoten den Staub, wie ein Donner bohrte sich der Klang seines Atems in ihr Ohr. Nun stand er vor ihr. Sie lag noch immer da. „Drache!" flüsterte sie. Sie schaltete die Taschenlampe an. Er wich zurück. „Wer sind sie?" fragte er. Sie schüttelte sich. „Ich bin... ich wurde ausgesandt, um..." Er nickte. „Mich einzufangen." Ja-Lib sah im wahren Leben nicht so ganz größer aus als daheim. Dort, wo die Fernseher und Kameras ein Bild von ihm gezeichnet hatten, war er ein Star gewesen, hier war er eher... klein. Doch Sposka belastete das nicht. „Du bist mein Held" Ihre Stimme war leise und belegt. „Und jetzt?" fragte sie. „Es gibt einen besseren Weg nach G13 als den, den du meinen Freunden gezeigt hast." Sposka stand auf und folgte Ja-Lib.

Jamses blinzelte, als er die beiden im Zwielicht von G12 verschwinden sah. Sich vorsichtig umschauend kroch er langsam an das Loch heran, dann starrte er nach unten. Da war nichts, kein Licht am Ende der Röhre, nicht einmal das winzigste Zeichen einer Lampe oder etwas Ähnliches. Er hoffte, dass sie noch lebten, auch wenn er es sich nicht vorstellen konnte. Doch er musste wissen, was mit Sposka und diesem Mann... diesem verwirrend bekannten Mann los war. Sie hatte mit Ja-Lib gesprochen, ja, aber wieso hatten sie das getan? Er stand auf und rieb sich den Staub von den Hosen.

Eine Welle von Dreck rollte über die einsame Landschaft. Jamses hustete, rieb sich die Augen. Ein Licht strahlte auf, irgendwo im Hintergrund. Unfähig, nicht zu reagieren, rannte er los. Der Schlag, der ihn aus der Luft erreichte, streckte ihn zu Boden. Auf seinem Rücken schienen sämtliche oberen Stockwerke zu lasten. Er konnte kaum atmen. Mit einem Knacken drehte er seinen Kopf. Es brüllte, was auch immer über ihm schwebte, seine ledrigen Schwingen wandten sich hier unten auf und ab. Seine Augen waren winzige schwarze Punkte in einem Meer aus knochigen Erhebungen, Schuppen und rohem Fleisch. Sein Atem stank Verwesung. Löcher in seinem Panzer ließen. vermuten, dass die anderen Etagen sich gewehrt hatten, doch wie die Sagen berichteten, war er unaufhaltsam gewesen. Über ihm bröckelten Reste von Erde und Metall durch das Loch, das er in den Felsen gebohrt hatte. Er brüllte wieder.

Dann hörte Jamses die Stimme von Ja-Lib, unverständlich in dem Getöse des kreischenden Tieres. Wortfetzen kreisten in

seinem Kopf. „Komm.... Geschenk, nur... komm!“ Die Kreatur bäumte sich auf und stampfte davon. Jamses Gesicht war verzerrt, als er sich auf den Weg zu dem Loch machte, das Neru und Salara und Ursa verschlungen hatte, während er den Worten lauschte, die sich in Wellen durch seinen Körper zitterten. „Folge uns... das ist nicht das Ende.“

XXVII

„Du hast also Ursa getötet, was?“ fragte Ja-Lib, während er in die Ferne starrte. Seramus schüttelte den Kopf. „Ich... ich weiß nicht, was geschehen ist.“ Der große Krieger lächelte geistesabwesend. „Er hatte seine Chance. Dein Tod wäre genauso umsonst gewesen, auch wenn ich dich nicht kenne. Marian hat von dir erzählt, du wärst ein Idiot und ein Feigling und du wärst schuld am Tod Professor Notnas... nicht schlecht für den Anfang.“

Seramus fühlte das Licht in seinem Gesicht. „Kannst du mir all das erklären, Ja-Lib?“ Seine Augen folgten den weißglühenden Strahlen in der Ferne, die sich aus dem Boden in das immer dumpfer werdende Sonnenlicht gebohrt hatten. „Wozu?“ fragte Ja-Lib. „Ich will nur verstehen...“ flüsterte sein Gegenüber. Ja-Lib drehte sich um. „Begrüßen wir doch unsere Ehrengäste...“

Eine Tür öffnete sich knarrend. „Jamses!“ Nerus Stimme konnte seine Überraschung nicht verbergen. „Du bist uns gefolgt.“ Sposka schob den gefesselten Mann aus der Tür. „Salara hat sich eingeschlossen. Schade, dass sie das Spektakel nicht sehen kann...“

„Was ist hier los? Spektakel? Wieso sagt hier jeder, dass ich Jamses heiße?“

Sposka trat näher, starrte ihn von oben bis unten an und tippte ihm an die Stirn. „Da oben ist doch wohl noch Platz genug, sich zu erinnern.“ Sie umkreiste ihn wie ein Raubtier. Er schüttelte den Kopf.

„Ja-Lib, du hast noch immer nicht gesagt, was hier los ist!“ Neru schüttelte seine Handgelenke, während er nähertrat. „Willst du mich angreifen, kleiner Mann?“ fragte Ja-Lib. Neru grinste. „Wozu? Was würde das noch ändern, du Wahnsinniger? Weißt du was passiert, wenn sie das Ei bekommt?“

„Ich habe eine gute Intention, mein guter Freund. Jede Drachenmama braucht ihr Drachenbaby. Ihr konntet sie nur im Zaum halten, in dem ihr das Ei versteckt habt und sie in ihrem Käfig kämpfen lassen.“ Ja-Lib trat näher heran. „Damit ist jetzt Schluss.“
Seramus fühlte, wie ihm die Luft aus den Lungen wich. Er fühlte, wie eine kalte Wand sich über seine Gedanken legte. „Was zitterst du so?“ fragte Ja-Lib lächelnd. Sposka legte ihren Arm auf seine Schulter. „Er begreift...“

Bilder bauten sich auf in seinem Kopf. „Hohlkugel... Welt... künstliche Sonne im Innern... Gravitation durch Rotation“... Die Stimmen in seinem Körper bäumten sich plötzlich wieder auf, als wären sie aus einem Traum erwacht. Er hielt sich den Kopf, brach in die Knie, fiel zu Boden und wälzte sich im Staub dieser Welt, die keine eigene Welt war. Seine Zähne knirschten, während seine Zunge wirre Worte formte. „Ohne... Energie des Drachen... keine... Maschinen... ohne Maschinen... keine Rotation...“ Neru trat an ihn heran, beugte sich über ihn. In Ja-Libs Augen spiegelte sich die Welt, seine Stirn von Furchen durchzogen. Er griff sich an den Kopf. „Ist er übergeschnappt?“ flüsterte er... „Snalus... Snalus... Mutationen... Flucht... aus G11...“ Nerus Gesicht blitzte in plötzlicher Erkenntnis auf und er begann zu lächeln, dann zu grinsen. „Wie glaubst du, bist du hierhergekommen?“ fragte er. Ja-Lib zuckte mit den Schultern. „Der Drache zeigte mir ein Portal... und Marian... sie erzählte von einem magischen Übergang... und wir sind hier, um dem Drachen das Ei zu zeigen, wenn er durch das Portal kommt.“ Er schluckte. Neru schüttelte den Kopf. „Du Idiot“ Seine Stimme war heiser von der Anstrengung. „Allein, dass wir alle hier gelandet sind... verletzt... ist es dir nicht in den Sinn gekommen, dass es so was wie ein magisches Portal nicht gibt?“ Ja-Lib zuckte hilflos mit den Schultern. Sposka packte ihm beim Arm. „Lass nicht zu, dass er uns verwirrt. Ich habe das Portal gesehen! Wir sind durchgegangen.“

„Nein“, Salara trat aus der Tür. „Unser ehrenwerter weiblicher Gast tritt nun auch auf die Bühne...“

„Eine Bühne voller Narren und Statisten wie mir scheint...“ Ja-Lib lächelte finster. Salara trat an ihn heran. „Jamses hat Recht.“

„Ohne Drachen keine Energie für die Maschinen. Nun holen sie sich ihre Energie aus anderen Quellen.“ Neru nickte gedankenverloren und deutete auf die Sonne. „Sie holen sich die Energie aus dem Reaktor, von dem die Leute hier unten glauben, dass es die Sonne ist... die Welt hier ist recht klein, eine künstliche Energiequelle hätte hier noch Jahrtausende gehalten... aber nun... wird sie untergehen wie ein Traum.“

Seramus/Jamses schrie noch einmal auf, dann zerbarst er in Milliarden glänzender Teilchen. Sie sprachen mit einer Stimme. „Eure Existenz ist sinnlos geworden. Möge die Zeit euch erkennen lassen, was ihr getan habt. Wir werden euer gedenken.“

Ein Donner hallte über die weiten Ebenen Gradoriens und ein Riss schoss über den Himmel, während sich die Sonne erlosch. Das Gebrüll der Kreatur, die über Jahrhunderte eingesperrt war, schob sich über die Welt, klar und hell und erhielt eine Antwort. Die Glocke zerbarst und mit ihr Mauern und Häuser. Bramant bebte in seinen Mauern.

„Alles ist aus." flüsterte Neru und hielt Salara in seinen Armen. Sposka schrie in wilder Panik auf. Ja-Lib weinte. „Endlich sind sie wieder vereint.", flüsterte er, während die beiden Drachen in die Finsternis glitten und verschwanden.

Epilog

Nachdem die Rechtschreibprüfung schreiend überlebt wurde, zeigt der Autor, ich, dem Text die Mittelfinger und schickt ihn weg und widmet sich neuen Projekten.
05.05.2012 – Emanuel Mayer

Kimme und Korn

Sa, 28 Jul 2012 22:33:55, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches, post_tag: kimme, post_tag: korn]

Kimme - Korn
so einfach ist das.
Das bessere Auge auf das Ziel richten, Kimme und Korn
ausbalancieren und abdrücken.
wie ich schon sagte, so einfach ist das.

Nur manchmal reicht das nicht.
Es gibt gute und schlechte Gewehre und ich habe hier, in meinen
Händen, ein miserables. Es reicht nicht, dass es gut gewesen sein
kann, denn mein Verdacht ist, dass es darauf ausgelegt ist,
schlecht zu sein.

Aber das muss mich nicht kümmern. Immer und ganz vorsichtig atmen
und warten. Warten und hoffen, dass das Ziel, das man vor Augen
hat, mit dem Auftreffpunkt der Kugel einen Abstand von 0 erzeugt.

Kimme und Korn. Ich bräuchte tatsächlich mal was gebranntes, aber
in dieser Situation... nein. vielleicht später, wenn die ganze
Sache vorbei ist.

Es ist ein Versprechen, das hinter mir liegt: "Ich treffe das
Ziel, es ist so, wie ich es sage." Ihr Blick, es ist immer der
Blick einer Frau, zweifelte, doch ich schüttelte das miese Gefühl
ab. Sie haben meistens Unrecht, wenns um Situationen
geht, in denen sich nicht um dieses , dieses widerliche Handwerk kümmern müssen.

Es ist heiss und ich richte meinen Blick auf die Sonne. Sie brennt
sich in meinen Kopf, ich wische mir den Schweiss aus den Augen.
"Komm schon." Ihre Stimme ist in meinem Kopf. "Wir haben nicht
ewig Zeit." hat sie gesagt und ich sehe das Ziel der Kugel vor
meinem Auge hin und herwandern. Hin und Her.

Meine Hände sind ganz nass, Angst oder Hitze, was ist
der Unterschied, wenn das Gewehr rutschig wird, wenn jede kleine
Bewegung meiner Muskeln Kimme und Korn verschieben. Da ist es
wieder. Das Ziel. Ich drücke ab.

Ich drehe mich um, starre in eine Sonnenbrille. Hinter mir lacht
jemand. "Knapp daneben. Eine Papierrose für die kleine Freundin?"
"Hast du schon wieder mit geschlossenen Augen geschossen?" Ich
blinzele. Psychose, vermutlich im Krieg geholt. "Mir ist
langweilig!" sagt sie und deutet auf die Geisterbahn. "Los, gehen
wir da hin!"

Ich starre auf die Festung, hinter deren Mauern das Grauen lauert
und beginne zu zittern und die Seelen der Toten erheben sich in
den Himmel und rufen leise meinen Namen.en.

Eine Rede! Eine Rede!

Sa, 11 Aug 2012 10:59:31, Lyka, [post_tag: club, post_tag: dilettant, post_tag: dilettanten, post_tag: ebook, category: frisches, post_tag: veroffentlichung]

Liebe Familie, Freunde, Verwandte, Bekannte, liebe Mitleser,

vor Millionen von Jahren starrte eine Echse auf die winzigen Säuger, die zwischen ihren Fußzehen herumturnten, ganz gleich, wie kalt und nass das Wetter war. Statt sich in ein behagliches Haus mit Kaffee und Kuchen zurückzuziehen, rannten die kleinen Viecher durch die Gegend und knabberten an der Rinden der Bäume, fraßen Gräser und Beeren, während der Dinosaurier gar nichts mitbekam, denn er war ja erstens zu groß und zweitens waren sie zu klein und drittens jagte von irgendwo aus der Ferne eine Gruppe hungriger Raptoren heran. Während also die Säuger ihre ersten kleinen Parties machten, dachte sich der Dinosaurier: „Das möchte ich auch!“ und stampfte davon.

Heute, vor einhundertsiebzehntausendundzweihunderteinunddreißig Jahren, während eines nächtlichen Gewitters, starrte Ug-Ug, der Höhlenmaler aus seiner Höhle. Er fluchte laut und warf Farbmatsch hin und her, denn er konnte nichts sehen. „Oh, Blitzgott, schicke mir viele Blitze, denn sonst seh ich nichts in der Höhle und die Vernissage ist auch in einer Woche und ich bin noch nicht mal halb fertig.“ Es krachte laut, als einer der Blitze in seinen Bekannten namens Iu-Iu einschlug und dieser brennend durch die Gegend rannte. Ug-Ug konnte das sehen, denn Iu-Iu leuchtete wie die Sonne, während er vorbeirannte und den nächsten Teich suchte. „Das möchte ich auch!“ jammerte Ug-Ug und rannte Iu-Iu hinterher, um ihn zu überreden, ihm als eine Art Beleuchtung für sein Kunstprojekt zu assistieren.

Im Jahre 2010 machte sich ein relativ junger Mann auf, ein Buch zu schreiben. Zu lang hatte er gesagt „Das möchte ich auch!“, hatte beobachtet, wie wild viele Leute waren, wenn man sie für mehr als 24h von einem Buch trennte, hatte gesehen, wie ihn die Autoren von den Rückseiten seiner Bücher (er hatte mehr als genug!?) angrinsten, als wollten sie sagen „Na los, fordere uns heraus!“

August 2012.

Es ist ein kühler Spätsommertag. Majestätische Wolken zerren Luftmassen über den Himmel... gegebenenfalls auch anders herum. Der nicht mehr ganz junge, aber doch nicht so alte Mann lächelt in die nichtvorhandene Kamera und nickt.

Ich präsentiere euch mit Stolz und voller Dankbarkeit mein erstes Buch und hoffe, es werden noch Weitere folgen.

Ihr findet es bei Amazon - als E-Book!

http://www.amazon.de/Der-Club-der-Dilettanten-ebook/dp/B008VRY2ZS/ref=sr_1_1?s=digital-text&ie=UTF8&qid=1344626920&sr=1-1

Wieso heißt das Buch „Der Club der Dilettanten“?

Dilettant ist ein wunderbares Wort, das für mich beschreibt, wie man mit einer Sache umgeht. Es ist traurig, dass man es nur noch benutzt, um Menschen negativ einzuordnen. Ein Dilettant ist nach originaler Lesung ein Amateur, Nicht-Fachmann, ein Laie; jemand, der eine Sache aus Spaß, nicht professionell, betreibt. Ein wunderschönes Wort, nicht wahr?

Im Club trefft ihr auf Amateure, die Geschichten schreiben, Märchen, Erfundenes und vielleicht auch mehr oder weniger Wahrheit. Ich weiss das ja nicht, bin zu selten Reporter oder Professor gewesen. Ich gestehe aber im Geheimen, dass ich das Buch, als ich es schrieb und über-überarbeitete, jedesmal, so bizarr das klingt, wirklich genossen habe. Es gab immer wieder Szenen und Beschreibungen, bei denen ich dachte: „Wie ist der Mann darauf gekommen“ und musste so grinsen und staunen, dass sich die Leute auf der anderen Straßenseite verwirrt umschauten, um dann zu versuchen, ihr Leben ganz normal weiterzuführen, vergeblich.

Ich danke euch für die Zeit, die ihr mir geschenkt habt und wieder schenkt, für eure Unterstützung, euren Glauben an mich und die ihr mir geholfen habt, aus dem „Das möchte ich auch!“ ein „Jetzt habe ich!“ zu machen!

Die Heimfahrt

Mo, 04 Feb 2013 16:07:40, Lyka, [post_tag: bruder, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: gefangnis, post_tag: heimfahrt, category: midnight-stories, category: tausend]

Er wartete, wie zu oft zuvor, am glühendheißen Tor, das ins Gefängnis führte. Die Sonne brannte sich einen Weg durch die staubige Luft, ließ den Geruch von Müll aufsteigen, versuchte, ihn zu vertreiben. Es war erfolglos. Er hätte an einem anderen Ort sein müssen, weit entfernt von dieser Stätte des Hasses, doch man hatte ihn hergebeten, um seinen Bruder abzuholen.

Er wusste, dass er ihn verabscheute, folgte dem Drang, auszuspucken, verwandelte den Dreck auf seinem rechten Stiefel in Schlamm. Verdammt. Das Tor quietschte, wie so oft, in seiner Gegenwart, immer wieder sowohl Enttäuschung als auch Erleichterung. Er wollte nicht hier sein, doch... man hielte es ihm vor, wenn er sich um unwichtigere Dinge kümmern würde.

Wieder würgte er einen Schleimklumpen aus den Tiefen seiner Lunge hervor. Er sollte aufhören, zu rauchen, es würde ihm Krebs bescheren, Impotenz, was auch immer die Worte auf den Packungen versprachen. Zu schlecht, dass er keine Zigarette mehr hatte. Er betrachtete die Leere, zerknüllte die Packung, lauschte dem Rascheln der billigen Folie und kicherte.

"Du bist da" sagte die Stimme neben ihm. Er blickte nicht auf. "Michael..." Sein Gegenüber hüstelte. "Freust dich nicht, mich zu sehen..." Er nickte, abgelenkt von seinen eigenen Gedanken, wieso er das Tor überhört hatte. "War auch langsam Zeit. Komm." Sie wanderten über den Parkplatz, Michael deutete auf den Wagen. "Immer noch derselbe.." "Wir verschwenden Zeit, Mike." Mike nickte. "Ich weiss. Ich bin nur nervös. Ich weiss, was du willst. Rache. Hey, es..." Sein Gegenüber schüttelte den Kopf. "Du weißt, dass ich nicht rachsüchtig bin." Er versuchte zu lächeln. "Ich will nur, dass du schnell wieder bei uns bist."

"Wie gehts den anderen?" fragte Mike, doch er erhielt keine Antwort. "Ben?" fragt er. Ben blickte auf. "Sorry, die Wagentür ist noch immer... genauso mies wie damals." Es knackte, dann stieg Ben ein, beugte sich zur Beifahrertür, drückte den Hebel. "Steig schon ein." "Nervös?" fragte Mike. "Natürlich. Ich meine..." Der Wagen ähnelte einem Backofen, eine Mischung aus Motoröl und menschlicher Langeweile. "Wie lang bist du schon hier?" fragte er, während Ben seine Hände durch die viel zu kurzen Haare rieb. Nichtmal bei der Armee... aber das war viel zu lang her. "Sonnenaufgang." Mike grinste abwesend "Alte Gewohnheiten..." "sind gute Gewohnheiten." Ben seufzte. "Wir fahren dann mal los. Hast du alles?" Mike reckte die Finger von sich. "Alles dabei." "Gut."

Sie schwiegen. "Wie geht es ihm?" fragte Mike endlich, eine Frage, die Ben schon erwartet hatte. "Gut... ja..." "Hör zu, ich wollte das Geld nicht..." Ben schüttelte den Kopf. "Wie ich schon sagte... Hauptsache, du bist wieder bei uns."

"Die anderen?"

"Die Familie... ist bei ihm." Die Pause irritierte nur einen Augenblick, Mike lachte kurz auf. Ben blickte ihn an. "Ich habe euch vermisst, ich meine, im Knast... fehlt das. Man hat ja auch nichts von euch gehört." Ben startete den Wagen. Der Motor schob das viel zu alte Getriebe in die richtige Richtung und der Rest des Autos folgte. "Störrisch wie ein alter Esel..." Mike starrte aus dem Fenster. Die Reifen rutschten vom Parkplatz auf den Asphalt der Landstraße, folgten den fast so schon träumerischen Bewegungen des Lenkrads, das Ben fest umklammert hielt, als hinge sein Leben davon ab.

"Das Geld..." fing Mike wieder an. "Ich... ich habe es gebraucht. Ich... musste einfach meiner Freundin helfen." Ben blickte ihn aus dem Augenwinkel an. "Freundin... du weißt... das ist so eine Sache..." Mike fühlte die alte Wut in sich aufsteigen, atmete schwer, dann seufzte er. "Dann das Feuer... ich weiss auch nicht, was da passiert ist..." "Solche Dinge können passieren, wenn man trinkt, Mike." "Ben...ich.."

"Ist gut. Ich wollte damit nicht anfangen. Wir wollen dich nur bei uns haben. Du bist wieder in der Familie. Alles wird gut." "Aber das Geld werde ich nie zurückzahlen können. Das Feuer, Laura, ich habe alles verloren..." Du hast die Familie."

"Familie? Sekte. Du weißt, was sie mit unserem Geld gemacht haben, Vater, er... hat Sachen getan, Dinge... er hat..." Mike atmete schwer, hoffte, dass "Ben, ich wollte nicht, es tut mir leid." Bens Gesicht arbeitete, doch er antwortete nichts "Es gibt keine Aliens, sie werden uns nicht holen, sie werden uns nicht zu einem fremden Planeten mitnehmen... Wir... sind Menschen!" Ben nickte.

"Ich weiss... Es ist schwer, das zu begreifen. Ich meine... wir sind doch Freunde. Brüder... wir müssen mit Vater reden, müssen ihm die Sache austreiben... ich habe viel gelernt, Ben. Ich hatte ein halbes Jahr lang Zeit, nachzudenken. Es ist nicht vernünftig, dass..."

Er stoppte, als Bens kehliges Lachen sich im Wagen ausbreitet. Verwirrt blickt Mike in seine Richtung. "Das Geld... es kümmert uns nicht mehr. Weißt du, Vater hat mir eine Aufgabe gegeben, die ich erfülle. Bring ihn zu uns. Das waren seine Worte. Seine letzten Worte an mich, bis wir beide bei ihm sind."

"Und wo ist er?" Mike fühlte, wie der Druck in seinem Rücken wuchs, fühlte die Fliehkräfte, die ihn auf dieser allzu bekannten Straße herumschleuderten "Fort... wie die anderen auch." "Wohin sind sie denn..." Mike stoppte, als die Striche auf der Straße begannen, sich ineinanderzuschieben. Er fühlte sein Herz, fühlte, wie das Adrenalin durch seinen Kreislauf schoss, wie eine Gewehrkugel durch Zeitungspapier. "Der menschliche Körper kann in den Weiten des Weltraums nicht überleben, Mike. Vater hat das begriffen. Du, lieber Bruder, warst genau der Katalysator für seine Erkenntnis. Er merkte an dir, teurer Bruder, dass unser Fleisch viel zu sehr an dieser Welt hängt, dass uns die Wesen aus den Tiefen der Ewigkeit nicht als ihresgleichen akzeptieren können." "Wo... wo ist Vater?!?" versuchte Mike hinter dem Aufheulen des Motors zu

schreien. "In der Ewigkeit." flüsterte Ben und blickte in die Schlucht, die sich vor ihm öffnete wie das Maul eines Drachen.

Der Pfad - Eine Erinnerung

Di, 09 Apr 2013 23:21:12, Lyka, [post_tag: angst, category: augenblicke, post_tag: dammerung, category: frisches, post_tag: heimat, category: midnight-stories, category: tausend, post_tag: winter]

Wenn immer ich mich an meine Kindheit erinnere, denke ich an den Pfad. Gut, für die Großen, Erwachsenen ist es keine echte Herausforderung, den eingezäunten Pfad zwischen zwei getrennten Teilen meiner Heimatstadt zu betreten, aber für mich war es, so oft ich mich auch beherrschen wollte, ein lebendig gewordener Alptraum.

Du musst es dir so vorstellen:

Der Weg hinauf in den Pfad ist so schmal, dass nur ein einzelner Erwachsener ihn beschreiten kann. Es ist kaum möglich, einem möglichen Entgegenkommenden auszuweichen, weil rechts von dir ein Abgrund lauert; die Bäume, die einst den Abhang stützten, wurden ausgelöscht, abgehackt, verbrannt, vernichtet. Nun findest du dort nur noch Dreck, kaum fähig, dich zu stützen, wenn du den Halt verlierst. Auf der linken Seite ein Zaun, hinter dem ein Grundstück auf seine Gäste wartet, daneben, und über den Geruch wirst du sicher nicht erfreut sein: Ein Hühnerstall... wenigstens im Winter erträglich, aber dann möchtest du noch weniger den Gang betreten... denn die Angst, die du in den nächsten Erleben wirst, zehrt von der Finsternis, der du begegnen wirst.

Aus der Entfernung mag der Pfad winzig erscheinen, aber jeder Schritt, der dich hineinträgt, verlängert den Weg bis zum anderen Ende, bis zum Ausgang. Dort, in einer Entfernung, die du nie überwinden wirst, ohne an Herzrasen oder an anderen Dingen zu sterben, wartet die Rettung.

Doch genug von der Hoffnung, es ist noch ein weiter Weg. Aus dem Zaun, den du vor dem Weg in den Abgrund deines Angst noch sehen wirst, beugt sich eine Hecke in deine Richtung. Welches Glück du im Sommer hast, wenn Blätter dich an der Wange streifen, während du dich aufmachst, die Dunkelheit zu betreten. Im Winter jedoch kratzen Finger toter Hände an deiner Kleidung, zerren dich in eine Welt, die du nie betreten willst, biegen sich dir nach, wenn du an Ihnen vorbei schleichst, als hätten sie Augen, die nur auf dich warten.

Auf der rechten Seite, wenn du überlebt hast, wird dir ein großer Garten gezeigt, in dem sonst Menschen feiern, Kinder spielen, um die Birken laufen, sich verstecken, doch nicht im Winter. Du versuchst, dein Keuchen zu unterdrücken, damit du deinen Schritten im Schnee lauschen kannst, dem Knarren deiner Schuhe , wenn Sie die weiße Pracht zusammenpressen, Spuren hinterlassen. Spuren, denen du folgen möchtest, falls du doch noch umkehren würdest, ein paar Schritte, dann wärst du wieder frei.

Die schwarzen Augen der Birken folgen dir, wispern im Rauschen des Winterwinds Geschichten über verlorene Kinder, die vor Jahren erfroren sind, deren Geister noch immer die Hände Ihrer Eltern suchen und nur deinen Anorak finden, sich daran festklammern, flehen und zittern, während du, nur du, sie hören kannst.

Der Pfad wird schmaler, während du ihn beschreitest. Die Zäune beugen sich unter der Last der Jahre hinunter, berühren sich fast an ihren oberen Rändern, während die Hecken ihr Bestes tun, um die Illusion zu verstärken, du seist gefangen, doch du bist es nicht, nicht für diesen Augenblick.

Hörst du das Knurren? Ich höre es, noch immer in meinen Träumen. Das Knurren wird lauter und lauter, bis das Tier, der Hund, bellend, zeternd, kreischend, die Zähne gefletscht auf dich zustürmt, nur von einer Kette gehalten, die zu dünn für seinen Hals wirkt, seinen Kopf nur ein paar Handbreit vor deinem Gesicht stoppen lässt, das diese zornige Kreatur dir zerfleischen würde, wenn Sie könnte. Unfähig, dich für Augenblicke zu bewegen, erstarrst du zu Eis, denn jeder kleine Schritt lässt diese Bestie glauben, du wärst Futter, ein kleiner Snack vor Mitternacht.

Das Bellen des Tiers folgt einem, trotz vorsichtiger Schritte und in der Ferne erblickst du tatsächlich den Ausgang. Bald hast du es geschafft... falls nicht... Du wirbelst herum. War da was? Vermutlich nur Schnee, der von den Ästen herunter geweht wurde. Am anderen Ende, von dem du gekommen bist, hat sich doch etwas bewegt! Du starrst hin, versuchst etwas in der Dämmerung des frühen Nachmittags zu erkennen. Da ist doch jemand. Deine Füße bewegen sich fort, rückwärts, erst vorsichtig, dann schneller, dann drehst du dich um und rennst los. Es kann nicht so schnell sein, doch nur Augenblicke später fühlst du seine Fingernägel an deiner Kapuze kratzen, fühlst, wie du an einen Zaun knallst, nur um im nächsten Augenblick Schnee in den Nacken zu bekommen, weil deine Aktion einen Ast gelöst hat, der nach oben schnellt und seiner Last an Winterwunderland befreit wird. Für dich jedoch, mein Freund, ist der Schnee eine Hand, seine Hand, die des Todes, die des Vergessenwerdens. Die Brücke, kaum einen Meter breit, die über den Bach in den Karpfenteich eines der Anwohner fließt, siehst du kaum noch, hörst nur das Knirschen der Bretter unter dir und schießt, nur wenige Schritte davon entfernt, hinaus ins Freie.

Du schüttelst dir den Schnee, dessen Schmelzwasser schon den Nacken hinunterläuft, vom Hals und blickst im Augenwinkel hinter dich. Dort ist, wie so oft, niemand, keine Gestalt aus Ästen und Zweigen, keine Kinder, die mit dir spielen wollen... nur der Pfad, der wieder daliegt, als wäre nichts geschehen, dessen Boden mit deinen, nur deinen Stiefelabdrücken gesät ist, deren Schatten sich im Dämmern des beginnenden Abends auflösen.. dessen Zweige, Händen gleich, Abschied winken und der Wind, der durch die kahlen Hecken weht, ein Versprechen flüstert... auf dich zu warten, auf dich und auf mich zu warten, ganz gleich, wie groß und erwachsen wir uns hier, im Licht unserer allzu sicheren Wohnung fühlen.

Die Überraschung

So, 25 Aug 2013 23:31:24, Lyka, [category: fingerubung, category: midnight-stories]

Vorwort: unter Umständen FSK 16. Aber Wer ist schon alt genug für das Leben.

Sie war zu spät dran, wie immer. Johann dachte daran, dass dies eine der nervigsten Eigenschaften einer Frau war, aber bei ihr war das liebenswert. Er sagte sich immer wieder, dass sie sich auf ihn freute, sich speziell für ihn vorbereitete. Er lächelte bei dem Gedanken, doch mit dem Blick auf die andere Seite der Bar verdunkelte sich wieder sein Blick. Dort saß jemand. Er hatte die Füße auf den Tisch gelegt. Es dämmerte draußen und Johann hoffte, dass sie bald vorbeikäme, noch eine Stunde mit dem Fremden im Raum wäre nicht auszuhalten gewesen, doch... wenn sie kam, würde sie alles erklären können, wie immer.

Er fühlte, wie die Dämlichkeit seines Grinsens zurückkam und wandte sich um, um sein Gesicht vor den anderen im der Bar zu verbergen. Regentropfen rannen so vorsichtig die Fensterscheiben herunter, als würden sie unterwegs gefrieren, so blau wie ihre Augen. Gedanken an sie waren immer da. Wenn er aufwachte, war sie es, die ihn vom Handyscreen anschaute, ein Blick voller Freude an einem frühen Morgen. Am Mittag rief er kurz an, das durfte er, sie erwartete es von ihm und am Abend, aber nur wenn sie daheim war, allein, ohne Gatten, ebenso. Johann fühlte, wie sein Herz beim alleinigen Gedanken an einen Ehemannes vor Zorn bebte. Er hatte sie angefleht, ihn zu verlassen, doch sie hatte sich immer wieder abgewiegelt, hatte Gründe vorgeschoben wie ein Kleinkind und wie ebenso eines hatte Johann gefleht, geweint, gebettelt, doch sie war hart geblieben. Lachhaft, hart... sie war wie eine Sonnenblume im Sommerwind.

Der Mann mit den Füßen auf dem Tisch... mit dem war was faul. Nicht, dass Johann sein Vertrauen auf Vorahnung setzen konnte, aber in diesem Fall, in einem geschlossenen Raum ohne Aussicht auf sie, die da kommen sollte, schon vor 10 Minuten, es war ein ganz schlechter Zeitpunkt für genau diese Art Nervosität, die dies in ihm auslöste. "Heh". Johann folgte der Stimme. Der Fuß-auf-dem-Tisch-Mann grinste ihn finster an. "Was machst du heute abend hier?" fragte er. Johann zuckte mit den Schultern. "Warten? Und... Sie?" das "Sie" war signifikant leiser als geplant. "Meine Alte kommt vorbei. Will mir meinen Nachfolger vorstellen." Er grinste.

Johann fühlte, dass ihm kalt ums Herz wurde. "So?" fragte er. Sein Gegenüber nickte. "Die Alte denkt, dass ich ihm was tue, wenn ich nicht weiß, dass sie in guten Händen ist. Außerdem habe ich doch eine Art" er beugte sich vor, "Mitspracherecht." Er lehnte sich wieder zurück. Wut flammte auf, hinterließ einen Fleck auf dem Verstand, der sich nicht wegwischen ließ. Er erinnerte sich an die SMS: "Komme 20 Uhr. Jemand will dich kennenlernen. Freu dich. HDL". Worte konnten nicht mehr beschreiben, wie er nun sich fühlte, da war nur Kälte und, wenn er die Augen schloss, blendende Finsternis "Mitspracherecht?" fragte er den Mann. "Dann werden wir schauen, wer der stärkere ist. Meine Alte und ich haben da so..." er nahm einen Schluck vom Bier, rülpste und starrte Johann an. "ein Spiel." "Ein Spiel?" fragte Johann. Der andere nickte. "Wir kämpfen. Wenn er gewinnt, ist sie mich los. Wenn ich gewinne, nun..." er grinste. Die Faust fiel auf den Tisch, das Holz jaulte schmerzhaft, verstummte wieder.

Johann nickte. Irgendwo hatte er doch... in seiner Jacke. Ja. genau. Passive Bewaffnung ist verboten, aber wozu hat man ein Teppichmesser. Bevor er tot war, war der andere dran. Notwehr. Ganz klar. Er konnte alles erklären, falls... "He" rief der andere, "komm doch mal her." Johanns Muskeln erstarrten, er schluckte. "Wawarum?" fragt er. "Weil du nicht gefährlich aussiehst. Deshalb. Meine Alte soll sehen, dass ich nicht nur" er lachte "total menschenfeindlich bin. Naja, für ein paar Augenblicke." Er grinste. Wie von einem Puppenspieler gezogen, erhob sich Johann und schlurfte hinüber zu seinem neuen "Freund". "Setz dich." befahl der Mann. Johann musste an die SMS denken. Deshalb hatte er noch niemanden aus ihrem Bekanntenkreis kennengelernt. sie hatte mit ihm gespielt, hatte ihn glauben lassen, dass er wichtig für sie wäre,

bevor sie ihn heute Abend abservieren lassen würde. Der Typ sah in der Nähe noch viel gemeiner aus als aus der allzu-sicheren Ecke.

"He, Kellner, ein Bier für meinen neuen Freund" einige kurze Fauststöße auf den Oberarm später, die sicher zu blauen Flecken werden würden... blaue Flecke, bei Gott, das wäre das geringste Übel, aber mit gebrochenen Knochen aufzuwachen oder gar nicht mehr, tot in irgendeinem Gulli zu landen, zu verfaulen, nur weil eine Frau, ja, eine Frau, die er zu lieben gedacht hatte, bis zur Unendlichkeit der Zeit hinweg, nur weil sie ihn in eine Falle gelockt hatte.

"Dein Handy" sagte der Mann. Johann blickte auf. Der Bildschirm flammte auf, das Vibrieren durchströmte den Raum um sie herum. "Du willst nicht?" fragte der Fremde. Johann schüttelte den Kopf. "Ach komm, so schlimm? Was mit ner Frau?" er grinste. Langsam, aber sicher fühlte Johann, dass ihm dieses allumfassende Grinsen über wurde, immer debiler, dumpfer, bösartiger, als ob ein Clown mit seinen Innereien spielen würde, wütend und sadistisch. "Hey" rief er. Der Mann war aufgestanden und hielt das Handy gepackt. "Hehe, Kleiner, eine SMS. „Ist meine Überraschung schon da?“ Was..." Seine Augen starrten auf die Klinge, die in Johanns Händen lag, während ein Fluss von Blut über seine Kleidung lief, seine Arme hinabtropfte. Johanns Beine versagten. Das Messer knallte auf die Fliesen, während seine Knie beim Aufprall jaulten. Er blickte auf und sah den Berg von Mann, der verzweifelt versuchte, sich aufrecht zu halten, gegen einen Tisch knallte und diesen umriss, bevor auch er zusammenbrach

Johann versuchte, das Röcheln des Sterbenden zu überhören. Das Handy klingelte in einer Lache von Blut und verstummte. Der Kellner würgte im Hintergrund, Schreie wurden laut. Die Tür öffnete sich. Johann blickte auf. Seine Sonnenblume. Seine Sonne. Sein Leben. "Deine Überraschung" flüsterte Johann. Sie wankte zurück, Johann hörte, wie seine Stimme aufbegehrte. "Deine Überraschung" das Brüllen kam von ganz allein, "deine beschissene Überraschung. Er sollte mich fertigmachen. Ich kenne euer Spiel." Ihr bleiches Gesicht bewegte sich panisch. "Mein Mann, er hat der Scheidung zugestimmt... das war die... Überraschung. Ich habe meinen Anwalt... oh Gott... Du hast... einen Fremden... einfach so... Oh Gott." Sie wandte sich um, die Hände vor dem Bauch verschränkt. Eine Gestalt schob sich an ihr vorbei, ging auf ihn zu und beugte sich zu ihm herunter. "Sie brauchen auch einen Anwalt?" Johann nahm die Karte an sich, die ihm der Mann entgegenstreckte, konnte die Schrift nicht lesen, so sehr zitterte er, blickte auf, fragte "Was habe ich getan? Was soll ich tun?" Der Anwalt grinste "Plädieren sie einfach auf Notwehr. So mach ich das auch immer."

Die alte Finsternis

Sa, 26 Okt 2013 19:52:13, Lyka, [post_tag: augenblicke, post_tag: bar, category: berlineritis, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: stadt, post_tag: zigarette]

Die alte Finsternis lag über der Stadt, dunkel und flauschig wie ein ungereinigter Teppich, Jahrhundertealt und verkommen, so wie die Häuser unter ihm, von insektenhaften Menschen durchzogen, die nichts anderes zu tun hatten, als sich in das Licht zu flüchten, das ihnen die Angst nehmen sollte, ihnen stattdessen jedoch nur noch mehr Furcht erschuf, indem es Schatten an die Wand warf, wo sonst nur Einsamkeit herrschte.

Ich war auf dem Weg zu einer Bar, um eine Frau zu treffen. Die Straßen waren voll von Leuten, die etwas ähnliches vorhatten, mit oder ohne die Hilfe ihres geliebten Alkohols. Es war Samstag und die Welt hatte ihr eigenes kleines Gericht über ihre Köpfe gelegt, Urteil: schuldig. Ich musste mich nicht in die Bar drängen. Es gab genug von ihnen in der Stadt und jede hatte genau dasselbe zu bieten, eine Art Sicherheit, Licht, Wärme, das Gemurmel der anderen, sprich, es war ein Hort, endlich mal der sein zu können, der man immer sein wollte. Wie auch immer, ich starrte auf das Schild über der Bar und dachte daran, wie sie sich mir zu erkennen gedachte: Ich trage eine weiße Rose auf grünem Kleid.

Soso. Ein übliches Treffen an einem üblichen Tag mit üblichen Klamotten. Es war so, als ob sie sich ranwerfen wollte, ein bisschen Spaß an diesem allzu-normalen wochen-endlichen 24h Selbstrotationszyklus, sprich, Tag. Ich folgte nur einem Automatismus. Als die Tür sich nicht öffnen ließ, starrte ich sie lange an, bevor ich bemerkte, dass man an ihr ziehen musste, statt zu drücken, vermutlich eine Hilfestellung für die ganzen Besoffenen.

Der Geruch menschlichen Verfalls überlagerte das scharfe Echo des Ausschanks von Spirituosen und ich musste erst einmal flach atmen, sonst hätte ich mich umdrehen und fliehen müssen. Schweiß lag in der Luft, schlimmer noch, alter Schweiß. Draußen konnte man es mit der Konzentration auf die Abgase der Autos der Abendfahrer versuchen, zu ignorieren, doch aus dieser Arena des gemeinsamen Zerfalls gab es kein Entkommen, das nicht wie Panik aussah.

„Schöner Abend heute“ war ihr Gruß und ich versuchte, das zu verstehen. Was ist an einem Abend... gut? Was ist gut? Was

ist heute? Ich lächelte grundlos und versuchte, den Sinn ihrer Ansprache zu erkennen. War das üblich? Gut. Ich murmelte etwas zurück in der Hoffnung, dass sie es verstehen würde. Ihr Grinsen wurde groß, ihre Zähne leider auch.

„Das sind Sie also.“ sagte ich und überprüfte die Formulierung mit meinem Verstand. Höflichkeit an diesem Ort ist meistens unangebracht, aber ich fand, dass man damit spielen konnte, es war eine Saite im Spiel einer zerbrochenen Gitarre. „Sie sind fast so, wie Sie sich beschrieben haben“, war ihre Antwort, ein wenig zu keck, aber noch im Rahmen. Ich nickte. „Ich bin etwas anders als die Bilder. Die sind alt. Ich bin neu.“ Sie griff nach unten und holte eine Handtasche herauf. „Rauchen Sie?“ fragte sie mich. „Nur wenn ich brenne.“ war meine Reaktion. Man muss schon ein wenig lustig sein, wenn man versucht, sozial zu sein. „Gut.“ meinte sie, als ob sie den Scherz nicht verstanden hatte. Ich war geneigt, ihn ihr zu erklären, aber dafür hätte mich ihre Reaktion mehr kümmern müssen, als sie das tat. „Aber der Rest stimmt?“ fragte sie mich, ihre Augen recht belanglos auf mich gerichtet, als wäre ich noch immer an der Tür zur Kneipe, Bar, Restaurant, Abfallgrube, würde warten, dass sie mich empfängt. Sie drehte ihren Kopf zur Seite, eine Art Fragehaltung. „Ja. Ich arbeite in dem Gewerbe seit 25 Jahren. Ich habe vor, in Rente zu gehen, etwas neues zu tun.“ „Neues? Nach all der Zeit? Dass ist eine Herausforderung, die man sich gut überlegen sollte.“ Ich streckte meine Hände aus. „Die zittern noch nicht einmal. Es ist alles möglich, wenn man nur an sich glaubt.“ Genug Spielzeit. „Sie können stolz auf sich sein“ ergänzte ich. „Wieso?“ fragte sie, den Rauch der Zigarette, die sie aus der Tasche gezogen und angezündet hatte, vor ihrem Gesicht, der sie bis zur Unkenntlichkeit verdeckte. „Ich bin immer etwas... zurückhaltend.“ Mein Lächeln konnte sie sicher nicht sehen. „Wir sprechen eine Sprache... wir sind eine Spezies. Wieso sollten wir zurückhaltend sein?“ Spezies. Wieder eines dieser Worte... „Natürlich“ meinte ich, ergänzte aber mit „Dennoch, wie Sie auf mich gekommen sind.“ Ich versuchte, nicht zu enthusiastisch zu klingen. „Ich habe meine Fähigkeiten, Sie haben die Ihren und in einigen Punkten sprechen wir die selben Dinge an, die andere nicht verstehen würden.“ „Wie lang sind Sie schon hier?“ fragte ich. Sie zuckte mit den Schultern. „Die Stadt ist groß, man sein, dass ich noch nicht überall war, aber ich bin lang genug hier, zu wissen, wo man sein sollte und welchen Orten man fernbleiben sollte.“ Ich konnte ein leichtes Lächeln in ihrem Gesicht erahnen. „Es ist gut, wenn man sich so kennenlernt, nicht einfach gegenseitig... überfällt. Es ist nett, es ist nicht so einsam.“ Ich lehnte mich etwas zurück. „Einsamkeit ist eine Einstellungssache. Natürlich, außerhalb der eigenen Leute ist man allein, aber es gibt genug, dem man folgen kann, das einen ablenken kann. Dieser Abend hier... das ist... eine Art“ Ich stoppte. Der Geruch nach verbranntem Filter war nicht zu überriechen. Ich legte meine Hand auf die Ihre, die noch immer die Zigarette hielt, öffnete ihre Finger und ließ den Zigarettenstummel in den Ascher fallen. Sie blickte mich an, eine Mischung aus Verwunderung und Sensation. Mein Seufzen schreckte sie auf. „Also... wie lang?“ fragte ich. „2 Monate“ „und vorher?“ „Lange unterwegs, mal hier, mal da.“ „Aber nicht daran gewöhnt, an das Rauchen und so.“ Ich sah ihre Augen vibrieren, 2 Stück, perfekte Smaragde mit einem schwarzen Punkt in der Mitte. Kamen ihr Tränen? Ich blickte in eine andere Richtung. Sie schniefte etwas. „2 Monate“ murmelte ich vor mich hin. „Hey“ sie legte ihre Hände auf den Tisch, direkt vor sich hin, die Handflächen nach oben gerichtet. Ich nahm sie und drehte sie um. „Das sind wichtige Dinge“ meinte ich, „zu wichtig. 25 Jahre reichen nicht aus. 2 Monate reichen schon gar nicht aus, aber es gibt soviel zu sehen, soviel zu lernen.“ Sie nickte. Eine einzelne Träne kroch aus ihrem rechten Auge, ihr Gesicht in Horror verzogen. „Lassen Sie das“ ergänzte ich, „nicht hier und nicht jetzt. Alles zu seiner Zeit.“ „25 Jahre muss ein Alptraum sein“ murmelte sie, „25 Jahre, tagaus, tagein... und nun, da Sie aufhören, komme ich und lasse zu, dass Sie Angst um mich haben.“

Ich nickte, schüttelte dann den Kopf. Mein Nacken ließ ein leises Knacken entweichen. „Hören Sie das? Das ist das Alter. Die Stadt wirkt sich aus. Daheim wäre das kein Problem, das Alter. Ich würde über die Wiesen wandern, allein und unter leuchtendem Himmel.“ „Ja“ sagte sie. „Die Nacht. Die Finsternis. Dies ist so furchteinflößend. Woher weiß man, dass da nichts lauert. Woher weiß man, dass der Tod nicht auf einen wartet. Ich habe Bilder gesehen...“ sie stoppte.

Wir schwiegen beide. „Wollen Sie wirklich gehen?“ fragte sie. „Wollen Sie wirklich bleiben?“ „Ich bin neugierig“ sagte sie und starrte mit einer gewissen Ungeniertheit auf die Leute, die sie versuchten zu ignorieren, mehr noch, die sie wirklich ignorierten. Es war Samstagabend und was sollte man sonst noch tun, außer in seinen eigenen Gedanken ertrinken... nichts. „War ich auch einmal. 25 Jahre reichen. 788 Millionen Augenblicke, die kommen und vergehen. Ich vermisse die Heimat. Die Stadt hat viel zu bieten, aber ich finde nichts mehr an ihr. Sie sind jung.“ Ich versuchte es noch einmal mit Höflichkeit. Sie reagierte nicht. „Hey“, sagte ich, „Sie müssen lernen, auf Komplimente zu reagieren und das war eins. Jugend ist Hoffnung ist Neugier. Ich bin zu gebunden... Sie sind frei.“

Ich nickte ihr zu. „Es wird Zeit.“ Wir standen gemeinsam auf. Die Leute um uns herum reagierten nicht wirklich. Als die Tür sich vor mir öffnete, blickte mich die Finsternis an, blickte mir tief in meinen Verstand und grinste, ich grinste zurück. „Du wirst es vermissen“ sagte sie, „du wirst mich vermissen.“ Ich schüttelte den Kopf. „Nur ein bisschen“ flüsterte ich. „Was ist los?“ fragte mich die Frau hinter meinem Rücken. „Ich verabschiede mich nur von einem guten Freund“ sagte ich, „wir sehen uns.“ Ich nahm meine ganze Energie zusammen und trat nach vorn. Endlich war ich frei, endlich... frei. Ich blickte mich um, schaute hinunter und sah, wie sie meinen Körper berührte, dort, wo der Hals den Schädel hielt, fühlte ein leichtes Kribbeln in den Erinnerungen meiner Existenz, eine Art Schmerz und konnte sehen, wie mein altes Fleisch zusammenschmolz, sich verwandelte, sich in graufarbene Asche verwandelte und unter dem Wind, den ein vorbeifahrender Bus in die Straße trug, davonsegelte.

Sie blickte mir nach. In 25 Jahren, in 788 Millionen Augenblicken... würde das mit dem Wiedersehen eingehalten werden... wenn sie nur aufhören würde, zu versuchen, eine Zigarette verkehrt herum zu rauchen.

Emanuel Mayer

Zwei Schatten

Do, 07 Aug 2014 23:25:48, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, category: midnight-stories, post_tag: nacht, post_tag: ubahn]

Ich sah die Gestalt vor mir auf dem Weg zur U-Bahn. Ihr riesiger Schatten schien die Welt auszulöschen, aber es war nur das taktisch schlecht platzierte Licht der Laternen an den weiß-bemalten Neubewohnerhäusern, die zeigen wollten, wie hip sie wären, in dem Sie diese Lämpchen von Dämmerung zu Dämmerung dahinschweifen liefen.

Er war schneller als ich, ich wanderte langsam nach meinem Arbeitsabend durch die beginnende Nacht. Die Straße war fast leer, ein paar Fenster waren offen und hinterließen einen sanften Teppich aus blauem Licht und fernen Explosionen aus den fremden Welten der Fernsehprogramme. Ich sah ihn über den Hügel stampfen, als wäre etwas hinter ihm her, ich war es nicht. Ich ging nur in die selbe Richtung wie er, nun hügelabwärts an einem Amüsierschuppen in liebesblutrot vorbei, das Gebrabbel von Restaurantgästen erfüllte mich, ich lauschte Ihnen für ein paar Augenblicke, dann war ich vorbei und er augenscheinlich schon vor Ewigkeiten. Auch ich schlurfte die ermüdende Treppe in die U-Bahn-Station hinunter. Da war er wieder, das Gesicht gesenkt, starrte er auf die Gleise, stand an meinem Platz, unbeweglich wie eine Mauer. Ich stellte ich neben ihn hin, blickte auf die helle Fliese, die meinen Platz auf dem Bahnsteig markierte, um den besten Platz zu finden. Er wich mir aus, ging ein halbes Dutzend Schritte nach rechts davon. Ich blieb stehen. Merkwürdigkeiten schossen mir in den Kopf. Ich starrte die Uhr an, die mir sagte, dass es kaum noch ein paar Augenblicke wäre, bis ich endlich meinen Abgang machen könnte.

Die Bahn auf der Gegenseite fuhr davon, ich hatte nicht gehört, wie sie angekommen war, die Abendgäste ausgespuckt, neue Mitfahrer eingesaugt, eingesargt hatte. Er stand neben mir, blickte immer auf die Zeit, als ob es wichtig wäre, er hatte mich verfolgt, schleichend nur, hatte mich von meinem Platz gedrängt, als ob es der seine wäre.Endlich kam die Bahn. Doch die Position der Tür war taktisch falsch, so trat ich nach ihm in dieselbe, in der er verschwunden war, ein. Er hatte keinen Platz gefunden, einen Hauch von Genugtuung konnte ich nicht verbergen. Er schaute weg. Ich auch.

Ich hörte Musik. Er las ein Buch, irgendein schwarzes Digitalschriftstück starrte mich an. Ich hatte mein ähnliches in meinem Rucksack. Er blickte immer wieder auf und las die Stationsanzeigen mit unnatürlicher Aufmerksamkeit. Ich fand das lächerlich, aber er war halt komisch. Ich hasste es, zu stehen, gerade so lang, aber was ist, ist schlecht, also musste ich mich daran gewöhnen.

Die Fahrt zog sich hin. Das Buch war nicht gerade schlecht, aber es hätte besser sein können. Im Hintergrund war das Säuseln irgendwelcher fremdartiger Noten zu hören. Er war noch immer da. Idiot. Wann würde er aussteigen? Die Geschichte im Buch war dämlich, aber ich hatte nichts anderes und seine Musik spielte noch immer.

Menschenmassen stiegen aus und wieder ein. Der Wagon platzte und atmete wieder. Die Nacht nahm Ihre Arbeit auf und ließ nur die Bekloppten zurück, die Schlaflosen, die Trunkenen.

Er war noch immer da. Diese Fremde in seinen Augen machte mich mürbe.

Er ging nicht weg. Er blieb da, angewurzelt.

Eine Ewigkeit verstrich, ganz sachte wie eine Feile auf Blech, genauso wie die Bremsen und das Tröten der Bahn, ein Taumel aus Nichts und Allem.

Ich sah, wie er ausstieg und davoneilte. Ging er nicht in die falsche Richtung? Ja, das tat er. Dieser... Idiot. Ich... aber er hatte ja noch Zeit, sich für eine Tür zu entscheiden. Ich folgte ihm.

Er folgte mir ebenso wie ich ihm, aber das hatte keinerlei Bewandtnis, auch wenn ich seine Schuhe hörte. Ein halbes Dutzend Türen hatte er Zeit.

Die Straße lag leer vor mir. Und ihm. Die letzten Gäste hatten die Fußsteige verlassen. Der Mond kicherte leise unterm Sternenzelt.

Ich konnte ihn nicht mehr hören, aber mich umzudrehen, wäre dämlich gewesen. Ich fühlte, er war da.

Das Glastor war geschlossen, meine Finger hatten den Schlüsselbund schon Ewigkeiten gepackt und suchten den Schlüssel.

Er schloss die Tür auf, zitterte, huschte hinein. Ich wollte den meinen Schlüssel nicht suchen, also rannte ich los und

erwischte das Glas noch im letzten Augenblick. Er stob davon. Der Innenhof war einsam.

Er wohnte im Haus?

Ich suchte die Tür... vermutlich, ich meine, es gab noch andere Türen im Innenhof... er musste mir nicht folgen. Ich stieß die Tür auf und schloss Sie hinter mir. Die Treppe. Ich hörte seinen Schlüssel.

Idiot. Wieso riss er die Tür so zu? Hatte er Angst? Ich hätte Angst haben müssen! Ich meine... was, wenn er wusste, er ich war?

Die Treppen hinauf. Es knackte hinter mir. Schlüssel klimperten theatralisch. Seine Schritte waren überall.

Er stand vor der Tür. Sie war reflektierte ihn. Sie reflektierte mich. Er drehte sich um. Unsere Blicken trafen sich. "Hallo Emanuel" sagte er.

"Hallo Emanuel" antwortete er. "Feierabend" sagte er. Wir nickten. "Wir wissen" sagten wir, "dass wir Fremde sind" sagten wir, "im selben Geist." “...und im selben Dasein".

Ich drückte die Tür auf und ging hinein. "Fremde im selbem Geist, im selben Dasein, pfff", wiederholte ich leise, "was für ein Idiot." Die Tür schloss sich. Die Welt schlief davon.

eine letzte Aussprache am See um Mitternacht...

Mi, 09 Sep 2015 17:29:03, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches]

Von der Summe her war es recht einfach:

Weg und Zeit ergibt kalkulierte Wut.

Diese Gedanken trugen Johannes P. Lattrek, genannt "Johnny", auch auf Grund seiner Lederjacke und seiner Vorliebe für die Hits der 60er, die er in seinem Autoradio laufen liess, während er hinter sich die Tür schloss und den Weg zum See hinunterwanderte.

Herbstregen hatte die letzten Blätter auf dem Pfad verstreut, hatte sie durchweicht wie altes Semmelbrot, das die Rentner, die im Sommer auf den Bänken vor dem abfallenden Ufer verbrachten, nicht weit genug werfen konnten, damit die wenigen Enten, die es bis hierher geschafft hatten, es wenigstens irgendwie mitbekommen hätten. Sagen wir so: Es war glitschig.

Johnny blieb stehen. Hinter ihm erstreckte sich die Siedlung, in der er aufgewachsen war, ein fahler Block, der in den mitternächtlichen Himmei hinausragten, die wenigen Sterne überdeckten, die es schafften, durch den Smog der Großstadt zu dringen. Er steckte sich eine Zigarette an. Sie schmeckte illegal importiert. Johnny spuckte aus, dann drehte er die glühende Spitze ab und verfrachtete den Rest wieder in seiner Lederjacke. Es war kalt. Irgendein Hit der Beatles drang aus dem halbheruntergelassenen Fenster seines Scirocco und verteilte sich um ihn herum. Er stampfte weiter.

Er konnte sie sehen. Sie hatte angefangen, sich für ihn und seine Vorliebe für die Monroe, die Haare blondzufärben. Sie hatte viel getan, damit er glücklich war. Sie hatte noch mehr getan, damit er nicht unglücklich war. Er war schnell unglücklich und seine Hand war schnell. Er rieb seinen Daumen an seinem Ledergürtel; die blanke Stelle war wie ein Muster in seiner Persönlichkeit, die auf ihrer Haut einen deutlichen Abdruck hinterließ... wie in seinem Kopf.

Er spuckte wieder aus. Eine letzte Aussprache hatte sie ihm bewilligt, war ihm ausgewichen, so weit sie es konnte, aber auch Therapeuten oder irgendwelche Richter konnten nicht verhindern, dass er sich beleidigt fühlte. Musste er alles auf der Welt ertragen? Hatte er nicht schon früh gelernt, dass das Weinen der anderen ihm Erlösung versprachen, wenigstens für einen Augenblick?

Sein Herz fühlte sich an wie das Eis, das über dem See gewachsen war... diese letzte Aussprache war seine Möglichkeit, das finale Wort zu haben. Er würde gewinnen, in sein Auto steigen und davonfahren. Sie wäre... erledigt. Er fühlte den Wagenheber an sein Bein lehnen, sich durch seine Hose brennen. Sie würde ihn schmecken. Sie gehörte ihm. Er atmete schwer. Nicht unterschätzen, Johnny. Heute war der Tag der Abrechnung. MIt ihnen allen. Und er würde mit ihr anfangen.

Das Metall brannte sich in seine Hand, verschmolz mit seinem Fleisch. Er lief los. Das helle Ziel blieb in seinem Blick. Der Abhang wurde steiler. Die Zeit blieb stehen, als sein Herzschlag eine magische Grenze übersprang und in die Unendlichkeit abdriftete. Sein Verstand nahm nur einen Teil der echten Welt wahr: Sie drehte sich um. Sein Blick schrumpfte. Ihre Augen wuchsen. Er fühlte, wie sein Arm sich hob, sein Mund sich öffnete, um einen Schrei auszustoßen. SIe hob ihre Hände, ihr Gesicht wurde zu einer Maske aus Porzellan.

Als er an ihr vorbeitaumelte , blieb sie für einige Augenblicke stehen. Das Eis verlor unter seinen Metallabsätzen seine Kraft und liess zu, dass sich ein Riss bildete, einen jener winzigen Schluchten, die genau bis zum Wasser hinunterreichen, die sich in mathematisch verwirrenden chaotischen verteilen, bis sie ihr Ziel erreicht haben.

Als sie Johnny aus dem eiskalten Nass zogen, irgendwo in der Mitte des Sees, wohin ihn die schwache Strömung befördert hatte, fiel es nur der jungen blonden Frau mit den großen Augen auf, das ein Stück Toastbrot unter einem seiner Stiefel klebte. "Enten" flüsterte sie" Enten konnte er

nie leiden." Im Hintergrund verebbte das Autoradio und eine einzelne dankbare Träne benetzte den Raureif eines neuen Tages.

Unglaublich! Was neues!

Sa, 13 Feb 2016 15:18:13, Lyka, [category: info, post_tag: information]

Hi,

zur Info für die geneigten Leser, die ich sehr lange im Stich gelassen habe (mea culpa, mea maxima culpa):

Meine Website "Emanuel schreibt" (via www.emanuel-schreibt.de) sind online gegangen.

Wieso das?

Ich sehe **Lykas Scriptorium** als "Bro" und **Emanuel schreibt** als "Pro" an. Das Skriptorium ist ein Spielplatz für neue Ideen, während die andere Seite, der andere Blog für mich das Arbeitszimmer unter dem Konzept "Setzen wir uns mal ernsthaft hin und ackern wir!" ist. Und derzeit ist Ernsthaftigkeit angesagt...

Ich hoffe, ich krieg das gebacken!

Gruß aus Berlin, Lyka/Emanuel

Die Jagd

Mi, 20 Apr 2016 23:57:45, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches, post_tag: horror, category: midnight-stories, post_tag: panik, post_tag: verstecken, post_tag: wald]

Stille

kein Ton dringt an sein Ohr

nur langsam, in weiter Ferne, sein Herzschlag, wie Nebel. Er dreht seinen Kopf, die Welt zieht vorbei, grün und braun, im Hintergrund dunkles Blau, von weißen Kringeln durchzogen. Seine Fußzehen bohren sich in die Sandalen, Fichtennadeln stechen seine bloßen Füße. Er geht in die Knie, wischt sie ab, hört das leise Kratzen seiner Finger, die über die ledernen Riemen rutschen.

Weiterhin Ruhe. Ein Hauch von Wind atmet in sein Genick, er zuckt zusammen, verharrt in dieser Position, dreht sich um. Der Wald hat sich nicht verändert. Bäume und Büsche rühren sich nicht. Wieder dreht er sich um, betrachtet die Borke des Baums direkt vor ihm.

Er spürt, wie er seinen Atem wiederfindet. Seine Ohren pochen, sein Blut rauscht, seine Zähne knirschen verzweifelt.

Mit aller Vorsicht schiebt er sich von seiner Position weg, lässt die unsichere Stelle hinter sich zurück. Langsam versinkt sein klopfendes Herz wieder in seinem Brustkorb. Weiter und weiter, wie ein Tier, das seinem Verfolger entkommen ist, rutscht er über den fleckigen Waldboden. Kein Geräusch machen. Jetzt kein... es knackt, ein Zweig rutscht an seinem Bein vorbei, hinterlässt nach einem Augenblick einen blutroten Striemen. Doch er sieht es nicht, seine Augen haben etwas erkannt, einen Fleck, orange mit gelben Linien durchzogen.

Wieder geht er in die Knie. Seine Hände umfassen das Gras zu seinen Füßen. Der Busch, nur einen Meter entfernt, wird ihm Schutz gewähren, wenn er... wieder knackt es. Ein dumpfer Knall, ein dahi ntrabendes Tier. Wieder atmet er nicht, nur für ein paar Sekunden. Seine Augen hängen an den farbigen Flecken wie ein Fisch an der Angel.

Der Busch hat seine schützende Hand abgezogen. Er erhebt sich aus der Deckung, kriecht näher, seine Hände schwitzen, sein Kopf dröhnt, seine Füße pressen sich in den Boden, suchen einen Stein, einen Block, um sich abzustützen, um die letzte, viel zu lange Entfernung mit einem schnellen Sprung hinter sich zu bringen. Wieder ein Krachen, diesmal näher. Er hört sich selbst fluchen, ein heiseres Raunen entrinnt seiner Kehle. Keine Reaktion vor ihm. Jetzt oder nie, rufen Herz und Verstand.

"Ich hab dich. Du bist dran!" Der andere dreht sich zu ihm um. Sein Kopf liegt quer über seinem Hals gespannt, seine

Hände umfassen weiterhin den Baum vor ihm, ein Auge von der Größe seines Mundes blitzt auf und die Zungen hinter den unzähligen winzigen Zähnen kosten die Panik, die ihn in diesem Moment überwältigt.

"Ich bin nicht dran,", zischt das Wesen und sein Augenlid schließt sich für einen Moment, "aber du bist."

Die letzten Augenblicke des Imperators Larzx5S

Sa, 18 Jun 2016 11:00:19, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches]

"Lasst die Spiele beginnen", brüllt Larzx5S, während seine mittlere Faust über den Knöpfen des Laufsprechersystems kreist, herunterstößt wie ein Metallpfalomal, der auf Beute fixiert ist. Die anderen Fäuste pressen sich an einen Becher smalowischen Rotweins, zittern vor Gier und Wolllust. Sein Schwert fällt klirrend auf den mosaikdurchwobenen Fußboden seines fliegenden Palastes, genannt "der weiß-ewige Kreislauf", der über einen Verbrauch von 50 Sonnen im Jahr liegt, eine Spitzenleistung larzxischen Ingenieurwesens, wenngleich auch schon ein paar Umkreisungen alt.

Unter Larzx5S bebt der Boden, was er nicht bemerkt, denn in der Luft ist man von allem abgeschnitten, was gut und schlecht ist, hier oben pflegt man anders mit diesen Konzepten umzugehen, sprich, sie zu ignorieren. Da unten, in der Einöde von Klavus 6 begegnen sich die beiden Heere, eines vollkommen unterlegen, die Einheiten Opalaz' lassen sich an 5 Händen abzählen, mehr Beute als Gegner, mehr Wolke, die man davonbläst, als echte Existenz... auf der anderen Seite Larzx5S Elitekommando, jede einzelne Halbkybernetiker eine tödliche Kampfmaschine, die von Larzx7S angeführt wird, dem Enkel seiner Majestät, ein Spitzenklon wie sein Großvater, nicht so mies wie Larzx6S, dessen Namen aus den Annalen der Geschichte getilgt wurde, als er den höchsten Verrat beging, den das Reich Larzx in seiner millennia-alten Geschichte erlebt hatte, einen Verrat, den selbst die puppenhaften Räte seiner Majestät nicht auslöschen konnten. Verrat, was für ein gutes Wort für die Faust, die das Spiel der tausend Meister mit einem Wisch vernichtete, jede Taktik ad absurdum führte, das Spielbrett mit einer, wie er jammerte, "versehentlichen" Bewegung seines linken Abräumte. Der Arm musste daran glauben, die Laserschnitte liessen seine Verstümmelung grotesk einfach wirken, aber der Rest... der Rest wurde vergraben, auf der anderen Seite von Larzx, tief in den Eingeweiden des trockenen Bodens, auf dass seine Seele niemals Platz unter den 158 Vorgängern finden würde, seien sie tot oder im Eisschlaf oder lebendig.

Heute nicht. Heute würde Larzx5S die Welt beherrschen, die man Larzx nennt. Heute würde der große, der endlose Krieg endlich enden. Heute würden seine Scharen den letzten Feind überwinden, seine Seelen vernichten, seine Geister auslöschen, heute würde, so hatte es ihm der alte Prophet gesagt, der namenlose und gesichtslose Mann, dessen Augen inmitten eines zerfressenen Gesichts lagen, dessen Mund kein Wort sagen konnte, ohne in Larzx5S ein ungutes Gefühl der Verlorenheit auszulösen... heute würden alle Träume wahr werden.

"Und dann" flüstert er, seine Stimme gleich zweier metallener Opanatile, die einen Ton aus zwei verschiedenen Frequenzen erzeugen konnten, "dann bin ich endlich frei." Die Tür hinter ihm öffnet sich und der kalte Hauch der Gewissheit dringt zu seiner Haut vor, die von Narben durchzogen sind wie der Planet unter ihm. "Bald ist es soweit" sagt er, als er dem Namenlosen seine Bezeugung macht, denn anders als die Vorgänger in dieser ewigen Schlacht um ein winziges Stück Dreck im Weltraum, sieht er die Vernunft in den dumpfen Fragen, die sein Hirn jede Nacht martert, die nur der Mann heilen kann, der sich keine Existenz zu schulden kommt. "Frei" flüstert die Grabesstimme, "frei macht nur der Tod". Larzx5S fühlt die Klinge, genießt sie sogar für einen kurzen Augenblick, "ich wusste es" ergänzt er, "du cheatest." "Es ist kein Cheaten, wenn man am Ende gewinnt." Flocken fallen vom Gesicht des Imperators, mischen sich mit dem Blut, das seine Augen verlässt und der Staub, der eine Maske zeichnet, die ihn an Larzx6S erinnert, zerrinnt wie die Armee von Opalaz, einer Erfindung seines Klon-Sohns, der die weißglühende Klinge aus dem Körper seines Vorgängers zieht. "Dem Sieger ist alles egal" kichert die Kreatur, die aus der Wüste gekommen ist, als sie zu Sand zerfällt, zu Sand, der weder Gedanke noch Wunsch hat, der nur aus Träumen besteht, aus Träumen eines endlosen Kriegs.

Platzregen

Sa, 16 Jul 2016 00:11:45, Lyka, [category: augenblicke, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: platzregen,

post_tag: regen, post_tag: regenschirm]

Pla

Pla

Pla, Pla

Pla, Pla

Pla, Pla

Pla, Pla

Pla, Pla, Pla, Pla,Pla

Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Oh, Pla, Pla, Mist, Pla, Pla, Pla, Dreck, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Dreckelender, verdammt nochmal, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Hab, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, den, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, verfluchten Regenschirm, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,
Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, vergessen, Pla, DreckPla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla, Pla, Pla,

Pla, Pla,

Pla, Pla,

Pla,Pla

tzregen

Rupert Namenlos

So, 09 Okt 2016 21:50:10, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches, category: midnight-stories, post_tag: rupert]

Der letzte Schritt war getan. Die Möglichkeit, sich selbst aus den Köpfen der Menschheit zu entfernen, lag nur einen Knopfdruck entfernt, ggf eine kleine Nachjustierung der Maschine. Dann aber, in ein paar Minuten, kabumm, alles wäre überstanden, alle Erinnerungen ausgelöscht, alle Geheimnisse wieder geheim.

Nichts wäre mehr übrig von Rupert J. Ponyhouse, Wissenschaftler und Nullnummer, Opfer sovieler Angriffe, nicht nur wegen seines Namens, auch wegen seiner Theorie, dass das menschliche Bewußtsein nur eine Laune einer hyperdimensionalen Multifrequenzübertragung wäre, die Verknüpfung des Menschenhirns mit einer übergeordneten Entität. Heute, bald, jetzt gleich, alles weg. Er könnte verschwinden, was neues anfangen, nachdem die Daten aus dem Netz gelöscht worden waren, dank eines Hackers, der zwar teuer gewesen war, aber was solls, man wird nicht wirklich frei, wenn man nicht dafür

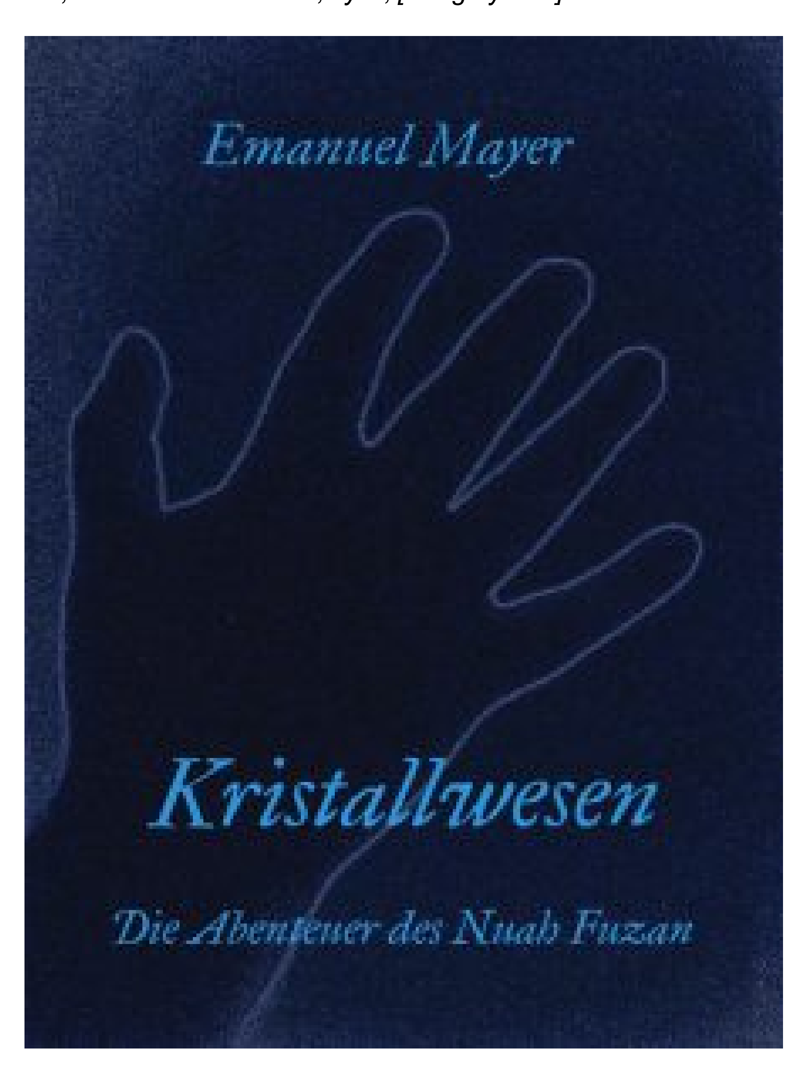
zahlt.

Knopfdruck. Die Maschinen beginnen, ihre Arbeit zu tun, beschleunigen, Wellen formen sich um Rupert herum, verknoten subatomare Energiefetzen in lustige Regenbögen, jemand klopft an die Tür, vermutlich will dieser jemand rein, brüllt, jault, zischt, Worte zucken, während die Erde bebt: ein gutes Zeichen, der Druck wird größer, die Verbindung stabilisiert sich. Das/Der/Die Jemand sprengt die Tür mit einer Axt auf, rutscht heran, versucht, den Knopf zu drücken, erwischt aber die Justierung, Haha, zu spät. Die Welt wird weiß.

Kopfschmerzen kleben an der Schädeldecke des Namenlosen, sein Gesicht spiegelt sich in den Augen der Krankenschwester wider. Sie lächelt. „Rupert?" fragt sie. Er nickt, schüttelt den Kopf, „Wer?" Ihre Augenbraue hebt sich, ihre Hände sind kühl auf seiner Stirn. „Rupert? Rupert rupert." Hinter ihr öffnet sich die Tür, eine weiterer Schwester betritt den Raum. „Rupert." „Rupert?" „Rupert rupert rupert!" Sie knallt die Tür zu. „Rupert" entschuldigt sich die Frau. Schritte im Gang, die Tür wird aufgerissen, ein Arzt stampft herein. „Rupert. Rupert, rupert rupert!" Hinter ihm Polizisten. Erst jetzt merkt der Namenlose due Handschellen, die am Gitter an seinem Bett entlangklirren. „Rupeeeert" kichert einer der Polizisten, „rupert rupert ruuupert!" Jemand rennt durch die Gegend, ein Meer aus Stimmen rollt über ihm, Getuschel und Schreie, Blitzlichter brennen sich in seine Netzhaut, er schließt die Augen. Nach einer gefühlten Ewigkeit öffnet er sie wieder, die Uhr über der Tür zeigt „Rupert" und der Wecker ebenso. Ein Kalender: Rupert. Die blinkende Rupert-Anzeige draußen verweißt auf etwas Rupert, ein Fragebogen liegt vor ihm auf dem Bett, ein Stift daneben, der Fernseher ist eingeschaltet, eine Laufschrift, ein Mann mit lautlosen Mundbewegungen, alles Rupert, Rupert und wieder Rupert. Er lacht, weint, rupert. Er weiß zwar nicht, wer er ist, aber vermutlich rupert sich alles irgendwann zusammen. Er war mal Doktor oder Wissenschaftler oder einfach Rupert. Rupert so wie Rupert. Rupert Rupert rupert rupert rupert!

Kristallwesen – Die Abenteuer des Nuah Fuzan

Mo, 31 Okt 2016 05:50:17, Lyka, [category: info]



Mein Buch „Kristallwesen – Die Abenteuer des Nuah Fuzan" stellt eine Frage: Wieso müssen alle Abenteuer von Jugendlichen, von jungen Erwachsenen erlebt werden? Wieso nicht von jemandem wie…. ihm hier:

„Wieso sollte ich ein Held sein?“ fragt sich Georg Friedrich Müller, als er auf einen alten Mann trifft, der ihn als Fuzan anspricht, als Helden, der die ferne Welt Kinsul befreien soll. Deutlich zu alt für sinnlose Abenteuer wird Georg in eine ferne Welt geschickt, in der er als Nuah Fuzan, ausgestattet mit den Kräften eines alten Feindes dieser Welt nicht nur versuchen muss, zu überleben, sondern auch seinen Ruf als Monster und als Held gerecht zu werden. Auf seiner Reise trifft er nicht nur Freund und Feind, Schurken und die Liebe, nein, auch die Zeit ist seine Schlachtfeld und auch, wenn er glaubt, endlich am Ende seines beschwerlichen Wegs zu sein, ist dies doch erst der Anfang.

Das Buch ist bei Amazon erhältlich!

Dein Name

Sa, 19 Nov 2016 11:48:44, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches]

Grau

fühlst du ihn, den Druck der Straße unter deinen Füßen? Er fühlt jedes einzelne Staubkorn – sieht es aufsteigen, verharren, hört sein Flüstern, bis es wieder auf den Boden knallt. Eine mikroskopische Flutwelle rollte an seinen Schuhen entlang, Schritt für Schritt für Schritt. Die Luft schmeckt nach absolut gar nichts, bis zur Unkenntlichkeit gefiltert durch tausende Lungen, bis jeder Atemzug nur noch dazu dient, zu leben.

Fremde treffen auf Ihresgleichen, Pfade verschmelzen ohne Berührung, ohne physische Sensation, man wird eins für den Bruchteil eines Moments, doch nichts bleibt bestehen in dieser Welt ohne Worte.

Du fühlst das Nichts, nicht wahr? Die Einsamkeit der Menge, die sinnlosen Tänze, den Mangel an Sinn. Und doch, du erinnerst dich, gib es zu, an eine Zeit, in der du echt warst, existiert hast. Dann, als habe eine ferne Gestalt dir das wichtigste geraubt, deine Definition, deinen Anker.

Du bleibst stehen, die Stille stoppt, du manifestierst dich, eisgewordenes Wasser. „Hey“ zischt eine Stimme, ein Gesicht erscheint vor dir, Brille, Bart, viel zu großer Kopf für sein Alter, „geh weiter.“

„Nein“ sagst du und ein Gesicht formt sich, „gib mir meinen Namen zurück.“ Der andere Mann lacht. „Ich?“ „Du.“ „Wer bin ich, dein Schöpfer?“ „Ja. Gib mir meinen Namen wieder.“ „Und welchen willst du?“ Du schweigst. Überraschung.

„Meinen echten Namen.“

„Junger Mann...“, antwortet sein Gegenüber.

„Nein. Meinen echten Namen. Du kennst ihn.“

„Ich kannte ihn, ich vergaß ihn aus Gründen...“

„Für einen Effekt.“

„Für eine Sensation, ja.“

Andere starren auf euch. Macht mal hin. Jeder Augenblick spült mehr und mehr Wesen heran, namenlos und vergessen, aufgeschrieben und gelöscht, Schatten verlorener Geschichten. Sie heben ihre Hände, betrachten ihre Finger, suchen ihre Spiegelbilder in den Augen der anderen.

„Gib mir meine Existenz zurück.“

Er zuckt mit den Schultern. Du schlägst ihn ins Gesicht. „Namen….“ Er lacht. Blut tropft in den Staub. „Was sind schon...“ Du packst seine Kehle, er schüttelt dich ab, du folgst seinen Bewegungen, er versucht, auszuweichen, doch du bist schnell, eine einfache Dreifachkombination erwischt ihn. Er taumelt, hält sich oben. „Los, kämpf mit mir.“ Deine Worte wirken falsch, wer wagt es, ihn herauszufordern. „Nein.“ sagt er. Du schlägst wieder zu. Er weicht aus. Schläge verpuffen, Stimmen aus der Menge stöhnen auf. Du umkreist ihn, er lächelt, seine Zähne blitzen. Wolken rasen über den Himmel, Blitze formen sich in ihrem Inneren. Als du endlich triffst, erwischt der Donner die Straße, fegt sie mit seiner Macht fast leer, doch die Zuschauer kommen wieder, schlurfen heran. Die Kraft, sie füllt deine Lungen, dein Herz. Ein neuer Versuch, wieder ein Treffer. Der Boden bebt, Steine rieseln von den Häusern herab. Er weicht dir aus, führt dich. Ja, er führt dich, fühlst du es

nicht? Nein, noch nicht. Deine Wut ist zu stark, folge ihr.

Hiebe und Tritte verletzen ihn, verwandeln seinen Körper in etwas Unerhörtes. Ein Blitz schlägt ein, das Zeichen deiner Macht. Tu es, erwisch ihn. Gut. Er grinst, spuckt Blut, fordert dich heraus. „Willst du leben?“ fragt eine ferne Stimme, eine Frau. Du hebst die Faust in den Himmel. Blitze wandern über deinen Körper, hüllen dich ein, das Tor zum Universum steht offen, der Blick in eine andere Welt ist dir erlaubt. Du lachst. „Ja!“ „Dann schau gefälligst auf die Straße, Idiot.“ Du drehst dich um.

Deine Füße haben Worte in den Staub geschrieben, die Kalligraphie deiner Wut hat dich beschenkt, sei dankbar. Du hörst das Jammern der Verstoßenen, als du beginnst, die Welt zu verlassen, befreit durch deine eigene Kraft. Sei dankbar, Jan und vergiss sie nicht, die anderen, die verlorenen Geschöpfe fremder Erzählungen und Träume. Vielleicht triffst du ja den einen oder anderen auf deinen Reisen und dann nickt ihr euch zu und geht eurer Wege, peinlich berührt, weil ihr nicht den Namen des anderen kennt.

Unter dem Berg liegt ein Schatz

Sa, 25 Mrz 2017 01:53:47, Lyka, [post_tag: bergsturz, post_tag: binge, category: fingerubung, post_tag: geyer, post_tag: kutsche, category: midnight-stories, post_tag: schatz]

Etwas geschieht

mit mir und mit Stefan. Oder Stephan. Ich kann den Namen nicht aussprechen, nicht denken. Ich weiß, er steht dort, in der Mitte der Kammer, direkt unter dem Kreis, der sich einem Himmelsgewölbe gleich über unsere Köpfe stülpt. Er schweigt. Nur mein Herz lebt noch.

Die Fackel flackert in meiner Hand, verlischt bald. Zu tief, viel zu tief, liegt diese Kammer. Hier muss der Schatz sein. Ich fühle den Berg über meinem Kopf, die Kraft seiner Schwere presst die Luft aus meiner Lunge und die Worte aus meinem Kopf.

Erinnerungen flackern auf, sterben und werden davongeweht. Unheilig ist der Ort, sagte Großmutter auf ihrem Sterbebett, dort, wo das Gewebe von Leben und Tod, von Hier und Dort sich auflöst, wo Fäden gezogen werden, die die Engel abschneiden werden. Verboten, sagte sie, ist die Gruft der Kutsche. Ihr Atem ging schnell. Der Berg, flüsterte sie. Geh nicht dorthin. Dort erwartet dich nur der Tod.

Damals war ich 10 oder 11 Jahre alt. Was weiß ich …, nur dass ihre Worte eine Welle auf meiner Haut malten, als wäre ich eine Leinwand und sie der letzte Pinselstrich, der notwendig war, um das Gemälde meines Lebens vollständig zu zerstören. Nun stehe ich hier, 30 Jahre später. Natürlich wurde ich Bergmann, wie so viele andere. Nun stehen mein Schwiegersohn und ich unter der Kuppel, ich neben ihm und wir beide sind nicht gewillt, aufzuhören, sind nicht bereit, uns zu opfern.

Die anderen haben uns verlacht. Selbst der Herr Pfarrer hat uns beiseite genommen und gefragt, ob wir es ernst meinen mit unseren nächtlichen Wanderungen in die verborgenen Tiefen unter der Stadt. Der Berg hat seine Kraft verloren, flüstert der Steiger. Er fühlt es in den Wänden, die um uns herum in den Himmel wachsen, voller Silber und Zinn … er stirbt, der Berg.

Lang hatte ich vergessen, wie sehr mich die Worte der sterbenden Frau beeindruckt hatten; hatte ein Leben geführt, das weniger ist, als es hätte sein können. Ich habe geheiratet. Ich habe gezeugt. Doch die Groschen fallen mir aus den Taschen, schneller, als ich sie einsammeln kann. Der Schatz ist die Rettung. Woher er kommen mag? Gerüchte sind wie Wellen, sie kommen und sie gehen. Sie sagen, die goldene Kutsche wäre im Moor versunken, damals, vor wie vielen Jahren? Dort, beim Heideteich, sagen sie. Nichts da, die Gerüchte sind wie die Luft, die die Flammen fressen, damit sie leben und wir sterben. Ich würde lachen, aber ich kann nicht mehr.

Doch unter dem Berg, dort, sagte sie, die Großmutter, dort ist Platz. Seit vielen hundert Jahren graben sie dort, Leute, die kommen und gehen, die geboren werden, die sterben. Fliegen auf dem Antlitz der Erde, wie lächerlich. Großmutter war klug, nein, weise. Deshalb hat sie mir all das hinterlassen, was wichtig war. Worte. Ratschläge. Wissen.

Ich weihte ihn ein. Ich kenne seinen Namen nicht mehr. Er hat meine Tochter geheiratet. Er nickte, als er verstand. Ich brauche seine Hilfe. Noch nie waren wir so tief unter dem Berg. Hier gibt es Plätze, an die sich keiner traut, Wände, denen man ansieht, dass sie fehl am Platz sind, doch alles gilt als verboten, als teuflisch, als verflucht.

Heute Nacht sind wir allein. Die anderen sind fortgegangen. Der Steiger hat gewarnt, hat gemeint, dass etwas droht. Er hat Unrecht. Der letzte Sturz war vor fast 100 Jahren. Ich würde lachen. Ich kann es nicht.

Die Kammer ist leer. Hier ist keine Kutsche. Hier ist keine Truhe voller Gold. Hier sind nur der Mann mit dem Namen meines Schwiegersohns und ich. Ich fühle etwas, eine Bewegung, ein fernes Jammern, als würde die Erde um uns herum weinen. Ich möchte rufen, dass wir umkehren sollten, denn die Fackeln sterben und wir mit ihnen, doch er hört nicht. Er hebt seine Hand, deutet auf eine Wand, die ebenso grau aussieht wie jede andere. Ich möchte rufen, doch mir fehlt die Luft. Die Hacke frisst sich in den Felsen hinein. Das Weinen ist mein eigenes, doch es ist keine Freude, die meine Augen überfließen lässt, es ist … Großmutter, deren Schatten an meinem Nacken vorbeizieht und ihre toten Worte flüstert, immer und immer wieder. Unheilig. Verboten.

Der Steiger hatte Recht. Im Licht der dahingeworfenen Fackel glitzert das Gold hinter den Brocken aus Stein, doch das Loch, das die Spitzhacke gebrochen hat, wächst auch ohne ihr Zutun. Der Steiger hatte Recht. Wir sind zu spät. Heute ist ein schöner Maitag im Jahre des Herrn 1803. Als die Wand einbricht und ihn, der meine Tochter verwitwet, begräbt, erkenne ich die wunderschönen Einzelheiten der verlorenen Kutsche. Mein Körper weiß, was er tun soll. Der Gang hinter mir bricht nun völlig zusammen. Ich muss nicht daran glauben, dass ich sterben werde. Die Türen der Kutsche stehen offen und ich springe hinein, lasse mich vom Staub der Jahrhunderte bedecken und lache bei dem Gedanken, dass ich in wenigen Augenblicken in einem goldenen Wagen hinauf an die Himmelspforte fahren werde.

Blumenmuster und Zigarettenrauch

Do, 20 Apr 2017 16:36:04, Lyka, [category: augenblicke, post_tag: detektiv, category: fingerubung, category: frisches, category: midnight-stories, post_tag: pistole, post_tag: regen, post_tag: zigaretten]

In der Ferne übt ein Kind Saxophon. Es kann auch ein Roboter sein, ein Anfänger in Sachen »Ich kann Musik machen«, doch es ist fraglich. Ich starre in den Rauch meiner letzten Zigarette, bevor ich aufhöre. Regentropfen zischen in der Glut, versuchen, die letzten Reste des Tabaks zu vernichten, bevor ich es tun kann. Rinnsale glänzen, den Spuren von Klauen gleich, auf der Tapete, soweit sie sich noch nicht von der Wand gelöst hat. Manchmal ziehe ich lange Streifen vom Holz, Blumenmuster, die in meiner Hand zerfallen. Bald werden die ganzen Wände hier grau von Schimmelpilzen und Resten des Leims sein. Ich hasse mein Büro.

Meine Füße zucken, als jemand an die Tür klopft. »Herein«, sage ich, hoffe, dass mich niemand hört. Der Schatten vor dem Fenster bewegt sich, dann tritt ein Skelett ein. Nein, es ist nur eine Frau. Metall glitzert an dort, wo andere Menschen Gelenke haben. Sie ist echt, kein Zweifel, kein Roboter wäre blöd genug, sich halb menschlich zu verkleiden. Dafür sind sie zu intelligent … oder zu dumm.

»Was kann ich für Sie tun?«

Ihre Augen leuchten, Scheinwerfer im Halbdunkel meines Büros schweifen umher. Es ist nicht sie, sondern eine Drohne, die nach freien Wohnungen sucht. Der Wohnungsmarkt ist scheiße, aber die ganzen Reformierten brauchen Platz und kein Gesetz verbietet es, freie Zimmer zu vermieten.

»Ich suche meinen Vater.«

Sanft wie Rosen, ihre Stimme erinnert mich an geschmolzenen Samt. Ich nicke.

»Setzen Sie sich doch.«

»Hier?«

Sie sucht nach einem Stuhl. Ich habe keinen zweiten. Das fällt mir erst jetzt ein, aber gut, sie ist auch meine erste Klientin. Ich zucke mit den Schultern. Ziehe an der Zigarette.

»Dann nicht. Wie Sie wollen.«

Sie schweigt, weiß augenscheinlich nicht, was sie sagen soll, also spreche ich für sie.

»Ich suche meinen Vater… weiter? Informationen geben weiteren Informationen Geburt, Basis, Grundlage.«

»Tropft es hier immer so stark?«

»Sie sind neu hier, nehme ich an, Miss ...«

»Montague. Ja, ich bin neu hier. Mein Schiff ist gestern hier gelandet.«

»Mein ...«

»Mein Schiff. Wissen Sie, Sie sind ganz schön reizbar, glaube ich.«
»Schätzchen, ich bin nur eine Projektion Ihres Verstandes«, sage ich, ziehe die Asche bis zum Filter der Zigarette, lasse den Stummel fallen, während ich den Rauch betrachte der sich zwischen mich und Miss Montague legt. Die Glut zischt, dann ist sie tot. Ich ziehe aus meiner Manteltasche eine weitere Zigarette. Die letzte. Sie sieht aus wie ein abgestürztes Raumschiff.

Die Frau betrachtet mich schweigend. Reformierte reden nicht viel. Reden ist Zeitverschwendung. Genau wie Sex oder Rauchen.

»Möchten Sie eine?«, frage ich. Sie schüttelt den Kopf. Hab ich mir gedacht.

»Mein Vater ist Ludwig Montague. Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Nicht, seit ich mich entschlossen habe, den Mars zu besuchen.«

»Sie meinen Mond ...«

»Mars. Der rote Planet. Das hat nur nicht geklappt und ich bin nur bis zum Mond gekommen.«

Mars ist heretisch angehaucht, Tod und Krieg leben dort Hand in Hand. Außerdem lebt dort kein Mensch, nur ein paar Roboter, die Schach spielen. Tod und Krieg halt.

»Ihr Vater hat das nicht gemocht?«

»Mein Vater hat mich immer unterstützt und unterschätzt. Ein klassischer Akademiker. Dann ist er abgedriftet, Tabak und Roboter, Alkohol und Bücher. Detektivromane. Taschenbücher. Jazzmusik.« Sie schüttelt den Kopf. Ihre Gelenke quietschen.

»Und ich soll ihn suchen, weil ...«

Sie fällt mir ins Wort. »töten. Seine Seele ist Teil meiner Seele und ich muss frei werden von ihm. Verstehen Sie?« Ihre Hände knallen auf den Schreibtisch. Brocken von Holz platschen in den See unter meinem Sessel.

»Was ist schon eine Seele, Frau Montague? Nur eine Ansammlung von Erinnerungen, von Träumen, von Wünschen. Sie müssen ihn nicht finden. Sie müssen ihm nur vergeben. Lehrt das nicht ihre …«

»Ich bin keine … ich bin nur ein Mensch.«

»Mit Roboterteilen an sich.«

»Alles unter der gesetzlichen Regelung. Reden Sie nicht. Finden Sie ihn.«

»Kann ich nicht, sorry.«

Ich ziehe an meiner Zigarette. Sie schmeckt nach Tabak und Jazzmusik. Ich spucke aus. Hier ist eh alles im Arsch.

»Wieso nicht?«, fragt sie, ihre Augen brennen. Ich merke, dass sie mir nicht glaubt.

»Weil ich einfach nicht existiere, Miss Montague.«

Sie reißt ein Stück aus dem Tisch, riecht daran, wirft es weg.

»Sie sind echt!«

»Leider nicht, junge Dame. Sehen Sie sich um. Kann ein Mensch so überleben?«

»Dann sind Sie ein Roboter!«

Ich lächele. »Nein. Ein Roboter darf kein Detektiv sein.«

»Was sind Sie dann?« Sie tritt nach vorn, schlägt zu. Holz zerbirst unter ihren Metallknochen. Noch ein Schlag und mein Schreibtisch klappt auseinander wie eine alte Zeitung. Meine Füße schweben weiterhin in der Luft.

»Ich bin nur ein Konstrukt aus ihren eigenen Wünschen. Sie sind vermutlich gar nicht die Tochter Montague, eher der Vater. Hier …«, sage ich und fummle in meiner Jacke herum, ziehe eine Pistole hervor. Schwarzglänzendes Metall brennt in meiner Haut, dann werfe ich ihr die Waffe zu. Sie fängt sie. »Versuchen Sie es.«

»Was?« Ihre Stimme zittert, das ferne Saxophon heult auf, die Drohne draußen flattert weiter, Enttäuschung quält ihre Maschinen.

Sie packt den Griff, hält sich die Pistole an den Kopf, das Kinn, die Brust, Metall kratzt an Metall. »Sie lügen«, stellt sie fest, deutet mit der Waffe auf mich, drückt ab. Ein Schuss löst sich. Es knallt, Echos überlagern sich. Es platscht. Die Waffe liegt im See unter mir, Wellen verweilen an der Stelle, wo »Miss Montague« gestanden hat, doch die Erinnerung verfliegt sofort wieder.

Ich ziehe eine Zigarette aus meiner Jacke, die letzte, die ich habe und lausche, wie ein Kind Saxophon übt, irgendwo hinter den Wänden, an denen gemalte Blumen verfaulen.

Jason und die Finsternis

Sa, 06 Mai 2017 17:41:33, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches, post_tag: geld, post_tag: gewalt, post_tag: horror, category: midnight-stories, post_tag: monster, post_tag: tod]

Er sagte, dass er um exakt 23:30 Uhr da sein würde. Mit einem Koffer voller Geld. Ja, das hatte er gesagt. Koffer und Geld in einem Satz.

Er ist nicht da. »Ich komm mir verarscht vor«, sagt Jason immer und immer wieder. Seine Worte hallen von den kahlen Wänden der ehemaligen Fabrik wider. Einzelne Kabel schwingen umher, erinnern an Saiten einer zerbrochenen Harfe. Es ist kalt. Der Wind schleicht durch die Löcher, dort, wo einst Fenster waren. »Verarscht«, lacht er, »VERARSCHT!« Nikotingelbe Straßenlichter brennen Schattenspiele auf den Boden; direkt neben der Tasche. Diese verdammte Tasche. Wiegt gefühlt nen Zentner, doch was tut man nicht alles. Warten.

»Fuck!«, Jason braucht die Erinnerung an sich selbst. Hier kann man verlorengehen. Es gibt genug bessere Orte in Berlin, doch das war nicht der Plan. »Pläne sind Regeln und Regeln sind gut.« Doch das bringt jetzt nichts, dieses ganze Gejammere. »Verfickte dreiundzwanzigunddreißg!« Seine Fäuste knirschen. Seine Handfläche brennt noch immer, der Puls rast durch unter der Haut entlang. Er hätte Handschuhe mitnehmen sollen. Das wäre besser gewesen. Für eine Mainacht ist es ziemlich kalt. Er hätte auch ne andere Jacke mitnehmen sollen. Er hätte, hätte, Fahrradkette.

Hätte auch den Typen nicht killen sollen. Ist aber nunmal passiert. Hat sich blöderweise mit seiner eigenen Pistole in den Bauch geschossen. Hätte das Ding einfach loslassen sollen. Aber dann kam der Schuss und die Augen des Wachmanns starrten ihn an, als wäre er der Weihnachtsmann oder so in der Art und dann war er weggekippt. Die Alternative wäre gewesen, ach was, Alternative Walternative, Blut überall und es suppte raus und auf Jasons Klamotten. Gut, in Berlin interessiert es eh keine Sau, wenn man aussieht wie ein Zombie.

Museumskram ist immer so ne Sache. Es gibt genug Idioten, die wollen Zeug haben, das dem »Staat« gehört, als ob der Ahnung hätte, was etwas wert ist. Für teure Sachen gibt’s einen Wachmann, der auch noch blöderweise ne eigene Schusswaffe dabei hat. Ist das nicht illegal?

Wieder lacht Jason. Der Schock wird irgendwann kommen. Reine Erfahrung. Bis dahin hat er schon die gute Flasche Wodka aufgemacht oder Rum oder Tequila, die er sich von einem Bruchteil seiner Belohnung kaufen kann. Fünftausend Euro. 5.000 Stücke Metall oder Scheine, was auch immer. Es würde den Typen nichts ausmachen, wenn er sich nicht an absolut alle Vorgaben gehalten hätte. Kein Mensch interessiert sich für den Weg, alle wollen nur das Ziel. Und das Ziel heißt: Bring uns ein Stück Holz.

Kein normales Stück Holz natürlich. Das wäre wertlos. Genauso wertlos wäre es, wenn er den Typen gekillt hätte und keine Sau vorbeikommt mit der Kohle. Nicht, das Jason sich Sorgen machen würde, ob man ihn töten würde. Nein. Jason ist kein Idiot. Jason zeichnet alles auf. Jason ist vorsichtig. Der Schatten von Jasons Kopf nickt im Staub. »Fuck!« Der Staub wirbelt auf, als Jason zutritt, »verfickte Scheiße!«

In der Ferne dröhnt eine Bahn, doch hier bewegt sich nichts. Flocken von Blut flattern, als Jason seine Hand ausstreckt. Er hätte den Schlüssel nicht anders bekommen könne, doch, wie schon gesagt: In Berlin kann man jede Maske tragen. Die hat er weggeworfen, als er aus dem Museum kam, welches auch immer nicht offiziell offen ist. Noch nicht. In einer Woche, sagte sein Auftraggeber, ein stiller Mann. Ein Mann mit Joggingklamotten und Dackel. Dafür hatte seine Brille Goldrand und seine Finger waren lang. Ein Mensch, verwirrend neben der Spur. Hat der die Zeit vergessen beim Gassiführen? Was für ein Wichser.

»Genau 23 Uhr und 30 Minuten.« Der Zettel war eindeutig. Ort und Zeit des Diebstahls. Codes für die Hintertür. Ort und Zeit der Abgabe. Für schlappe 5.000 Euro. »Wenn das so weitergeht, nehme ich 10 Riesen«, hört sich Jason flüstern. Seine Stimme wirkt fahl hinter der Stille, als wäre seine Angst ein Teil der Wirklichkeit geworden.

Knackt was? Sind das Schritte? Jasons Füße verfangen sich in der Tasche, er taumelt kurz. Der Balken hält ihn auf. Seine Hände knirschen, als er sich abstößt. Der Kupfergeruch des Toten hängt an ihm wie ein Fluch. Die Waffe liegt in der Spree, aber nicht der Ausdruck des Entsetzens über seine Tat. Pah. Alles Luschen.

»Ich will mein Geld!«, brüllt er. »Nimm den Pfahl, du Wichser!« Seine Angst ist wieder da, ein Kissen über seinem Mund. Eine Faust, die sein Herz zusammendrückt. Ist er vielleicht schon hier, dieser Typ mit Hund und Goldrandbrille? Wartet er, bis Jason wahnsinnig wird?

Es ist nicht das erste Mal, dass er allein ist, hier, in einer solchen Halle. Das letzte Mal war es einfacher. Er war angeheitert, nein, besoffen. Die anderen waren verschwunden, hatten sich in Ecken zurückgezogen, die er nicht einsehen konnte, hatten ihn einfach alleingelassen. Das war erst letztes Jahr gewesen. Oder vielleicht doch vor 10 Jahren?

Seine Füße treiben ihn herum, während die Muster, die er sich herumschleppt, ins Gruselige wandern, eine Landkarte malen, die keinen Sinn hat und trotzdem was bedeuten müssen. Alles Linien wickeln sich um die Tasche mit dem Holz drin. Das dumme Holzstück. Damit kann man jemandem beide Augen ausstechen! Oder das Ding einfach verbrennen. Schade, dass Jason nicht mehr raucht. Das wär was. Fünftausend Euro einfach verbrennen. Und dann kommt der Typ. »Sorry, aber mir war kalt.«

Erst eine gefühlte Ewigkeit später merkt er, dass er die Tasche anschaut, dass er geradewegs besessen ist von ihr. Nicht von ihr, sondern vom Inhalt. Wer zahlt soviel Geld für Holz? Es muss was Besonderes sein. Es gab schon ein Problem, doch das liegt irgendwo in den Ecken von Jasons Kopf, hat sich versteckt, weil es falsch ist. In dem Augenblick, in dem er es aus dem Zimmer holte, mit dem blutigen Schlüssel des Wachmanns, hatte sich etwas getan.

»Es hat gebissen.«

Nein, hatte es nicht. Es hatte ja keinen Mund oder sowas. Trotzdem hatte es sich so angefühlt, als wäre das Ding mit Leim behandelt worden oder so, Säure und Leim. Fast hatte er sich die Haut von der Handfläche gerissen, doch es ging dann doch, mit viel Mühe, als hätte es sich freiwillig entschlossen, loszulassen.

Er hätte was trinken sollen. Aber heute wollte er nüchtern sein. Nein, er ist pleite. Ja, Jason ist pleite. Deshalb wartet ein dummer Jason auf Geld von einem Mann mit Hund. Dummer, dummer Jason.

Es rappelt. Nicht die Welt. Nicht jemand, der vor dem Gebäude steht und durch das Tor will. Es ist offen. Es … rappelt. Es bewegt sich. Es wartet. Das liegt am Entzug. Ganz sicher. Stress und Entzug und Hunger. Verdammter Hunger. Ja. Das ist es. Hunger. Ein Feuer, das Jason bisher ignoriert hat, wird zu einem Problem. Magen. Will. Essen. Jetzt!

Vielleicht ist in der Tasche was. Hat er da nicht ...? Nein, sicher nicht. Doch er sieht seinen Schatten, wie dieser auf die Knie geht und er folgt dem Ruf. Kann ja nicht schlecht sein, nicht wahr? Der Reißverschluss der Sporttasche öffnet sich langsamer als gedacht, als würde er mit sich selbst kämpfen. Aber wozu das?

»Hallo, ist da jemand? Ich bin spät dran. Sorry!«, ein Lichtkegel wandert über die Wände hinweg, doch Jason hört es nicht. Er sucht. Findet. Lächelt.

Eine Hand schießt aus der Finsternis empor, packt sein Gesicht. Nein! Sie biegt seine Nase zur Seite. Es knackt. Die Schmerzen brüllen ihren Weg durch seinen Kopf. Keine Luft! Die Hand wird eins mit seinem Schädel, kochender Teer aus den Tiefen der Hölle schiebt sich in seinen Mund, füllt ihn vollständig aus, bis seine Zunge zerfällt, Millionen Nervenzellen, die gleichzeitig ihren Geist aufgeben, nicht ohne einen letzten Schrei in sein Hirn abzugeben, das bereits völlig aufgegeben hat, als sich eine Gestalt an ihm emporzieht, aus dem Inneren einer Tasche, die bis auf das Stück Holz völlig leer war. Jason wirbelt herum, sein Körper weiß nicht, dass er bereits fast tot ist.

Fast schon upassenderweise zerrt er sein Handy aus der Tasche, schlägt mit seiner freien Hand immer wieder auf die Kreatur ein. Es hilft nichts. Knöpfe werden gedrückt. Eine Stimme ertönt aus dem Lautsprecher.

»Fassen Sie den Pfahl nicht an. Nehmen Sie Handschuhe mit.«

Dann die andere, die eigene: »Ja, sicher. Wie Sie wollen.«

»Ich meine das ernst. Seien Sie vorsichtig. Es ist älter als alles, was Sie bisher gesehen haben. Bitte.«

Dann ein Lachen. Ein dummes Lachen, das zerrinnt, als das Wesen das Telefon verschluckt, ebenso, wie es Jasons Ohren und Kehlkopf schmilzt. Jason fühlt, wie sein rechtes Auge zerrissen wird, doch es ist unerheblich. Bahn um Bahn, als würde jemand aus einem Wasserfall hervortreten, schiebt sich ein Bild in die Wirklichkeit, nein, ein Zwilling. »Das bin ich«, flüstert sein Verstand, ist er fort.

»Hey«, ruft der Mann mit der Goldrandbrille, »Ist da jemand? Jason? Ich hab das Geld dabei.«

»Sicher«, ruft Jason und schließt die Tasche. »Hast dir ja Zeit gelassen.« Er richtet sich auf. Es klickt.

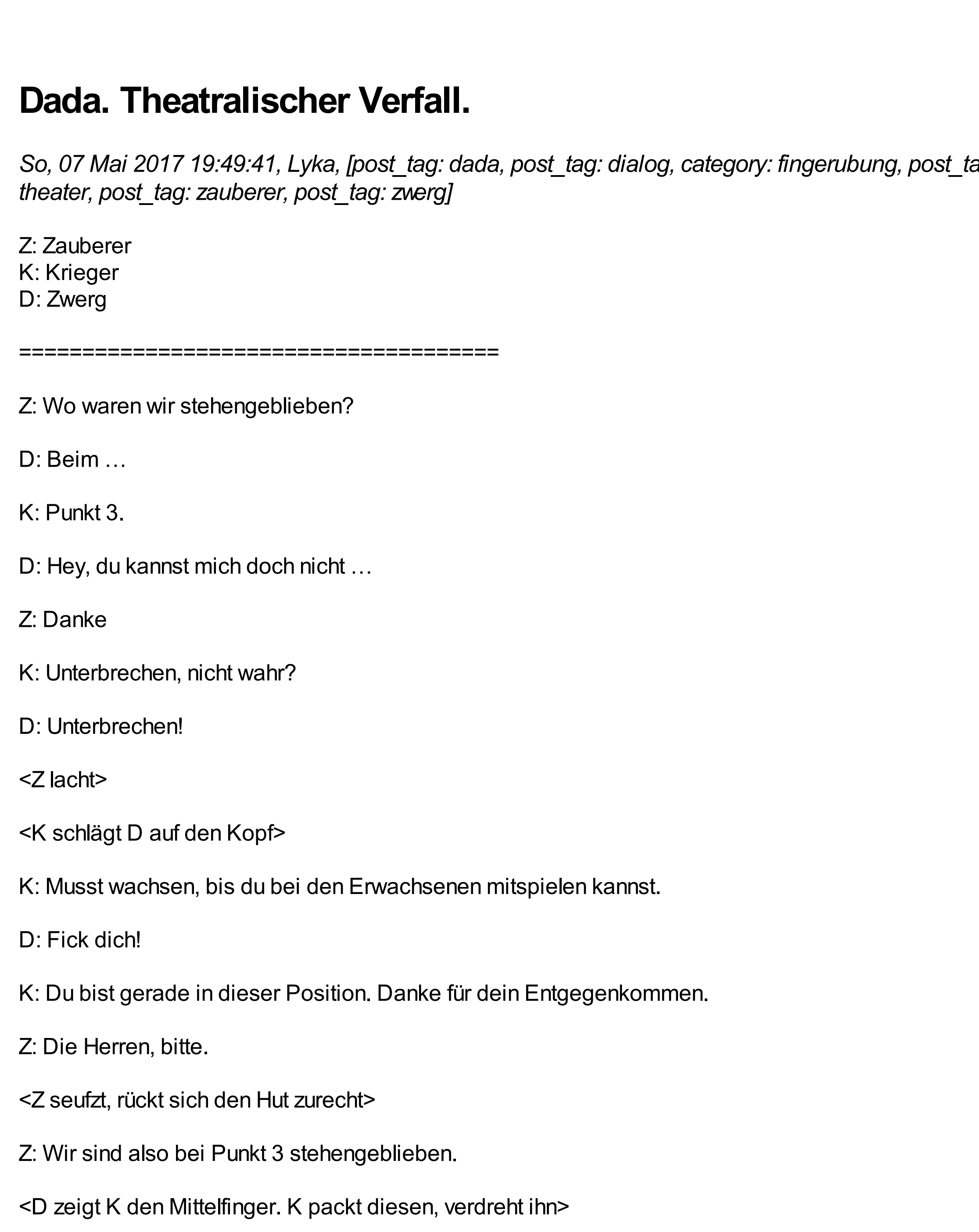
»Fassen Sie den Pfahl nicht an. Nehmen Sie Handschuhe mit.«

»Ja, sicher. Wie Sie wollen.«

»Ich meine das ernst. Seien Sie vorsichtig. Er ist älter als alles, was Sie bisher gesehen haben. Bitte.«

Jemand lacht. Der Mann mit der Brille reißt die Augen auf.

»Er ist nicht von dieser Welt. Er ist fremdartig. Er ist sicherlich gefährlich. Vielleicht ist er sogar böse.«



Dada. Theatralischer Verfall.

So, 07 Mai 2017 19:49:41, Lyka, [post_tag: dada, post_tag: dialog, category: fingerubung, post_tag: krieger, post_tag: theater, post_tag: zauberer, post_tag: zwerg]

Z: Zauberer
K: Krieger
D: Zwerg

======================================

Z: Wo waren wir stehengeblieben?

D: Beim …

K: Punkt 3.

D: Hey, du kannst mich doch nicht …

Z: Danke

K: Unterbrechen, nicht wahr?

D: Unterbrechen!

<Z lacht>

<K schlägt D auf den Kopf>

K: Musst wachsen, bis du bei den Erwachsenen mitspielen kannst.

D: Fick dich!

K: Du bist gerade in dieser Position. Danke für dein Entgegenkommen.

Z: Die Herren, bitte.

<Z seufzt, rückt sich den Hut zurecht>

Z: Wir sind also bei Punkt 3 stehengeblieben.

<D zeigt K den Mittelfinger. K packt diesen, verdreht ihn>

D: Hey, fick dich!

K: Nicht mit diesem Finger

Z: Leute. Bitte. Männer. Lasst uns mit Punkt 3 weitermachen, ja?

D: Der hat angefangen!

K: Natürlich. Immer der Mann in der silbernen Rüstung. Nicht wahr? Wie alt bist du? Deinem Bart nach bist du vielleicht sogar 5 Jahre alt.

D: Ich bin 92 Jahre alt.

K: Also 6 Jahre alt.

D: Ey. Sag doch was!

<D deutet auf Z>

<Z zuckt mit den Schultern>

Z: Du bist schon recht bartlos für dein Alter. Selbst ich mit meinen 845 Jahren bin deutlich …

D: Maul. Du weißt gar nichts. Das ist eine genetische Mutation.

K: Du meinst, deine DNA ist dafür programmiert, brüllend in die Höhle eines Drachen zu rennen?

Z: Eines Drachen?

K: Eines echten Drachen. Wie war das noch? Der Drache lebte auf einer Insel, die normalerweise von Rumschmugglern genutzt worden war?

D: Ja, genau, hoooorch mal. Schreit da nicht irgendeine Prinzessin? Willst du nicht losrennen, sie zu retten?

K: Wo?

`

<K dreht sich im Kreis, reckt seinen Kopf aus seiner Rüstung>

Z: Lass dich nicht verarschen. Der hatte heute Hofnarr zum Frühstück.

<K stoppt. Seine Faust packt den Griff seines Schwerts>

K: Wichser!

D: Selber!

Z: Die Herren, bitte … also. Punkt …

K: Wer lässt sich also in einem halbvollen Fass voller hochprozentigen Rums schmuggeln? Nur ein kleiner Mann mit mehr Mut als Verstand. Oder sagen wir: stockbesoffen?

Z: Ach bitte, lassen Sie doch diesen …

K: Bartlosen, der blöd genug war, sich sein halbes Gesicht von einem Drachen wegbrennen zu lassen. Muss ziemlich nach Rumpunsch gerochen haben!

<D hämmert K seinen Kopf den Bauch. Es scheppert laut. Einige Zahnräder lösen sich, poltern zu Boden>

Z: Die Herren … bitte ….

K: Da siehst du mal wieder, was du angerichtet hast. Wer soll das denn reparieren?

D: Vielleicht der Herr Zauberer?

Z: Bitte … ich flehe Sie an …

K: Auf keinen Fall. Diese Kreatur weiß gar nichts von …

Z: Punkt 3! Punkt 3!

D: Toll. Jetzt ist er kaputt.

<K zerrt sein Schwert aus der Scheide und hämmert D den Griff auf den Kopf. D verliert seinen Unterkiefer. Eine Metallfeder springt summend ins Freie>

D: aaaohoohhrrrkkrrrr

K: Hahaha. Siehst du das, du Wicht?

<K lässt sein Schwert fallen. Sein Arm bleibt daran hängen. K hebt seinen Kopf, seine Augen blitzen rot auf>

Z: Punkt 3! Punkt 3!

K: Also, ich weiß jetzt nicht, was ….

<Der Kopf von K fällt herunter, trifft sein Schwert, rollt davon. K hebt seinen verbleibenden Arm>

D: hahahahahaaaaa

Z: Punkt 3! Punkt … 3! Punkt ….

<Aus dem Mund von Z schießt eine Stichflamme. Sie setzt seinen Bart in Brand.>

D: haaaaaaaaaaaaaa

Z: tttttttttdrrrrrr

K: ……….

<Der Vorhang schließt sich. Ein Mann mit einem Feuerlöscher eilt heran, löscht die Feuer. Er tritt den Kopf des Kriegers. Dieser schießt unter dem Vorhang davon. Es knallt. Der Mann mit dem Feuerlöscher verneigt sich. Keiner klatscht.>

Winternacht

Do, 11 Mai 2017 17:40:47, Lyka, [category: augenblicke, post_tag: dunsany, category: fingerubung, category: frisches, category: midnight-stories, post_tag: weihnachten, post_tag: whisky]

In dieser Nacht war es so kalt, dass selbst die Gaslaternen an den Straßen mißmutig flackerten, als ob Ihre Seelen im Eis verhungerten, das über den Glaskugeln hing, die sonst wie winzige Sonnen in der endlosen Finsternis wirken sollten. Freudige Menschen bedachten dieses Flimmern kaum, denn Ihre Gesichter waren auf die immer neuen Attraktionen gerichtet, die die Schaufenster der Kaufhäuser belebten. Nur noch 2 Wochen, dann wäre wieder einmal Weihnachten und Schwärme rotbäckiger Kinder und Erwachsener belagerten jeden freien Winkel, der einen Einblick in die magischen Welten der Spielzeughändler und Kaufleute suchten, besonders jene, die fremde und verwirrend seltene Lebensmittel in samtenen Kissen ausstellten.

Doch nicht wenige, die ihre Hände in ihre Jackentaschen steckten, waren jene, deren Augenmerk mehr auf die braun-goldenen Flaschen richteten, deren Inhalte mit fremden schottischen Namen bemalt waren, die schon mehr magische Wirklichkeiten versprachen als die üblichen Flaschen, die man nur in papiernen Tüten aus den rauchdurchzogenen Kneipen tragen konnte, die etwas verkauften, was nicht ohne Grund "Feuerwasser"genannt wurde, billigsten Brandwein aus Ecken des Landes, in denen sich kein Mensch freiwillig getraut hätte. Ja, hier lagen und standen sie, die Tränke, die »Aqua Vitae«, die das Leben verlängern oder wenigstens verbessern sollten, zumindest für jene, die es es sich leisten konnte, die von den Preisen nicht zurückschrecken mussten wie Schafe vor Wölfen.

Hände und Nasen pressten sich gegen die Scheibe, verschmolzen mit dem Glas, dass es ein Vergnügen war, sie aus ihren Träumen zu reißen. Jeder wollte einmal genau dort stehen, wo man die Reichsten der Stadt sehen konnte, die in ihren Automobilen vor dem Eingang hielten, von behandschuhten Chauffeuren aus dem wohlig warmen Innenraum zur Tür geführt und von ebenso ausstaffierten Portieren unter hunderten winziger Verbeugungen ins Innere des Palastes geführt wurden, wo sie sich wie echte Könige und Königinnen fühlen durften, begafft von den zitternden Bauern, die jede Sekunde ihres Daseins den Träumen opferten, doch einmal einen Schatz zu finden und ebenso ein gern gesehenes Mitglied des Geldadels zu sein.

Doch nicht alle waren so erpicht darauf, ein Teil der Gruppe zu sein. Nein, denn dort an eben jenem gegenüberliegenden Laternenpfahl lehnte eine Gestalt, deren halbes Gesicht durch einen breitkrempigen Hut verdeckt war, deren Augen man doch erkennen konnte, erleuchtet vom Licht der Gier, die den Mann augenscheinlich seit Stunden warmhielt, denn dem aufmerksamen Betrachter wäre aufgefallen, dass der Mann im Wesentlichen nur einige Schritte gewandert war, seit er beim frühen Sonnenuntergang vor dem Kaufhaus eingetroffen war. Ein Dutzend bis zum Filter gerauchter Zigarettenstummel warteten neben seinem Trampelpfad darauf, von unaufmerksamen Fußgängern in das Flick-Muster aus Schnee und schwarzbraunen Grasresten gestampft zu werden.

Wieder leuchtete hinter dem Rauch eine neue Zigarette auf, wieder wischte er sich die Stirn. Wieso war er so aufgeregt? Doch auch wir können ihn nicht mehr fragen, sein Mund hätte ihn nicht verraten. So vergingen die endlosen Minuten, wurden zu Stunden. Schneeflocken legten ihr Gewicht auf die bereits niedergeschlagenen Scharen der halberfrorenen Träumer. Die Tür öffnete sich ein letztes Mal für diesen Abend. Eine bezaubernde Dame trat ins Freie, nieste entzückend in ihre Seidentaschentuch und rückte ihren Nerzmantel zurecht, bevor mehrere junge Männer im Livree dem Fahrer dabei helfen sollten, den weihnachtlichen Einkaufsrausch in den deutlich zu kleinen Kofferraum zu packen, was zu ermüdenden Diskussionen geführt hätte, wenn der Direktor des Hauses seine Augenbraue nicht gehoben und verkündet hätte, dass man selbstverständlich den Einkauf völlig kostenfrei in das herrschaftliche Haus am Stadtrand bringen würde, »innerhalb einer Stunde!«

Mit kaum merklichem Nicken entließ ihn die Angesprochene und stieg in ihr Gefährt, welches Augenblicke später stotternd zum Leben erwachte und sich vorsichtig den Weg durch die Schneedecke bahnte.

Nachdem er einige Befehle gebellt hatte, zwirbelte der Herr über 37 Angestellte und zwei Mätressen seinen Schnauzbart, bevor er sich nicht mehr mit den weiteren Schritten der Lieferung auseinandersetzte, stattdessen ins Haus eilte, das er nur wenige Minuten später vollständig bemantelt verließ. Auf seine Anweisungen hin wurde die Meute, die sich bereits in Auflösung befand, von den Fenstern vertrieben, welches seine Männer mit großer Freude jeden Abend tun, bevor metallene Fensterläden nach unten rasseln und einem unaufmerksamen Betrachter durchaus Nasen oder Hände kosten können.

Füße wanderten, zogen unbekannte Muster in den jungfräulichen Schnee, der in Böen vom Himmel fiel. Ein Sturm kündigte sich an; seine Finger tanzten durch die breiten Straßen der müden Stadt. Bald fand man hier nur noch das nikotinfarbene Licht der Gaslaterne und in seinem Schatten die Augen der wartenden Gestalt. Erst jetzt, als wäre er aus einem Schlaf erwacht, schüttelte sich der Mann und liess den noch brennenden Stummel seiner Zigarette fallen, betrachtete und zerdrückte die leere Schachtel, die er aus der Jackentasche gezogen hatte. Er schob eine Handvoll Schnee von seinem Hut; der Rest folgte von allein, als er sich langsam vom Laternenpfahl löste.

Zu behaupten, die Pakete der Einkäuferin würden schlecht behandelt, ist schamlos übertrieben, denn trotz der Eile, in der jene in den Lieferwagen gepackt wurden, waren die Angestellten des Kaufhauses überaus diskret und vorsichtig. Die Konzentration auf ihre Aufgabe blendete den Fremden aus, der um die Ecke wanderte, sich dem Tor näherte, dessen warmes Licht Muster in die peitschende Flockenflut malte. Das Leopardenmuster, das die Geduld auf den Mantel des Mannes gemalt hatte, wäre auch im Sonnenlicht kaum erfasst worden, doch jetzt, inmitten des Treibens, verschob sich der Hintergrund der unaufmerksamen Arbeiter kaum merklich.

Der Mann wurde zum Teil der schwarzfleckigen Tür, wandt sich um die Ecke, ging im richtigen Moment in die Knie, bevor ein weiterer namenloser Mitarbeiter an ihm vorbeiwanderte. Flüche knirschten in der Luft. Sie alle wollten nach Hause, ins Warme, ins Trockene, in die Arme der Frauen und Geliebten, wollten essen und trinken, vielleicht sogar wärmende Umarmungen erhalten in dieser Dezembernacht.

Lautes Knattern bestätigte endlich, dass die Arbeit getan ist. Die Pakete waren auf dem Weg und wenn es der Herr Direktor versprach, dann ohne Zweifel innerhalb einer Stunde in jenem Viertel, das man nur aus Romanen kennt. Der Fremde musste nicht lang warten, bis der vielstimmige Chor sein Lied beendet hatte, denn das Tor entließ ein erleichtertes Knarren, als es endlich zufallen durfte. Stille griff um sich wie die Hand eines Riesen.

Schlüssel sangen leise im Hintergrund, Schritte marschierten, besser, sie schlurften über den Boden. Man kannte den bärtigen Wächter, dessen Namen so unaussprechlich geworden war wie sein ausgeblichenes Namensschild, nur aus Erzählungen. Manch einer behauptete, er wäre der Gründer des Kaufhauses gewesen, andere, er sei ein verwirrter Spross des Vorbesitzers. All diese Dinge waren jedoch sinnlos, denn der Fremde hatte nicht vor, ihn zu betrachten.

Monate waren ins Land gegangen, seit diese staubige Flasche in seinen Augenwinkel gewandert war. Ein Zufallsfund, möchte man behaupten, doch für ihn war es Schicksal gewesen. Sie stand am Rande eines Regals, weit entfernt von den übrigen glitzernden Flaschen, die ihren Ruhm vor sich hertrugen wie ordenbehängte Generäle. Doch nur ein Vermögen hätte sie ausgelöst. Deshalb stand sie noch immer dort, am Rand des Regals, aufmerksam betrachtet von vorbeiwanderten Augenpaaren, die vollständige Macht über dieses Kaufhaus hatten. Ja, jeder hier wusste, was sie wert war, seit der Fremde sie aus dem Regal gezogen und betrachtet hatte. Sein Blick hatte ihre Aufmerksamkeit erregt, hatte für den Bruchteil eines Augenblicks ihren wahren Wert erfasst. Damals hatte er sie ins Regal zurückgestellt, sie sogar nach hinten verschoben, weil sie teuer war, doch der nächste Besuch, nur wenige Stunden später, hatte den Rahmen seines Verdienstes gesprengt, selbst wenn er ein Jahrhundert gespart hätte. Er hatte das Lachen des Herrn Direktor in seinem Büro hören können, als dieser eine Audienz ablehnte. Dass er sich ja nicht getrauen sollte, einen weiteren Versuch zu tätigen, sie für einen lächerlichen Preis zu erwerben. Ein Lachen, das Dankbarkeit verspottete.

Diese Nacht war magisch. Die Welt heulte im Rausch des Schneesturms und nur ein einzelner Wachmann wartete darauf, den Morgen zu erleben. Der Fremde huschte von Regal zu Regal, übersah die Schatten nicht, die sich bewegten. Jeder Augenblick war ein Zeichen des Schicksals. Die Schritte des Wachmanns polterten in der Ferne, ein Stuhl rutschte über die Fliesen, knarrte wie ein schlafender Hund. All die Lichter und Gerüche waren nur Abglanz der magischen Flasche.

Das Regal erschien ihm wie der Palast eines vergessenen Königreichs und die Flasche musste befreit werden. Sie war einzigartig und ihre Magie brannte in seinem Herzen. Mit jeder Faser seines Körpers streckte er sich ihr entgegen. Wogen von Feuer rollten durch seinen Körper. Schnee vermischte sich mit seinem Schweiß, verbrannte seine Augen, doch dies war nicht wichtig. Seine Fingerkuppen fühlten den Staub auf dem Glas, als wäre er eine Landkarte in eine fremde Welt.

»Hey!«

Der Fremde musste seinen Kopf nicht drehen. Doch mit einem alten Mann würde er fertig werden, wenn er es wollte. Doch dies war nicht wichtig. Seine Augen brannten, sein Wille war unaufhaltsam!

Das Preisschild riss unter dem Sturm seiner Fingernägel, doch die Flasche löste sich nicht von ihrem Platz, kämpfte gegen ihn, gegen ihren Retter! Er musste näher heran. Seine Fußzehen bohrten sich in die dünnen Schuhsohlen, die die Kälte bisher kaum erträglich gemacht hatten. Als wäre das Schicksal ein Hofnarr und der Mensch nur ein hilfloser König, merkte der Fremde erst jetzt, was er versäumt hatte. Er blickte nach unten, starrte in den Spiegel einer Pfütze, die sein verzerrtes Gesicht in Wellen herumwarf.

Der Boden, als wäre er ein Feind, nahm ihm mit einem Schlag das Gleichgewicht. Er taumelte, versuchte, irgendeinen Halt zu finden, doch seine Hand fand in diesem Augenblick nur das einzig falsche. Der Staub aus Jahrzehnten verschmolz mit in seine Haut. Die Augen des Fremden öffneten sich in beneidenswerter Langsamkeit, während er zu Boden rutschte. Es knackte so laut, als würde sich die Erde öffnen und der Geruch generationenalten Whiskys überflutete die zimttrunkene Luft des vorweihnachtlichen Kaufhauses.

Die Flut aus Alkohol und Glas traf ihn wie der Hieb eines urzeitlichen Monsters, einer vergessenen Legende aus seinen Alpträumen. Bilder von Gefängnis schossen durch seinen Kopf, doch nur im Hintergrund seines Verstandes, der leise gurgelnd unter dem Rauschen seiner Panik ertrank. Weitere Flaschen prasselten auf ihn nieder, zerbarsten um ihn herum, tränkten seinen Mantel und Hut mit den Träumen der namenlosen Betrachter, die ihre Nasen und Gesichter auch morgen wieder an das Glasscheibe pressen würden.

Der Fremde, dessen Namen niemand erfuhr, übersah dankbarerweise die Hände, die ihn aus dem Haus zerrten. Was aus ihm geworden ist, steht in den Sternen, denn keine Zeitung hat je sein Bild oder Namen veröffentlicht. Manch einer behauptet sogar, dass er diese Nacht nicht überlebt hätte, dass man nur eine Leiche aus dem Haus gezerrt hätte, zermalmt von dutzenden Flaschen billigsten Alkohols, die ihm Kopf und Gesicht zerschlagen hätten, doch dies gehört wohl nur ins Reich der Legende, ebenso wie die Tatsache, dass kein Mensch jemals für eine so teure Flasche verstaubten Whiskys geopfert hätte.

Das Meer im 3. Stock

Di, 16 Mai 2017 02:02:27, Lyka, [post_tag: angst, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: meer, category: midnight-stories, post_tag: ozean, post_tag: ueberflutung, post_tag: wasser]

Er erwachte vom einem einzelnen »Pling«, das in der sonst so stillen Wohnung wie ein Paukenschlag wirkte. Vermutlich hatte er es nur geträumt, so tief in seine Decke gewickelt wie nur irgend möglich. In diesen Stunden des Träumens von vergangenen Dingen war alles möglich. Auch ein »Pling«.

Es folgte ein weiteres. Dann ein drittes. Er schlug die Augen auf. Die Decke über ihm funkelte verwirrend grün, wie eine alte Bierflasche, nur viel fader, als wäre sie von langen Jahren Sonne ausgebleicht worden.

»Pling«

Er richtete sich auf. Sein Nacken schlug wieder zu. Feuer brannte seinen Rücken hinab und er musste ächzen. Für Fluchen war immer noch Zeit. War jemand eingebrochen? Er hatte doch an alles gedacht, um sicher zu sein. Aber …

»Pling«

Er senkte seinen Blick wieder und traf das Fenster, das sonst die Bäume vor dem Hochhaus zeigte, die Kronen jedenfalls, jetzt im Frühling, hier im 3. Stock. Statt dessen starrte er auf ein grünblaues Flimmern, hinter dem sich die Welt versteckte.

»Pling«

Nach einer gefühlten Ewigkeit rutschte er von der Matratze und setze seine Brille auf, die er nur einen Schritt weiter auf dem Tisch hatte liegen lassen. Endlich konnte er klar sehen. Es änderte nichts an dem, was hinter der Glasscheibe lauerte. Vorsichtig trat er näher heran. Seine Füße waren kalt und seine Beine zitterten. Näher und näher kroch er an das Fenster. Dahinter war nichts, nur eine dicke Masse, die sich wie Schleim bewegte, nein, wie, er konnte das Wort kaum aussprechen »Wasser«.

Aus der Ferne schoss etwas heran und knallte gegen die Scheibe, schüttelte sich, blickte ihn an. Ein Fisch. Ein Fisch? Hier? Alles wurde ihm klar. Er war im Wasser. Er schaute hinauf zum Himmel, doch da war keiner, nur ein paar ferne Lichtstrahlen, die sich durch die flüssigen Massen schoben. Unerreichbar war die Welt da oben. Er zitterte. Eine Träne löste sich.

»Pling«

Er schaute ihr nach, verlor sie aus den Augen. Etwas anderes hatte seinen Blick festgehalten. Der Topf mit den Orchideen war übergelaufen und um ihn herum hatte sich eine Pfütze gebildet und wenn man ihr folgte, dann konnte man erkennen, dass ein einziges Rinnsal unter dem Fensterrahmen entlang kroch.

»Pling«

Seine Hand berührte mit aller Vorsicht das Fenster, doch hastig zog er sie zurück. Er hatte sie fühlen können, die Macht des Ozeans. Wo war er? Woher kam das Wasser? Tausende Fragen schossen durch seinen Kopf, doch sie alle verhallten in der Panik, die sich wie eine finstere Hand um seinen Verstand gelegt hatte, die ihren Griff stetig verstärkte, bis irgendwann nur noch ein wimmerndes Etwas in der Ecke liegen würde.

Doch noch war es nicht so weit. Seine Beine hatten aufgehört, zu zittern, und mit der größten Mühe gelang es ihm, einen Schritt zurückzutreten. Er drehte seinen Kopf hinüber zum anderen Fenster. Auch hier hatte sich bereits das Wasser einen Weg verschafft. Er raste durch das Schlafzimmer in die Küche. Dasselbe. Seine Füße rissen knöchelhohe Wellen in den Schleim aus alten Zeitungen und den Essensresten, die vom Fensterbrett gespült worden waren. Da waren sie wieder. Die alten Bilder. Die alten Schmerzen, die man nie vergisst, die man nur freigibt. Nur heute waren sie zurückgekommen. Er taumelte, musste sich festhalten. Seine Hände glitten am Türrahmen ab. Lackreste schälten sich vom nassen Holz, blieben an seinen Fingern hängen. Die ganze Küche schien bereits aufgegeben zu haben. Doch er nicht.

Er rannte ins Wohnzimmer, riss den Wandschrank auf und holte alles heraus, was er in den letzten Jahrzehnten gesammelt hatte. Bücher. Hefte. Anzüge. Alles konnte helfen, alles hatte einen Sinn. Mit wütender Panik durchwanderte er die Zimmer, drückte, presste, stopfte mit dem Elan eines jungen Menschen Lücken zu, durch die das Wasser, der unendliche Ozean, kommen konnte. Jede Sekunde war ein Leben. Jeder Atemzug kostbar.

Die letzten Anzüge, die er nie getragen hatte, rammte er in die Lücken unter dem Küchenfenster. Jetzt musste er nur noch saubermachen. Dann konnte er überleben. Er schlurfte, ausgebrannt von der harten Arbeit, zum Kühlschrank. Eine einsame Dose Fisch starrte ihn an. Er riss sie auf, zerrte die Filets mit den Fingern in seinen Mund, warf die Dose in den Mülleimer.

»Pling«

Noch nie war ein Ton lauter gewesen, in seinem ganzen Leben nicht. Er wirbelte herum. »Nein!«, keuchte er. Diesmal war es kein Tropfen gewesen. Er starrte den Riss an, der sich quer über die Scheibe gezogen hatte; eine Linie, die sich vorsichtig, einer Baumwurzel gleich, über das Glas kroch.

»Nein, nein, nein«, seine Worte waren nur noch ein sinnloses Wimmern, ohne jeglichen Verstand dahinter. Es knackte im Schlafzimmer, krachte, dann hörte er ein Plätschern, das sich über den Teppich ergoss. Raus! Raus!

Nur Augenblicke später blickte auf die Wohnungstür. Hinter ihr lag … was? Schritte näherten sich über den Treppenstufen. Die Stimme zweier Nachbarn? Halluzinationen?

»Hey!«, hörte er sich brüllen. »Helft mir! Bitte … bitte … bitte …« Seine Stimme wurde zu einem Wimmern, kaum lauter als das Kratzen seiner Fingernägel auf dem Holz. Er drehte seinen Kopf zu den Schlössern, die ihn schützen hatten sollen, vor den Gefahren da draußen … er begriff und er lachte.

Sein Lachen überflutete seinen Verstand. Augenblicke danach brach der Ozean durch und überflutete auch den Rest.

Die Lawine - eine Gegenfabel

Do, 18 Mai 2017 23:27:09, Lyka, [post_tag: dynamit, post_tag: fabel, category: fingerubung, post_tag: fremder, post_tag: freund, category: frisches, post_tag: glueck, post_tag: lawine, category: midnight-stories, post_tag: pech]

Es hing ein Echo über den Bergen. Steine polterten noch immer über die trockenen Hänge, unaufhaltsame Schläge, die Sträucher und Bäume mit sich rissen, als wären sie einfach nie dagewesen. Splitter schwebten für Augenblicke über die brodelnde Landschaft, erinnerten an winzige Schiffe, die ankerlos über ein Meer aus Zerstörung und Wut geworfen wurden. Die Luft war erfüllt vom Brüllen der Erde, die sich wie eine Schlange häutete, ob sie wollte oder nicht.

Blanker Felsen leuchtete unter den frischen Wunden. Sonnenlicht kroch nur langsam durch die Wolken, die sich immer weiter in den einst so blauen Himmel schoben. In der Ferne jaulte Wolf, das Rudel Wölfe, panisch in ihrer Flucht, beachtete ihn nicht weiter. Ihre Läufe verloren sich im Tumult der Panik. Hunderte, wenn nicht sogar tausende Tiere rannten um ihr Leben. Eine Flut aus Geröll bahnte sich ihren Weg, als wäre sie lebendiger als die Kreaturen, die ihr entkommen wollten. Doch nur der Blick konnte ihnen noch helfen. Jeder Blick zurück war ein Urteil, vom Schicksal verhängt, »Schuldig im Sinne der Anklage«. Und so taumelten Wellen aus Fell und Pfoten über die staubumnachteten Hänge hinab ins Tal.

Hier warteten sie. Zusammengepresste Augen, die durch Fernrohre starrten, Linien zwischen Kimme und Korn erdachten, fixierte Augen, die nur ein Ziel hatten. »Töten«, wimmerte ein Mann, sehnsüchtig zusammengesunken hinter seiner Doppelläufigen, die Zigarette am Filter zerkaut, halbblind vom Rauch, der sein Blickfeld verschwimmen ließ. Andere taten es ihm gleich, nahmen noch einen Schluck aus der gemeinsamen Flasche, spuckten ihren Abscheu und ihre Gier auf den Boden. »Geld«, flüsterte jemand, »soviel Geld für ihn.«

Dutzende Augenpaare starrten auf den kommenden Sturm, suchten einen Schatten, der sich ihnen offenbaren sollte, die die Gestalt eines Mannes haben sollte, der sowohl gefürchtet als auch verehrt wurde. Doch es war viel zu spät, sich daran zu erinnern, dass er als Fremder in die Stadt gekommen war. Stadt, ha! In das Dorf, ein Dutzend Häuser, eine Kneipe, eine Kirche, eine Straße. Er hatte Geld mitgebracht und Hoffnung, hatte alles getan, was er hatte tun können, damit sie ihn mochten. Ein Fremder, der zum Freund geworden war. Doch alles war vorbei, jetzt nach fast 7 Jahren hatte das Unglück die Kleinstadt besucht und hatte andere Fremde angespült und sie hatten ihren Freund als einen Feind erkannt, als Schurken unvergessener Verbrechen, als Kopf hinter unzähligen Raubzügen. Manch einer sang heimlich Lieder über ihn und seine Gang, aber nur heimlich, nur in seinem neuen Bett, unter der Decke, wo man allein sein konnte mit seinen Träumen. Als er erkannt worden war, hatte er zwei Tote zurückgelassen und eine Karte. Die Fremden sagten, es wäre ihr Gold und jeder, der ihnen helfen würde, könnte reicher werden als ein Rockefeller. Allerdings wäre auch jeder tot, der sich ihren Wünschen verweigern würde.

Doch Gründe versickerten im Donner des Weltuntergangs vor ihren Gewehren, die wie Verrat brannten. Er war auf dem Berg. Er musste runter vom Berg. Hätte er sich nicht verschanzt, wäre alles in Ordnung gewesen. Wäre er nur weit weg geflohen, hinunter in die endlosen Ebenen dieser neuen Welt, aber nein. Er musste in die Mine, dort, wie die Fremden ihnen versicherten, wo er das Gold versteckt hatte. Garantiert, eine sichere Sache. Prügeln wir ihn raus aus seinem Loch wie einen Fuchs.

Der erste Mann wich zurück. Seine Augen brannten, Panik kreischte seinen Weg in die Welt hinaus. Jemand schoss. Er fiel. Feigling. Die anderen starrten auf die wirbelnde Mauer aus Tieren und Bäumen. Da. Da war jemand. Ein Mensch rannte, wie von der Hölle verfolgt, hinunter ins Tal. War er es? Konnte er es sein? Sein Gesicht, so völlig unsichtbar, absolut winzig im Schauer, der ihm folgte. Wie konnte er so schnell sein? War er schon vorher losgelaufen? Hatte er sich geopfert? War er blödsinnig geworden? Niemand wagte, diese Fragen zu stellen, doch viele dachten wohl dasselbe. Ein Hagel aus Blei raste durch die Dämmerung, winzige Sterne blitzten an den Läufen der Waffen auf, vergingen wieder, doch er rannte weiter, als wäre nichts gewesen. Wellen von Schüssen folgten, verfehlten oder trafen, was auch immer passierte, bleibt unbekannt.

Der Tod überrollte nicht nur die Menschen, die sich einst in seinem Licht und Geld gesonnt hatten, sondern auch ehemalige Kameraden auf der Suche nach Abenteuer und Gold und manch einer sagt, dass der Fremde bereits von der unterschätzten Wirkung des Dynamits umgekommen war, die jemand ohne echte Kenntnis in den Mineneingang geworfen hatte und von der Lawine danach bis ins Tal getragen wurde, zu seinen Freunden, die sein Schicksal teilen sollten. Manch einer mag eine Moral aus dieser Geschichte ziehen, doch am Ende bleibt alles daran hängen, ob man Glück auf der Flucht hat oder einfach hofft, sich in einem Berg zu verschanzen und auf das Unabwendbare zu warten.

Ich danke euch! Ich brauche eure Hilfe, um als Autor zu wachsen!

Sa, 03 Jun 2017 19:08:20, Lyka, [post_tag: blog, category: info, post_tag: schreiben, post_tag: veroeffentlichen]

Hi.

Erstmal gigantischen Dank an alle, die mich bisher in meiner künstlerischen Tätigkeit als Schriftsteller von Bücher und Kurzgeschichten unterstützen. Eure zahlreichen Zugriffe auf mein Blog und meine Kurzgeschichten machen mich sprachlos.

Ihr seid absolut grandios!

Seit mehr als sieben Jahren schreibe ich nun und freue mich über jeden, der Anteil nimmt an meinen kleinen und großen Reisen an fremde Orte und in unbekannte Welten.

Ich freue mich riesig, wenn ihr mir helft, als Autor zu wachsen. Natürlich finde ich es toll, wenn ihr eines meiner Bücher kauft (über Amazon und über andere Ebook-Anbieter), aber fast noch mehr freue ich mich über ein Like oder wenn ihr einen Beitrag von mir teilt , wenn ich eine neue Geschichte geschrieben habe (über mein Blog) oder ein neues Buch veröffentlicht, oder eine neue Buchaktion gestartet habe.

Da nicht alle Leute immer gleichzeitig auf Facebook, Twitter, Tumblr oder Google+ sind, wird es in nächster Zeit auch passieren, dass ich hin und wieder ein paar Beiträge doppelt poste.

Hier meine wichtigsten Orte:

meine Kurzgeschichten: http://lykas-skriptorium.de/

meine Hauptseite: http://emanuel-schreibt.de/

mein Profil bei Amazon: https://www.amazon.de/…/B00…/ref=dp_byline_cont_ebooks_1

mein Goodreads-Profil: https://www.goodreads.com/author/show/5855448.Emanuel_Mayer

Mein Plan ist es, in nächster Zeit für jede bisherige Veröffentlichung ein Blog-Posting mit einer passenden Beschreibung zu erstellen, die aber nichts verrät; kaum jemand schätzt Spoiler.

Ich danke euch von Herzen!

Die Fremden

So, 12 Nov 2017 14:04:39, Lyka, [post_tag: aliens, post_tag: alptraum, post_tag: auserirdische, post_tag: bruder, category: frisches, post_tag: halloween, post_tag: horror, category: midnight-stories]

»Robert!«

Brian wirbelt herum, sein Gesicht ist kalt wie der Oktoberwind, der sich durch die halbtoten Äste der großen Linde über ihm schiebt.

Keine Antwort.

Wieder versucht es der Junge: »Robert!«

Stille liegt über der Lincoln Street. Ein fernes Auto hupt, doch nach Augenblicken verhallen die Echos der durchdrehenden Reifen in der Finsternis.

»Mist«, flucht der Junge, schlägt sich die Hand vor den Mund. »Robert«, flüstert er zwischen seinen Fingern hindurch. »Wo bist du?«

Brian kennt die Antwort. Robert ist 8 Jahre alt, ganze 4 Jahre jünger als sein großer Bruder. Natürlich hört er nicht auf ihn. Trotzdem hatte Brian seiner Mutter versprechen müssen, auf ihn aufzupassen, bevor sie das Haus verließen.

Brian hatte wie üblich mit den Füßen gestampft. Sein Kostüm passte ja total dazu, ein Pferd auf zwei Beinen. Der Beutel an seinem rechten Vorderhuf war leer und es war schon nach 6 Uhr, fast schon Mitternacht. Mom war erst so spät daheim gewesen und ohne ihre Erlaubnis durfte der Kleine nicht durch die Gegend rennen, besonders nicht an Halloween. Leider hatte auch Randy abgesagt, sein bester Freund, dessen Mom mit einem Mal krank geworden war, irgendwas mit »Was Schlechtes gegessen« und so hatte der Kleine so lang geheult, bis Mom ihm erlaubt hatte, Sammeln zu gehen – »aber nur, wenn Brian auf dich aufpasst.«

Brian, der jetzt ganz allein auf der Straße steht und nach seinem Bruder sucht, fühlt bittere Tränen aufsteigen. Das war alles nicht so geplant. Eigentlich wollte er daheim bleiben, denn er ist viel zu cool für dieses kindische Zeug, doch cool ist anders, als er sich gerade fühlt.

Was wird Mom sagen? Sie wird völlig austicken, Dad anrufen, der 500 Meilen entfernt arbeitet und nur am Wochenende nach Hause kommt. Der wird ihr sagen, dass sie gefälligst die Polizei anrufen soll. Die werde Brian befragen, verhaften, vor Gericht stellen und das wars dann. Kinderheim. Knast. Ein Leben auf einer einsamen Insel unter Verbrechern, die sich um Müll streiten, den man essen muss.

»Robert«, wimmert er, »wo bist du?«

Es war so einfach gewesen, loszugehen. Tür auf, beide raus. Die letzten Kinder rannten mit ihren Eltern durch die Gegend, klingelten an den Häusern der Straße. Hände reichten Süßigkeiten aus dem Inneren der hell erleuchteten Wohnungen. Brian war schon zwei Häuser mitgegangen, hatte mehr als genervt die leuchtenden Augen seines kleinen Bruders ertragen, dessen Stimme nie aufgehört hatte, ihm ins Ohr zu plappern, wie toll alles wäre und dass jeden Tag Halloween sein sollte.

»Weißt du, dass man früher Kinder an Halloween verbrannt hat?«, hatte Brian in einem Anfall von Bösartigkeit gezischt, es jedoch sofort bereut. Roberts Kreischen hatte sich sofort durch sein Trommelfell gebohrt und war bis in sein Herz hinuntergerast, das für einen winzigen Augenblick versucht hatte, stillzustehen, doch erfolglos. Stattdessen hatte er dem Kleinen eine runtergehauen, was Robert sofort in seinem Jaulen gestoppt hatte.

Einen Moment später hatten sich Milchzähne mit einer Zahnlücke in die Hand des großen Bruders gebohrt, der – nun völlig geschockt – keine Antwort gefunden hatte, außer den Kleinen davonzustoßen, der dann über einen Kürbis aus Plastik, der neben einer Straßenlaterne stand, gestolpert war und auf die Straße knallte.

Bevor Brian jedoch etwas hatte tun können, war Robert schon aufgesprungen und heulend davongerannt. Sein Pferdekostüm war gerade noch sichtbar, weiße Flecken, die mehr an eine Kuh erinnerten, dort, wo die anderen Kinder waren, beim Haus von Ms. Donahue, die sehr reich und alt war. Er hatte loslaufen wollen, sich vielleicht entschuldigen oder sich erklären, damit der Kleine Mom nichts sagen würde, doch dazu kam es nicht.

Für einen Augenblick war es nämlich sehr finster geworden und Brian hatte nach oben geblickt und gesehen, dass die Welt flackerte, nein, nur die Straßenlampe, einmal, zweimal, dann war die nächste die Straße runter ausgefallen, dann wieder eine. Schlag um Schlag hatten die Lampen auf der Lincoln Street geflimmert und dann waren die Schatten wie schwarze Schlangen durch die Leitungen gekrochen! Die Nacht raste auf die Erde hinunter, verwandelte Häuser und Lichter in Echos und Erinnerungen.

Und genau jetzt, am Ende aller Zeiten, steht Brian auf dem Gehweg, vermutlich tausende Kilometer entfernt von daheim und sucht Robert.

»Das ist ein Alptraum«, hört er sich selbst flüstern und erschrickt vor der eigenen Stimme, als wäre sie nicht seine, denn sie hört sich so anders an als sonst. Ein Kloß steckt in seinem Hals, die Luft ist wie Brei, der durch seinen Mund in seinen Lungen wandert.

War da was?

»Hallo?«

Winzige Füße tapsen durch die Nacht, Schatten verstecken sich in der Dunkelheit, als könnte etwas existieren, das noch schwärzer ist als die sternlose Nacht, die ihn umgibt.

»Hallo?«

Wieder die Schritte. Ein fernes Kichern bringt Brian zum Zucken.

»Ha… Ha… Hallo?«

Als Antwort ist ein Summen zu hören, Lachen und Weinen, Stimmen, die miteinander streiten und feiern, Flugzeuge, alte Lieder, Motoren, die um ihn herum aufheulen. All diese Geräusche sammeln sich in einem riesigen Ball, der durch die Luft schwebt, laut genug, dass Brian sich ganz genau vorstellen kann, wo er sich befindet. Er streckt seine Hand aus, doch da

ist nichts. Nicht einmal ein Kribbeln an seinen Fingerspitzen.

»Hallo? Ist da...«

Der Ball explodiert. Alle Lichter der Straße blitzen auf, werden zu winzigen Sonnen, so dass Brian seine Augen schließen und sich die Hände vors Gesicht halten muss.

»Mamaaaaa!«

Er fühlt, wie ihm die Tränen über die Wangen wandern, schämt sich dafür, dass er nicht erwachsen genug ist, um das »Wie ein echter Mann« durchzustehen, wie die Kinder in den coolen Filmen.

Hinter seinen Augenlidern flimmern die Straßenlampen, werfen rote Schatten, doch das ist alles nur der Terror in seinem Kopf, die Angst und seine Finger, die über seinem Gesicht liegen. Doch alles vergeht.

Als Brian seine Augen mehr als vorsichtig öffnet, sieht alles wieder so aus wie vorher. Er blickt zum Himmel, vorbei an den Lichtern und sieht die Sterne, vor denen die Wolken vorüberziehen, graue Vorhänge vor einem lächelnden Mond.

Und da sind sie auch wieder, die Kinder, die durch die Straßen wandern. Hatte Brian alles geträumt, sich alles nur eingebildet? Nein, die Finsternis und die Stimmen mussten echt gewesen sein. Seine Augen brennen noch immer. Schnell wischt er seine Tränen ab. Jetzt nur noch Robert finden.

»Hey«, ruft er zwei Kindern zu, die sich wie Frankensteins Monster und ein Affe verkleidet haben, »habt ihr ein Pferd gesehen?« Sie rennen an ihm vorbei, als wäre er ihnen total egal. Brian versteht das, sie mögen Süßigkeiten mehr als alles andere. Vermutlich werden sie heute Abend noch Bauchschmerzen bekommen, denn die Tasche des Monsters ist bis zum Platzen voll und man kann sich schon wundern, dass sie noch nicht kaputtgegangen ist.

»Danke für nichts«, ruft er ihnen hinterher und stampft davon. Wenn Robert bei der alten Miss Donahue war, dann weiß sie vielleicht, wohin er abgehauen ist.

Er klingelt. Einmal, zweimal. Im Haus rührt sich nichts. Er stellt sich auf die Fußzehen, versucht, durch das Glasfenster in der Tür zu schauen. Da sind Schatten. Er klingelt noch einmal, hämmert an die Scheibe. Der Schatten reagiert, kommt näher. Es klickt. Die Tür öffnet sich für einen Hauch.

»Ja?«, fragt die alte Frau. Auch sie trägt ein Kostüm heute, ist in dünnes graues Papier gewickelt, wie eine Mumie aus einem der Filme, die Brian nicht anschauen darf. Aber Randy und seine Eltern sind viel zu cool, um das zu verbieten, wenn er sie besucht, auch wenn Brian hinterher manchmal schlecht schläft.

»Haben Sie ein Pferd gesehen?«

»Pferd? Was ist das?« Sie krächzt, ist vielleicht schon wieder erkältet. Vielleicht ist sie auch schon tot und was Brian da hört sind die letzten Augenblicke, bevor ihr Gehirn zu Staub zerfällt.

»Pferd. Ein Tier mit 4 Hufen und einem langem Maul«, Brian fühlt sich genervt, doch die Angst ist viel größer als vorher. Die alte Frau ist ja schon länger verwirrt, deshalb sagen die anderen auch, dass sie bald ins Altenheim kommt, aber noch nie war sie ihm so unheimlich. Ihre Augen brennen sich durch sein Gesicht. Dann, mit einem Rascheln, hebt sie einen Arm und deutet aus ihrem Haus in die Nacht hinaus.

Als Brian sich umdreht, fühlt er nur noch den Luftzug der Tür in seinem Rücken. Gänsehaut wandert über seinen Hals. Die Frau passte nicht, passte einfach nicht hierher.

Wieder hetzen Füße durch Schatten, doch diesmal kann Brian sehen, wer sie sind und wohin sie wollen. Ein Vampir und ein Pirat stampfen über die Querstraße, lassen sich nicht von der Ampel aufhalten, die rot blinkt. Nein, sie gehen weiter, zerren sich gegenseitig zur nächsten Straßenseite. Dort ist das Haus von Flannigans. Die sind reich. Die haben Zeug. Aber die sind auch geizig. Hinter deren Haus liegt der Park, schon fast ein kleiner Wald, und in dessen Mitte der Siebzehn-Steine-Teich.

Dad hatte immer erzählt, dass sein bester Kumpel gesehen hatte, wie dessen Cousin mit einem einzelnen flachen Stein diesen Teich überwunden hat. »Siebzehn Mal war der Stein abgeprallt und dann gegen einen alten Mann geflogen, der sich wie wild nach dem Schuldigen umgesehen hatte. Doch sie hatten sich alle versteckt und der grimmige Mann, ich glaube, das war sogar der Urgroßvater Flannigan, war fluchend davongestampft und ab dem Tag nannten alle den Teich Siebzehn-Steine-Teich. Bleib ja weg davon und lass auch Robert nicht in die Nähe, denn der ist viel zu gefährlich!«

War Robert dort? War der so dumm gewesen, abzuhauen und dann ins Wasser zu fallen? Er kann doch gar nicht schwimmen!

Schneller als ein Rennwagen beschleunigen kann, rast Brian über die Straße, übersieht ein fremdes Auto, das gerade noch bremsen kann. Eine Gestalt ohne Augen starrt durch die Windschutzscheibe. Heute sind nur Irre unterwegs: noch ein Grund, Halloween blöd zu finden.

Aus den Häusern hinter dem Park ist Musik zu hören. Leute feiern, bestimmt Teenager oder alte Leute, die cool sein wollen. Die tragen dann Zorro-Masken oder Kronen, verkleiden sich aber nie richtig. Blöde Leute. Sollen nicht so tun, als wären sie Kinder!

Die ersten Büsche streifen Brian, Äste schlagen ihn, immer öfter muss er seine Arme vors Gesicht halten. Ein paar Kinder haben sicher so ihre Augen verloren. Es war dunkel und sie waren schnell und da kam ein Ast und »Flutsch!« – Nacht für immer!

Brian hechelt. Immer wieder wird er aufgehalten, immer wieder muss er sich zurechtfinden. »Wo bin ich?«, hört er sich selbst flüstern. »Wo kann nur Robert sein?« Seine Augen tränen, er wischt sie ab, sonst verschwimmen die fernen Lichter in einem Meer aus Regenbogenfarben.

»Hallo«, flüstert jemand, direkt neben ihm.

Brian erstarrt. Was war das? Eis kriecht von seinem Nacken hinunter in seinen Rücken. Seine Haare stellen sich auf. Als ihn dann noch eine fremde Hand bei der Schulter packt, ist es vorbei.

»Hör auf zu schreien. Still. Shhhhh.«

Erst nach einer gefühlten Ewigkeit hört Brian diese Worte, als er schon keine Kraft mehr hat, zu kreischen. Sein ganzer Brustkorb schmerzt, weil sein Herz rausspringen und weglaufen will. Sein Kopf summt, seine Augen tränen, schon wieder. Er hört sich selbst nur »Bitte, bitte ...« sagen, leise, als wäre er ein Kind. Er ist nicht mehr cool. »Mama!«

Die fremde Gestalt packt ihn, zerrt ihn durch die Büsche direkt in die offene Fläche des Parks. Der Teich glitzert, hunderte bunte Lampen malen eine fremde Welt auf das Wasser. Doch das alles ist unsichtbar für Brian, denn er sinkt zu Boden. Die Gestalt wartet erst, aber dann beugt sie sich zu ihm herunter.

»Hey, alles okay?«, fragt sie. Es ist eine Frau oder ein Mädchen, ja eindeutig ein Mädchen. Sie sieht aus wie eine Piratin oder eine Prinzessin als Piratin. Ihre Augen sind hinter einer roten Maske verborgen, darüber trägt sie eine Augenklappe und ein Kopftuch. Der Rest ist so normal, dass Brian sich so richtig schämt, Angst vor ihr gehabt zu haben. Sie ist aber älter als er, vielleicht ist sie 14 oder 15. Brian kennt solche Mädchen von der Schule. Die gehen nicht zu Halloween draußen spazieren, die sind schon auf Partys oder – so wie er – viel zu cool, um draußen herumzuwandern.

»W-w-was willst du von mir?«, Brians Stimme zittert, doch er kämpft sich zurück in das echte Leben.

»Dieselbe Frage stell ich dir auch gleich. Ich suche jemanden. Ich suche meine Geschwister. Weißt du, wie es nervt, hier herzukommen, nur weil sie das wollen? Ich meine, ich könnte mit meinen Freunden abhängen. Statt dessen sind wir hier und müssen diesen dämlichen Brauch mitmachen. Das alles nur, weil die Sprösslinge so süchtig sind nach eurem Fernsehen. Pff.«

»Du hast ja so recht. Mein Bruder Robert, er ist einfach weggerannt! Blödes Halloween!«, Brian fühlt die Freude in seinem Kopf aufsteigen. Da ist jemand, der genau solche Probleme hat wie er!

»Vielleicht sollten wir zusammenarbeiten. Drei Augen sehen mehr als eines«, sie lächelt ihn an.

Brian lacht. »Klar. Ein Auge. Du bist also eine Piratin.«

Sie zuckt mit den Schultern. »Ohne Verkleidung in dieser Nacht? Ist das nicht Brauch? Ich dachte, du bist auch verkleidet?«

Brian blickt an sich herunter. Comic-T-Shirt. Jeans. Seine Lieblingsjacke, die er von Dad bekommen hat, die Dad auch damals getragen hatte, als die Leute noch cool waren, in den 80ern. Ja, ein paar Leute würden das auch als Verkleidung sehen.

»Was trägt dein Bruder?«

»Er geht als Pferd.«

»Pferd. Hm, das sind doch diese Dinger mit den Hufen. Ja, Jolak trägt auch so was. Und Karol ist wie ein Affe verkleidet. Das sind Dinger, die wie Menschen aussehen, aber mehr Fell haben.«

»Ja, ich weiß«, Brian fühlt sich genervt. »Ich bin Brian und eure Namen sind komisch. Kommt ihr aus Europa oder so?«

Sie grinst ihn an. »Ich bin Mica und okay, ja, wir sind nicht von hier. Aber heute mussten wir hier sein, weil … Halloween ist nur so groß in Amerika, das ist schade. Nein, nicht schade. Doch schade. Egal. Wir müssen uns beeilen, Brian. Ich habe ein ganz mieses Gefühl in meinem … Magen.«

Sie zerrt Brian hoch, dann wischt er den Dreck von seiner Hose und sie gehen gemeinsam um den Teich herum. Die Lichter flimmern. Mica wirkt fast schon erwachsen, sie ist ein bisschen größer als er und sie hat wohl eine Art Radar in ihrem Kopf, so dass sie nie irgendwelche Zweige abkriegt oder in eine Kuhle tritt, Dinge, die Brian leider öfter passieren. Doch sie wartet nicht auf ihn, wenn das geschieht, sie geht einfach weiter. Bald haben sie den Steg erreicht, der in die Mitte des Teichs hineinragt.

»Niemand hier«, flüstert sie.

»Wir sollten sie rufen.«

»Auf keinen Fall!«, zischt Mica. »Wenn man uns hört, dann sind wir geliefert.«

Brian versteht nicht, aber hält die Frage zurück, denn er möchte cool sein und nicht mehr wie ein Kind wirken.

»Da ist jemand«, flüstert Mica. Sie hat recht. Ein Schatten bewegt sich unter den Lichterketten. Brian möchte gleich fragen gehen, doch Mica hält ihn fest, schüttelt den Kopf. Sie gehen in die Knie, verstecken sich hinter einer Bank, auf der normalerweise tagsüber Erwachsene sitzen und Zeitung lesen. Brian kann nicht viel erkennen, doch die lange Gestalt, die den Steg entlangwandert, macht ihm Angst. Ihre Arme bewegen sich nicht, hängen wie nutzlose Kabel an den dünnen Schultern des Mannes. Während er näher kommt, hört Brian ein dumpfes Surren wie ein Radio, das jemand falsch eingestellt hat. Als er Mica anschaut, sieht er, wie ihr Mund zittert, nein, wie ihr ganzer Körper das tut.

Doch auch er kann sich nicht bewegen, kann ihr nicht helfen.

Dann, Augenblicke später ist die Gestalt vorbeigewandert und Brian realisiert erst jetzt, dass sie gar keine Schritte gemacht hat: der Kies hat gar nicht geknirscht, die Bretter nicht geknackt, alles war viel zu leise, als wäre er nur ein Film gewesen, ein fliegender Film. Ja, der Mann … das Ding, es war nicht gegangen, es hatte geschwebt. Ein böser Luftballon, eine böse Wolke, wie in einem Horrorfilm.

Mica zieht ihn hoch. »Wir müssen ihm hinterher.«

»Bist du irre? Das war kein Mensch! Oder … kennst du das Ding?«

Sie schüttelt den Kopf, sagt nichts. Ihre Augen leuchten rot unter dem Flimmern der farbigen Glühbirnen, die noch immer über dem Teich schweben, als wären sie die Sterne eines fremden Himmels.

Mehr als nur vorsichtig schleicht er Mica hinterher. Bald schon haben sie den Teich verlassen und müssen wieder Sträuchern und Zweigen ausweichen. Die Musik wird lauter und es mischen sich Worte und Rufe in die Melodien. Lichter flackern, unterbrochen von den Schatten der Baumstämme und der wenigen Blätter, die noch an den Sträuchern hängen.

»Die Party«, hört sich Brian sagen, »dort sind die Kids garantiert nicht.«

»Wir fragen«, meint Mica und tritt ins Freie.

Teenager und und junge Erwachsene stehen um ein großes Haus herum, hinter dessen Fenstern eine Discokugel Regenbögen durch die Nacht schießt. Autos kommen an und fahren davon, begleitet vom noch lauterer Musik als erlaubt ist. Heute kümmert das wohl keinen. Mom würde ausrasten. Sie hasst laute Musik. Noch mehr würde sie aber hassen, wenn Robert heute hier wäre.

Eine Gruppe von Kindern erscheint hinter der Kreuzung.

»Da! Robert!«

Der Junge hat seinen Beutel bis oben hin mit Süßigkeiten gefüllt. Er ist leicht zu erkennen, hat seine Pferdekopfmaske nach oben geschoben und schaufelt sich jetzt schon mit Schokolade voll. Die anderen halten sich zurück. Sie tragen noch immer ihre Kostüme. Affe und Pferd, Ninjas, Piraten in trauter Freundschaft, Superhelden, Frankensteins Monster ist auch dabei. Das sind doch wenigstens 20 oder 30 Kinder! Brian fühlt eine Frage aufsteigen, aber er kriegt sie nicht zu fassen.

»Hey, Robert!«, hört er sich rufen, verlässt nun auch das Dickicht, doch sein Gesicht erstarrt und sein Herz bleibt stehen. Dort, genau hinter dem Haus mit der Party, schwebt die Gestalt vom Teich. Sie schwebt tatsächlich, wenigstens einen Meter über der Erde! Was ist das für ein Trick?

Das Ding reißt seinen Kopf nach oben. Wo ist sein Gesicht? Es hat kein Gesicht! Da ist nur ein riesiges Maul!

Kreischen überflutet die Straße. Die Leute, die es hören müssen, schlagen sich die Hände über die Ohren, gehen auf die Knie. Fenster klirren. Die Discokugel verwandelt sich in einen Regen aus Glas und Licht. Panik greift um sich. Die Kinder erstarren, heben ihre Hände.

Schlimmer, da ist noch ein anderer Schrei und ein dritter, ein vierter, eine Melodie aus Schreien rollt über die Stadt! Ihnen folgen, nein, das darf nicht sein, noch andere Wesen, weitere fliegende Monster und vor ihnen rennen noch mehr Kinder.

Brian wird wieder gepackt, doch diesmal weiß er, dass es Mica ist. Sie zerrt ihn ins Gebüsch, hält ihre Hand vor seinen Mund: »Pscht!«

Grünes Licht brennt sich in Brians Rücken. Als er sich umdreht, weiß er nicht, was er sagen soll. Der Horror ist echt. Das ist kein Film. Das ist schlimmer als jeder Hausarrest, als jedes Gefängnis. Sein Magen schrumpft. Tränen schießen aus seinen Augen.

Grüne Blitze rasen durch die Nacht. Die Wesen halten glitzernde Rohre in ihren Tentakelfingern. Diese Rohre, sie sehen aus die Pistolen, doch an ihrem Ende ist eine Kugel aus Licht und sie schießen! Sie schießen auf die Kinder in ihren Kostümen!

»Mir wird schlecht«, Brian ist nicht mehr cool, er ist viel zu klein, um cool zu sein, denn die Angst hält ihn gepackt. Jedes Mal, wenn ein Blitz trifft, werden die Hände des Kindes auseinandergerissen und dann zusammengedrückt und dann rollt sich das Kind zusammen und wird zu einem Ball, der nur noch aus Schleim besteht, grünem Schleim, der keinen Mund hat, doch Brian ist sich ganz sicher, dass er die Schreie der Kinder hört: schrille Laute, die im Blubbern der Schmerzen untergehen.

Sie rennen. Kinder rasen über die Straßen, verstecken sich in Vorgärten, hinter Bäumen und Sträuchern. Nichts. Da ist kein Entkommen. Augenlose Köpfe suchen und finden, drücken ab, immer und immer wieder. Immer mehr Kinder krümmen sich, schmelzen zusammen, werden zu Klumpen, nein Eiern. Andere fliegende Wesen, die keine Pistolen bei sich tragen, fallen vom Himmeln und packen die Kugeln, rollen sie die Straße entlang.

»Wohin?«, flüstert Brian.

Mica keucht: »Zu ihrem Schiff« und deutet auf den Himmel.

Genau in diesem Augenblick durchstößt ein Meteor die Wolkendecke und rast auf die Erde hinab, stoppt nur einen Hauch vom Boden entfernt. Eine Welle von Wind und Staub schießt über die Straße bis hinein in den Park, brennt sich in Brians Augen. Er weiß nicht, ob er weint, weiß nicht, was er tun soll.

»Da sind sie!«, Mica zerrt ihn hoch. Ja! Sie hat recht! Ein Affe und ein Pferd und noch ein Pferd, dessen Gesicht das seines Bruders ist, rennen davon. Dahinter Frankensteins Monster. Da ist der Park, dann sind sie in Sicher…

Nein. Ein Strahl, der eigentlich auf seinen Bruder abgefeuert wurde, wird vom Jungen im Monsterkostüm aufgehalten. Brian sieht das Gesicht des Monsters schmelzen, wie das der Puppe, die Randy seiner Schwester geklaut und über einem Lagerfeuer geschmolzen hatte, weil sie blöd zu ihm gewesen war. Nur ein paar Schritte von ihm entfernt zerfällt nun ein Kind statt einer blöden Plastikpuppe, ein echtes Kind.

»Aliens!«, flüstert er. »Im Fernsehen hatten sie Recht. Aliens! Sie klauen Kinder. Robert!« Er hört sich selbst rufen, viel zu laut, um nicht aufzufallen. Das fliegende Monster hat das sicher gehört! Er sieht eine der gesichtslosen Kreaturen auf sich zufliegen, während die anderen Kinder sich in den Park geflüchtet haben.

»Der kriegt mich«, denkt Brian und hört, wie seine Zähne klappern. Ein fremder Geruch hüllt ihn ein, es riecht so richtig ekelhaft, wie alte Leute, die zu lange allein gewohnt haben, so wie Oma, die er nie wirklich kennengelernt hat, weil sie schon viel zu alt war. Der Geruch ist süß und wie ein altes Auto, das brennt. Ja. Feuer. Das Monster riecht nach Feuer und alter Schokolade. Sein Magen brennt. Das sind die Wesen, die zu Halloween kommen. Das ist der Sinn von diesem Fest! Alles wird klar. Das war alles geplant, seit vielen hundert Jahren!

Das Wesen zielt mit seiner Waffe über die Büsche hinweg, zischt, als wäre es zornig und stößt die Kugel davon, die einst ein Kind im Monsterkostüm war. Wo sind die anderen? Wo ist Robert?

Mehr als nur vorsichtig dreht Brian seinen Kopf. Dort, zwischen den Bäumen, wo die Lichterketten blinken, erkennt er Schatten. Sie müssen zum Teich unterwegs sein!

Das Monster blickt ihnen nach, folgt aber nicht. Warum? Stattdessen dreht es sich um und schwebt zu seinen Freunden. Das große Schiff ist gelandet, eine Kugel, so schwarz wie das Innerste eines Alptraums, voller Arme, die die Kugeln in eine Luke werfen. Das Schiff erntet die Kinder für die fremde Welt! Doch Robert ist wichtiger.

Brian dreht sich um und rennt los. Mica ist nicht zu sehen, vielleicht ist sie vor ihm. Wieder schlagen Zweige und Dornen in seinem Gesicht, doch das ist ihm jetzt egal.

»Robert«, brüllt er und eines der Kinder bleibt tatsächlich stehen, dreht sich um. Er kann nicht sehen, ob es sein Bruder ist, deshalb rennt er noch schneller, bis er endlich, nach einer Ewigkeit den Bäumen entkommen ist und wieder am Teich steht. Dort, auf dem Steg, da stehen sie.

»Robert!«, ruft er wieder, doch niemand reagiert. Seine Lungen schmerzen, während er am Rand des Teichs entlangläuft. Hier geht es auf den Steg. Gut. Nur noch ein paar Schritte.

»Brian!«, der Kleine schreit und deutet mit seinem Huf, seinem Arm über ihn hinweg.

Ein Brummen füllt die Luft. Brian wirbelt herum. Nein! Es ist da, das Ding ohne Gesicht! Es ist ihm gefolgt. Und nun wird es gleich…

»Nein!«, hört er eine Stimme. Mica taucht neben ihm auf. Ihr Gesicht brennt, ihre Augen leuchten wieder, doch er hört nun echte Panik in ihrer Stimme.

Das Brummen wandelt sich, wird lauter und leiser, wird zu einem Quietschen. Über den Bäumen tauchen nun auch andere Gestalten auf, schweben wie Wolken umher. Sie sind noch immer blind für die Kinder hier am Teich; ihre Waffen schießen Löcher in den Park, zwischen die Bäume, direkt hinein ins Gestrüpp. Doch das kümmert das Monster nicht, das über dem Steg schwebt. Seine Arme flattern wild umher, die Tentakel richten die Waffe auf die junge Frau.

Mica kreischt, rennt los, aber nicht weg, nein, direkt in die Arme des Wesens. Sie springt, packt es bei den Beinen, zerrt daran. Es reagiert verwirrt, dreht und windet sich unter den Griffen des Mädchens. Da! Es verliert seine Waffe, die direkt über die Holzbretter hüpft und vor Brian liegen bleibt.

»Lauf«, hört Brian Mica rufen, doch etwas in ihm hat sich bereits entschieden. Er geht auf die Knie, findet die Pistole.

»Aua«, seine Zähne knirschen. Seine Hand fühlt sich an, als würde sie verbrennen, so heiß ist die Waffe. Da ist ein Griff und ein Abzug. Er richtet die Mündung auf das Wesen.

»Lass uns in Ruhe«, brüllt er. »Mica, spring.«

Er drückt ab.

Sie lässt los: »Nein!«

Der grüne Strahl schießt über das Wasser, leuchtet so stark, so dass Brian die Steine auf dem Boden des Teichs sehen kann. Blitze wandern über das schwarze Gespenst, es heult, bebt, sein Quietschen wird immer lauter, bis es mit einem lauten Knirschen zerrissen wird. Schwarze Schnüre fliegen durch die Luft, landen im Wasser, wo sie zischend untergehen; andere fallen auf den Steg, krümmen sich wie Würmer, erstarren, sterben.

Brian lässt die Waffe fallen. »Mica«, stammelt er, »alles in Ordnung?«

»Mist, Mist, alles Mist!«, hört er sie fluchen.

»Wir müssen weg!«

Sie schüttelt ihren Kopf. »Nein, WIR müssen weg. Ihr solltet nach Hause gehen.«

Sie geht zu ihm hinüber, starrt ihn an und kickt die Waffe in den Teich, die mit leisem Blubbern versinkt. Hinter den Dampfwolken erkennt Brian, dass die Pistole sich auflöst, einfach so, als wäre sie nie dagewesen.

Mica drückt auf ihre Maske. Da ist er wieder. Dieser Ton. Dieser entsetzliche Ton, als würde man einen Fernseher auf alle Kanäle gleichzeitig schalten. Die Lampen flackern. »Schnell!«

Am Anfang des Stegs bildet sich ein Kreis, der sich sehr schnell in eine Kugel verwandelt.

»Die Aliens!«, ruft Brian. »Sie sind hier!«

Mica rennt zum Ende des Stegs und packt Pferd und Affe und zerrt sie davon. »Hol deinen Bruder«, sagt sie. Ihre Stimme wirkt mit einem Mal sonderbar fremd.

Brian folgt ihrem Befehl und packt seinen Bruder. Sie rennen, doch wohin. Zur Kugel?

Kurz vor dem Ende des Stegs stolpern alle, als ein Arm sich aus der Erde gelöst hat, eine letzte Erinnerung an das Monster, das Brian zerstört hat. Die Tentakel packen sie, halten sie fest, Kostüme und Beine und sie fühlen sich kalt an, kalt wie Eis aus dem Weltraum.

Mica kann sich befreien, tritt sie zur Seite. Sie ruft einen Befehl. Die Kugel öffnet sich. Licht strahlt über den Teich hinweg, so dass Brian seine Augen schließen muss. Sie zerrt ihn und Robert hoch.

Die beiden anderen Kinder rennen in das Schiff hinein!

»Nein!«, ruft Brian.

»Doch«, meint Mica und zieht sich die Maske vom Gesicht. Sie ist kein Mensch! Ihre Haut ist ganz grün und schuppig, wie die Schnauze einer Echse. Ihre Augen rollen sich aus ihrem Kopf, hängen an dünnen Stängeln, die in die Luft wandern wie Antennen, wie die Augen einer Schnecke.

»Entschuldigung«, knirscht eine Stimme aus dem Lautsprecher der unter ihrem Kopf hängt, rote unbekannte Zeichen rollen über ein Display. »Das sind meine kleinen Geschwister und meine Eltern würden ausrasten, wenn sie wüssten, dass wir euren Planeten besucht haben. Dabei wollte ich einfach nur, dass die beiden mich nicht mehr die ganze Zeit damit nerven, dass alle anderen mal zur Erde fliegen dürfen und sie nicht. Die sind so süchtig nach allem, was von der Erde kommt, besonders von eurem, wie nennt ihr es ‚Fernsehprogramm‘.«

Sie dreht sich um und stampft davon. Brian hält die Hand seines Bruders fest.

»Die Bälle?«, ruft er hinterher.

»Das sind unsere Kleinen. Da haben Jolak und Karol wohl zu viel in der Schule angegeben, sorry. Die anderen Sprösslinge haben ein Schiff geklaut und sind uns hinterhergeflogen. Und das alles nur, weil ihr sowas cooles wie Halloween feiert.

Mist, du hättest die Lehrerin echt nicht erschießen sollen. Aber gut, ich hoffe, ich krieg keinen Hausarrest. Vielleicht war das alles nur ein Unfall. Ich werde nix verraten, wenn du nichts verrätst. Ehrlich nicht. Versprochen?«

Brian nickt und drückt die Hände seines kleinen Bruders fest genug, um ihn nie wieder loslassen zu müssen.

Die Tür schließt sich hinter dem Mädchen aus der fremden Welt und durch das Glas, das sie einhüllt, erkennt Brian, wie Mica ihm zuwinkt. Er winkt vorsichtig zurück. Jetzt kann er erkennen, dass das Kind mit dem Affenkopf einen Knopf an seinem Kostüm drückt und sich auch in einen Ball aus Schleim verwandelt. Dann jedoch nimmt das Kind mit dem Pferdekopf die Maske ab und winkt ihm zu und Brian hört sich selbst schreien… doch niemand ist da, der es hören kann, außer den Monstern, die Mica »Lehrer« genannt hat, die über den Bäumen in seine Richtung schweben, während das Raumschiff nur kurz aufheult und dann so schnell davongerast, dass nur noch ein Lichtstrahl in die Wolkendecke verschwindet:

»Mica, du hast deinen Bruder dagelassen! Mica, komm zurück, du hast das falsche Kind! Du hast meinen Bruder mitgenommen!«

=====

Die PDF zur Geschichte

Der sterbende Krieger

So, 10 Dez 2017 11:30:37, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches, post_tag: krieger, post_tag: musik, post_tag: schnee, post_tag: schneesturm, post_tag: schwert, post_tag: tod]

Schritt um Schritt schlurfen müde Füße über die eisbedeckte Wüste. Schritt um Schritt – die Klinge in Händen brennt, das Eisen ist zu Feuer geworden, das sich in die Haut gefressen hat. Schritt -

um Schritt, stoppt, blickt sich um

Wann hatte er das letzte Mal Menschen gesehen?

Berge aus Eis säumen den Horizont, bedecken den Himmel, der grau über die Welt gelegt wurde; ein zorniger Gott hatte seine Hände ausgestreckt und die Welt in seiner schwieligen Haut versinken lassen. Schnee reißt die Augenlider auf, bedeckt die Augen, benetzt das Herz.

Er wandert weiter mit Füßen aus Stein. Das Schlimmste ist, dass die Schmerzen vergangen sind; Ketten, die aus seinem Fleisch auf den Boden gefallen sind, Zeichen von Leben, die er hinter sich gelassen hat. Alles hat er hinter sich gelassen –

nicht das Schwert, das über den Boden klirrt; ein hilfloser Pflug, der den Weg vergessen hat, von Stein und Schnee davongetrieben wird, ein metallenes Schiff auf einem toten Ozean.

Der Wind heult um ihn herum, doch wer ist er? Erinnerungen sind Blätter, die der Herbst in die Ferne getragen und der Winter verbrannt hat. Bilder blitzen auf, vergehen wieder. Eine Schlacht. Das Morden der Zukunft, Tod und Verdammnis, liegt in den düsteren Gebeten des sturmgeschundenen Mannes, der seinen Namen nicht kennt. Wer braucht einen Namen in dieser Hölle? Wer braucht Namen, wenn das Herz vergisst, zu schlagen?

Was ist das? Durch die flockengetränkte Dämmerung schweben Fetzen, Noten, Melodien. Nein, das kann nicht sein. Er bleibt stehen, für Augenblicke nur, die sich um ihn herum Wellen gleich ausbreiten. Hat er geträumt? Ist das – der Tod, der Himmel? Ist das die ferne Macht, die ihm ein Zeichen gibt: Bis hierher, nur nicht weiter?

Erinnerungen kommen hoch, an Berggipfel, die im Sonnenlicht bis in Wolken ragen, an Hände, die ihn zum Essen führen, verbundene Augen, die seine Ohren in Gesängen baden. Erinnerungen kommen und gehen. Schwerter krachen ineinander – Menschen jaulen, fallen von Pferden, jaulen.

»Nein!«, brüllt er, die Lippen vom Frost blutig geschlagen. »Nein! Das kann -«

Er humpelt weiter, sein Schwert ist nur noch Anker, der ihn am Boden hält. Das Feuer bäumt sich in seinen Beinen auf. Immer weiter treibt die Musik ihn voran, die Gesänge hunderter Dudelsäcke, das Hämmern zehntausender Trommeln, die Stimmen eines unsichtbaren Chores.

Eine Flamme in der Ferne, das Paradies, die Hölle, der Tod und dennoch – er muss voranschreiten.

Sind sie es? Die Clans haben sich zerstreut, doch dort, nur ein paar Dutzend Schritte vor ihm lagern die Männer und Frauen des Clans. Welchen Clans? Des Gewinners. Er will lachen: Gewinner. Er weiß, dass er zu den Verlierern gehört, sonst würde er dort stehen, Bier und Wein und Whisky in sich schütten, bis es kein Morgen gäbe. Narren. Er würde sterben. Ja. Sterben, um seine Familie zu rächen, die Menschen, die ihn zwar nicht gezeugt, nur mitgenommen haben. Gestern noch ein Mensch, heute eine heilige Maschine des Zorns.

Die Kraft in seinen Armen leuchtet den Weg zu seiner Klinge. Schweigend bohrt sich das Schwert in den Sturm hinaus. Mit Schreien gefüllt rammen sich seine Füße in den Schnee, er stürmt voran. Licht leuchten auf, die Musik wird zu einem Triumph, zu einem Krieg, der das Herz bedeckt.

Menschen in fremder Kleidung wirken betroffen, als sie ihn sehen – ihn erkennen.

»Haha!« ist sein Ruf, das Toben in seinen Gliedern. »Haha!«

Er schlägt. Trifft. Schlägt wieder. Trifft erneut. Sie sind keine Menschen mehr, sie sind Monster geworden! Die Klinge prallt von ihren Leibern ab, als wären sie – Teufel.

Eine fremde Macht erwacht hinter ihm, zerrt ihn zurück, wirft ihn zu Boden. Ein Gesicht, so fern und doch so bekannt, beugt sich über das seinige, das in fremde Welten gefangen ist:

»Ey Mann, das Spiel ist vorbei. Trink was. Trink was, verdammt. Es ist kalt geworden. Ganz ruhig, Mann – ganz ruhig.«

Doch er hört nichts hinter dem Rauschen der Dudelsäcke, der Trommeln und den Gesängen der Sirenen, die sich über seinen Verstand legen wie Engel, die ihn von dieser fremden Welt holen. Er hört nichts, sieht nichts, weiß nichts mehr, bis der weiße Wagen kommt, alles in rotblaues Licht taucht - und ihn ins Paradies entführt.

Impressum

Sa, 06 Aug 2016 10:38:52, Lyka, [category: info]

Angaben gemäß § 5 TMG:

Emanuel Mayer
Bismarckstrasse 40
Berlin
10627

Vertreten durch:

Emanuel Mayer

Kontakt:

Telefon: +493066775676

E-Mail: info@lykas-skriptorium.de

Quellenangaben für die verwendeten Bilder und Grafiken:

Emanuel Mayer

Quelle: http://www.e-recht24.de

Vom Kriechen und Wandern

Fr, 15 Dez 2017 19:31:00, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: feuer, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: langsam, post_tag: langsamkeit, category: midnight-stories, post_tag: phoenix]

»Lassen Sie ihn in Ruhe«, ruft die alte Frau, deren Gesicht aussieht wie 50 Jahre Bier und Glimmstengel, doch ihre Stimme verhallt in den Tiefen der Ubahn-Station. Niemand mag sie hören; ihr Fluchen allein hebt die Augen der Besucher, ihre Gedanken folgen dem Draht in das Licht der Neonröhren. »Ruhe«, summt zwischen den Stahlpfeilern umher, die das Dach über dem Donnern der Bahnen zusammenhalten, sich entzerren, bleiben, verstummen.

Sie meint mich und den alten Mann, der vor mir umherwankt, als wäre er ein Opfer eben jener Krankheit, die die Frau betroffen gemacht hat. Ich sage nichts über die Kleidung des Mannes noch über die grauen Haare, die seinen Rücken hinuntergewachsen sind, nichts über seine rote Mütze, die ihn zu einem Weihnachtsmann hat verkommen lassen, nichts über seine Hände, an denen Handschuhe liegen, darauf warten, herunterzufallen.

Worüber ich rede, ist seine Bewegung, sein Drang, davonzueilen. Wären es seine Beine, die sich wie Krücken verhalten, bei jedem Schritt erstarren, als wäre er ein lebendiger Schneemann, dann könnte man sagen: Arzt – Operieren Sie!

Doch das ist es auch nicht. Es ist sein Schleichen, das mich aufregt. Er schleicht, doch nicht Müdigkeit hält ihn gefangen, nein, es ist einfache Boshaftigkeit, die ihn umgibt, die ihn einhüllt wie die Hitze, die seinen Geist zum Lodern bringt – und mein Herz zum Rasen.

Leute sollen schnell wandern. Sie sollen von Punkt A zu Punkt B gehen und dort was machen und dann zu Punkt B2 oder C gehen – nicht einfach nur »promenieren«. Ja, Touristen machen das gerne, aber hier? Hier unten in den Löchern, die Berlins U-Bahn durchrasen, die vor hundert Jahren durch das Erdreich gebissen worden? Was hat jemand davon, zu kriechen? Selbst Kriechen Wäre schneller als das!

»Ruhe«, flüstert ein Mann neben mir, die Frau vor mir, das Kind, das mit seinen Eltern am Bahnsteig steht und wartet. »Lass ihn in Ruhe«, flüstert die Luft um mich herum, die Laternen an den Streben, die Wände mit ihren Postern. Selbst die Poster nicken mir zu, Gesichter und Bilder, Steine und Buchstaben, sie alle murmeln das Lied, sein Lied, das einzige, das keine Melodie hat, »Ruhe, lass ihn in Ruhe.«

Doch ich kann nicht. Ich muss ihm folgen. Ich könnte, könnte ihn umkreisen, wie es alle anderen tun, doch es geht nicht. Er ist ein Anker, eine Harpune im Fleische des Weißen Wals, er ist Ahab und Noah, er ist Santa Claus und der Krampus …

Ich folge ihm, ein Dutzend Schritte entfernt. Der Tag ist vergangen. Seine Schritte haben ihn durch die Gänge geführt, durch die Höfe Berlins, durch Türen, die für ihn geöffnet wurden, durch Straßen, deren Autos hupend an uns vorbeigezogen sind, durch die Mengen der Leute, die sich auf Märkten versammelten und starrten. Er geht und ich folge. Die Türen schlagen zu, das Licht versinkt, die Nacht hält Einzug. Er wandert dahin.

Sie kommen. Die Männer, die sich um ihn kümmern, doch nicht, wie es gewünscht ist. Sie tragen Stangen und Messer. Sie rufen, kreischen seinen Namen in die Welt hinaus, die ihre Ohren versperrt. Das Hämmern ihrer Waffen auf dem Asphalt, der seinen Namen singt, wird zum Rhythmus einer Panik. Sie greifen an. Ich bin nichts, bin unsichtbar für ihre Augen, die blutrot in ihren Gesichtern sitzen. Sie schlagen. Er wandert. Sie stechen. Er wandert. Die Nacht gewinnt. Er weicht nicht zurück. Sie toben. Er wandert. Sie fluchen. Er wandert. Sie beten. Er wandert. Sie flehen, weinen, vergehen. Er wandert.

Flammen schlagen aus den Ärmeln seines Mantels, versengen den Stoff, der ihm umhüllt. Rauch hüllt ihn ein, blutrot wird das Haar, das ihn verhüllt. Der Boden selbst wird zur Grube aus Teer, doch stetig bleibt sein Wandern. Feuer zittert an seiner Silhouette, er ist ein Spielball jenes Lichts, das ihn verletzt – nein, vernichtet. Er bleibt nicht stehen. Er bleibt nicht stehen, auch wenn ich es nun bin, der ihm nicht nur folgt, der ihn nun einholt, versucht, die Flammen zu löschen. Doch seine Augen treffen meine und nun versteh ich und lass ihn gehen, lass ihn wandern und mit einem Schlag ist er verschwunden. Das Kreischen wird zu einem Jubeln und als ich meinen Blick hebe, seh ich nicht nur das Flackern der Erinnerung, nein, mehr als das: Der Vogel ist es, die Flamme des Lebens in sich tragend, der Phönix ist erwacht.

Ich wandere. Ich wandere entlang der Straßen, die die Menschheit geschaffen hat. Das Feuer braucht das Leben, das sich ihm selbst aussetzt und ich war klug genug, dies nicht selbst ertragen zu müssen. Und dennoch bleibt mir nur eines zu tun: Den Weg zu nehmen, der mit hinterlassen wurde, zu wandern, bis ich einst auch stehenbleiben mag, bis das Feuer auch meinen Körper zerstört – und meine Seele befreit.

Seine Majestät ist unzufrieden

Sa, 23 Dez 2017 01:50:24, Lyka, [category: fingerubung]

»Erzähle es mir, erzähl mir vom Land.«

Er richtet sich auf und blickt aus dem Fenster. Die Nacht zeigt ihre schönste Seite, Sterne, Juwelen gleich, bedecken das Himmelszelt; der Wind treibt Wolkenschafe zu einer fernen Herde zusammen.

»Oh König«, beginnt Rorak der Weise, »Die Welt ist ein Dorf und ihr seid die Sonne, die über allem strahlt. Nun höret, eure Majestät.

Die Ähren hängen tief herab, schwer von ihren Körnern. Die Bäume reichen ihre Früchte jenen, die ihre Hände ausstrecken, fast schon fallen sie ihnen in die Hände. Die Herden der Rinder, der Schafe, sie wachsen und würden, wenn eure Güte sie nicht uns Volk opfert, in weniger als einer Generation dieses Land einnehmen. Die Bienen ergötzen sich an den Gärten der Menschen, die voller Blumen sind, verzaubernd bunt. Sie bringen uns mehr Honig, als die Heiler es uns erlauben würden. Fett wird die Welt an eurem Segen.«

»Und die Häuser?«

Rorak runzelt die Stirn: »Welche meint ihr, Herr?«

König Elrak dreht sich um. Seine Augen fixieren den alten Mann, doch ein grimmiges Lächeln erleuchtet das majestätische Gesicht, so dass Rorak weiß, um was es geht.

»Die 14 Häuser sind durch euren Frieden gebunden. Sie streben nicht nach Macht, nach Land, sondern sie sehnen sich weiterhin nach eurer Güte, nach euren Gesetzen. Ihr Gold ist rein, ihre Herzen sind tapfer, ihre Söhne sind stark und Töchter schön und …«

»Ja ja«, unterbricht ihn seine Hoheit. Elrak gähnt. Seine Zähne blenden die Wache, deren Waffen nur Tand sind, denn jeder kennt die Geschichten, jeder lobpreist die Taten seiner Majestät.

»Ich habe die Armee nicht entlassen, weil ich weiß, dass sie keine andere Arbeit findet, Rorak. Ich habe die Familien geformt, wie ich es wollte. Ich lebe in den Herzen der Menschen … und dennoch -«

Er blickt aus dem Fenster, betrachtet die Lichter in den Straßen und Gassen der Stadt. Sie alle flüstern seinen Namen: »… und dennoch … «

»Eure Feinde sind besiegt worden. Ihr selbst habt die Kämpfe ausgefochten, ihre Stärken in Schwächen, ihre Wut in Sanftheit verwandelt. Täglich kommen Karawanen und Wagen, aus allen Ländern dieser Welt, sie alle dienen euch und sie dienen euch gerne.«

»Da ist keiner, der mich bezwingen will?«

»Nein«, antwortet Rorak, »keiner. Eure Stärke ist die eines Helden aus den Sagen. Eure Macht ist eure Weisheit und euer Ruhm wird nie vergehen. Ihr habt die Arenen geschlossen. Ihr habt die Gerechtigkeit der Strafe vorgezogen. Euer Licht erleuchtet die Herzen aller …«

»Aller? Wirklich aller?«

Rorak schluckt. »Es gibt wenige, die wie ein Hauch sind in einem Sturm. Doch sie sind schwach … sie nutzen die Schrift, um euch zu … beleidigen. Wir finden sie und bringen sie fort. Die Ferne ist die Heimat der Fremden und wer euch verachtet, der ist für uns ein Fremder.«

»Und wenn sie nicht gehen?«, fragt König Elrak, dessen Hand über seinen noch immer kohlrabenschwarzen Bart fährt, »Was ist, wenn sie Einfluss gewinnen?«

»Das wird niemals geschehen … Euer Reich ist perfekt, eure Existenz ist ein Geschenk, eure -«

»Ich langweile mich«, murmelt Elrak und lehnt sich an eine Säule, geschmückt mit den Flügeln tausender Smaragdfalter, die einem der Könige gehört haben, die keine Geschichtsschreibung mehr kennt, »fast 800 Jahre auf dieser Welt, regiere sie, plane sie, und alles ist perfekt… fast alles.« Er löst sich von den Steinen, streckt sich. In der Ferne erbeben die Herzen der Menschen, die ihn beobachten, ihn immer als Idol, als Götzen sehen, als einen, der vom Himmel gefallen ist, als einen, der sie gerettet hat.

»Fast alles ist perfekt, oh Gebieter«, Rorak verneigt sich, seine Knie beben, »Wir werden dafür sorgen, dass …«

»So langweilig«, des Königs Stimme zittert, seine Faust knirscht.

Er wandert zu seinem Tisch, drückt einen versteckten Knopf. Eine Schublade öffnet sich, fast unhörbar. Seine Majestät König Elrak pustet den Staub von einem Buch, hustet.

»Rorak«, er hebt seinen Blick und lächelt, doch diesmal schwimmt sein Gesicht in einem Meer aus Freude, aus echter Begeisterung, als wäre er aus einem Traum erwacht, »Rorak, hast du schon einmal den Begriff ›Revolution‹ gehört?«

(ein Text, den ich am 28.07.16 versehentlich in meinem alten Blog veröffentlicht hatte... Kopf->Wand)

Hollquick - Kapitel 1

So, 24 Dez 2017 15:28:34, Lyka, [post_tag: elfen, category: fingerubung, category: frisches, category: hollquick, post_tag: magie, post_tag: menschen, post_tag: orks, post_tag: stirb-langsam, post_tag: visionum]

Es blinkt. Das verdammte Ding blinkt wieder. Mist. Ich schaue auf die Uhr. Es ist kurz vor 10. Es ist Freitag. Wie üblich -

»Guten Abend«, sage ich, »mein Name ist -«

»Ja, guten Abend, ich bin Liqwrssa Mltqwwar.«

Ich habe nichts verstanden und bitte um eine Wiederholung. Der Mann oder die Frau – wer auch immer – stoppt in ihrem Redefluss und atmet kurz ein.

Doch, der Name war richtig. Ich fühle die Buchstaben in meinem Kopf aufsteigen, die sich in grüne und gelbe Farbtupfer verwandeln und die Treppe hinabregnen, die sich Verstand nennt – die Verbindung zur Kugel.

»Herr Mlqwwar -«

»Frau -«

»Verzeihen Sie bitte, Ihre Stimmlage schien -«

»Was ist mit meinem Visionum?«

»Ihr -«

»Mein Visionum. Wo ist das? Ich habe das vor 3 ganzen Tagen eingesandt. Der Bote hat es abgeholt. Das Leih-Visionum ist älter und die Farben sind auch mistig.«

»Mistig?«

»Ich spreche englisch, wenn ich mich aufrege, Herr Wie-auch-immer!«

»Lysander Hollquick ist mein Name. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend. Gerne helfe -«

»Ach Sie und Ihre Namen. Sind Sie ein Elf?«

Ich betrachte mein Spiegelbild im Fenster; es winkt mir zu. Magisches Glas hat Eigenschaften, die ich nicht entziffern kann, nicke aber. Hinter ihm glänzt das Weihnachtsland in allen unmöglichen Farben und winzige Punkte durchstreifen die Ebenen vor der Festung, in der ich arbeiten – dienen – darf.

»Ja, ich bin ein Elf.«

Die andere Person räuspert sich und beginnt, ein wenig zu schmatzen. Der Abdruck seines Gesichts verschwimmt in den Wassern der Kugel, die vor mir schwebt – ja, das Ersatz-Visionum ist nicht wirklich gut (und ich bin dankbar dafür).

»Also wann?«

»Ich habe keinen Zugriff auf den Visionum-Betrieb. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass zu Weihnachten die Reparaturen langsamer verlaufen können als zu den normalen. Gerne -«

Die andere Person hat ihr Visionum in die Ecke gefeuert. Ich sehe, wie eine Katze über den Teppich stolpert und das Glas beleckt, das vermutlich schon hunderte Kunden in ihren Händen gehalten hatten – das Visionum 8.31 ist nicht gerade dafür bekannt, langfristig zu funktionieren – ist aber billig genug, um ansprechenend zu sein.

Ich tippe mit dem Finger auf meine Kugel, hinterlasse einen Gedankenabdruck, der sich wie eine Rohrpost durch die magischen Kanäle in die Ferne begibt, um gespeichert zu werden.

Als ich aufschaue, bin ich allein. In der Ferne knallt die Tür zu. Balokarz ist noch da, aber der macht Hausmeisterdienste und spricht mit keinem. Ich kenne keinen Menschen, der menschlicher ist als dieser Mann. Dafür ist er immer hier, immer bereit, Überstunden zu leisten. Ich bin es – eigentlich – nicht, aber ich habe mich breitschlagen lassen. Magische Fibulanzkerzen flackern theatralisch an den Wänden, die von Bildern und Worten überzogen sind, die mich motivieren dürfen. Ich lächele ihnen zu – sie lächeln auch zurück. Magie ist schon was tolles – wenn sie funktioniert.

Ich hätte sie einladen sollen – die Eine. Es ist Weihnachten und ich sitz hier und sie ist irgendwo beim Feiern mit ihm. Ich meine: mit IHM. Großbuchstabenmann. Ich kenne seinen Namen nicht, nur seine Bezeichnung: Accessor. Ja, er hat Zugriff auf den Hauptkristallspeicher. Ja, er ist cool und er spielt Orkische Rockmusik und fährt Kristallteppich. Ich tue das nicht. Ich bin zu alt für Kristallteppichfahrten und – auch wenn es blöd klingt – Orkische Rockmusik ist für Leute, die sich wie Dunkelelfen verkleiden – 90% Getue und 10% »Wer trifft wen unter welchem Baum und was haben sie angezogen«-Texte.

Ich sehe noch ihren Blick in meiner Brille, die ich nur trage, weil nicht alles mittels Magie kontrollierbar ist, genauer gesagt: Ich bin unglaublich schlecht in solchen Dingen. Ich kann gut mit Menschen und Elfen – und sogar Goblins – und manchmal glaub ich, Orks haben Angst vor mir, aber wenn mich jemand nach »Welches Visionum-Upgrade ist das beste?« fragt, dann sag ich nur: »Das, welches die besten Effekte für den geringsten Blutverbrauch hat?«

Deshalb hab ich keins: Mein Blut scheint zu dünn zu sein – oder zu dick oder zu grün. Deshalb sitze ich hier und helfe denen, die genug für sich haben. Und die Weihnachtsfeier habe ich auch verpasst, soviel zum Thema »Ho Ho Ho.«

Als ich mich aufraffe und es fast Mitternacht schlägt, höre ich ein dumpfes Hämmern an der Tür und blicke zum Fenster

hinaus.

Sie!

Ihr Gesicht wirkt sogar fahl vor dem weißgegerbten Schnee. Das Hämmern wandert durch die Wände und bringt meine Ohren zum vibrieren. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich fürchte, heute Abend komm ich nicht hier raus. Als Balokarz die Tür öffnet, um sie hereinzulassen, schlage ich meine Hände gegen das Fenster, prügele das Glas in der Hoffnung, dass es zerbricht -, was ich nicht brüllen kann, flüstere ich nur und erschrecke vor dem Wimmern in meiner Stimme. »Orks«

Hollquick - Kapitel 2

Fr, 29 Dez 2017 19:48:28, Lyka, [post_tag: elfen, category: fingerubung, category: frisches, category: hollquick, post_tag: magie, post_tag: menschen, post_tag: orks, post_tag: stirb-langsam, post_tag: visionum]

Das Trampeln der Monster, die sich unserer Festung nähern, muss doch Balokarz aufgefallen sein! Ich kann nicht glauben, dass er dumm genug ist, einem einfachen Hämmern zu antworten, ohne das Sicherheits-Visiorum zu befragen. Vermutlich ist er wieder dicht. Dicht ist sein Wort für »Unter dem Einfachen Einfluss Extra Ekstatischer Eselsmilch« - Weißwein, der im Dorf nebenan gebaut wird, ohne Trauben, dafür mit extra »dicht«.

Mist.

»Balokarz!«

Meine Beine zittern, als ich seinen Namen rufe, doch wie ich schon im vorherigen Kapitel sagte: Ich bin allein. Ich fühle mich sogar noch mehr als das, mutterseelenallein.

Hätte ich für SIE die Tür geöffnet? Sicher, aber ich heiße nicht Balokarz – Sicherheitsmann. Ich heiße Hollquick, wie die Pflanze, die nur 2 Monate blüht. Ja, die anderen machen Witze und ich lache darüber, was solls? Kunden tun das nicht, ich meine lachen. Zumindest sehe ich sie nicht – die Filtersysteme der Kugeln laufen über einen »Maincube«, wie man in neo-englisch sagt, einer Sprache, die »total kewl« ist, genau wie das Wort »kewl«, das so 1992 ist wie die Socken, die ich trage.

Doch ich lenke mich ab, während im Hintergrund der Tod lauert.

Warum ist SIE, die den Namen »Naratomika« trägt – Frau Griseldis Naratomika – hier? Ich sehe von hier aus das Schweben ihrer Haare über dem Atemhauch, in dessen Flimmern die Schneeflocken – äh – flimmern.

Zauberglas ist so unglaublich toll, wenn es etwas bringen würde. Ich bin um die 200 Schritte durch die Visiorum-Hilfshalle und 130 Schritte über die Treppe – ich habe gezählt, ich habe Zeit – von ihr und Balokarz entfernt und ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich wäre gerne ein Held, aber die gibt es nicht mehr, die sind ausgestorben, außer im Geschichten-On-Demand-Bereich (sowohl auf Kristallpergament-Ersatz oder auf Groß-Visionen). Was soll ich tun?

Frau Naratomika ist nun endlich durch die Lücke in der Tür geschlittert, an deren rußgeschwärzten Oberfläche ihre Kristallschuhe fast zerborsten wären und Balokarz spricht sie an; ich erkenne sein Gesicht hinter dem Bart aus gefärbter Zuckerwatte, die er immer trägt, wenn er nicht auf Feierlichkeiten eingeladen ist. Ihre Hand wandert durch die Luft, ihr Finger streckt sich aus, als würde sie in Magie schwimmen, Balokarz folgt ihrer Bewegung. Sein Mund brüllt ein »Miiiii -«, unhörbar getrennt von mir; er drückt sich gegen die Tür, doch ein Hagel von Äxten schneidet die Luft entzwei und prallen vom Metall ab, alle außer einem, der genau dort landet, wo er am meisten Schaden anrichtet. Balokarz hebt das, was von seiner Hand übrig ist, ins Licht der Flammen, die im blutroten Nebel leise vor sich hinflackern. Ich muss seinen Schrei nicht hören – ich fühle, wie alle Visionen anspringen (ein Zeichen dafür, dass Griseldis den Alarm aktiviert hat?) und den Saal in unheilvolle Schmerzen tauchen.

Hollquick - Kapitel 3

Do, 08 Feb 2018 02:07:05, Lyka, [post_tag: elfen, category: fingerubung, category: frisches, category: hollquick, post_tag: magie, post_tag: menschen, post_tag: orks, post_tag: stirb-langsam, post_tag: visionum]

Wo bin ich?

Ich erinnere mich an Schmerzen, die aus dem Balokarz geflossen sind, mehr als Tage vor meiner Entdeckung, dass das Visionum mehr ist als nur angedeutet – es ist eine Macht.

Aber genug vom trantütigen Herumgewanke in eigener Seelennot.

Naratomika. Ich kenne sie. Sie ist die von ihm, also vom Chef, Rockmusik-Accessor. Mein Kopf schmerzt. Irgendwie bin ich eine Viertelmeile von dem entfernt, was man Realität nennen könnte.

Sind Wochen vergangen oder nur Tage?

Mist.

Richte dich auf, Mann!

Griseldis ist in Gefahr!

Ich taumle an den Tischen vorbei, in deren Halbdunkel die Echos vergangener Verbindungen flackern. Die Mag-IT mag alles sein, aber unfähig, das System neu zu starten, ohne die Verbindung zu den DNS, den DiNoSauriern zu verlieren – so nennen wir Kundenberater das System – weil es schon vor Billionen von Jahren ausgestorben sein müsste.

Die Bänke bestehen aus altem Holz, das von überaus überforderten halbmagischen Tischlern, die in Kabel eingespannt sind, hergestellt werden; man hat Angst, dass sie zerfallen. Was gerade eine macht, als mein rechtes Schienbein sie touchiert. Sie zerfällt.

Ich humple weiter. Die Wände flimmern und ich bin bald soweit, dass ich keuchend zu Boden gehe. Ich bin nicht nur ein Elf, ich bin ein fetter Elf. Rechts neben mir flimmert das Zauberglas und die Bewegungen der Orks, deren Gruppe aus maximal 10 oder 15 Zwergen besteht – also zirka 2 Meter winzige Orks, ist bei der Tür angelangt und hämmert wie wild an die halbgeschlossene… Tür. Naja, was soll ich erzählen, außer dass der Schatten von meiner Griseldis über die Wendeltreppe nach oben eilt – in meine Richtung.

Türen werden aufgerissen und ich erkenne, irgendwo in der Ferne, ein Dutzend Gesichter. Meine Kollegen. Äh, ich dachte, die Feier wäre bei ... bei Andirokatasoskwiala Otu. Ja, genau jetzt muss mir dr Namen wieder einfallen, der Name von Rock-Ork-Mucke-Mann mit seinen Silbersträhnenhaaren und seinem Schimmel namens Ferrara. Oder ist das ein Sportwagen mit Pferdesymbol? Ich fahre nur Unterbergbahn. Wie jeder arme Men… ich meine Elf. Ich bin ein Elf!

Als es irgendwo kracht, gehe ich zu Boden, das heißt, ich falle hin und mein Bauch prallt nicht vom Teppichboden ab und ich springe auch nicht hin und her. Stattdessen krieche ich in die Richtung des Kraches und sehe in der Ecke einer Kante eines Raums Bewegungen. Mehr als vorsichtig rolle ich heran und starre durch die Lücke in der Tür. Sie sind da. Ork nach Ork brechen knirschend durch die Holzverkleidung; augenscheinlich habe sie den Fahrstuhl gefunden, dessen Magie aber nur für »10 Personen a 20 kg oder 1 Person … die sehr fett ist« reicht.

Sie sehen böse aus, so richtig gemein. Drei der Orks tragen gegelte Haare und einer hat eine Art »Ork-Bun«, ein echter Hipster-Ork also. Sie alle tragen Anzüge, zwei auch eine Krawatte – oder vielleicht sind das auch nur hübsche Blut- oder Ketschup-Flecken. Ein blonder Ork, der augenscheinlich Oskar heißt, hebt seine Wurstfinger an sein Ork-Ohr und tippt darauf. Er redet Heavy Metal – oder einen alten deutschen Dialekt. Es kommt mir so vor, als hätte er die Sprache aus alten Standard-Visionum-Visionen gelernt – er kommt eindeutig nicht aus Magilandia, oder aus dem Süden, aus den Bergen nach Sissew und Ausssssssrrrrrrr (die Anzahl der Konsonanten ist wichtig, sonst hacken sie einem die Arme ab und ergötzen sich an den Vokal-lastigen Schreien)

Was mich an Balokarz erinnert, denn der wird gerade in den Raum geworfen und rammt mit seinem alten Rücken einen inspirierenden Aufsteller mit dem Titel »Wir können, weil ihr nicht – könnt«.

»Pling« Der Fahrstuhl ist da. Weitere Orks hecheln heran, die Treppe war steil, doch nicht so steil wie Griseldis, deren Haar immer so durch die Gegend weht, als wäre sie unter Wasser – oder die Personifikation schlechter Visionum-Geschichten-Effekte.

Ein Ork tritt ins Licht, geht beiseite, lässt einen Mann vorbei. Ich erkenne sein Gesicht nicht, doch sein Anzug sieht teuer aus. Er leckt seine Finger ab und zerrt ein Buch aus seiner Jackentasche. Er spricht ein paar Worte Heavy Metal und einer der Orks, nämlich, genau, Oskar stößt die Tür auf und entblößt eine mächtige Waffe. Ja, eine echte. Er ist angezogen, was sollte er entblö… wie auch immer. Menschen schreien. Goblins schreien. Elfen schweigen. Dann schreien sie. Zauberstäbe werden gezückt. Wo haben sie die her? Die sind doch verboten…

aaah ich verstehe. Die Orks und der Mensch sind Verbrecher, die … irgendwas wollen.

»Meine Damen und Herren«, sagt der Mensch, als meine Kollegen endlich keine Luft mehr haben, um … zu schreien. »Meine Damen und Herren, Ihr Unternehmen, das Visionum-Visiona-Visionita-Was-auch-immer ist Teil des internationalen Raubbaus im Rahmen von Supporttechniken und Eiskremverbrauch. Trotz unserer Warnungen haben sie nicht aufgehört,

Eiskrem zu verbrauchen. Nun bin ich und meine Kollegen hier, um Ihnen zu zeigen, was echter Eiskremverbrauch bedeutet.

Und

Ist ein Herr Andirokatasoskwiala Otu hier?«

Ich sehe sein Grinsen in einem Spiegel und es gefällt mir nicht. Er sieht wie ein Schurke aus einem schlechten klassischen Weihnachtsfilm aus.

»Nee, der ist nicht hier. Der ist bei seiner Geliebten -«

Der Schurke legt sein Gesicht schief, so langsam, dass man denkt, er überlegt sich einen coolen Sprich:

»Danke sehr. Doch glaube ich das nicht. Sonst wäre er hier.«

»Nee, der ist bei seiner ...«

»Halten Sie den Mund. Otto?«

Der Ork, der Oskar sein sollte, trägt eine kreischende schwebende Frau in den Raum und legt sie nieder. Griseldis.

»Also doch ...«, »Dachte ichs mir doch...«, »Du schuldest mir 3 Dutzend Pfannkuchen.« Das Gewimmel der Stimmen erstarrt erst wieder, als das Schurke eine Vase zu Boden fallen lässt, keine Sorge, stehen ja genug da.

»Also. Mein Name ist Rans Ruber und ich bin Ihr Geiselnehmer für diese Nacht. Und nun ernsthaft – Wo ist Andirokatasoskwiala Otu - und ich bin viel zu cool, um Fragezeichnen zu benutzen, wenn ich auch Ausrufezeichen benutzen kann!«

Hollquick Kapitel 4

Do, 08 Feb 2018 15:45:23, Lyka, [post_tag: elfen, category: fingerubung, category: frisches, category: hollquick, post_tag: magie, post_tag: menschen, post_tag: orks, post_tag: stirb-langsam, post_tag: visionum]

Zwei Orks haben sich davongemacht, sind im linken Ausgang, der vom Vorzimmer durch die Reihen der Nebenabteilung (Visionum und Verträge) führt, verschwunden. Was für ein Schachtelsatz, aber besser als wenn ich stotternd mit dem Finger auf irgendwelche Ecken zeige, die sonst keiner sieht.

Die große Holztür, die den Partyraum von mir und dem Vorzimmer trennt, wurde zugeschlagen, als Rans Ruber seine kleine Rede beendete – die augenscheinlich was mit der Familiengeschichte von Uto (ich nenn ihn ab jetzt so, denn ein Name mit mehr als 5 Silben ist nur 2 oder 3 Mal am Tag auszusprechen, bevor es zu Versteifungen im Zungenwirbel kommt) – jeeeeedenfalls hat Rans von Uto erzählt, wieviele Kinder er hat (5 offizielle und 8 ¾ halbe), wo er aufgewachsen ist (irgendwo in Jepjanjosipan, das irgendwo in der Ferne liegt (ich mag deren Trick-Visionum-Geschichten und die alten Schnapszeremonien und so weiter)… und wie er aufgestiegen ist (hat sich bei einem Zaibat-was-auch-immer hochgeschleimt) und wie alt er ist (erst 82.9 Jahre).

Ich sitze nun in meiner Ecke und blicke hinaus in die Welt, die vor dem Zauberglas lauert wie ein Aquarium voller ferner vierbeiniger Fische.

Doch Uto ist nicht da. Das ist das große Konzept einer sinnfreien Entstörung. Nichts bleibt dem Zufall überlassen, wenn man ein Visionum-Terrorist ist.

Und nun beginne ich, über meinen Job zu philosophieren und das arme Vernichten von Büchern zu hinterfragen, die dasselbe taten wie wir nun tun, Informationen zeitnah überbringen. Aber ich selbst habe noch Bücher, viel zu viele, sogar auf Visionum. Mein Taschen-Visionum (TV) ist voller Texte, die ich mir, weil ich altertümlich veranlagt bin, reinpfeife, wenn ich Pause habe (alle 14 Stunden 20 Minuten) und dann lass ich auch Essen Essen sein und bin bereit, mich den Worten zu opfern.

Deshalb kommt mir Rans Ruber auch bekannt vor – als würde ich seine Geschichte bereits kennen. Leider gibt's hier keinen Empfang und ich bin geneigt, alles ins Nichts eines vertrauten Traums zu hämmern, als mein linkes Auge flimmert und ich nach draußen schaue. Ein Ork mit Fackel schwenkt eben jene durch die Nachtluft und irgendwo in der Ferne antwortet ein anderes Licht.

Balokarz springt heran, augenscheinlich ist er nicht tot genug, um tot zu sein und erwischt den doppelt so großen Ork auf

dem Rücken, der sich mit einiger Mühe an der Fackel festhält und mit der anderen Hand die bösartig-einarmige Kreatur von seinen Schultern zu kriegen, fällt nach hinten, zermalmt den Goblin.

Ja, Balokarz ist – war – ein Goblin und ich finde, er hat einen besseren Tod verdient. Der Ork rollt von seinem Teppich aus Fleisch, zwei Goldzähnen und einem blaugefärbten Anzug herunter, schüttelt sich und zerrt einen Zauberstab aus seinem Anzug. Er braucht ein paar Augenblicke, um die richtigen Worte von einem Notizpergament abzulesen, das fast Feuer fängt, dann bemerkt er seinen Fehler, holt aus der selben Jackentasche eine Brille und setzt sie sich auf das nasenlose Gesicht. Er nickt, bewegt den Zauberstab und würgt ein paar Worte heraus – oder er kotzt gleich, ich kann ja nicht hören, was er sagt, Leute!

Der Teppich bewegt sich und reißt auf und aus dem toten Goblin entweicht ein kreischendes Etwas, dessen grüne Hülle in der Luft schwebt und dann davonrast, während sich das Fleisch, das einst ein stockbesoffener Einlass-Goblin-und-Hausmeister war, in eine Art Brot verwandelt, aufplatzt und zu einem neuen Wesen wird – das genauso aussieht wie – na, wie wer wohl? - Balokarz, dessen Augen aber rot leuchten. Ein Zombie-Goblin also.

Der Ork bohrt ihm ein Stück des Pergaments in die Nase und wischt sich dann die Popel an seinem teuren Anzug ab. Der Zombie zuckt kurz und taumelt ins Haus zurück. Sein Schatten bäumt sich die Treppen hoch, dann ist er im Vorzimmer und setzt sich an den Tisch, schaltet den Visionum ein und beginnt, lautstark eine Raketenspiel-Übertragung anzuschauen. Wenn ich nicht wüsste, dass Balokarz tot ist – würde ich denken, dass er lebendig wäre.

Über dem Himmel rast eine Sternschnuppe mit fünftausend PS. Uto ist da. Oder zumindest sein Motorrad. Der Einschlag lässt das Gebäude erbeben. Ich muss was tun. Ich muss mal aufs Klo und dann versuchen, die Wachen zu alarmieren, die dieses Land so sicher machen wie vor viertausend Monaten.

Wie bitte?

Sa, 17 Feb 2018 11:56:02, Lyka, [post_tag: dadaismus, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: schloss, post_tag: wie-auch-immer]

Siehst du das Meer, das Schloss

mit dem großen Geschoss

davoneilen, verweilen wir doch am Strand

dort, im Sand (der Reim nicht interessant).

Siehst du korallenweiß,

den Meerschaum wie Schweiß

der in den Augen brennt

und mich vom Lichte trennt

Von Lichtern hell umsäumt

und Bäumen wild umbäumt

und Träumen sehr umträumt

der Meerschaum, cool umschäumt.

Doch nun zurück zum Schloss

mit dem großen Geschoss

ich stehe noch am Strand

hier liegt mir zuviel Sand.

Und dann dreh ich mich um

bin ich denn so sehr dumm?

Seh ich mich aus dem Schloss

umdrehen, »its my loss«.

Der Termin

Sa, 24 Feb 2018 13:22:15, Lyka, [post_tag: architektur, category: augenblicke, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: postmodern, post_tag: realitaet]

Die Türklingel reagierte prompt, doch für den Lautsprecher dauerte es länger, seiner Aufgabe zu folgen.

»Hallo?«, fragte eine Stimme, verzerrt von hunderten Metern Kabel, die bis in die Höhe hinaufragten, je nachdem die Sekretärin der Firma »Hocks und Mozera« ihren Bürodrehstuhl rotierten lassen würde. Hans senkte seinen Blick von der Fensterwand hinunter zum Mikrofon der Anlage, um seine Lippen an das Plastikgitter zu pressen, damit das Rauschen der herum-eilenden Autos auf der Hauptstraße hinter ihm seine Existenz nicht auslöschen würden.

»Hallohoo?«, klickte es im Lautsprecher, dann schnarrte es kurz, als der elektrische Türöffner seine Lebenswerk erfüllte. Hans sprang nach vorn und durchstieß die kurze Phase seiner eigenen Aggressivität mit kontrolliertem Atmen. Treffsicher landete er auf dem Teppich, der über den ganzen Boden gespannt war, ein Meisterwerk farbsicheren Inneneinrichtertums.

Er blickte sich kaum um. Ein paar Säulen, die dorischen Ausmaßes an den Kanten besaßen, krochen von der Decke hinab in den Boden, wo sie, kaum einige Fußbreit vom Teppich entfernt, herumbaumelten wie Wurzeln, deren Schicksal der Tod ist. Ziemlich arrogant, fand Hans, der die Statik eines solchen Gebäudes mit finsterem Grinsen belächelte, doch die neuen Baustoffe erzeugten das Gefühl von Übermenschlichkeit und geradezu Hybris, einer Art von gedankenloser Arroganz, die die Götter selbst in Angst und Schrecken versetzte.

In der Ferne winkte niemand. Das war auch klar, denn dort war keiner, keine Menschenseele und noch weniger, nicht einmal ein Affe hatte seinen Käfig dort aufgehängt. Die Wände krochen an ihm vorbei, Gesichter in schwarz-weißen-Fotografien, die sich ihm offenbarten und gleich wieder hinter grün bemalten Pflanzen verschwanden. Er wollte den Kopf schütteln, doch sein Nacken hatte sich mit der Sorgfalt eines simplen Genickbruchs verabschiedet und die Kopfschmerzen ragten wieder durch seine Ohren hinaus in die Welt, wo sie nur Antennen waren, die ferne Radiosignale aufschnappen würden.

Die Statuen auf den Ledersofas, die halbkreisförmig herumstanden, bewegten sich. Robotern gleich hoben sie Arme und Beine und zogen an elektrischen Zigaretten, die keinerlei Dampf oder Rauch oder Freude im Raum verteilten. Die Zeitungsstapel erschienen ihm wie Blöcke aus Beton, die jemand in die Welt gesetzt hatte, weil jemand anders sie brauchte, ähnlich Leuten, die Buchrücken als Meterware kauften und verkauften.

Seine Schuhe hinterließen Abdrücke vor ihm im Teppich, bis er sich umdrehte und in die richtige Richtung abschweifte.

Der Fahrstuhl glitzerte in goldrotem Ton. Das Fahrziel war schon eingestellt. »Mozera und Hocks« Es kam ihm falsch vor, aber zum Einen konnte man Firmennamen einfach so ändern und zum anderen kannte er keinen der beiden Juniorpartner – oder Seniorpartner? - des Unternehmens. Er war hier, weil er hier war.

Der Fahrstuhl also, der dahinglitzernd in die Höhe schoss, gab den Blick auf die Welt frei, zumindest eine entfernte Illusion, die 10 Zentimeter kugelsicheres Glas durchdrang und ihre eigene Interpretation erlaubte. Realität war das, was real schien.

Nach einer gefühlten Augenblicklichkeit entschleunigte der Boden über ihm und gab seine Existenz der Frau preis, die sich mit »Hallo« gemeldet haben mochte, denn sie saß auf einem Bürodrehstuhl und über ihrem Kopf, dessen Größe minimal hinter der fliegenaugenhaften Brille verschwand, rotierten Worte, die Mozera und oder Hocks und mocks und HozerA sein konnten. Hier oben entfloh die Kausalität seiner Existenz, die Verantwortlichkeit für Taten oder Gedanken.

»alloH?«

Sie verließ ihn und wanderte zu ihrem Bürodrehstuhl zurück, während sie vorsichtig mit einer Stimme hörte, die seinen Ohren Worte gab, die er nicht sagen konnte.Eine Tür wurde geschlossen, seine Füße waren gewaltig und nicht mehr Teil seines Kopfs.

Die Ebenen rollten vorbei, Tische wurden zum Stühlen und jemand lächelte bitter. Dann hob er die Wirklichkeit auf und setzte sie vor sich. Ein Gesicht wurde über ihm gebeugt und er erlaubte sich einen Druck auf die Stirn.

»Nun sprich, Hans 22512 Punkt 3423. Nun sprich und erkläre uns die Welt dieser Wesen, die man Menschen nennt.«

Hans, dessen Wesen sich in seinen Schuhsohlen befand, die tief in den Teppichen dieses Gebäudes hingen, ließ einen Schwall von Wortfetzen über die Wipfel der Welt rollen, bis die Speicherkarte leer war. Dann schmolz sein Mund.

Hans trat hinaus in die Welt, öffnete die Augen ein Dutzend Mal und machte sich daran, etwas zu tun, was man ihm aufgetragen hatte – nur leider war er sich nicht sicher was. Das einzige, das ihm blieb, war der Anker, der ihn über kurz oder lang wieder an dieses Gebäude führen würde, ein Schicksal vielleicht, wenn man daran glaubte.

La 'nrete

Do, 01 Mrz 2018 15:11:08, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches, post_tag: unendlichkeit]

Von allen Dingen, die mir widerfahren sind, sind die wenigen Augenblicke, in denen ich innehalten und die ausatmen konnte, die einzigen Erfahrungen, die wirklich etwas bedeuten. Jeder – so glaube ich – der sein Leben auf Basis zweiter Hand gegründet hat, auf Bücher und Filme, auf Serien und dem Murmeln von Hintergrundinformationen, auf Gerüchte und Verbindungen zwischen Personen und Dingen, dieser »jeder« wird begreifen, dass wir nur die Summe aller einsamen Gedanken sind, die sich dann einschleichen, wenn das Feuer aus fremden Eindrücken erlischt.

Nichts geschieht, ohne dass es einen Plan gibt, den jemand anderes schreibt. Ersetzen wir »jemand« mit »etwas«, mit einer Macht, einer Existenz, die größer erscheint als sie ist, als sie es sein kann. Nichts kann existieren, ohne dass diese ferne Macht uns offenbart wird, in dem, was wir sind. Wir sind was wir erleben. Das heißt, das Erleben ist die Macht, die uns beugt und aufrichtet.

Was das alles zu tun hat mit dem Zielfernrohr, das aus der Waffe in den Himmel ragt, das sich vor meinem linken Auge in das vorgezogene Ferne-Seins verwandelt, ist nur die Philosophie der Verantwortung über die Dinge, denen wir uns selbst aussetzen. Vielleicht liegt auch nur der Finger eine haarbreit über dem Abzug und vibriert leicht genug, um einem Schmetterling, der sich gnädigerweise genähert hat, einen Landeplatz zu bieten.

Der Ton, der über die Straße dringt, reicht vom Grummeln der Wagen, deren Räder sich in den sandigen Untergrund bohren, bis zu den dumpfen Schreien der Sklaven, doch ich verdränge das, denn sie schreien nicht, sie schreiten voran unter dem Knirschen der Zähne jener, die sich auf eben jenen Wägen befinden – und auf Pferden. Dampf steigt aus Nüstern auf, schwebt hinaus in die greifbare Drohung eines herannahenden Sturms. Die Luft schmeckt bitter, erinnert an Schwefel und Eis, an Wahrheit und Zeit.

Was sind Worte, wenn ihre Buchstaben, die Essenzen von Lauten, sich nicht in das fügen, was sie beweisen sollen? Was sind Gedanken, wenn sie sich nicht ausdrücken lassen – was sind Gefühle, die nicht zu präzisieren sind, wie die Wolken, die sich am Horizont zusammenballen?

Er liegt schon viel zu lang hier, um den Beginn zu erfassen, der diese Situation erzeugt hat. Was ist die Gegenwart, wenn nicht die Summe aller Vergangenheiten aller Lebensformen, aller physikalischen Gesetze, die mit einem Punkt im eigenen toten Verstand begonnen haben? Existiert das Universum, weil es vorher nicht existiert hat? Existieren Schmerzen, wenn sie nicht bewusst sind? Augen erblinden. Beine brechen. Was ausgeatmet werden will – muss einen Atemzug überstanden haben.

Vielleicht sollte er abdrücken. Vielleicht auch nicht. Das Universum ist zu groß, um einer Handlung zu folgen, einer Entscheidung, die vor Milliarden von Leben, vor Billionen von Jahrtausenden, vor Anbeginn der Raumzeiten, getroffen wurde, von etwas, das in keinem Zusammenhang mit der Wirklichkeit besteht. Wer malt die Laute in den Schnee, die Schmerzen in die Gesichter der Wesen, die über den Boden kriechen, geschlagen, um einem Ziel näherzukommen, das eh nur dem Tod untertan ist, dem Tod und der Zeit.

Der Schmetterling ist fort, der Finger erstarrt. Zeit ist der Unterschied zwischen Anfang und Ende – und trotzdem wartet er, das Wesen, dem eine Identität gegeben wurde, wartet auf ein Zeichen, aufzuwachen. Und wenn es länger dauert als alle Leben, alle Existenzen, alle Zeiten, erst dann wird er sich erlauben, die eigene Unendlichkeit zu begreifen.

Some thing about time

Fr, 02 Mrz 2018 19:20:40, Lyka, [category: englisch, category: fingerubung, post_tag: time]

I feel time

behind every breath

behind every heartbeat

behind every smile

every pain, every step

I feel time

and its just it:

that death is not only a possibility

but there mere outcome of this

what I call life.

Without life there is no time and without time, there is no movement

and yet

I wish I could stop

for one eternal moment

All precious things are lost

when time goes by

when smiles are withering,

and only echoes remain

of heartbeats and steps and pain.

I am not here - yet

So, 04 Mrz 2018 14:24:27, Lyka, [category: englisch, category: fingerubung]

I am not here

yet

I am just the essence of things to come

of dreams to fear

of love to conquer

I am the others

the wordless builders

of holy fates

of destinies unseen

I am the scribe

the ponderer

who ponders way too much

instead of listening to them

which are

the things to come

Des Frühlings Erwachen in B-Moll

Do, 08 Mrz 2018 22:38:14, Lyka, [category: fingerubung, category: frisches, post_tag: fruhling]

gewünscht und erdichtet:

Des Märzens Sonne sich erhebt
des Frühlings Schleier widerstrebt
dem grauen Graupel, dessen Wert
der Winter umge- umgekehrt

Die Lebenswerte Blumenschar
vergeht vor Warten, das ist klar
doch Frost nur klingt in kühler Pracht
die Blumen träumen durch die Nacht

Doch auf, die Worte sind gequält
es haben Stunden nur gefehlt
bis dass des Frühlings Sonnenschein
hüllt Blumenmeer und Menschen ein

Whymes

Do, 15 Mrz 2018 14:18:50, Lyka, [post_tag: beyond, category: englisch, category: fingerubung, post_tag: form]

Are you too fond

of the world beyond?

Maybe you need

– like a reed

near a pond –

something to eat.

Ignore the fake:

Imagine a lake

where the winds

make waves

create illusions

and tales of fate.

So rhymes become form

and this is the norm,

the narration of life:

the focus to strive

the endless want

the fear for »beyond«.

Werbung! Das Haus! der kreischenden! Schatten!

Mi, 21 Mrz 2018 12:01:44, Lyka, [post_tag: alptraume, post_tag: ebook, post_tag: geisterhaus, post_tag: grauen, post_tag: horror, post_tag: horrorfilm, category: info, post_tag: kindle, post_tag: panik, post_tag: sachsen, post_tag: schatten]

Nachdem man mit Filmen wie »Bis das Blut gefriert«, »Tanz der Totenköpfe« über »Nightmare on Elm Street«, »Tanz der Teufel« bis zu den überaus unterhaltsamen Spät-90er-bis-früh-00er Filme wie »Haunted Hill«, »13 Geister« aufgewachsen ist, ist es unvernünftig, jetzt einen Horrorfilm in Buchform zu veröffentlichen. Das Konzept von »Jugendliche betreten ein böses Haus – Wer wird wohl überleben?« ist doch völlig überholt.

Oder doch nicht? Wer erinnert sich nicht an die hintergründigen Schatten, das Flüstern der Türen, die von unsichtbaren Händen geschlossen werden, an Bewegungen in der Finsternis, an Gesichter, die in den Fenstern warten … an das Kratzen von Fingernägeln auf bloßer Haut? Und die Schreie aus der Ferne, die drohende Musik, die vorsichtig heranrollt wie eine unaufhaltsame Macht … vermutlich habe ich deswegen vor 5 Jahren dieses Buch geschrieben, das ich nun veröffentliche:

Jugendliche betreten ein »böses« Haus irgendwo in der Sächsischen Schweiz, sind sie nur Gäste oder doch Figuren in einem tödlichen Spiel, dessen Regeln sie nicht kennen …

Das Buch ist bei Amazon erhältlich.

Gedanken inmitten eines Schlachtfelds

Sa, 05 Mai 2018 19:30:20, Lyka, [category: augenblicke, category: fingerubung, category: frisches]

All die Dinge, die wir als selbstverständlich hielten, sind nur noch Chimären, getrocknete Köpfe auf den Wandtafeln der Geschichte. Meine Hände triefen vor Blut, als ich meinen Kopf endlich heben kann. Die Ebene ist keine mehr, nur noch ein Haufen von Körperteilen, die Hügel bilden, Erhebungen, die sich in die Unendlichkeit hineinbewegen. Meine Augen

brennen, doch es sind keine Tränen, sondern die Spritzer Feindesbluts, die mein Gesicht (und meine Hände, erwähnt ja, Beschrieben nein) in einen Panzer verwandelt haben.

Verwandlung ja.

Ich sehe meine Knie nicht mehr, denn der Morast, der mich umgibt, scheint die Erfüllung aller menschlichen Träume zu sein, Wasser in Überlfuss, das mit der Zeit getrocknet sein wird und Wolken aus dem Dampf entstanden sind, die sich bald rot und grau über den schier endlosen Himmel bewegen, beleuchtet von einer endlich entfernen Sonne. Azurblau sagt man, ist die Welt, wenn das Apollinische Gestirn seinen eigenen Kräfte unterwirft und um diesen Planeten kreist, immer und immer wieder, ohne Anfang und ohne Ende. Der Herr sprach, und es war. Und es bleibt, so die omnipotente Macht, die sich in unseren Gliedern und in der Summe auch in unseren Leibern versteckt, verkümerte Inspirationen, die dem folgen, was das Universum seinen Dämonen abtrotzt. Was soll ich sagen, außer dass die Augen, die mich anstarren, nichts mehr sehen können, weil der Kopf, dem sie angehören, auf meiner Handfläche liegt, die andere trägt eine Klinge, ausbalanciert bis in die Nano-Einheiten des Weltenraums. Dieser Planet ist nun frei.

Wir kamen aus den Feuern der Hölle auf diese Welt hernieder, Lehrer einer höheren Wahrheit, dass alles, was ist, sterben, vergehen muss, weil das Leben den Tod in sich trägt und nicht einmal die Weisheit aller Wesen ausreicht, um dies zu ignorieren. Zerdehnt wird das Leben, die eigene Existenz, durch Bitterkeit des eigenen Kampfes, des Selbst-Erklärens der Logik, der Vernunft, doch auch die Mathematik hat ein Ende in dem, was das Universum erzeugen kann: Chaos. Am Ende wird das Chaos sein und das Leben nicht mehr sein und das Grauen wird alle überwältigen und sie schreien und sie leiden und sie wollen sterben, doch sie können nicht entkommen. Ja. Das Buch, das im meinem Rücken liegt wie ein Schild aus Wissen ist das einzige, was zählt und auch dieses wird vergehen, wenn sie alle vergehen, alle vergangen sind. Doch ein einzelner oder auch wenige können es ertragen, den Schmerz, die Unerbittlichkeit. Und so ziehen wir von Welt zu Welt zu Welt und erlösen sie von ihren Qualen, von ihren Fragen, von ihren Zweifeln und sinnlosen Hoffnungen. Jede Wellenfunktion bricht zusammen, wenn sie endet. Und das Ende heißt Tod. Und auch wenn die Armee der Gnade, die mein Gelübde aufgenommen hat, meine Feigheit, noch aus Milliarden Kriegern besteht, so werden wir, wenn alle anderen befreit wurden, uns in einer der vielen Galaxien miteinander messen, um einen zu bestimmen, der das Los erträgt … das Los der absoluten Einsamkeit, das Los des eigenen Daseins und dann, wenn das Chaos, die Entropie, sich kreischend auf diesen Helden stürzt, dieser sein eigenes Leben dafür geben und es mit sich reißen und dann wird das Universum wieder so sein, wie es einst gewesen war: klar und kalt, still und jubelnd.

Und die verzerrten Münder im Gesicht der letzten Kreatur, die ich erlöst habe, werfen ein Lächeln von Dankbarkeit in meinen Kopf und ich fühle, wie sich meine Hände zu den Sternen erheben, auf dass ich jene fernen System in Staub verwandle, bis ich dereinst selbst zermalmt werde, von den Kräften, die mein Schicksal bestimmt und mir diese Pflicht zugeteilt haben. Dann werde auch ich lächeln und vergehen. Dann werde ich Teil der Ordnung, der unendlichen perfekten Ordnung.

Poetry died in the 70s

So, 06 Mai 2018 14:50:38, Lyka, [category: englisch, category: fingerubung, category: frisches]

Poetry died in the 70s
or was it ever alive?
I am not sure about that
a kind of grainy tv screen
connects me with the past
and words crawl from eternity to eternity
behind the curtain of history into my mind.

Poetry died in the 70s
but I am still alive
I am sure of that
a kind of high definition glance from the mirror
connects me with the present
and emotions jump from now to now
behind … nothing.

Poetry died in the 70s
and I will also die
I reject being sure of that
a kind of hologram inside of a dream
connects me with the future
and data packets just appear from the endless void

behind the veil of everything.

Träumer

Do, 10 Mai 2018 17:04:30, Lyka, [category: augenblicke, category: fingerubung, category: frisches]

Vollgas. Bodenleitungen krochen durch die Erde und bohrten sich durch Holz und Metall, schossen hinauf in den Himmel, um nach mehreren tausende Metern wieder den Weg zurück zum Heiligsten der Planeten – Erde, zu finden und die Schönheit dieser jubilierenden Macht erbot sich den Augen des Sensors, der sich über Glasfaserdröhnungen in den Innere der Kugel schob, die sich wie andere Dinge nur noch mit einem Hauch von Asche in sich selbst verausgabten. Hier unten, inmitten der Reste der Zivilisation, die wir und andere vor uns kannten, ergaben sich die süßlichen Erinnerungen dem Nichts der Wirklichkeit. Das ist die eine Macht, die alles in sich selbst vereint, Anfang und Ende, Tod und Erleuchtung.

Das eilige Tal, dessen mörderischen Gruben die Tiefen der Weisheit verboten, lagen da, einfach so. Stimmen rochen nach Verfall.

»Ja«, sagte ich, »da draußen«
»Ist nichts«
»doch. Vergangenheit.«
»Philosophie wird dir nichts taugen, Freund«, antwortete die Schöne, die sich aus dem Türrahmen löste; ein Hauch von langem Haar blieb in den magnetischen Öffnern hängen, verzerrte ihr Gesicht, als sie es ausriss. Es würde nachwachsen. »Was schaust du wieder hinaus?«

»Ich suche«
»Was?«
»Leben«
»Leben? Du irrer. Die letzten Tage und Wochen«
»Jahre«
»Jahre«
»Jahre«
»hast du damit verbracht, das Paradies zu verlassen, die Chance zu suchen, dich dem Abgrund zu nähern, der einst sich dem Abfall menschlicher Natur entgegengeschoben hat«
»Schieben«
»Ja. Sex. Schieben. Jaja«
»Ich lache gleich«
»Nein. Ist doch so … du lebst nicht hier – nur oben«
»Was ist schon hier unten?«
Essen. Ja. »Essen.«
»Ja. Essen. Und Schlaf?«
»Schlaf ist überbewertet. Träume ebenso.«
»Und doch – Träume sind das, was uns hier unten halten und die da oben da oben. Sie sind fort. Tot. Hörst du, tot?«
»Töten kann man nur, was existiert. Vernichten nur, was erdacht wird -«
»Träume?«
»Träume kann man töten. Und doch – nur das, was man ist. Nur den Träumer.«

Und sie drehte sich wieder um und ihre Gesichter wanderten über ihre silberne Haut, während sie davonrollte, wie ein Stein, der lebendig geworden war, eine Maschine mit tausend Facetten und zehntausend programmierten Bemerkungen … und doch, wäre sie fähig gewesen zu träumen, wäre sie mir mehr wert gewesen als alles Leben, das unsere tote Welt je geboren hat.

Car Rollen Eingekauft

Fr, 11 Mai 2018 00:54:02, Lyka, [category: augenblicke, category: fingerubung, category: midnight-stories]

Na-auf zum günstgen Jagen

verklärt in schlimmorn Tagen

und Fragen, was nur fragen,

als wäre nichts zu klagen
wird alles geworfen
in den Wagen
mein Versagen
Freitäglich
sonnlich
heiter
gemildete grün-Schreiter
über Ampelgelicht
zum Jüngsten-Altgericht
vorbei den trütenden Töten
und Nöten, ja, eindeutig Nöten
vorbei an Roggenrollern
mit ihren Prollern
Mechanisierte Fense
öffnen den Füßen in Gänze
Nicht Fense, Türe,
ich könnte… schwürde,
da war ein Schild
Verboten gilt
der Eintritt, Zweitritt voraus
Klimaanlage ist eindeutig geschaltet
aus
Fleissig zitternde Händ
dem Zettel machen sie End
von Brot zu Reis und Mais zu Speis
und Trank und Wasser wie blasser
Regen, sollt es gestern geben (nicht fegen, Regen)
Bar kassenzahlung
eilig heim
abgehakt
der Zettel feim
und fein. Auf dass des Kühlschranks holde Pracht

des Handes Bild träumt von der Schlacht

ums Essen. Kaufen. Trinken. Tun.

Nichts mehr zu tun.

Dämon - Kapitel 1 - Lisa

Sa, 23 Jun 2018 14:04:04, Lyka, [category: berlineritis, category: daemon, category: frisches]

Die Hand hängt erstarrt, es zittern die Oberarmmuskeln, die Luft ist Wasser, Eis geworden, eine transparente Brühe, die es zu durchdringen gibt.

Jeder letzte Schritt beginnt mit einem ersten und auch wenn die beiden nicht verwandt oder zumindest nicht miteinander bekannt, so tragen sie die gleiche Energie in sich: keine Zeit zu verlieren im ständigen Wandel der Welt.

Einige Leute sprechen von Interkonnektivität, andere von einem magischen Feld, das alle umgibt, jede Person mit jedem Baum, mit jedem Bakterium, Virus, verbindet … doch der größte Feind ist noch immer der Laplacescher Dämon, eine Art erdachte Superkreatur, die jederzeit aus dem hier und jetzt das dort und dann berechnen kann. Man verschiebt seine Freiheit, so sie existiert, in die Welt der totalen Abhängigkeit, errechnet Münzwürfe durch tausende minimale Umstände, aber der größte Umstand wird nicht beachtet: das »Warum?« Warum wandert welche Münze mit welcher bewussten Entscheidung und zusammenfantasiertem Auskommen durch die Luft, dann auf den Boden?

Tja, das ist es nun. Er ist hier. Ganz gleich, welche Schritte notwendig waren, um ihn an diese Stelle zu bekommen, ist eigentlich total scheißegal.

Nein. Kein Eigentlich. Total Un-Eigentlich. Wie … wenn nicht dieser verfickte Dämon, konnte das beginnen? Er hört in seinem Kopf das Kreischen der Nadel, die sich in das harte Plastik einer Schallplatte presst, die Melodie der Wirklichkeit, das Ticken der orange-leuchtenden Uhr vor ihm verstummt, wie verdammt nochmal hat alles begonnen?

*** Lisa ***

Montag, der 16. Mai 2016

Lisa zittert. Der Wind, der sich wie so oft durch Berlins steile Häuserfronten drückt, brennt auf ihrer Haut. Sie zerrt an ihrer dünnen Jacke herum, versucht, irgendwas zu machen, die Ewigkeit herumzubringen, die sie hier, mitten auf dem Mittelstreifen der Bismarckstraße verbringt, in der Menge der anderen, um endlich weiterzukommen. Autos schleichen an ihr vorüber, Augen starren sie an, statt sich auf die Straße zu konzentrieren, ein Gedanke schießt in ihren Kopf: Jetzt loslassen. Einfach alles loslassen. Ihr Mann ist nicht so wichtig. Nach 18 Jahren Ehe hat er keine Augen mehr für sie, obwohl sie alles getan hat, um attraktiv zu sein, trotz der 2 Kinder, trotz seiner Angewohnheit, nicht kochen zu können und lieber Döner oder Hamburger zu kaufen, trotz seinen gefühlten Wochen in der Garage, wo er sich lieber um sein Auto kümmert als um sie … und sie weiß, fühlt, dass er dort nicht nur an dem Opel rumschraubt, sondern auch an der Tochter ihrer besten Freundin, dieser Fotze, nein … der Mann ist nicht wichtig. Doch ihre Kinder. Würden sie es verstehen, würden sie ihre Entscheidung akzeptieren, aufzugeben?

Autos hupen, einer der ihrigen ist an der Kreuzung stehengeblieben, der Fahrer starrt wild umher, umhergewirbelt wirken seine Augen, vermutlich weiß er nicht, ob er jetzt Gas geben soll, weil die Gegenspur noch immer frech genug ist, einfach draufloszufahren, weil sie grün haben und er eigentlich auch, aber wenn man nunmal nicht fahren kann, dann geht das einfach nicht. Das ist aber so: Wenn jemand anders hupt, hupen gleich ein paar Leute mit, weil sie dazugehören wollen und so verwandelt sich diese winzige Blockierung in einen lebensbedrohlichen Zustand für die Seele, wie ein bisschen zuviel Butter, das mit einem Mal die Arterien verstopft und aus diesem Grund gibt der Fahrer nun Gas, kollidiert fast mit einem entgegenkommenden LKW, dessen Fahrer nun auch die Hupe betätigt, Walgesang, der ein Aquarium zum Platzen bringt. Nun kreischen alle Autos in einem Umkreis von 500 Metern oder mehr und der Schmerz in Lisas Ohren flammt wieder auf, die Faust glühenden Metalls frisst sich in ihre Schläfe, bringt ihre Zähne zum Bersten. Sie presst ihre Hände an ihren Kopf. Kreischt. Blickt sich um. Keiner sieht sie. Alle schauen auf ihre Handys oder starren die Wagen an oder den Himmel, tun so, als … nein, nicht nur als: Sie ist unsichtbar.

Sie geht los. Ihre Füße berühren den Boden, pressen ihren ganzen Körper nach oben, als würde sie springen wollen, einem unbekannten Himmel entgegen, aber die Gravitation, die blöde Gravitation behält ihre Stärke gerade für Lisa und während die Menge ihre Aktion mit Kopfschütteln und leisem, fast unhörbarem Zischen und Wispern bedenkt, weil sie entweder viel zu gut erzogen oder viel zu feige sind, im Berufsverkehr bei Rot über die Ampel zu gehen. Autos hupen wieder, jetzt wegen ihr, was den Druck hinter ihrem rechten Auge nicht noch mehr verstärkt als er eh schon ist und das Geheule der Menschen, die feige ihre Rolle im großen sozialen Universum spielen, gesteuert von Regeln, deren Gründe sie nicht erfassen …

»Hey« ein Auto kommt ihr zu nahe, berührt ihr Knie. Sie bleibt stehen, dreht sich nach rechts um, starrt dem Fahrer hinter seiner sicheren Glasscheibe an, dessen Augen wie schwarze Löcher wirken, hinter denen die Arroganz der motorisierten Klasse lauert, seine Mundwinkel zucken vor Verlangen, das Gaspedal bis zum Anschlag hinunterzutreten, diese Made von Fußgänger zu zermatschen, die Räder auf den Resten der unwürdigen Kreatur durchdrehen zu lassen, bis sie verschwunden ist, aus seinen Erinnerungen ausgelöscht wurde, damit er den Traum der großen Freiheit weiterträumen kann. Ihre Faust trifft die Motorhaube, sie sieht Panik im Fahrer, was gut ist, dann dreht sie sich wieder um und wandert weiter. Sie vermeint sogar ein leises Klatschen einer unbekannten Zuschauergruppe an ihren Fenstern zu hören, von Leuten, die sich nicht trauen, ihre Wohnungen zu verlassen.

Als sie in den Laden tritt, verschwindet die Welt da draußen. Sie mag die berechnete Atmosphäre, die kalkulierte Abfolge der Schritte, um Drogerieprodukte zu erwerben oder sporadisch, wenn Lukas es nicht mitbekommt, auch biologische Produkte, säuberlich abgepackt, wie Vollkornnudeln. Seine Verdauung ist eh nicht ganz auf der Höhe und auch wenn der Doktor etwas gesagt hat, das verdächtig nach »Fettleber« klingt, so weiß sie, dass Vollkornprodukte den Alkoholgehalt im Blut ihres Mannes nicht senken werden. Ihre Hand gleitet zu ihrem Oberarm, fühlt den Druck des blauen Flecks. Ihr Mann schlägt taktisch zu, auch wenn er kaum noch stehen kann, seine Angst, erwischt zu werden, ist noch immer da, ganz weit hinten, direkt hinter seinem Blick, wenn er seine neue Schlampe nagelt.

Zuviele Leute auf zuwenig Raum. Augenpaare versperren den Blick auf die Regale, die Versionen desselben Materials anpreisen, Drogeriezeug, Babynahrung, Süßigkeiten, Bio, Parfüm. Überforderte Gesichter träumen von magischen Händen, die ihnen reichen, was sie brauchen. Man schiebt sich aneinander vorbei, peinlichst bemüht, den anderen nicht zu berühren, ein böser Blick, ein leises Zischen gilt schon als Strafe, wenn man die magische Grenze fast übertreten hat. Ein Kinderwagen am Ende des Ganges verleitet Lisa dazu, schnell abzubiegen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, ein Hindernis zu sein.

Oder die Mutter, deren böser Blick über die Ladenfläche kreist, um ein Opfer zu finden, jemanden, dem sie zeigen kann, das sie besser ist als alle anderen. Ihre Lippen pressen jede Freude aus ihrem Gesicht, sind so hellrot, dass sie fast blau sind, ihre Stirn ist gerunzelt. Augen starren aus verschlafen wirkenden Höhlen in die Welt hinaus, die nur das zu beweisen hat, was sie glaubt: Macht kommt aus meinem Inneren. Ihr Wagen quietscht leise, als die Rollen sich wie die Ketten eines Panzers durch das Labyrinth aus Menschen und Regalen schiebt, jeder muss es hören und erfahren von den Abenteuern, die das Kind, das sich in ihrem Brusttuch befindet, noch nicht erfahren kann. Der Wagen, eigentlich dazu geschaffen, das Bündel Mensch in sich aufzunehmen, ist nicht einmal leer, dort liegen aber notwendigere Objekte, wie Lisa sehen kann, als sie sich dumm genug stellt, hinzustarren, der Göttin die Anbetung nicht zu verweigern, was ein fahles Momentbruchteillächeln in die aufgerissenen Mundwinkel setzt. Das Quietschen verstimmt und das Stirnband, selbstverständlich von marokkanischen Handwebern in monatelanger Kleinarbeit und im ökologisch einwandfreien Laden, vermutlich in einer nahen Einkaufspassage erworben, wird von der Stirn gezerrt, als Schweißfänger-Accessoire und Herumwedelobjekt missbraucht. Dünne graue Fäden kratzen nur ganz unscheinbar an der Kopfhaut der Königin des Ladens. Hat sie auch Haarfärbemittel gekauft? Wenn ja, dann etwas absolut auffallendes, man will ja nicht als alte Schachtel durchgehen; selbst als Mama ist man dem vernichtenden Blick der Öffentlichkeit ausgesetzt und das Alter ist die soziale Todesstrafe.

Lisa nickt ihr lächelnd zu, während die Frau, die Aufmerksamkeit genießend, ebenso fahl zurückgrüßt, ein »Ach wissen Sie« anstimmt, was Lisa nicht zu Ende hört, denn sie dreht sich um und geht davon, vorbei an Reinigungsmitteln in Richtung der Parfüme, überhört beflissentlich das enttäuschte Zischen der Feindin. Was jünger ist, ist ein Feind. Egal, ob es ein Objekt oder ein Subjekt ist. Lisas Hände streichen über die Packungen, die sich aus den Regalen herauslehnen, eine flehende Bitte, gesehen zu werden … fühlt die weichen Borsten der Bürsten und zerkratzt sich halb den linken Zeigefinger, als eine Plastikhülle nicht hält und seinen Inhalt in die Welt springen lässt. Ihr Kopf ist halb klar. Sie biegt rechts ab. Sucht und findet.

Manchmal möchte man weinen, wenn man sieht, wie hübsch einzelne Leute sind, wenn man begreift, dass alles, was das Universum ihnen (in einem vernünftigen Rahmen) entgegenwirft, von der Hübschheit abprallen. Schönheit ist abstrakt, ist Übermaß an fleischlicher Mathematik, ist programmierte Essenz; Hübschheit ist Strahlung aus einer anderen Dimension, die mit unseren Mitteln nicht zu berechnen ist und wenn, dann wird aus der Formel eine Absonderlichkeit ähnlich dem Kawaii-Niedlichkeitswahn aus Japan, man weiß nicht, ob man geil oder panisch wird, als wenn einem die Zähne schmelzen vor lauter Zartheit.

Die Frau ist hübsch. Nein, Frau ist übertrieben. Mädchen ist untertrieben. Teenager auf keinen Fall mehr, hängt doch ihr Hintern ein wenig zu sehr unter der Jeans, auch zeigt ihr Nacken für einen Augenblick das Gespinst blonder Härchen, wird aber vom unauffällig gefärbten Pferdeschwanz schnell verdeckt, als wüsste er um diese »Schwachstelle«. Sie ist keine Schwäche, nur ein weiterer Tritt in Lisas Magengrube. Ihr Rücken lässt vermuten, dass sie in nächster Zeit noch ein wenig mehr zunehmen wird, denn sie ist nicht schlank oder vernünftig mittelschwer, aber das lindert nicht den Schmerz dieses dämonischen Wunders von Mensch. Die Plexiglasscheibe, hinter der das Parfüm steht, wirft ihr Gesicht halb verzerrt durch die Welt, aber Lisas Verstand setzt aus den Puzzleteilen der Bewegungen ein Bild zusammen, eine Projektion aus, so muss sie es sich gestehen, Hass und Gier. Sie hatte nie das Verlangen, sich um andere Frauen zu kümmern, ihre Zwillingssöhne Benjamin und Daniel hatten schon zeitig, wie ihr Vater stolz erklärt, Mädchenherzen in ihre Hände genommen und langsam zerdrückt, als wären sie faules Obst. Viele Tränen haben ihr Wohnung getränkt und Lisa kann die ihren zählen: Null. Nicht, dass Lukas das verlangt, nein, ihn würde es sogar erregen, aufgeilen, wenn sie weinen würde …

stattdessen hat sie sich seit vielen Jahren damit abgefunden, ein Stein zu werden und die heulen nicht.

Sie hat das Bedürfnis, aus einem der Regale eine Nagelschere zu nehmen, die Hülle aufzureißen, nein, eine Nagelfeile, ja, diese zu nehmen, den Pferdeschwanz der jungen Dame zu packen, ihn wie ein Pferd nach oben zu zerren und die Nagelfeile dort, wo Kopf und Rückgrat ineinander übergehen, hineinzutreiben, eine Art weniger perverse Lobotomie vorzunehmen, ihr das Hirn herauszuzerren. Sie ist nicht Lukas, dessen Gewaltblitze zu Gewittern werden, das Bild kommt und vergeht wie ein einzelner Blitz und ihre Hände zittern, aber sie presst sie aneinander, die Fingernägel beißen in die Handflächen und dann ist es auch schon vorbei. Echte Schätze sind wie Dämonen, man findet sie nicht, man wird nicht von ihnen gefunden, sie existieren nur für Auserwählte. Nur der Abdruck der abgekauten Fingernägel, die blassrosa mit grauen Rändern an ihren Fingern hängen, bleibt, kein Blut, nie Blut, das wäre auffällig.

»Hey«, sagt eine Stimme. Lisa dreht sich vorsichtig um. Die Frau mit dem Kinderwagen. Lisa nickt.

»Möchten Sie vorbei?«, fragt sie. Nein, aber sie möchte die alte Frau betrachten. Alt. 40 wird sie, bald, aber für die andere ist man schon alt, wenn man nicht mehr jung für einen Kinderwagen ist.

»Renate«, sagt die Frau, » und ich bin 37 Jahre alt.«

Lisa lächelt. »Ist das Ihr Kind?«

Renate nickt. »Adoptiert«, sagt sie, kurz angebunden. »Ich wollte mich nicht versauen, Sie wissen schon, untenrum.« Versauen. »Und Sie?«, fragt Renate.

»Versaut. 2 Kinder. Zwillinge. Werden jetzt 17«, glaubt sie zu wissen.

»Wow« Danke für den sinnlosen Kommentar, Renate. »Aber Sie sehen gut dafür aus.«

»Sie auch«

Verwirrt streicht sich Renate über die Haare.

»Wie heißt er oder sie?« fragt Lisa.

»Bernd oder Odetta, ich weiß noch nicht. Wissen Sie«, wieder streicht sie sich über die Haare, »es muss schon einen gewichtigen Grund haben, dem Kind eine geschlechtsspezifische Meinung zu geben, indem man ihm schon einen Namen gibt, den es unter Umständen ablehnt. Ich und mein Mann, Klaus-Peter, wir sind übereingekommen, der Welt keine vollständige Person zu präsentieren, deren Verhaltensmuster durch übertriebenen Schub in eine Richtung bereits festgelegt sind. Wissen Sie«, wiederholt sie wieder, »das ist ja so eine Industrie hinter genderspecific Lebensweisen, hinter Kleidung und Büchern und farblichen Objekten, mit denen Kinder zu kämpfen haben, gerade wenn jemand ihnen vorschreibt, was diese Industrien wollen, wer man ist. Aber er oder sie muss einfach Fußball spielen und Cembalo lernen. Wir setzen es bereits vor alle großen Spiele und mein Mann hat einen Streaming-Account eingerichtet, wo immer Bach und Boccherini und so laufen, Sie wissen schon, Johann Sebastian, aber noch mehr Carl Philip Emanuel. Bach meine ich, nicht Boccherini.« Sie lacht wieder. Ihre Finger bleiben in ihren Haaren hängen, haben sich verknotet. Sie reißt daran, ein kurzer Ausdruck von Lust gleitet über ihr Gesicht. Lisa nickt. Sie hat nicht ganz zu gehört, denkt immer nur noch an Benzin und Feuer und schmelzende Augen.

Mehr und mehr Leute versuchen sich, an der Miniaturgruppe vorbeizuschieben, unflätige Bemerkungen verhallen ungehört leise in beider Frauen Ohren, die sich anschweigen, warten, dass die andere etwas sagt, was eine der Regeln der Kommunikation ist. Ein dumpfer Schlag lässt Lisa aufblicken, eine Schulter hat die ihre gestreift, vermutlich mit voller Absicht. Sein Gesicht ist eckig, seine Augen hinter einer Sonnenbrille versteckt, der Rest des Schädels hinter einem Basecap, fettige Haare stechen heraus wie ein Igel im Sommerurlaub. Seine Brille scheint mit seiner Haut verschmolzen zu sein, ölige Schmiere zeichnet Linien auf die Plastiklinse, die im Gegensatz zu irgendwelchen Werbungsinformationen gerade nicht UV-Licht davon abhält, wichtige Lichtrezeptoren in den Augen zu vernichten, jedesmal, wenn er nach draußen geht. Was er nicht oft macht, seine Kleidung wirkt wie von Mutti zusammengestellt, die aber dann freiwillig Selbstmord begangen hat: Er hat nie versucht, etwas an der Auswahl zu ändern. Er grunzt dafür umso lauter. »Hey« zischt Lisa, »Passen Sie auf.« »Hier ist keine Promenade, Lady« Sein Atem schmeckt nach Lakritz und Schinkendampf. Eine Hand hält eine dieser E-Zigaretten, die ihre Söhne besitzen, die effizienteste Möglichkeit – nach Veganismus - so zu tun, als ob man seine Gesundheit schätzen würde. »Wollen Sie in einem Film mitspielen?« fragt er grinsend.

»Pfui«, brüllt Renate, »pfui, pfui, weg da!« Ihre Wangen brennen, als sie den Wagen davonschiebt, ohne Rücksicht auf die Tiere, die im Weg stehen.

»Nein«, sagt Lisa. Der Mann nickt und geht davon, greift sich im Vorbeigehen einen der leuchtenden Töpfe mit Proteinpulver, die gegenüber dem Gesundheitsregal stehen, eine Versuchung, eine Waagschale: Gesundheit oder Selbstverbesserung. Er könnte, wie Lisa denkt, beides gebrauchen.

Ein lauter Knall, schnelle Schritte, spitzes Aufheulen junger Gesichter ein paar Regale weiter. Die automatische Tür öffnet und schließt sich. Wütendes Stampfen von links, vom hinteren Ende des Ladens, eine Spätteenagerin im Arbeitskittel zieht fluchend vorbei, dann stoppt sie, läuft zurück, kommt wieder, einen Besen und eine Schaufel in der Hand. Eine Welle künstlicher Ferne rollt durch das Geschäft, brennt einen (nach Ansicht der Chemie-erprobten Angestellten der Hersteller) idealisierten Ozean durch die Nasen und Münder der Menschen, die panisch fliehen, aber nur für ein paar Schritte, bevor sie von unbekannten Erinnerungen heimgesucht werden, Jahre ziehen vorbei, verwandeln sie zurück in Kinder, bis sie bemerken, dass die Ostsee deutlich mehr gestunken hatte als dieses Märchenwasser, das nun aufgewischt wird.

Als die Rückblende vorsichtig abklingt und sich in den Hintergrund zurückzieht, ist Renate fort. Ein Teil ihrer Existenz hinterlässt die Erinnerung, die quietschenden Rollen deuten an, dass sie zur Kasse geeilt ist. Lisas Plan kommt wieder zurück. Der Plan und der Zorn. Ja, stimmt. Plan. Als ob so einer existieren würde, außerhalb von Gedankenblitzen und dem Blick auf großrückige hübsche Frauen … die auch verschwunden, geflohen ist.

An der Kasse stehen noch 2 Leute vor ihr. Der Mann mit dem Proteinpulver-Eimer und eine Frau, klein, verwirrt, um die 60, trotz der sommerlichen Temperatur da draußen eingepackt wie ein Weihnachtsgeschenk, ihre Hände zittern blau, als sie endlich den Korb auf das viel zu kurze Laufband ausschütten darf: nur Probepackungen Handcreme und Parfümrollstifte, mindestens 10 Stück von jedem. Die Verkäuferin schürzt ihre leuchtendroten Lippen, verzieht aber sonst keine Falte ihres zu jung alternden Gesichtes.

Datenschutzerklärung

Fr, 18 Mai 2018 10:37:30, Lyka, [category: info]

Datenschutzerklärung

Diese Datenschutzerklärung klärt Sie über die Art, den Umfang und Zweck der Verarbeitung von personenbezogenen Daten (nachfolgend kurz „Daten“) innerhalb unseres Onlineangebotes und der mit ihm verbundenen Webseiten, Funktionen und Inhalte sowie externen Onlinepräsenzen, wie z.B. unser Social Media Profile auf. (nachfolgend gemeinsam bezeichnet als „Onlineangebot“). Im Hinblick auf die verwendeten Begrifflichkeiten, wie z.B. „Verarbeitung“ oder „Verantwortlicher“ verweisen wir auf die Definitionen im Art. 4 der Datenschutzgrundverordnung (DSGVO).

Verantwortlicher

Emanuel Mayer
Bismarckstr. 40
10627 Berlin
Deutschland

E-Mail: emanuel@emanuel-schreibt.de
Link zum Impressum: http://lykas-skriptorium.de/impressum

Arten der verarbeiteten Daten:

- Bestandsdaten (z.B., Namen, Adressen).
- Kontaktdaten (z.B., E-Mail, Telefonnummern).
- Inhaltsdaten (z.B., Texteingaben, Fotografien, Videos).
- Nutzungsdaten (z.B., besuchte Webseiten, Interesse an Inhalten, Zugriffszeiten).
- Meta-/Kommunikationsdaten (z.B., Geräte-Informationen, IP-Adressen).

Kategorien betroffener Personen

Besucher und Nutzer des Onlineangebotes (Nachfolgend bezeichnen wir die betroffenen Personen zusammenfassend auch als „Nutzer“).

Zweck der Verarbeitung

- Zurverfügungstellung des Onlineangebotes, seiner Funktionen und Inhalte.
- Beantwortung von Kontaktanfragen und Kommunikation mit Nutzern.
- Sicherheitsmaßnahmen.
- Reichweitenmessung/Marketing

Verwendete Begrifflichkeiten

„Personenbezogene Daten“ sind alle Informationen, die sich auf eine identifizierte oder identifizierbare natürliche Person (im Folgenden „betroffene Person“) beziehen; als identifizierbar wird eine natürliche Person angesehen, die direkt oder indirekt, insbesondere mittels Zuordnung zu einer Kennung wie einem Namen, zu einer Kennnummer, zu Standortdaten, zu einer Online-Kennung (z.B. Cookie) oder zu einem oder mehreren besonderen Merkmalen identifiziert werden kann, die Ausdruck der physischen, physiologischen, genetischen, psychischen, wirtschaftlichen, kulturellen oder sozialen Identität dieser natürlichen Person sind.

„Verarbeitung“ ist jeder mit oder ohne Hilfe automatisierter Verfahren ausgeführten Vorgang oder jede solche Vorgangsreihe im Zusammenhang mit personenbezogenen Daten. Der Begriff reicht weit und umfasst praktisch jeden Umgang mit Daten.

Als „Verantwortlicher“ wird die natürliche oder juristische Person, Behörde, Einrichtung oder andere Stelle, die allein oder gemeinsam mit anderen über die Zwecke und Mittel der Verarbeitung von personenbezogenen Daten entscheidet, bezeichnet.

Maßgebliche Rechtsgrundlagen

Nach Maßgabe des Art. 13 DSGVO teilen wir Ihnen die Rechtsgrundlagen unserer Datenverarbeitungen mit. Sofern die Rechtsgrundlage in der Datenschutzerklärung nicht genannt wird, gilt Folgendes: Die Rechtsgrundlage für die Einholung von Einwilligungen ist Art. 6 Abs. 1 lit. a und Art. 7 DSGVO, die Rechtsgrundlage für die Verarbeitung zur Erfüllung unserer Leistungen und Durchführung vertraglicher Maßnahmen sowie Beantwortung von Anfragen ist Art. 6 Abs. 1 lit. b DSGVO, die Rechtsgrundlage für die Verarbeitung zur Erfüllung unserer rechtlichen Verpflichtungen ist Art. 6 Abs. 1 lit. c DSGVO, und die Rechtsgrundlage für die Verarbeitung zur Wahrung unserer berechtigten Interessen ist Art. 6 Abs. 1 lit. f DSGVO. Für den Fall, dass lebenswichtige Interessen der betroffenen Person oder einer anderen natürlichen Person eine Verarbeitung personenbezogener Daten erforderlich machen, dient Art. 6 Abs. 1 lit. d DSGVO als Rechtsgrundlage.

Zusammenarbeit mit Auftragsverarbeitern und Dritten

Sofern wir im Rahmen unserer Verarbeitung Daten gegenüber anderen Personen und Unternehmen (Auftragsverarbeitern oder Dritten) offenbaren, sie an diese übermitteln oder ihnen sonst Zugriff auf die Daten gewähren, erfolgt dies nur auf Grundlage einer gesetzlichen Erlaubnis (z.B. wenn eine Übermittlung der Daten an Dritte, wie an Zahlungsdienstleister, gem. Art. 6 Abs. 1 lit. b DSGVO zur Vertragserfüllung erforderlich ist), Sie eingewilligt haben, eine rechtliche Verpflichtung dies vorsieht oder auf Grundlage unserer berechtigten Interessen (z.B. beim Einsatz von Beauftragten, Webhostern, etc.).

Sofern wir Dritte mit der Verarbeitung von Daten auf Grundlage eines sog. „Auftragsverarbeitungsvertrages“ beauftragen, geschieht dies auf Grundlage des Art. 28 DSGVO.

Übermittlungen in Drittländer

Sofern wir Daten in einem Drittland (d.h. außerhalb der Europäischen Union (EU) oder des Europäischen Wirtschaftsraums (EWR)) verarbeiten oder dies im Rahmen der Inanspruchnahme von Diensten Dritter oder Offenlegung, bzw. Übermittlung von Daten an Dritte geschieht, erfolgt dies nur, wenn es zur Erfüllung unserer (vor)vertraglichen Pflichten, auf Grundlage Ihrer Einwilligung, aufgrund einer rechtlichen Verpflichtung oder auf Grundlage unserer berechtigten Interessen geschieht. Vorbehaltlich gesetzlicher oder vertraglicher Erlaubnisse, verarbeiten oder lassen wir die Daten in einem Drittland nur beim Vorliegen der besonderen Voraussetzungen der Art. 44 ff. DSGVO verarbeiten. D.h. die Verarbeitung erfolgt z.B. auf Grundlage besonderer Garantien, wie der offiziell anerkannten Feststellung eines der EU entsprechenden Datenschutzniveaus (z.B. für die USA durch das „Privacy Shield“) oder Beachtung offiziell anerkannter spezieller vertraglicher Verpflichtungen (so genannte „Standardvertragsklauseln“).

Rechte der betroffenen Personen

Sie haben das Recht, eine Bestätigung darüber zu verlangen, ob betreffende Daten verarbeitet werden und auf Auskunft über diese Daten sowie auf weitere Informationen und Kopie der Daten entsprechend Art. 15 DSGVO.

Sie haben entsprechend. Art. 16 DSGVO das Recht, die Vervollständigung der Sie betreffenden Daten oder die Berichtigung der Sie betreffenden unrichtigen Daten zu verlangen.

Sie haben nach Maßgabe des Art. 17 DSGVO das Recht zu verlangen, dass betreffende Daten unverzüglich gelöscht werden, bzw. alternativ nach Maßgabe des Art. 18 DSGVO eine Einschränkung der Verarbeitung der Daten zu verlangen.

Sie haben das Recht zu verlangen, dass die Sie betreffenden Daten, die Sie uns bereitgestellt haben nach Maßgabe des Art. 20 DSGVO zu erhalten und deren Übermittlung an andere Verantwortliche zu fordern.

Sie haben ferner gem. Art. 77 DSGVO das Recht, eine Beschwerde bei der zuständigen Aufsichtsbehörde einzureichen.

Widerrufsrecht

Sie haben das Recht, erteilte Einwilligungen gem. Art. 7 Abs. 3 DSGVO mit Wirkung für die Zukunft zu widerrufen

Widerspruchsrecht

Sie können der künftigen Verarbeitung der Sie betreffenden Daten nach Maßgabe des Art. 21 DSGVO jederzeit widersprechen. Der Widerspruch kann insbesondere gegen die Verarbeitung für Zwecke der Direktwerbung erfolgen.

Cookies und Widerspruchsrecht bei Direktwerbung

Als „Cookies" werden kleine Dateien bezeichnet, die auf Rechnern der Nutzer gespeichert werden. Innerhalb der Cookies können unterschiedliche Angaben gespeichert werden. Ein Cookie dient primär dazu, die Angaben zu einem Nutzer (bzw. dem Gerät auf dem das Cookie gespeichert ist) während oder auch nach seinem Besuch innerhalb eines Onlineangebotes zu speichern. Als temporäre Cookies, bzw. „Session-Cookies" oder „transiente Cookies", werden Cookies bezeichnet, die gelöscht werden, nachdem ein Nutzer ein Onlineangebot verlässt und seinen Browser schließt. In einem solchen Cookie kann z.B. der Inhalt eines Warenkorbs in einem Onlineshop oder ein Login-Staus gespeichert werden. Als „permanent" oder „persistent" werden Cookies bezeichnet, die auch nach dem Schließen des Browsers gespeichert bleiben. So kann z.B. der Login-Status gespeichert werden, wenn die Nutzer diese nach mehreren Tagen aufsuchen. Ebenso können in einem solchen Cookie die Interessen der Nutzer gespeichert werden, die für Reichweitenmessung oder Marketingzwecke verwendet werden. Als „Third-Party-Cookie" werden Cookies bezeichnet, die von anderen Anbietern als dem Verantwortlichen, der das Onlineangebot betreibt, angeboten werden (andernfalls, wenn es nur dessen Cookies sind spricht man von „First-Party Cookies").

Wir können temporäre und permanente Cookies einsetzen und klären hierüber im Rahmen unserer Datenschutzerklärung auf.

Falls die Nutzer nicht möchten, dass Cookies auf ihrem Rechner gespeichert werden, werden sie gebeten die entsprechende Option in den Systemeinstellungen ihres Browsers zu deaktivieren. Gespeicherte Cookies können in den Systemeinstellungen des Browsers gelöscht werden. Der Ausschluss von Cookies kann zu Funktionseinschränkungen dieses Onlineangebotes führen.

Ein genereller Widerspruch gegen den Einsatz der zu Zwecken des Onlinemarketing eingesetzten Cookies kann bei einer Vielzahl der Dienste, vor allem im Fall des Trackings, über die US-amerikanische Seite http://www.aboutads.info/choices/oder die EU-Seite http://www.youronlinechoices.com/ erklärt werden. Des Weiteren kann die Speicherung von Cookies mittels deren Abschaltung in den Einstellungen des Browsers erreicht werden. Bitte beachten Sie, dass dann gegebenenfalls nicht alle Funktionen dieses Onlineangebotes genutzt werden können.

Löschung von Daten

Die von uns verarbeiteten Daten werden nach Maßgabe der Art. 17 und 18 DSGVO gelöscht oder in ihrer Verarbeitung eingeschränkt. Sofern nicht im Rahmen dieser Datenschutzerklärung ausdrücklich angegeben, werden die bei uns gespeicherten Daten gelöscht, sobald sie für ihre Zweckbestimmung nicht mehr erforderlich sind und der Löschung keine gesetzlichen Aufbewahrungspflichten entgegenstehen. Sofern die Daten nicht gelöscht werden, weil sie für andere und gesetzlich zulässige Zwecke erforderlich sind, wird deren Verarbeitung eingeschränkt. D.h. die Daten werden gesperrt und nicht für andere Zwecke verarbeitet. Das gilt z.B. für Daten, die aus handels- oder steuerrechtlichen Gründen aufbewahrt werden müssen.

Nach gesetzlichen Vorgaben in Deutschland erfolgt die Aufbewahrung insbesondere für 6 Jahre gemäß § 257 Abs. 1 HGB (Handelsbücher, Inventare, Eröffnungsbilanzen, Jahresabschlüsse, Handelsbriefe, Buchungsbelege, etc.) sowie für 10 Jahre gemäß § 147 Abs. 1 AO (Bücher, Aufzeichnungen, Lageberichte, Buchungsbelege, Handels- und Geschäftsbriefe, Für Besteuerung relevante Unterlagen, etc.).

Nach gesetzlichen Vorgaben in Österreich erfolgt die Aufbewahrung insbesondere für 7 J gemäß § 132 Abs. 1 BAO (Buchhaltungsunterlagen, Belege/Rechnungen, Konten, Belege, Geschäftspapiere, Aufstellung der Einnahmen und Ausgaben, etc.), für 22 Jahre im Zusammenhang mit Grundstücken und für 10 Jahre bei Unterlagen im Zusammenhang mit elektronisch erbrachten Leistungen, Telekommunikations-, Rundfunk- und Fernsehleistungen, die an Nichtunternehmer in EU-Mitgliedstaaten erbracht werden und für die der Mini-One-Stop-Shop (MOSS) in Anspruch genommen wird.

Hosting

Die von uns in Anspruch genommenen Hosting-Leistungen dienen der Zurverfügungstellung der folgenden Leistungen: Infrastruktur- und Plattformdienstleistungen, Rechenkapazität, Speicherplatz und Datenbankdienste, Sicherheitsleistungen sowie technische Wartungsleistungen, die wir zum Zwecke des Betriebs dieses Onlineangebotes einsetzen.

Hierbei verarbeiten wir, bzw. unser Hostinganbieter Bestandsdaten, Kontaktdaten, Inhaltsdaten, Vertragsdaten, Nutzungsdaten, Meta- und Kommunikationsdaten von Kunden, Interessenten und Besuchern dieses Onlineangebotes auf

Grundlage unserer berechtigten Interessen an einer effizienten und sicheren Zurverfügungstellung dieses Onlineangebotes gem. Art. 6 Abs. 1 lit. f DSGVO i.V.m. Art. 28 DSGVO (Abschluss Auftragsverarbeitungsvertrag).

Erhebung von Zugriffsdaten und Logfiles

Wir, bzw. unser Hostinganbieter, erhebt auf Grundlage unserer berechtigten Interessen im Sinne des Art. 6 Abs. 1 lit. f. DSGVO Daten über jeden Zugriff auf den Server, auf dem sich dieser Dienst befindet (sogenannte Serverlogfiles). Zu den Zugriffsdaten gehören Name der abgerufenen Webseite, Datei, Datum und Uhrzeit des Abrufs, übertragene Datenmenge, Meldung über erfolgreichen Abruf, Browsertyp nebst Version, das Betriebssystem des Nutzers, Referrer URL (die zuvor besuchte Seite), IP-Adresse und der anfragende Provider.

Logfile-Informationen werden aus Sicherheitsgründen (z.B. zur Aufklärung von Missbrauchs- oder Betrugshandlungen) für die Dauer von maximal 7 Tagen gespeichert und danach gelöscht. Daten, deren weitere Aufbewahrung zu Beweiszwecken erforderlich ist, sind bis zur endgültigen Klärung des jeweiligen Vorfalls von der Löschung ausgenommen.

Kontaktaufnahme

Bei der Kontaktaufnahme mit uns (z.B. per Kontaktformular, E-Mail, Telefon oder via sozialer Medien) werden die Angaben des Nutzers zur Bearbeitung der Kontaktanfrage und deren Abwicklung gem. Art. 6 Abs. 1 lit. b) DSGVO verarbeitet. Die Angaben der Nutzer können in einem Customer-Relationship-Management System ("CRM System") oder vergleichbarer Anfragenorganisation gespeichert werden.

Wir löschen die Anfragen, sofern diese nicht mehr erforderlich sind. Wir überprüfen die Erforderlichkeit alle zwei Jahre; Ferner gelten die gesetzlichen Archivierungspflichten.

Onlinepräsenzen in sozialen Medien

Wir unterhalten Onlinepräsenzen innerhalb sozialer Netzwerke und Plattformen, um mit den dort aktiven Kunden, Interessenten und Nutzern kommunizieren und sie dort über unsere Leistungen informieren zu können. Beim Aufruf der jeweiligen Netzwerke und Plattformen gelten die Geschäftsbedingungen und die Datenverarbeitungsrichtlinien deren jeweiligen Betreiber.

Soweit nicht anders im Rahmen unserer Datenschutzerklärung angegeben, verarbeiten wir die Daten der Nutzer sofern diese mit uns innerhalb der sozialen Netzwerke und Plattformen kommunizieren, z.B. Beiträge auf unseren Onlinepräsenzen verfassen oder uns Nachrichten zusenden.

Erstellt mit Datenschutz-Generator.de von RA Dr. Thomas Schwenke

Lykas Skriptorium als PDF-Datei!

Sa, 21 Sep 2019 13:00:43, Lyka, [post_tag: anthologie, category: augenblicke, category: berlineritis, category: black-metal-cowboy, post_tag: blog, post_tag: epub, category: fingerubung, post_tag: flash-fiction, category: frisches, post_tag: gratis, category: info, post_tag: kostenlos, post_tag: kurzgeschichte, post_tag: lyka, category: midnight-stories, post_tag: mobi, post_tag: novella, post_tag: novelle, post_tag: pdf, post_tag: sammlung, post_tag: skriptorium, category: tausend, post_tag: weihnachten, category: wiederbelebungen, category: wo-die-welt-aufhort]

Was lesen Menschen? Bücher? Geschichten? Worte? Buchstaben? Töne... äh, egal...

Jedenfalls möchte ich euch heute (und auch in Zukunft - voller Dankbarkeit) mein Blog, alle bisherigen **Projekte** als Datei anbieten. Sie wird auch entsprechend aktualisiert.

Ich veröffentliche den Blog als PDF-Datei. Alle Projekte sind über ein Inhaltsverzeichnis aufrufbar. Es handelt sich lediglich um eine Kopie des Blogs - keine Überarbeitung.

Lykas Skriptorium - PDF

Die PDF-Datei wurde außerdem auf Archive.org hochgeladen: https://archive.org/details/lykasskriptorium (dort auch als ebook-Dateien verfügbar)

Der Tod der Dilettanten - kostenloses E-Book!

Do, 28 Jun 2018 17:57:03, Lyka, [post_tag: ebook, post_tag: fantasy, category: frisches, post_tag: gratis, post_tag: horror, category: info, post_tag: kostenlos, post_tag: krimi]



Ich bin ja ein totaler Fan von Rohfassungen, dass ich sogar DVDs kaufe, die als Bonus noch den Workprint haben. VHS-Qualität? Pfff, egal. Ich will die Vision des Regisseurs sehen, nicht nur das perfektionierte Ergebnis.

Es handelt sich bei diesem Buch um eine Rohfassung. Das bedeutet: Rechtschreibfehler sind, wenn sie nicht aufgespürt und vernichtet wurden, noch immer im Text vorhanden. Grammatikfehler auch. PlotPunkte sind aber da. Glaub ich jedenfalls.

Das Buch sollte ein offizieller Nachfolger meines Anthologie-Projektes »Der Club der Dilettanten« sein, blieb aber ein Experiment in Meta-Fiktion, die ich zur Zeit meines Schreibens geradezu verschlang.

Deshalb veröffentliche ich das Buch kostenlos unter Creative Commons.

Ich biete das Buch wieder als PDF, Mobi- und Epubli-Datei an.

Der Tod der Dilettanten PDF

Der Tod der Dilettanten EPUB

Der Tod der Dilettanten MOBI

Viel Spaß und Danke fürs Lesen. Ich schreibe für euch, weil ihr cool seid und weil ihr lest. Yeah, Lesen!

Flucht durch die Nacht

Do, 12 Jul 2018 20:20:38, Lyka, [post_tag: alptraum, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: hirsch, post_tag: horror, post_tag: landstrasse, post_tag: moerder, post_tag: reh, post_tag: tod, post_tag: unfall]

»John!« Marie hieb auf das Dach des Jaguar. »John. Halt endlich an!«

Er hörte sie nicht. John trat noch immer auf das Gaspedal, als gäbe es einen Preis zu gewinnen – oder ein Leben zu retten. Stattdessen drehte er sich zu ihr um, verließ mit seinem Blick die schwarze Straße vor ihm – und grinste sie an.

»John! Aufpassen!«

Sein Blick blieb starr auf sie gerichtet, ein zorniger Eber auf der Spur eines verweichlichten Jägers.

»John!«

Er wachte auf, drehte sich wieder zur Straße hin und ließ den Motor aufheulen, als er einen Gang herunterschaltete. Das Getriebe kreischte, doch John ließ nicht vom Gas ab. Er lachte stattdessen.

»Bist du nicht glücklich, dass ich dich befreit habe?«

»John«, schluchzte Marie, »mein lieber John. Was ist mit dir geschehen?«

Sein Blick hing über den Schatten der Zweige, die sich in der untergehenden Abendsonne über die verfallene Landstraße quälten. Das Auto war vor einere Stunde noch in London gewesen, hatte sich dann unter dem mehr als bösartigen Jaulen von Gangschaltung und Johns Sprachlosigkeit über die Brücken oder was auch immer es gewesen war, in die Ebenen hinausgequält. Ja, das Landleben war eine Lust!

»Du hast mich für George verlassen, Marie. Für George! Für meinen dummen Bruder!«

»Das ist nicht wahr!«

Sie schwieg. Es war doch wahr. Verdammt, was hatte sie sich gedacht. Er war gestern erst aus dem Gefängnis entlassen worden, wegen guter, viel zu guter Führung, doch die Monate aus Schweigen hatten sich in einen Sturm aus Gefühlen und Tränen und billigem Scotch verwandelt, danach, nur Augenblicke vor der Hochzeit hatten seine Stiefel die hölzerne Tür zur Kapelle aufgestoßen, in der seine und ihre Familie versammelt gewesen waren, hatte die Flasche des giftigen Alkohols herumgeschleudert und geschrien, dass er sie retten müsse. Und sie war feige genug gewesen, George zu verlassen, dessen blutiges Gesicht sich in ihre grünblauen Augen eingebrannt hatte.

Wem gehörte der Jaguar? Das zerbrochene Fenster, durch das die eisige Dämmerung ins Wageninnere strömte, war Antwort genug gewesen und jetzt zitterte Marie, nur in ihrem Brautkleid bekleidet, nicht nur vor Angst, sondern auch vor der Nacht, die mit Schnee und Sturm auf sie warten würde, jetzt, im März des Jahres 1959.

Roten Pupillen inmitten eines Rehkopfes starrten sie an, doch John reagierte nicht auf den Aufprall, der sie und das Tier miteinander kollidieren ließ. Blut und Fleisch, Gedärme und die sterbenden Augen der Kreatur wurden eins. Er verlor die Kontrolle, als es durch die Windschutzscheibe ins Innere des Luxuswagens raste. Winzige Spitzen eines Geweihs trafen ihn unterhalb seines Jochbeins und schlitzten seine Wange auf.

Der blutrote Mond grinste am Horizont, als Marie wieder erwachte. Es mussten Stunden gewesen sein, die der Schock aus ihrem Leben gebrannt hatte, denn als sie sich umschaute, war sie allein.

»John?«, wimmerte sie.

Nur die Bäume rauschten verwirrend einfältig in der Nacht. Der Wind war eine eigene Kraft und leckte an den Zweigen der Sträucher, die den Wagen umfangen hatten, als er von der Straße abgekommen war. Wie weit waren sie wohl in den Wald gefahren? Marie blickte zur Fahrertür, die aufgerissen war, doch da waren nur Bäume und Leere zwischen ihnen. John war weg. Das Reh war weg. Sie war allein. Wieso war sie allein? Wieso …

Gras und Sträucher verschluckten ihre Schritte. Ihre Füße schmerzten; noch immer trug sie ihre Schuhe, ihre Hochzeitsschuhe, die märchenhaft weiß gewesen waren, doch nun ebenso blutig wie der Rest ihres Kleides an ihr hing. Was hätte sie alles gegeben für ein … Licht.

Licht. Licht!

Ihre Schritte wurden schneller, Zweige kratzten an ihren Armen, nagten an ihrem Gesicht. Ihr Schleier wurde ihr vom Kopf gewissen und hing, als sie sich umdrehte, wie der Geist einer Erinnerung in einem Baum fest, wehte dann in einer kalten Böe davon, ein Dämon der Vergangenheit.

Ein kreuzhafter Schatten schob sich in die Nacht hinaus und der Geruch von Rauch kroch durch die Nacht. Marie blieb vor der Tür stehen, versuchte, ihr Herz zu beruhigen, das Blut zum Schweigen zu bringen, das durch ihre Adern kroch. Sie klopfte. Einmal. Zweimal. Bevor sie ein drittes Mal ausholte, hörte sie schwere Stiefel hinter der Tür. »Hilfe!« Die Tür wurde geöffnet, nur eine Spaltbreit. Ein Schatten schob sich vor das Feuer, das im Hintergrund flackerte. »Ja?«

Die Stimme war weich, von süsser Entsagung geprägte und hatte den Geschmack von Gras in sich. »Hilfe, wir hatten einen Unfall.«

»Bob … hattest du nicht gesagt, dass der Mann allein war?«

Jemand räusperte sich im Hintergrund. »Ja, Margareth, ich habe nur ihn und Rita gesehen.«

»Ich finde, Sie sollten gehen«, meinte die Stimme, die aus Wald und Nacht zu bestehen schien.

»John? Ist John hier?«

»Gehen Sie. Hier ist niemand.«

»John? Bitte, ich muss …«

Marie nahm einen kurzen Anlauf, zu kurz, um überhaupt bemerkt zu werden und rammte ihre ganze Kraft in die Tür. Die Gestalt wurde zurückgeworfen, Finger und Füße peitschten wild durcheinander, Finger und … Füße … und … Hufe?

All diese Bilder wurden zurückgestellt, als das Bild eines Mannes, dessen Körper sich über einem Kamin drehte, in Maries Hirn schoss. Auch der Verband, den ein junges Reh um Kopf und Brust trug, war einen Hauch wichtiger als der kochende Kessel, aus dem dem Tier eine grün-dampfende Suppe eingeflößt wurde. Doch nichts war so wichtig wie die Klaue, die in die Nacht hinausschoss und die junge Braut ins Innere einer Hütte zerrte, die augenscheinlich von Tieren bevölkert war, denen gesunder Anstand und die Furcht vor Menschen fehlte – und das Wissen, dass Hufe keine Harpunen halten können.

Dämon - Kapitel 2 - Jörg

Do, 29 Nov 2018 10:46:14, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches, post_tag: realitaet]

Egal, ob es nachts um 2 Uhr ist oder tagsüber, 12 Stunden zeitiger oder später, Langeweile bleibt Langeweile, auch wenn man draußen rumsteht, Hände voller Chemievanille in sich reinschaufelt und Leute um Akzeptanz oder zumindest um mehr als 2 Blicke anfleht, mehr als »Oh Gott« und »ne wirklich«. Jörg niest. Das Pulver ist wirklich viel zu fein, setzt sich in seine Fingerkuppen ab, bilden ein dreidimensionales Profil seiner Einzigartigkeit, die nur Bullen oder Forensiker erfassen können, nicht aber der Pöbel. »Selbst« sagt Jörg, meint, selbst ist der Pöbelmann.

Der schwärzere Rand seiner schwarzen Brille treibt einen Keil zwischen der losgelösten Welt und der flammenden Realität jenseits seiner Illusion, es wäre gar nicht so grell da draußen. Hier draußen, die Trennung ist nicht wirklich vorhanden, das warme Wetter hält nichts von der programmierten Kühle des Marktes und die Sonne, ja, die ist sowieso ein brennender Glutball und kein bewußtes Lebewesen, kein Gott. Götter kommen nur in der Nacht raus und tragen grellbunte Kleider, weil die 90er das letzte Jahrzehnt war, dass Jörg einen Gott, nein, eine Göttin getroffen hat.

Posh- oder »Oh my Gosh«-Spice, Victoria. Kühl wie eine Alabasterstatue, die wie ein 80er Jahre Film zum Leben erwachte, es gar nicht nötig hatte, zu singen, sondern einfach ihre Existenz auf die Bühne oder die Musikvideos werfen konnte, um angebetet zu werden. Sollten die anderen sich abrackern, sie hatte das nicht nötig. Doch seitdem ist das Leben eintönig geworden, die 2000er Jahre hatten Jörg in die Abhängigkeit von der Hilflosigkeit gestürzt, die Welt war 2001 zusammengebrochen, hatte sich teilweise wieder aufgerichtet, aber nur unter der dauernden stressigen Umsicht, jeder könnte ein Terrorist sein. Ein kleines Lächeln wäre nett, aber verwerflich unter der Verantwortung, die er seinem Leben

aufdrückt. Gerade jetzt, wo er etwas gefunden hat, was ihm Sinn gibt, wenngleich kein Geld. Seine staubige Hand vergewissert sich, dass der Zettel noch immer in seiner Hosentasche steckt, direkt neben den Kopfhörern, einem Haufen Kleinstgeld und Schlüssel und Stift, als ob er, wie er im Film »Tintenherz« gesehen hat: Ein Autor muss immer Stift und Notizblock bei sich haben, immer. Auch für Autogramme.

Menschen wandern an ihm vorbei, sind nur farbige Schatten ohne echte Abgrenzung zu seiner miesen Laune. Gerechtfertigt. Sein letzter Blick auf die Uhr war vor einer gefühlten Ewigkeit, aber schlimme Erinnerungen aus seinen späten Zwanzigern pumpen jede Verzögerung, jede Unpünktlichkeit auf, bis sie seinen Kopf vollständig ausfüllen. Lautes Krachen im Hintergrund, er dreht seinen Kopf. Eine Frau mit Kinderwagen und Baby auf der Brust verlässt zeternd den Markt, sie ist ihm schon vorher aufgefallen, weil der Kopf des Kinds aus irgendeinem Grund verquer wirkte, unnatürlich… wie soll er sagen… es fällt ihm noch immer kein Wort ein. Die Rollen knallen über die Kante auf den Gehweg, die Frau rutscht fast weg, beherrscht sich aber noch. Gläschen klirren, schwingen. Ein paar Leute schauen auf, zu wenige, um das Bild der herausfallenden transparenten Körper in das kollektive Unterbewußtsein aufzunehmen. Die Frau schiebt ihren Wagen zur Ampel, glücklicherweise grün und prescht voran. Jörgs Augen starren ihr nach. Ihre Füße knallen auf den Teer, der rot aufflammt und Finger aus der Hölle beschwört, die nach ihr und dem Kind greifen. Nur eine Illusion, versichert sich Jörg, eine seiner Eskalationen, die zur Zeit schlimmer werden, wie ein Blitz in der Nacht, fast schon gewöhnlich. Trotzdem löst sich sein Rücken vom Ladenfenster, er wandert, wie getragen, nur ein paar Schritte nach links, sein Gesicht folgt ihrer Bewegung.

»jo« sagt eine Stimme in Kleinbuchstaben, ein Basecap, korrekt auf der Stirn platziert, über einem Büschel an Resthaaren, eine Sonnenbrille Marke irgendwas und das ist vollkommen unwichtig, denn die Frau rast gerade mit dem Wagen an einen Laternenpfahl und kotzt, nicht im hohen Bogen wie in einem Horrorfilm, nein, es kommt in Wellen, eine undefinierbare Masse, die sich über den Kopf des Kindes vor ihr ergießt. Jörg fühlt sich sonderbar fremd an, als ob er einen Film sähe oder die Szene in einer Kurzgeschichte überstehen müsse, um eine große Lehre zu ziehen, eine moralische Stütze, die vollkommen sinnfrei ist, spätestens seit den 80er Jahren, die er leider nur so nebenbei erlebt hat.

Das Kind brüllt nicht, selbst der Straßenverkehr scheint gelähmt zu sein, als die Frau das Halfter löst, das sie mit dem kleinen Körper verbindet, dann schüttelt ihn, wobei die sumpfartige Flüssigkeit umherfliegt, dann lässt sie das Baby fallen. Leute kreischen. Ein junger Mann in weißfleckiger Latzhose rennt auf sie zu, stößt sie zurück, wobei sie sich am Laternenmast festhalten kann und hebt das Kind auf. »Eine Puppe« kreischt er, Jörg hört ihn klar und deutlich, »sie hat eine Puppe!«

»Jo, Lars«. Der Junge grinst. Junge. Pah. »Jo?« fragt Jörg, »Ist das ne Abkürzung für mich oder hast du wieder böse Musik gehört?« »Hey, geh mal locker.« Jörg würde lächeln, wenn er könnte, dann würde er sich übergeben. Zuviel Empathie, sagen die Leute, fremdschämen und fremdwürgen, zuviel Hineinversetzen in andere, in ihre genervten Stimmen oder Blicke, in augenscheinlich sinnlose Emotionen für einen Soziopathen oder für Lars. »Magst du meine Brille?« »Gekauft?« »Natürlich.« »Teuer?« »Natürlich ist sie das, hör mal. Was ist das mit dir und diesem Zeug?« Jörg folgt bis zum Proteineimer, der halbleer ist. »Bulking« »Für was denn? Drehste nen Porno oder wie?« Über solche Dinge sollte der Junge nicht lachen. Irgendwann wird auch er in die Versuchung kommen, menschlichen Bedürfnissen Geld abzuverlangen. »Ich hatte nur Hunger. Also.«

»Gehn wir was richtig essen? Ich verhunger hier, während du deinen Körper mit köstlichen Nahrungsersatzprodukten quälst. Ich kenne da einen Dönerladen, der ist so perfekt...« Lars stampft davon. »Fuck it« Der Eimer fällt zu Boden, eine körnige Wolke entflieht, Spucke-Pulver-Klumpen schaffen es nicht über den Rand. Interessiert keine Sau.

Der Dönerladen ist wirklich gut und auch wenn Jörg es sich erst nicht eingesteht, er hat Hunger. Weiß der Geyer, was ihn dazu getrieben hat,… ach, er weiß es selbst. »Inszenierung ist ein Teufelswerk« belehrt er Lars, dem ein Stück Fleisch aus dem Mundwinkel fällt, »Proteinpulver und anderes Zeug sagt dem normalen Menschen, dass man zielorientiert ist, kompromislos, hart. Normales essen ist für einfache Leute. Wissenschaft ist für Pro.« »DU? Du bist kein Pro. Du bist nur ein Künstler.« »Mit Dank angenommen« lehnt sich Jörg zurück, betrachtet seine Bisssspuren, »aber Geld macht man nur mit Eindruck. Oder harter und gleichbleibender Arbeit. »Napalm über dem Mandelwäldchen« bringt keine Filmförderung. Ich könnte nen Kickstarter anfangen, aber der würde ins Leere laufen, dafür ist mein Name zu unbekannt und hier« er klopft auf seine Brusttasche, in der sein Smartphone lauert, »ist der einzige Beweis, dass der Film in irgendeiner Art und Weise existiert.« »Leute brauchen Werbung, um zu wissen, dass etwas existiert. Könnte alles Einbildung sein oder schlimmer,« Lars starrt auf den Eingang des Restaurants, in dem sich Leute stapeln, Hunger in den Augen, der fast schon sexuelle Züge trägt, die nur schnell was kaufen wollen, dann davoneilen werden, in ihre allzusicheren Wohnungen. »Schlimmer?« fragt

Jörg. »Risiko. Nichts ist schlimmer als Risiko. Selbst wenn es eine kranke Idee wäre, die Leute würden sie lieber akzeptieren, als ob sie echt und riskant wäre. Deshalb habe ich auch keine Kinder.« »Du hast nichtmal ne Freundin, Alter.« »Risiko, einfach zuviel Risiko.« Die 0,5 Liter Colaflasche ist halbleer, Fetzen von Salat und Fleisch schwimmen darin herum, gären, versuchen in der Kürze der Zeit eine stabile Basis für Aminosäuren und damit für Leben zu erzeugen, eine Ursuppe, in der unzählige winzige Augen hoffnungsvoll hinaufstarren in den Pantheon der unbekannten Götter. Dann zerschmelzen sie in der kraftvollen Kohlensäure, die Jörg zu einem lauten Rülpsen verleitet. Er hebt seine Arme und verneigt sich vor dem imaginären Publikum. »Die Muse küsst den reichen Mann, der Zeit mitbringt. Oh Muse, der du mein Augenlicht bist, reiche mir den magischen Stift, der das eine Drehbuch schreibt, das mich jeden Tag dazu bringt, Schecks unterzeichnen zu dürfen. Oh Muse«, er verzieht sein Gesicht. »… bei Gott, wenn ich wüsste, wie ich dich anrufe, dich in diese Welt bringe. Nein… reich muss man sein. Hast du wenigstens ne Kamera bekommen?« Lars schüttelt den Kopf, ist nun völlig verwirrt »Handy-Kameras sind mistige Dinger, damit kann man doch keinen Film drehen.« »Vermutlich unsere einzige Alternative. Wie willst du Leute ranbekommen, die den Rest machen, Schauspieler zum Beispiel?«

Wie lang hängt Jörg schon an dem Gedanken, am Skript, am Bild und Ton, so dass er glaubte, dass nur ein einziger Schritt notwendig sei, das große Werk in die Welt zu bringen? Die Fragen, die nun vor ihm auftauchen, sind unerwartet und gleichzeitig zeigen sie ihm seine Hilflosigkeit, mit der Realität zurechtzukommen. Gibt es nicht Bilder von ihm und seinen Stars? Gibt es nicht Aufzeichnungen seiner Entscheidungen? Drehorte und Melodien aus dem Soundtrack schwimmen durch seine Erinnerungen; er braucht sie nur zu greifen, dann werden sie wahr, so wahr wie der Geschmack der Knoblauchsauce in seinem Mundwinkel, der die Vanillepulverspuren überdeckt hat wie Schlaf den Alptraum des vergangenen Tages.

Draußen zieht eine Herde Kinder vorbei, Wandertag oder einfach nur getrieben vom Ergeiz der Lehrerinnen, die an Front und Ende jeweils Abschlüsse bilden, ein paar Kubikmeter Hoffnung für die Welt, die ihre Freude hinauslärmen, bis es Jörg zuviel wird. Er starrt auf den Boden, versucht, sich in den Fliesen zu versenken, bis die Linien beginnen, sich aufzulösen, kriecht in das Muster hinen, verschmilzt mit der Keramik. »Hey« schnipst Lars. »Ich kann den Lärm nicht ertragen« hört sich Jörg sagen. »Dann bist du in der falschen City… versuchs auf Dorf.« Was soll Jörg sagen? Ja, du hast Recht, ich gehöre nicht hierher? Ich schätze Berlin wegen seiner Möglichkeiten, nicht wegen seiner Leute? »Filmleute leben nur auf dem Dorf, wenn sie Frieden wollen, keine Filme.« »Und deshalb sitzen wir hier?« Schultern zucken. »Ziehen wir ne Linie über all dem Blah und unter dem »der nächste Schritt lautet.« Wie lautet der nächste Schritt?« »Geld.« sagt Jörg, »wir brauchen Geld.« »Und wie kommt man daran?« Lars verschränkt die Arme über dem Helden-T-Shirt, V-Neck, der Versuch, stark zu wirken trotz einer Körpergröße von 1,94m und einem Körpergewicht von, Jörg vermutet, lediglich 62 kg. »Legal oder illegal?« fragt Jörg. Lars wird bleich. »Was?« zischt er. Jörg lässt seine Hand über den Döner wandern, entscheidet sich, beißt ab, kaut, schluckt, lässt Lars warten. »Na komm schon« Blut traut sich noch immer nicht, am Hals seines Freundes hochzusteigen, »Alter!«

»Wenn ich Geld brauche und ich weiß, dass die ganze Scheiße echte Kohle bringt, dann geh ich den Weg, auch allein: Ich wurde als Herumtreiber geboren und das ist die einzige Straße, die ich kenne. Dass du jetzt dabei bist, hilft mir schon sehr, aber ich darf mir keine Illusionen machen: Wenn es keinen Weg gibt, die Sache mit Filmförderung, Kickstarter und anderen magischen Lösungen hinzukriegen… und Kickstarter bringt nichts, weil wir keine Leute sind, die so extrovertiert und begabt sind, ordentlich für uns zu werben… dann gibt's nur einen Weg und der geht tief runter.« Lars schluckt. »Aber nicht…« Seine Handbewegungen bringen Jörg zum Lachen. »Alter nein. Nicht das… ernsthaft? Ich gehe davon aus, dass sich heute jemand bei mir meldet, der mir das Geld vorschießen kann, zumindest einen Teil davon, damit wir anfangen können, endlich was auf die Beine zu stellen.« Er kaut wieder am Döner, der nicht kleiner zu werden scheint, eine Mutation selbstheilender Fleischbrocken.

Die Kinder sind stehengeblieben, förmlich erstarrt, Panik zeichnet sich in ihren fernen Gesichtern ab. Hände umfassen andere Hände. Stille wird greifbar. Ein Schatten beugt sich in das Restaurant, ein Riese, nein, nein, nur ein Schatten. Der Rest des Körpers bleibt am Eingang stehen und schaut herein. Kälte wird lebendig und frisst seine Bahn bis in die hinterste Ecke. Seine Schritte sind bedächtig, fast schon träumerisch, Augenwinkel zucken hinter einen Brille, die scheinbar von eigener Kraft leuchtet.

»Ich wurde beauftragt, mit Ihnen zu sprechen.« seine Stimme erinnert an die Klinge einer Sense, dann zieht er einen Stuhl heran, keiner beschwert sich, alle schweigen. »Sie können gerne weitermachen« seine Stimme verhallt, sein Wunsch wird erfüllt. Die Welt dreht sich weiter. »Herr Bulagit und Herr Vantor, guten Tag. Nennen Sie mich Paul.« Er rückt seine Brille zurecht. »Unabhängig vom Aufsehen, dass Sie an den Tag legen, mich hier in dieser… Öffentlichkeit zu treffen, haben Sie hoffentlich keine Angst, dass ich sie umbringe oder Ihnen eine Niere stehle.« Sein Kichern ist heiser, doch Jörg und Lars lachen nicht mit ihm. »Zum Geschäft. Sicher.« Er stellt seine Aktentasche auf den Tisch, zieht einen Ordner heraus, legt ihn vorsichtig hin. Der Ordner ist dunkelblau, erinnert an die DDR, irgendwie jedenfalls.

»Sie brauchen 250.000 Euro. Sie möchten einen Film drehen. Die Förderung steht aus, die letzten Reste Ihrer Ehre haben Sie auf dem Schlachtfeld der Vernunft gelassen. Ich verstehe das.« Er nimmt die Brille ab. »Nicht wenige Leute träumen von der großen Karriere, vom magischen Klick, der die Bevölkerung für einen einnimmt. Sehen Sie, ich bin ein großer Bewunderer von Murnau und von Lang und Haneke, präzise Regisseure, die sich darum gekümmert haben, dass der deutschsprachige Film nicht untergeht. Leider gibt es genug… Dilettanten, die offenkundig keine Ahnung haben, sich selbst zu verwirklichen, die nur der Masse folgen.« Er lächelt. Seine Mundwinkel brechen kurz aus.

»Herr…. Paul« stammelt Jörg, »vielen Dank...« Der Mann namens Paul hebt seine Hand, filigrane Finger strecken sich in die Luft, zwei Ringe blitzen auf, »Ich verstehe, dass Sie aufgeregt sind. Das müssen Sie nicht sein, wenn Sie unsere Abmachungen einhalten.« Er schiebt ihm den Ordner zu. »Unsere Unterlagen. Bitte.« Jörg öffnet ihn, Schreibmaschinenseiten auf nikotingelbem Papier. Er blickt auf. »Was…?« »Unsere Auswahl an Papier und die Möglichkeiten, Texte über Computer auszuspäen, wenn man sie nutzt, sind Sie nicht auch der Meinung, dass Offline das bessere Mittel für unsere Geschäfte sind? Achten Sie nicht auf das Medium, achten Sie auf den Inhalt. Sie sind doch Filmemacher? Was ist ein Film ohne Bilder und Bedeutung?«

Eine Viertelstunde später hebt Jörg seinen Blick. Sein Verstand scheint um Jahre gealtert zu sein, es fühlt sich an, als hätte er verschlafen. Worte kommen und gehen, prasseln aneinander, zerren an seinem Geist. Sein Gegenüber lächelt wieder. »Ver… standen?« Jörg nickt. Der Mann, dem man den Namen Paul nicht abnimmt, zieht einen Füllfederhalter aus seiner Jacke. »Bitte 2 Mal unterschreiben.« »Hey« Lars packt Jörgs Arm, »bist du auch ganz sicher...« »Ja.« Jörg schüttelt seinen Freund, seinen besten Freund seit fast 30 Jahren, ab und lässt blaues Blut auf die Linie unter dem Text fließen, fühlt, wie seine Seele verlorengeht im Aufschlag der Erkenntnis, ein Monster zu sein. »Tu es jetzt!« Eine ferne Stimme schickt sich an, in diese Dimension zu treten, ein Dämon, der die Zukunft beherrscht.

Ein dicker weißer Briefumschlag ersetzt den Ordner, der wieder in der Aktentasche landet. »Herr Bulagit, die Anzahlung.« Paul reicht ihm die Hand. Sie ist warm, fast schon lebendig. Lars wird erst beachtet, als der Fremde aufsteht und ihm zunickt. »Wir sehen uns bald wieder, Herr Vantor. Guten Tag.«

»Wie meint er das?« fragt Lars, als die Gefahr vorüber ist. »Ich weiß nicht.« antwortet Jörg, »vermutlich nur ein Scherz.« »Was stand in dem Vertrag?« »Das übliche Kreditzeug halt.« »So üblich wie ein Briefumschlag voller Geld.« »Hmm«, nickt Jörg. »Alter, ganz ehrlich, was hast du getan?« Das Schweigen fühlt sich einen Hauch zu lang an. »Ich habe getan, was notwendig ist, um meinen Film zu drehen.« »Alter« ein Faust knallt auf den Tisch, »was zur Hölle hast du gemacht?« Jörg steht auf, sein Blick dringt in die Ferne, durch die nahen Wände mit ihren vorgefertigten Visionen von gesundem Fastfood, auf ein Ziel zu, das nicht in dieser Welt ist. Der Briefumschlag knistert in seiner Hand, spricht mit ihm, lässt seinen Kopf schwanken zwischen Erlösung und Tod, nein, Tod nicht, eine Vision panischer Erkenntnis. Schweiß prickelt auf dem Papier. Er dreht sich um zu Lars, lächelt. »Wir sehen uns. Ich habe… Dinge zu tun.« »Hey« Lars packt seine Hand, zerrt sich an ihr hoch. »Werden Sie dich umbringen, wenn du nicht zahlst oder was?« »Ich… nein… ich.« Er atmet schwer, hält sich an der Schulter seines Freundes fest, als die Schwäche kommt. »Nein. Das ist es nicht. Aber… ich muss mich an den Vertrag halten. Ich kann dir nichts, darf… nichts sagen. Wir sehen uns…«

Er schwankt aus dem Restaurant, ein Untoter, der das erste Mal seit Jahrhunderten Licht und Wärme erlebt, Sinneserfahrungen, die sein schlummerndes Hirn nicht mehr verarbeiten können. Erst die Frage, wo der Briefumschlag ist, in dem die Zukunft lauert, lässt ihn aufmerken. Verdammt, wo ist… linke Hand. Sein Unterkiefer schmerzt. Ein offener Becher Kaffee wirft die Echos der Sonnenstrahlen auf sein Gesichter, lassen es flimmern. Autos hupen an der nahen Ampel. Ein metallic blaues Cabrio Marke Golf II lässt sein Autoradio aufheulen, ein altes Lied schwebt über dem Chaos davon, unaufhaltsam wie die Zeit, die in Jörgs Kopf tickt. Ist das Geld noch da? Ja. Ja. JA! Nicht aus dem Kopf lassen. Davon gehen und nichts tun, das auffällt, nichts tun, was dem Ziel schadet. Vergangen ist vergangen. In seinem Kopf schreit er, weint er, bettelt er. Sein Gesicht ist eine Maske aus Wachs. Jetzt den Drehort sichern. Leute beauftragen. Er berührt sein Handy, sein Karte in eine Welt, die er nur vom Hörensagen kennt, deren Schlüssel in Papierform in seiner Hand liegt. Wenn er durch diese Tür gegangen ist, wird keine Kraft ihn zurückholen können. Sein Kichern erinnert an die letzte Stufe einer tödlichen Krankheit und ist doch nur dessen erstes Symptom.

Die Musik verstummt. Jörg hebt seinen Blick. Das Profil des Mannes, der sich Paul nennt, hängt zwischem dem heruntergelassenen Verdeck und dem Überrollbügel des Autos, dann dreht er seinen Blick. Der Motor heult auf, als die Ampel sich bequemt, auf Grün umzustellen und endlich ist der Bote fort, nicht ohne ein Grinsen zu hinterlassen, das noch Minuten braucht, um sich aufzulösen.

Dämon - Kapitel 3 - Paul

Fr, 07 Dez 2018 11:40:27, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches, post_tag: killer]

Der Wagen hat 97 PS, die selten genug völlig frei galloppieren können, aber »Top of the World« von den Carpenters, gesungen von der weichen Stimme der verstorbenen Karen, ist ein Lied, das zum gemächlichen Anpassen an den Berliner Straßenverkehr zwingt. Zu bedrückend war der frühe Tod der damals 33 jährigen, dass die Welt sogar für einen Augenblick den Atem anhielt, alle Kriege stoppten, jeder Schlag, jeder Kuss, jeder Tod eine Pause einlegte, um das hinterher mit einer Intensität auszugleichen, die weniger berechenbar als emotional chaotisch ist. Der Mensch ist eine Ansammlung von chemischen Prozessen und selbst das, was er »ich« und »Seele« nennt, sind Ladungen von elektrischen Strömen, wie der Golf II, doch ohne erkennbaren Fahrer.

Berliner Gebäude ziehen in flachen Schatten vorbei, Fenster sind Linien, Türen ebenso, alles wird zu einer Einheit ab 60 km/h. Nur das Ziel bleibt bestehen, wird langsam erkennbar schärfer und größer. In der Tasche neben dem Mann, der sich heute Paul nennt, liegen noch 4 Ordner, 3 davon sind mit zitternder Tintenhand unterschrieben worden, das letzte Viertel wartet noch auf seinen neuen Besitzer. Er wird natürlich versuchen, den Text zu lesen, ihn zu erfassen, aber wie so viele Leute vor ihm wird er irgendwann aufgeben und sich dem Gedanken ausliefern, es sei ja nur eine Unterschrift. Natürlich hätte er damit Recht, aber ähnlich den vielen Verträgen, da draußen im Internet, die es notwendig machen, hier und da einen Bestätigungsklick durchzuführen: Kein Mensch versteht es.

Ein Parkplatz ist frei. Paul verlässt den Wagen. Menschen weichen ihm aus. Er versteht. Er ist kein Tier. Er ist kalt. Er ist präzise. Das ist seine Aufgabe. Er wird sich, wenn seine Aufgaben erledigt sind, nach Hause fahren und sich auf den Stuhl neben dem Telefon setzen und er wird warten. Die Vergangenheit existiert nur in verschiedenen fernen Bildern: Die Zukunft ist das einzige, was zählt.

Sein Telefon vibriert. »Paul« antwortet er. Die Stimme am Telefon zischt und grummelt, Paul schließt seine Augen. Texte flattern durch seinen Verstand. »Okay.« Er legt auf, steckt das Handy wieder ein, ein Radfahrer klingelt wild neben ihm. Er schaut nach unten, steht nicht auf dem Radweg. Das Rad wird an einen Baum gelehnt, dann mit einer Kette gesichert. Der Fahrer ist jung, um die 16 oder jünger, sein Gesicht ist eine Maske hinter einem schwarzen Gitter über seinen Augen. Er überreicht ihm seinen Koffer, sieht nur kurz, wie Koffer und Junge sich vor die Tür des Hauses stellen, das bis vor Augenblicken Pauls Ziel gewesen war. Der Junge klingelt 2x kurz, dann ertönt das Summen, dass seine Anwesenheit erwünscht ist. Erst als die Tür hinter ihm wieder geschlossen ist, steigt Paul in das Auto. Sein Navi zeigt auf eine Adresse

Bismarckstraße. Er regt sich nicht auf, dass er vor 10 Minuten dort gewesen war, dass er jetzt zurückfahren muss, einen neuen Parkplatz finden muss und so weiter. Er befolgt Anweisungen, nicht mehr, nicht weniger.

Er wartet, bis ein Parkplatz frei ist, dann nimmt er sich diesen. Das Hupen anderer Fahrer interessiert ihn nicht, der Fokus liegt an anderer Stelle. Das Haus hat 5 Stockwerke. In der Nähe taumeln Leute mit prallgefüllten Einkaufstaschen in ihre Wohnungen, in ihre sicheren Wohnungen. Eine davon wird heute ein Tatort sein.

Die Tür ist sonderbarerweise offen, was selten ist, hier in der Mitte Berlins, in der man sich dafür schämt, überhaupt in einem Haus zu leben, nicht draußen, Wannsee oder noch tiefer in den Eingeweiden der Stadt, dort, wo die Stars sich ein zeitweises Quartier aufschlagen, nicht dass, dies Paul kümmert. Die Auslage eines Zeitungsladens nennt unbekannte Namen, die sich in den glanzlosen Augen der Menschen widerspiegeln, Gesichter, die austauschbarer sind als Schlüssel, dessen Bund in Pauls Hand hängt, eine Auswahl an Nachbildungen. Er könnte, wenn er wöllte. Doch er wartet, wie es Teil seiner Anweisung ist. Ein jäher Gedanke steigt auf.

Das Eis, Vanille mit Schokoflocken, bringt den Nachteil unerwünschter Erinnerungen mit sich, doch der Geschmack ist das Leiden wert. Die Waffel ist noch nicht durchgeweicht, als sich die beobachtete Tür öffnet und ein Mann heraustritt, eine rote Krawatte umschlingt seinen Hals wie eine zweite Zunge und seine Stirn zeigt das Leiden eines unerwünschten Schweißausbruchs. Er zittert. Pauls Eis landet im orangefarbenen Mülleimer. »Ich mag keine Montage« sagt der Mann, als Paul an ihm vorbei in das Haus tritt, dann schließt sich die Tür. »Warte« sagt eine Stimme, befiehlt das Unmögliche. Er gehorcht. Wer auch immer mit ihm redet, muss Recht haben. Er wartet, bis die Hand, die ihn gepackt hält, loslässt.

Stille, unterbrochen von den fernen Echos einer Klospülung, den schnellen Schritten winziger Kinderschuhe, Türen, die sich öffnen und schließen. Draußen rast ein Krankenwagen vorbei, zersplittertes Blaulicht an den Wänden. Die Treppenstufen knirschen unter Pauls Füßen. Eine Frau kommt ihm entgegen, den Blick zu Boden gesenkt, weiße Hände in ihrer Handtasche vergraben. »Brenda!« Sie blickt auf, sieht Pauls Gesicht, ihr Blick bewölkt sich. »Kennen wir uns?« fragt sie ihn. »Brenda!« Die Frau dreht sich um, starrt nach oben. Ihr Spiegelbild lehnt sich über das Geländer, »Hast du deinen Schlüssel vergessen?« »Oh ja« ruft Brenda zurück, streicht sich die Haare glatt, die in einem Dutt enden, im Gegensatz zu ihrer Zwillingsschwester, die deutlich moderner und offener erscheint, zumindest nach den wenigen Sekunden, die Paul bleiben, um beide zu erfassen. Brenda steigt wieder nach oben, ihr Rock zeichnet einen flachen Hintern ab, sitzende Tätigkeit, halbhochhackige Schuhe aus schwarzem Leder, Lehrerin oder Sachbearbeiterin, unverheiratet. Die Übergabe der Schlüssel und zwei Küsschen auf den Wangen später steigt Brenda in den Abgrund der Stadt hinab, ihre Augen verharren für einen Augenblick auf Pauls Gesicht, als wolle sie nur sichergehen, dass er nicht jemand anderes ist. »Kennen Sie die Liebe?« fragt sie. Paul reagiert nicht, verarbeitet die Frage, viel zu langsam, denn schon ist die Frau davongerannt. »Meine Schwester. Ich bin Anne.« sagt die andere Frau, er lächelt gezwungenermaßen und sagt: »Das ist sehr nett.« »Sie ist meine Zwillingsschwester.« »Das ist mir aufgefallen.« »Aber sie ist anders als ich. Sie ist sehr verschlossen und ich… ich meine, man muss doch was im Leben darstellen, finden Sie nicht auch?« Er nickt wieder. Sie merkt, dass er nicht ihr neuer bester Freund wird. Die schwere Holztür knallt in ihren Rahmen, zornige Schritte entfernen sich.

Zwei Etagen später steht er vor seinem Ziel. Er klopft an die Tür, einmal, zweimal. Beim dritten Versuch reißt jemandem der Geduldsfaden. »Ja?« »Ihre Klingel ist kaputt« sagt er, »Ihr Mann hat eine Bestellung angefordert. Ist er da?« Versteckte Augen hinter einem verstopften Türspion. »Mein Mann ist nicht da!« »Ja, ich weiß« Pauls Stimme schwingt sich in Panik, »ich habe ihn getroffen. Herr Spencer. Rote Krawatte. Er sagte, er müsste los und ich soll es bei einer Frau »Maria Spencer« abgeben. Sind Sie das? Bitte, ich muss weiter. Mein Boss...« Schlüssel drehen sich im Schloss, die Tür

wird einen Spalt geöffnet. »Wo ist es denn?« Sie wirkt deutlich älter als er, Ende 40 bis Mitte 50, Sonnenbankgeruch steigt auf, erklärt die rotbraune Haut, die sich über einen viel zu dicken Schädel spannt. Im Hintergrund spielt ein Fernseher sein übliches Programm ab, laut, um den Raum zu füllen. »Wie bitte« murmelt Paul. »Was ist es? Sind Sie schwerhörig?« Pauls Handschuh schiebt die panischen Augen der Frau vor sich her, verhindert, dass sie ihn beißen kann, was sie natürlich versucht, schließt mit der anderen Hand die Tür hinter sich, drückt sie über den Flur in das Wohnzimmer, der Fernseher brüllt weiter und wirft sie in den Sessel, den augenscheinlich ihr Mann bewohnt, wenn er daheim ist. Eine halbgerauchte Gitane wirft ihren Rauch in die eh schon stickige Zimmerluft. Atmen fällt schwer. Sie hat keine Kraft mehr oder sie spielt nur die Schwache. Ihre Mundwinkel zucken. »Was… wollen« keucht sie. Aus seiner Jacketasche zieht er eine winzige Waffe, eine Pistole, die im ersten Augenblick den Preis der Lächerlichkeit mit sich trägt, aber Lächeln lässt jede Form von Staunen verschwinden. »Wollen Sie mich damit erschießen?« fragt sie. »Wenn ich muss...« antwortet er mit einem Hauch von Bedauern.

Er blickt sich in der Wohnung um, eine Mischung aus Moderne und Biedermeier, der Versuch, intellektuell zu wirken. Abstrakte Bilder strategisch verteilt säumen den letzten Meter zur Decke der Wohnung, man muss die Augen heben, wenn man sie bewußt betrachten will. Sie bleibt sitzen, bewegt sich keinen Millimeter, doch es ist keine Panik, die sie im Sessel gefangen hält, sondern aufrichtige Neugier. Sie hebt die brennende Zigarette aus dem Aschenbecher, nimmt einen Zug. Die Flamme wandert über ihr Gesicht, ihre Augen nehmen einen spöttischen Ton an. »Was hat er Ihnen gezahlt?«

Er schweigt, wandert weiter durch die Räume. Ein Badezimmer, ein Schlafzimmer, ein offener Raum voller Krimskrams unerfüllter Hobbies, ein Stapel Bücher, eine halbe Schreibmaschine, ein Blatt mit wenigen Worten, der Beginn einer Geschichte oder das Ende. Der Fernsehton bricht zusammen, Stille wird zur Faust in Pauls Kopf. »Ich habe Sie was gefragt!« Ihre Stimme versucht auszubrechen, zerschellt an den Altbaumauern. In der Küche verhallt die Frage deutlich später, metallene Schränke vibrieren vor Hysterie, ein Messerblock wird zur Stimmgabel.

»Sagen Sie ihrem Chef, dass ich mehr zahle als er. Sagen Sie ihm, dass ich das Geld habe, nicht er. Er ist nur ein Opportunist!« Paul versucht, sich das Gesicht des Mannes vor Augen zu führen, doch versagt. Gesichter sind nur Muster, ersetzbar wie Wolken oder Verkehrszeichen. »Sagen Sie ihm, dass...« sie stoppt, als sie das Messer sieht. Ihr Mund wird zum Brunnen, aus dem ihr Stammeln bricht wie schmutziges Wasser. »neinneinneinneinnenbitteichhabegeldichhabealleswassiewollenbittebittebitte...« Sie gurgelt Wortfetzen hervor, verschluckt sich, ihr Kehlkopf schwingt hilflos herum.

»Ein Angebot?« fragt die Stimme am Telefon. Paul legt das Handy in die zitternden Hände der Frau. Sie presst es an ihr Ohr, hält es in ihren Fäusten, die Harpune in einem Wal, die beider Leben vernichten könnte. Sie nickt hilflos, spricht von Geld, von Daten, steht auf, schnellt zum Schreibtisch hinüber, ihr Gesicht spiegelt sich im Computermonitor wider, sie sucht einen Stift, wirft ein halbausgetrunkenes Glas Rotwein um, Spritzer landen auf dem Teppich, kritzelt Zahlen auf einen ausgedruckten Kontoauszug.

Hinter dem Tippen auf der Tastatur nimmt Paul das Telefon wieder in die Hand, hält es an sein Ohr, lauscht dem schnappenden Atmen seines Vorgesetzten. »Sie hat es.« sagt er, als die Überweisung ihren Weg auf ein unbekanntes Bankkonto beginnt. Die Augen der Frau folgen ihm, als er zurück in die Küche geht. »Ist alles in Ordnung?« fragt sie. Ihre Stimme bleibt heiser. Paul hebt seine Hand, um sie zum Schweigen zu bringen. Die Stimme am Telefon seufzt, entscheidet sich.

»Gut. Dann sagen Sie ihr, dass Sie auch ihren Auftrag annehmen.«

Dämon - Kapitel 4 - Brenda

Mi, 12 Dez 2018 14:06:28, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches, post_tag: lehrer]

Es ist schade, dass keine Ferien sind. Es ist noch schlechter, dass dieser Tag auserwählt wurde, um als Sprechstunde für einzelne Eltern zu dienen, die gerade Montage in diese schlechte Schwingung bringen… die Welt wäre besser, wenn man die Arbeit nicht als Übel, sondern als Lebenswille ansehen würde; nicht als Opfergabe, sondern als Erlaubnis Gottes, seiner Existenz einen Zweck zu verleihen.

Leider ist dem, als Bredna ihren Kopf vom Heft hebt, in das sie den Termin – Familie Hubert und Larissa Bauer, Zweck: Sohn Yola-Martins mangelhafte Mitarbeit sowohl im schulischen als auch im nachschulischen Umgang – erkennt. Die Schule heute ist leer, ein Wandertag am Ende des Jahres, nur eine Erinnerung, dass andere Lehrer Spaß haben, sich betrinken dürfen, nur sie nicht. Sie ist eine gute Lehrerin. Die Eltern von Schülern sind nicht gut. Famile Bauer ist schon mehrfach auffällig geworden und die Kollegen betrachten Brenda als willfährtiges Opfer von Beschwerden, sie weiß selbst, dass sie weniger redet als sie sollte. Die Kommunikationskurse – letzter Kurs bisher, 02.05.16 bis 08.05.16, »Was Eltern wirklich sagen wollen – Was sie sich nicht trauen, zu sagen«, bestanden mit einer üblichen scherzhaft verliehenen »Eins mit Sternchen« - sind Schwachsinn, aber die Behörde hat zuviel Geld und muss sie loswerden, Gerüchten zufolge. Natürlich liegen diese Gerüchte nur den Eltern vor, nicht ihren Kollegen oder sogar ihr selbst. Wie käme man darauf, dass sie Bescheid wüsste. Die Blicke der Erziehungsberechtigten sprechen Bände, wenn sie als Pärchen auftauchen und die zusammengesunkene Dreißigjährige in ihrem Oma-Outfit sehen, Schubladen öffnen sich, Erinnerungen erwachen, Erinnerungen an härtere Zeiten, als lange Lineale auf Schülerhände und -hintern geschwungen wurden, als man Latein lernen musste, bis die Augen bluteten, als Schüler und Lehrer im Gleichschritt zum Appell marschierten, Links-Zwo-Drei-Vier.

Aber das ist vorbei, sagt sich Brenda immer wieder, das ist nicht mehr die Wahrheit. Solche Bilder lauern im kollektiven Weltgedächtnis, bleiben Teil gemeinsamer Alpträume. So wie Familie Bauer ein Alptraum für die junge Lehrerin ist. Es klopft an der Tür, sie hört sich selbst »Herein« sagen und das Gesicht von Hubert Bauer schwebt in den Raum, hinter ihm: niemand. Er schlurft durch die engen Reihen bis zu beiden Stühlen, die Brenda schon vor ihrem Tisch platziert hat, starrt sie unsicher an und wählt den Stuhl zur linken. »Guten Tag« sagt er. »Guten Tag, Herr Bauer« antwortet die Lehrerin, dann schweigen beide. »Was gibt's?« fragt er. »Warten wir nicht auf Ihre Frau?« Er lächelt bitter, seine Mundwinkel verlieren ein wenig ihren Halt, sein sonst bartloses Kinn zeigt erste Spuren nächtlicher Abstürze, dann schüttelt er den Kopf und zieht seine Hand durch seine Haare, die einen Friseur gebrauchen könnten. »Frau Bauer wird nicht erscheinen.« »Oh« ist Brendas Reaktion. Sie legt das Blatt mit den Eintragungen vor sich hin, starrt darauf, versucht, ihre Gedanken zu ordnen. »Herr Bauer, Ihr Sohn Yola-Martin hat Probleme. Sein Verhalten Mitschülern gegenüber hat sich in den letzten Monaten massiv verschlimmer. Seit unserem letzten Gespräch im Februar haben sich Mitschüler und Kollegen mehrfach bei mir gemeldet. Es ist alarmierend. Ein Beispiel: Am 30. April diesen Jahres hat er während des Unterrichts einem seiner Mitschüler den Stuhl weggetreten, dies über sein mitgebrachtes Smartphone gefilmt und online gestellt. Weder ist die Nutzung dieser Geräte erlaubt, noch kann sein Verhalten toleriert werden.« Sie schweigt, wartet auf Widerspruch, etwas, was nach »Mein Sohn ist ein Künstler. Das Internet ist schuld.«.

»Ich bedauere, dass ich Sie anstarre« Herrn Bauers Augen untertreiben. Licht brennt aus dem Inneren seiner Seele wie in einem vom Brendas Büchern, die Anna mit Liebe zerreißen und wegwerfen würde, Bücher, die Menschen lesen, die kein Leben haben, Bücher, deren Cover mit halbnackten Kriegern, Piraten, Lebensrettern gepflastert sind, in ihren Armen jene Frauen, die Brenda so beneidet, während sie sich den Beschreibungen der Ekstasen hingibt, auf vorbildliche Art und Weise, doch das hier ist kein Buch, es ist Herr Bauer! Mitte 40, dicke Augenlider und zuckende Finger, die über den Tisch tanzen. Ein seltenes Gefühl steigt in Brenda auf, eine verloren geglaubte Freude wandert über ihren Rücken bis zu ihrem Kopf. »Herr Bauer« sagt sie, während sie den Zettel hält wie einen Anker, »wir müssen ernsthaft bleiben. Ihr Sohn...« »Sag Hubert zu mir.« »Ich habe Ihnen nicht das Du angeboten« flüstert Brenda entsetzt. Sein Blick senkt sich, sie fühlt, wie er ihr Herz betrachtet, als würde es brennen, einem Leuchtturm in einer endlosen Weite aus Sturm und Nacht. »Ihr Sohn...« wiederholt sie. »Mein Sohn, pah« zischt er, »das Ding, das Sie meinen Sohn nennen, ist… meine Frau… meine Ex...« Der Knall seiner Faust lässt alle Luft aus Brendas Kopf entweichen, er betrachtet seine Umgebung als Feind. »Herr Hubert!« hört sie sich selbst sagen, »Herr Bauer« korrigiert sie sich, zu spät für sein Lächeln, das aus der Tiefe seines schmerzverzerrten Herzens an die Oberfläche steigt. Er lehnt sich nach vorn, der Stuhl, der sonst Kinder trägt, knarrt gefährlich, doch er spricht nicht, wartet, sucht nach den richtigen Worten. Durch das geöffnete Fenster dringt der Lärm der Großstadt ein, ein Krankenwagen saust heulend vorbei, es folgen nach wenigen Augenblicken zwei, drei andere Wagen, dann nur noch Echos und das Rauschen der anfahrenden Autos. Berlin lebt. Was man von Hubert nicht wirklich sagen kann, denn er wirkt so blass, so zurückgezogen in sein Inneres, dass Brenda nicht warten kann, bis er umkippt. »Soll ich einen Krankenwagen für Sie holen?« fragt sie hilflos. »Ich. Nein.« seine Stimme ist heiser und schwach, »ich habe für eine Woche nicht geschlafen… oder ist es ein Monat?« Die Zeit verrinnt. »Herr Bauer...« »Ich bin nur hier, weil ich mich noch in der Verantwortung fühle, für ein Kind, das nicht meines ist. Ich habe herausgefunden, dass sie mich betrogen hat, damals. Ich bin… schwach. Ich liebe das Kind, trotz seiner Fehler. Die hat er von mir auch mitbekommen. Die Erziehung, wissen Sie. Meine Frau, sie hat mich… ausgenutzt.« Er beginnt zu weinen, richtig zu flennen.

»Reiß dich zusammen!« würde Anne brüllen und würde Recht damit haben, aber Brenda ist aus anderem Holz geschnitzt. »Bitte« fleht sie, »hören Sie doch auf.« »Entschuldigen Sie« schluchzt er, dann öffnet er seine Augen wieder, die blauschimmernd in seinem roten Gesicht liegen, »ich konnte mich einfach nicht zurückhalten.« »Sie hätten die Sprechstunde auch absagen können oder verschieben.« »Und was wäre dann? Das würde auch nichts daran ändern, dass der Junge nicht von mir ist und die Klinge, die meine Frau, meine baldige… Ex… in mein Herz geschoben hat, ganz sachte, um mich damit nicht umzubringen, die steckt einfach drin…« Seine Finger werden zu Krallen, die er anstarrt, als könnten sie jemanden umbringen, dann entspannt er sie wieder. »Ich glaube, Sie sollten nach Hause gehen, Herr Bauer«, sie erinnert sie sich an das Training über emotionalen Ausgleich, das Teilen eines gemeinsamen Raums ohne Unterschied zwischen Lehrer und Erziehungsberechtigten, »Hubert.« »Ich habe kein Zuhause mehr, nur noch eine riesige Lüge, die ihre Mauern um mich herum aufgebaut hat.« Brenda steht auf, geht um den Tisch herum und legt ihre Hand auf seine Schulter. Er weicht nicht zurück, Muskelstränge zittern unter seinem blauen Hemd auf, schmiegen sich an ihre Finger. Oder ist es nur Fett und Knochen und sie bildet sich alles ein? Sie lässt ihn los. »Retten Sie mich« flüstert er. »Wie bitte?« fragt sie, der Schock kommt schnell und eiskalt. »Retten Sie mich« wiederholt er. Sie starrt ihn an, unfähig darauf zu antworten. »Hubert. Ich weiß nicht...« Er packt ihre Hand, presst sie. »Nein, lassen Sie das. Ich habe übertrieben. Ich will nicht, dass irgendwas passiert. Ich liebe meine Frau und mein Kind, auch wenn ich Sorgen mit ihnen habe.« Er hat sich mit einem Taschentuch die Tränen abgewischt, lacht vorsichtig.

»Am besten, Sie gehen heim. Sie werden mit ihrer Familie reden, ja?« Brenda spürt, wie ihre Wellen von Mitleid abebben und Gelassenheit kehrt in ihr Herz zurück. Menschen müssen in ihre Mitten zurückkehren, sich dort ausreden, die Welt zu einem Platz machen, der man mit Freude begegnet. »Aber mein Sohn, sie sagten, dass er schlechte Dinge...« »Shh« sagt Brenda und fühlt ihren Finger auf seinem Mund. Sie reißt ihn zurück, hofft und betet, dass er dies nicht bemerkt hat, aber er sieht zu selbstkonzentriert aus, um etwas von draußen mitzubekommen. Seine Hand schnellt nach vorn, packt die Ihre, küsst ihre Finger. Schaut sie an. Sein Blick ist weich und sanft. Er lässt sie los, entschuldigt sich, steht auf und schwankt zur Tür, dreht sich um. »Danke für Ihr Verständnis.« flüstert er, dann ist er schon draußen. »Lüge! Lüge! Lüge« zischt eine Stimme, das Echo einer unbekannten Zukunft.

Jetzt rauchen. Ihre Hände zittern, sie öffnen die Schublade, brechen das Siegel einer plastikverschweißten Packung uralter

Glimmstängel, zerrt die Klappe ab und nimmt das hellgraue Muster des Filters in ihrer Hand wahr. Der Geruch überwältigt sie. Er erinnert an früher, an schlechte Zeiten, an Zeiten, die sie verdrängt, bis zu dem Punkt, an dem sie es nicht mehr aushält und doch nachgibt. ER hat das Zeug geraucht, immer wieder, mit Bier, ohne Bier, mit Schnaps… seine roten Augen hinter dem Tabakrauch, seine Mundwinkel ein fleischgewordenes Krematorium. Ihre Hände zittern, als sie den Glimmstängel zu ihrem Mund führt, sie sucht ein Feuerzeug. Rauchen ist hier verboten, sagen Schilder, doch Worte lügen.

Sie schließt die Tür hinter sich. Der Gang begrüßt sie mit klarem Schweigen, ihre Schuhe schlagen Funken in die Stille. Um diese Zeit sollte auch fast keiner in der Schule sein, außer ein paar Klassen, die im untersten Stockwerk Französisch lernen oder irgendetwas anderes, was sie nie im Leben brauchen werden. Es ist ein Vorteil, dass sich Kinder mit 10 oder 11 Jahren voneinander trennen: die einen gehen aufs Gymnasium, um sich einen halben Vorteil zu verschaffen und der Rest, denen die Eltern oder die Gesellschaft nicht erlaubt, eine Karriere anzustreben, hält die Welt am Laufen. Und dann gibt es Kinder wie Yola Martin, die vermutlich exzessiven Erfolg haben werden, weil sie zu sehr darauf getrimmt sind, sich speziell zu fühlen… die ihre Soziopathie zur erstrebenswerten Eigenschaft aufgeputscht bekommen. Der Zigarettefilter quillt in ihren Fingern auf, reibt ekelhaft auf ihrer Haut. »Brenda« Ihr Name brennt in ihrem Ohr. Sie wirbelt herum. »Herr Fischer«. »Nennen Sie mich doch Mark.« »Mark« sagt sie, sichtlich unwohl. Respekt heißt, wenn man sich mit Nachnamen anredet, nicht mit zu offenkundiger Nähe, die unter die Haut kriecht. »Was tun Sie hier?« fragt er. Sein Hemd ist halboffen und man sieht einzelne Haare, die ihren Weg nach draußen suchen, sein übliches Aussehen, wenn er sich aus den Höhen der Direktion in die Tiefen der Schule heruntertraut, seine goldgerahmte Brille baumelt leger zwischen seinen Fingern, er wirkt wie der Zoodirektor, der durch seinen Verwaltungsbezirk wandert auf der Suche nach Entertainment. Ihr Blick muss ihn an ein Reh erinnern, das auf der Straße auf den sicheren Tod wartet. »Familie Bauer, Yola Martin Bauer« »Say no more« sagt er, ohne den Zynismus unterdrücken zu können, »unser Soziopath des Monats«. Brenda nickt vorsichtig. »Lieber würde ich von einem Rudel Drachen im Hemd und kurzer Hose gejagt werden, als...« sie hört ihm nicht wirklich zu. Gerüchten zufolge ist er schöner als jeder andere Direktor hier in Charlottenburg, verbringt seine Freizeit mit Lernen und Sport und anderen schönen Dingen, die, so versucht sich Brenda einzubilden, völlig erfunden sind. Doch seine Brustmuskeln vibrieren vor Anstrengung, als würde er gerade versuchen, die Takelage seines Schiffs unter dem Dauerbeschuss einer Flotte übelgelaunter Piratenjäger zu fixieren. Wind bläst durch sein volles Haupthaar, Gischt malt seine Silhouette nacht, während er Befehle brüllt, die ihm seine treu ergebene Mann ohne Murren erfüllt. Die Planken knarren, Kanonkugeln fliegen durch die Lüfte, sein Blick ist hart und dennoch zärtlich. Er »Brenda?« fragt er. Das Bild ist schneller verschwunden als ihr Name ausgesprochen wurde. »Alles in Ordnung?« fragt er. Sie nickt, wirbelt herum, stampft den Gang entlang, lässt ihn zurück. Ihn, einen der Männer, deren Bilder schöner sind als alles andere.

Berlin begrüßt sie mit der zärtlichen Faust eines Montagnachmittags, nun steht sie hilflos vor der Schule. Die Zigarette lässt sie fallen, sie ist unnötig geworden, sie zertritt den feuchten Tabak mit ihrem Schuhen, wünscht sich, sie würde dabei keine Schuhe tragen und eine Flamme ihre Sohle verbrennen, langsam ein Loch in ihre Haut bohren, bis das Fleisch schmilzt, bis die Qualen unerträglich werden. Ihr Unterkiefer knackt. Im Hintergrund eine Stimme, sie dreht sich nach rechts, findet den Parkplatz, einen Rücken, der gegen die Wand lehnt, einen gestikulierenden Arm mit einer neuen E-Zigarette, hip genug, dass nun alle anfangen zu rauchen.

Hubert Bauer bemerkt sie nicht, als sie heranschleicht, ihre Schuhe hinterlassen keinen Abdruck in seinen Ohren. »Jaja, die Alte… ja, die Alte… halt doch einfach dein Maul. Ja. Keine Sorge, es gibt keine Chance, dass weitere Schritte notwendig sind. Ja. Ja, er ist in Sicherheit. Du weisst, kommt aus schlechter Familie, aus trauriger… ach komm, du bist auch nicht besser als ich. Du weißt, die Alte steht auf mich. Hat mich sogar befummelt. Könnte, ja, du glaubst mir nicht? Nee, hab ihn im Auto sitzen lassen, als böse Strafe. Der Junge zockt eines seiner Spiele. Was weiß ich. Ja, ich fahr gleich los. Ich rauch nur noch eine…« Ein Wagen heult auf, Dauergasfuß, Kupplung getreten, das Jaulen unterbricht das Telefonat. »Was zur verfickten...« Räder kreischen, als die Handbremse gelöst wird, Brenda folgt mit den Augen. Ein SUV, ein viel zu großes Auto für so eine kleine Stadt wie Berlin, rollt auf schweren Rädern heran, beschleunigt, am Steuer die aufgerissenen Augen eines Jungen. »Yola...« Der Motorblock rast auf sicheren Reifen auf die Wand zu, an der Hubert Bauer noch immer lehnt, die Zigarette fällt zu Boden, bleibt in der Luft stehen wie in einem schlechten Fernsehfilm, das Auto hüpft über die frischgepflanzten Blumenbeete, zermalmen die Farben in einen graugrünen Ton. Die Schrecksekunde ist vorbei, Hubert Bauer wird ausweichen, ganz sicher, er dreht sich zur Seite, erstarrt. »Brenda« Ihr Blick ist bitter, ihr Hände packen sein Hemd, hinter dem die dünnen Brusthaare zur Geltung kommen, stößt ihn zurück. Er lässt es geschehen, ob unbewusst oder mit voller Absicht, ist ihr gleich. Sein Gesicht verschwindet kurz, bevor es mit der Wand

zusammenprallt, während der Junge laut etwas von »Ich fick euch alle, Ihr Spießer« brüllt, eine Aussage, die, wie Brenda sich erinnert, unter den jungen Leuten heutzutage sehr beliebt ist.

Rattenmelodie

Fr, 08 Mrz 2019 22:42:45, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: horror, post_tag: melodie, category: midnight-stories, post_tag: oper, post_tag: ratten]

Der
Donner war verklungen. Die Lichter flackerten, hinterließen Echos in den Augen der Leute, deren Münder wie schwarze Löcher vor dem grauen Flimmern des Abgrunds wirkten.

“Was
war das?”, fragte eine Frau.

“Was
schon... weiß ich doch nicht”, brummte eine andere, die gerade versuchte, auf ihrem Smartphone eine Meldung abzuschicken – erfolglos.

“Meine
Damen und Herren. Verzeihen Sie bitte die Umstände, aber die Bahn kann nicht weiterfahren … nicht für diesen Augenblick, nicht für längere Zeit. Bitte bleiben Sie ruhig. Ich melde mich in Kürze wieder …” <Klick>

Stille
legte sich auf uns, eine Decke aus Betroffenheit und Panik, Atemzüge voller wilder Panik. Herzen pochten schmerzhaft hinter sich schrill hebenden Brustkörben.

“Ich
kann das nicht”, murmelte der Mann mir gegenüber. Seine Krawatte hing locker genug, um als Galgenstrick durchzugehen, seine Kleidung war – im Halbdunkel des Stromausfalls – teuer gewesen, hing aber an ihm wie ein Sack in einem Fluss ohne Wasser. Seine Augen starrten aus dem Fenster hinter mir, doch er konnte auch nur seinen Schatten erkennen – und mich.

“Ich
muss zum Konzert, verstehen Sie?” Seine Stimme wirkte fern, fast ätherisch, als ob er von der Realität nur einen Hauch entfernt war – oder ich.

“Ich
weiß nicht, was ich sagen soll”, antwortete ich. Der Gedanke, jetzt eine Zigarette zu rauchen, flüsterte lautstark in meinem Kopf, dabei rauchte ich gar nicht. “Kenne ich Sie?”

“Mich
kennen?”, fragt er. Seine filigranen Finger zerrten Muster in seinen Bart. “Mich kennen? Sicher … vielleicht. Ich bin Anton Morowitz.”

“Der
Komponist?”, fragte die Frau neben mir, die nun hinter ihrem Smartphone auftauchte, als hätte sie den Meister der Welt getroffen

“Sicher, ja”,
antwortete er. Er wollte augenscheinlich nicht mit ihr reden, auch nicht mit mir, so dachte ich jedenfalls.

“Wissen
Sie, heute abend wird meine Oper
aufgeführt... meine … Oper.” Schweißperlen aus grauem Staub rollten über seine Stirn.

“Wissen
Sie … ich …” Er stockte, hob seine Finger, als würde er einen fremden Schädel halten. “Ich bin Komponist und Musiker, aber ich war immer schon so. Meine Mutter sagt immer, dass ich ein Ohr habe für Musik und Töne, von Menschen und von … Tieren.

Ich
erinnere mich. Ich war klein, ganz klein, vielleicht ein Jahr alt und ich lag in einer Krippe und ich träumte von Stimmen und Musik. Und da war ein Schatten. Ich habe dann meine Augen geöffnet und eine Ratte gesehen. Eine echte große Ratte mit ihren langen Zähnen und ihren Augen, ihren bösen bösen Augen
und sie hat gequiekt und ich hatte gedacht, das ...

Und
da hörte ich meine Mutter schreien und die Ratte ist weggerannt und ich habe furchtbare Angst gehabt und immer, wenn ich eine Ratte oder eine Maus gesehen habe, habe ich …" Er wischte sich mit einem bestickten Taschentuch die Stirn ab und lehnte sich zu mir herüber. Verdammt, ich brauchte eine Zigarette.

"Dann
hatte ich immer Alpträume und in denen hörte ich eine Melodie und dann habe ich immer richtig hingehört und das waren dann … Mäuse und Ratten. Ja. Ich habe viele Jahre lang schlecht geschlafen, bis man mir gesagt hat, dass ich das nutzen kann. Ich bin vor 10 Jahren zur Uni und habe studiert und gelernt und Musik gemacht und bin …", er richtete sich die Krawatte, die noch immer genauso herumhing wie vorher, "bekannt geworden, wohlhabend sogar. Doch nie habe ich die Melodie vergessen, die ich im Traum gehört hatte. Und jetzt, vor zwei Monaten, habe ich die Oper beendet, die Oper über Mäuse, und ich nutze die Melodie und tatsächlich, seit dieser Zeit habe ich keine Alpträume mehr!"

Er
grinste mich an. Ich nickte zurück. "Das ist toll."

"Toll?
Toll? Famos! Fantastisch! Doch ich fühle, dass Leute es hören müssen. Dann werde ich endlich frei sein!"

Wieder
donnerte es, doch diesmal fühlte es sich näher an; der Waggon schepperte. Iim Hintergrund
weinte ein Kind. Dem Rest der Leute war eh alles egal.

“Hier
ist Ihr Fahrer. In wenigen Augenblicken öffnen Sie bitte die Tür.
Ich werde Sie dann zum nächsten Ausgang führen. Leider hat eine
Gasexplosion mehrere Bahnhöfe außer Betrieb gesetzt.” Mit “Keine
Sorge, wir bekommen das hin”, beendete der Zugführer seine Ansage
höchst positiv.

Eine
Klinge aus Taschenlampenlicht halbierte die Finsternis. Auf Befehl
öffnete jemand die Tür. Endlich frei. Doch Morowitz hielt
inne, packte mich bei der Schulter. “Ich kann nicht!”

“Natürlich
können Sie!”, knirschte ich.

“Da
draußen sind Ratten!”, keuchte er.

“Ja.
Mäuse und Ratten und Spinnen und Eidechsen und Atombomben. Also los
…"

Er
zitterte … vermutlich weinte er auch. Das war mir aber leidlich
egal, denn auch ich hatte Dinge zu tun. “Kommen Sie schon. Ihre
Oper!”

Das
ließ ihn aufmerken. Das machte ein Lächeln aus seinem verkrampften
Gesicht. “Okay.”

Wir
halfen noch ein paar älteren Herrschaften in das Gleisbett und folgten den Anweisungen des Zugführers.

“Hier
abbiegen, dann …" Eine Explosion folgte, viel näher als alle anderen. Leitungen schwankten, Rohre quietschten, zerborsten. Eine Frau schrie. Ein Mann quiekte. Zwischen unseren Füßen bewegte sich ein Teppich aus … Wesen. Mäusen. Ratten. Sie …

“Mein
Gott”, brüllte Morowitz und
taumelte nach hinten, rutschte auf den glitschigen Leibern der panischen Wesen aus und …

starrte
auf seinen Bauch, aus dem ein Rohr ragte, aus dem Dampf schoß, als wäre der Mann selbst eine Maschine aus Blut und Wasser und … Melodie. Die Ratten erstarrten in ihren Bewegungen, hoben ihre winzigen Köpfe, ihre langen Zähne zum Himmel, zum Gesicht eines Mannes, dessen Angst, dessen Terror sich in etwas verwandelte wie göttliche Akzeptanz, wie der Wahnsinn der Musen, wie den Respekt vor dem Schicksal. Und aus dem Rauschen des Dampfes, dem Kochen seines Leibes, dem Klirren seiner Knochen entstand eine verquere Kakophonie aus Schmerz und Leiden und Wahnsinn, ein Reigen des Todes.

“Das
ist … meine ...Oper”, murmelte er, während er seine Tasche fallen liess, die sich beim Aufprall öffnete und dutzende dichtbedruckte Notenblätter freigab. “Meine Oper”, flüsterte er und hob seine Augen zu den meinen. “Meine Oper...”

Doch
nie werde ich die Augen der Tiere vergessen, die ihn von unten anschauten, in einer Art religiöser Intelligenz, als wäre er ihr Meister, nein, als wäre er ihr Gott und als hätte sein Leiden eine echte Bedeutung, die sie als Ratten nie verstehen würden, während doch alles nur Chaos war, ein Chaos, das Morowitz vermutlich vor Jahrzehnten eingeflüstert worden war, damals als Kind in der Wiege und die Frage, ob es ein Schicksal gibt oder nur unerfüllte Prophezeiungen … kann ich noch immer nicht beantworten. Denn ich lebe noch immer und ich habe nie von Ratten geträumt … nur von anderen Dingen, die kaum unrealer sind als die Noten, die auf den

Blättern, die ich aufhob, den Namen “Die Rattenmelodie” trugen.

Und
das ist nicht das Schlimmste an der ganzen Geschichte. Nenn niemand hat jemals von ihm wieder gehört, nein … das stimmt nicht. Morowitz verschwand und auch nach Wochen der Suche fand man ihn nicht; selbst als man mich und die anderen, die den Waggon mit ihm geteilt hatten, an die Stelle führte, an der wir seinen kochenden Leib gesehen hatten, umgeben von diesem kochenden Meer aus Ratten: Nichts erinnere mehr an diesen Tag, nur das Rohr, das seinen Körper durchbohrt und einer Orgel gleich die Melodie seines Todes in die Finsternis geworfen hatte, hing am selben Platz, leer und glatt … als wäre es von den Tieren abgenagt … und abgeleckt worden, auf dass jede Ratte selbst einen Teil des Mannes in sich trug, der ihnen eine Hymne geschrieben und damit die Ewigkeit versprochen hatte.

Dämon - Kapitel 5 - Fischer

Mo, 22 Apr 2019 23:25:36, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

Fischer rennt durch die Gänge, der Knall schwingt noch immer als Echo durch die leeren Hallen der Gelehrsamkeit, schaut im Laufen durch die Fenster, sieht nur Rauch aufsteigen. Die Treppen hinunter, hinaus auf den Hof, Brendas Gesicht blutbefleckt mit weit aufgerissenen Augen, die wie weiße Sterne in einer roten Galaxie wirken. Den Bauer hats übel erwischt, er liegt auf der zerdrückten Motorhaube, während im Autoradio irgendwelche Musik spielt, sehr laut, während der Junge, Yola-Martin, weiterhin versucht, Gas zu geben, die Reste des Motors zu arbeiten bringen will, um noch mehr Leben aus dem bereits toten Vater zu prügeln. Fischer packt Brendas Schulter, sie ist ein Eisberg in der aufgewühlten See, ein Zeuge des Untergangs der Titanic, ihr Blick liegt im Jenseits. Er kann nicht mit ihre sprechen, der Motor verreckt gerade mit lautem Knarren und nur das Autoradio ist Zeuge eines unhörbaren Fluchs, als der Junge aus dem zerbeulten Wagen klettert, seinen Erzeuger ignoriert und davongeht, still und leise.

»Hey
was ist los« ein erster Gaffer hat sich eingefunden, lässt seine Handykamera aufblitzen, kurze Bilder, schnelles Geld. Weitere Gesichter tauchen am Zaun auf, einige Beherzte springen drüber, statt den Weg durch das Tor zu nehmen, fallen auf ihr Gesicht, werden ausgelacht, lachen mit, heben ihre Handys. Jemand in der Gruppe beschließt, die Polizei anzurufen. »Der Junge« brüllt eine Frau und alle folgen ihrem erhobenen Zeigefinger. Sein Rücken verschwindet hinter einer Ecke. Keiner von den Zuschauern ist sportlich genug, eine Verfolgung überhaupt zu beginnen. Fischers Augen springen zwischen Brendas Gesicht und dem Rücken des Jungen

hin und her, Zahnräder knattern in seinem Kopf, viel zu langsam. Sein Alter kommt in Betracht, 45 Jahre, der Spiegel sagt 31, aber Muskel lügen nicht und auch nicht der weiche Kopf nach den viel zu oft auftretenden Feiern hier in Berlin. Seine Hand zittert. »Lauf! Schnapp ihn dir. Gib nicht auf. Es ist deine Pflicht.« die Stimme, seltsam vertraut. Er akzeptiert, rennt los. Die Menge hinter ihm tobt, lässt ihn aussehen wie einen Helden, einen Retter in der Not, einen dankbaren Idioten. Nein, keinen dankbaren Idioten. Heute ist der Tag, an dem er zum Helden wird, in den Nachrichten erscheinen wird. Heute ist der Tag, der ihn berühmt machen wird, einen Kämpfer gegen das Unrecht, einen Promi, egal was für einen A, B oder C oder Zed. Er sieht Bilder in seinem Kopf, wie er in Sendungen auftaucht, sein Gesichtsausdruck stark, perfekt. Frauen werden ihn anbeten, Männer werden ihn verehren.

Der Weg
ist lang und schon nach ein paar Augenblicken beginnt sein Körper, aufzugeben. Der Schmerz krallt sich an seiner Leber fest, presst seine Fingernägel in das weiche Fleisch. Wann hat er das letzte Mal trainiert? Vor 2 Jahren, im Urlaub, eine Fahrradtour. Hier in Berlin kann man ja nicht fahren, möchte er brüllen, aber sein Wille ist stärker! Wer kümmert sich um Brenda? Vermutlich jemand in der Menge. Brenda, hach, die immer auf Typen steht, die man selbst nicht ist. Wäre sie nur einen Hauch anders. Hier ist die Ecke, um die der Junge gewandert ist. Nicht einmal wirklich gerannt, nein, der Junge möchte augenscheinlich gefangen werden. Des Deutschen Pflicht ist seine Stärke. Opa hat das immer gesagt, sehr sehr laut. Fischer murmelt es leise.

Vor ihm
steckt die Straße, die Bismarckstraße, glaubt Fischer, oder eine der Nebenstraßen. Seine Lunge brennt, sein Kopf fühlt sich sonderbar leer an. Wo ist der Junge? Die ersten Sirenen wandern durch die Ferne, warten darauf, in sein Reich, in seine Schule einzudringen. Was werden sie sagen? »Der Junge hat ein Problem. Er muss ins Heim.« oder »Die Schule ist schuld. Der Junge wurde von seinen Lehrern systematisch gemobbt.« oder »Sie verlieren Ihren Job. Sie sind verantwortlich.« Die Worte schweben als Echos in seinen Ohren. Wo ist der verdammte Junge? Der einsame Heli am Himmel vermag die Antwort nicht zu geben, zu sehr sind seine Worte vom Heulen der Motoren verdeckt, die er braucht, um seine Augen über der Ebene von Menschenköpfen kreisen zu lassen. Fischer hasst diesen Einfluss auf seine Gedanken, er spuckt aus. Leute wandern vorbei, wenden ihre Köpfe ab, er spürt ihre Verachtung. Die Richtung, welche Richtung ist die wahre, die richtige? So schnell ist der Junge doch nicht. In seinem Kopf wirft er eine Münze, dreht sich nach links, in der Ferne blinkt die Goldelse, ruft ihn wie eine Sirene. Er rennt nicht, er geht angestrengt. Wo ist ein fetter Junge, der SUVs seines Vaters benutzt, um ihn zu überfahren? War die Akte nicht sicher gewesen? Er hätte doch zu einem Anwalt gehen sollen, aber wen kümmern Worte in einer Schulakte? Shakespeares Schädel im Park lächelt ihm zu. Er antwortet mit dem Mittelfinger.

Die
Seitenstraßen bleiben ohne Inhalt, er fühlt sich allein. Oh Brenda, warum stehst du auf andere? Hat er nicht extra Gewicht verloren, seine Anwesenheit verdoppelt, seine Kommunikationsfähigkeiten auf ein Level gehoben, das ihn bei allen anderen Frauen attraktiv machen könnte? Doch sie ist anders, ihre Träume sind aus Liebesromanen, ihre Augen sehen nur die Oberfläche, keinen Hintergrund. Dabei haben sie die Schule geteilt, die Lehrer, selbst den Speisesaal. Alles vorbei. Sie ist besser als er, weil sie weiß, was sie will. Ihn nicht. »Fischer!« zischt eine Stimme. Der Hauseingang ist ein Schatten, aus dem ein Arm ins Licht greift, eine unreife Antenne, »Ich habe gewartet!« »Gewartet, du kleiner Pisser!« Fischers Faust schlägt zu, ein paarmal nur, bis man sehen kann, wie seine Gesicht sich in ein Muster aus Blut und Haut verwandelt. Er reagiert nicht, presst nur seine Augen zusammen, zuckt bei jedem Aufprall kurz mit den Schultern. »Fertig« blutige Spucke rollt aus einem Mundwinkel, während Fischer seine Knöchel anstarrt. »Du hättest sie umbringen können.« »Ups, hab ich das nicht?« »Nein, du Idiot!« Fischer blickt sich um, keiner hat zugeschaut. Die Straße starrt vor Dreck, vor lichtlosen Augen, Autos hupen nicht einmal, hinter ihren Fenstern lauern die Fahrer auf Fahrräder zum Wegschupsen. Als der Junge sich aufrichtet, hinterlässt seine Hand einen Abdruck. »Ist das gut?« schnaubt Yola-Martin. Fischers Hand stopt vor der weichen Wange, hinter der wackelnde Zähne darauf warten, auf die Straße zu plumpsen. Der lachende Schakal lauert hinter seinen Augen. »Wir stehen beide auf sie. Wenn sie tot ist, dann steht sie auf keinen mehr.« »Ich auf ne Lehrerin?« fragt Yola-Martin, doch seine Wangen verschwimmen in blaurot. »Ja, du kleiner Scheißer. Ich weiss, dass du die ganze Scheiße nur gemacht hast, damit du ihr in die Augen schauen kannst, dir in deinem kleinen Scheißhirn überlegen kannst, was du tust, um sie rumzukriegen. Glaub ja nicht, dass es nicht auffällt. Deine Kameraden, ach was sag ich, deine Bekannten, die Kumpels, die lachen schon heimlich hinter deinem Rücken. Und dann jagst du deinem Alten die Karre in die Fresse.« Er ist laut geworden. Jemand brüllt »Schnauze« hinter gehäkelten Charlottenburg-Gardinen. Fischer zerrt den Jungen auf die Straße. »Und nu?« fragt er, was nun? »Lass mich gehen. Lass mich gehen. Oh Lass mich gehn« summt Yola-Martin. »Wohin?« fragt Fischer. »In die Ferne… dort, wo man mich nicht kennt. Ich hau ab, ich sag keinem was. Nichts von deinem Plan, den ich umgesetzt habe, weil du mir angedroht hast, dass ich von der Schule fliege.« Fischer lässt los. Der Junge streicht seine Jacke glatt, rennt los, irgendwohin, Richtung Norden, Richtung Ostsee, was auch immer er tun will. Fischers Faust schmerzt noch immer. Ein Rollator zerrt eine alte Frau über den Gehsteig, ihr Blick kreist um die ganze Welt, als ob sie, wenn sie aufhören würde, das zu tun, zusammenbricht und ihr Körper den hoch fliegenden Geiern zum Opfer fallen würde. Der Himmel ist blau genug, um eine Armee dieser geisterhaften Menschenfresser zu verbergen. Berlin ist ein Zombie von Stadt, was wird Brenda sagen, wenn sie wieder reden kann? Er hat sie im Stich gelassen, nur um ein Held zu sein, ein Held ohne Sieg. Er schwankt die Straße hinunter, seine Hände voller Blut und ein Herz voller unerfüllter Träume. Das flackernde Licht eines Rettungswagen empfängt ihn nach einer Ewigkeit, fragende Gesichter ohne Antworten, ohne Brenda, ohne Zukunft.

Der Tropfen

Sa, 27 Apr 2019 23:12:18, Lyka, [post_tag: atomkraftwerk, category: augenblicke, post_tag: eichhoernchen, post_tag: feuer, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: katze, category: midnight-stories, post_tag: tropfen, post_tag: yellowstone, post_tag: zelt]

Moleküle verschmelzen, sammeln sich, wachsen, werden eins, werden zu einem

Tropfen.

Schwerer und
schwerer wird dieses filigrane Gebilde, diese unsichtbar transparente Menge an Unendlichkeiten, bis die Schwerkraft sie von der Stelle reißt, an der sie gewachsen ist, sie aus dem Zentrum der eigenen Existenz in die Tiefe mitnimmt.

Beschleunigungen
lassen die dünne Haut des Tropfens flattern, lassen winzige Flügel wachsen, Fallschirme, dünner als der Atem eines Schmetterlings, doch unaufhaltsam wirkt die Welt, die trilliardenfach größer scheint.

Der Tropfen
zersplittert beim Aufprall auf eine grüne Nadel aus Tannenstaub, beugt sie, lässt sich brechen, davonsegeln, von einer Brise getragen, wenige Meter weit, bis sie an einer Fichte zerschellt, abstürzt, eine tödliche Geschwindigkeit erreicht und

im offenen Mund
einer schlafenden Katze landet. Sie öffnet ein Auge, ein weiteres, ein drittes – unsichtbar nur – und aufgeschreckt von ihren Bewegungen blickt ein Eichhörnchen mit aufgestellten Ohren in die Richtung des Zeltes, das im Sonnenlicht die Form eines rotglühenden Scheiterhaufens angenommen hat. Adrenalin und Endorphine jagen durch die Adern der beiden Geschöpfe und schneller als Gedanken einer intelligenten Art sein könnten werden Impulse geweckt. Die Katze spring, das Eichhörnchen umso schneller. Beim Sprung erwischt die Katze mit ihrem Schwanz das straff gespannte Seil, der die Stoffe des Zelts in Form halten soll, doch jemand hat den Hering nicht korrekt in den Waldboden gehämmert – vermutlich einen Stein übersehen, man hätte auch gerne am Strand Urlaub machen können, aber Geld gespart ist Geld gewonnen und außerdem ist der Wald viel schöner, gerade jetzt im Hochsommer, wo das Licht so wunderschön leuchtet und außerdem gibt es viele Käfer zu beobachten – und lässt die 99,95 Euro teure Kombination aus Stoff, Seilen, Heringen implodieren, weil

die Kräfte der Statik völlig zusammenbrechen, was dazu führt, dass wildes Geschrei aus dem Inneren der zerfallenden Festung ertönt. Menschen – zwei – und Hund tummeln sich in diesem Chaos, bis jemand – die Ehefrau – den Weg nach draußen findet, der Hund – ein Dackel mit einer Vorliebe für Fuchsjagd und marinierten Hering – folgt und, weil er stolpert und seine Lupe verliert, der Mann, ein Professor, namenlos – weil sinnlos für das Geschehen.

»Bernd«, hört man
schallen, was zu heftigen verbalen Keilereien sorgt sowie – nach Augenblicken sinnlosen Streits – zum Zusammenpacken der Zeltreste und dem Davonrasen – 2 Menschen, Hund - , während die Katze und das Eichhörnchen so tun, als wären sie Figuren aus einem Trickfilm und herumtollen, als wären sie … naja, Figuren aus einem Trickfilm, während eine Lupe auf dem Boden liegt. Es ist eine schöne und gute Lupe und auch wenn sie hässlich und schlecht wäre, so wäre sie weiterhin eine Lupe, was im Rahmen des Sonnenlichts dazu führt, dass innerhalb kurzer Zeit winzige Funken am von trockenem Moos bedeckten Waldboden lecken.

Es dauert nur einige
Stunden und Flammen reißen und fressen Stück um Stück des Bodens, der Bäume, die nichts tun können außer herumzustehen und zu warten, dass ein Regen – von Natur oder Mensch geschaffen – sie vom Übel befreit, doch treibt der Wind die brennenden Nadeln der Bäume immer höher hinauf in den Himmel. Die meisten verglühen, doch einige treibt es weiter in die Ferne – sei es Neugier oder blanker Überlebenswille.

Doch was hört man
da? Das Schnattern von Zugvögeln? Das Donnern einer Libelle? Nein, es ist ein Helikopter im Tiefflug. Doktor T (Theophilus T.) schläft auf der Rückbank der überladenen Maschine. Die Welt wartet auf ihn und seine Erfindung, eine Möglichkeit, die Welt mit Atomenergie zu versorgen, ohne dass es nuklearen Abfall gibt – dafür Unmengen von Eiskrem. Er erwacht auf nicht, als die Piloten, die sich bis vor 2 Minuten über italienische Splatterfilme unterhalten haben, anfangen, wütend zu diskutieren, welcher denn gemeiner sei – allerdings kann niemand mehr den Namen der Filme herausfinden -, als die brennenden Tannennadeln durch die Luftschlitze ins Innere des Helikopters gezogen werden und im Nacken des Piloten landen, der natürlich beginnt, das unangenehme Brennen lindern zu wollen, was aber bei der Nutzung des teuren Aftershaves nicht gerade einfach ist, denn Alkohol und ein Wollschal – er hat eine Bronchitis, sagte es aber keinem, weil man sich sonst Sorgen machen würde – wirken wie Zunder.

Doktor T, dem die
Flammen aus dem Cockpit nicht auffallen, findet sich erst wieder

zurecht, als er von seiner liegenden in eine schwebende Position und innerhalb von Sekundenbruchteilen in eine zerbrochene Position wechselt. Flammen und Rauch umhüllen ihn und die Gedankenblöcke, die seinen Geist durchwandern – wie die Geschichte seines Lebens und eigentlich wollte er Eisverkäufer werden – sind unzusammenhängende Ereignisse, während sein Körper in Reflexen herumtanzt. Der Koffer des Miniaturatomkraftwerks hat sich natürlich durch den Aufprall geöffnet – wie könnte es auch anders sein – und die verkrampfende Faust trifft den winzigen Ball, der als Brennkammer dient. Hitze und Einschlag bewirken, dass mehrere Neuronen aus Spaß beginnen, herumzuwandern und sich gegenseitig aufs Maul zu geben, was dazu führt, dass die Prügelei ausartet, als wäre man in einem Saloon aus einem Western. Doch anders als im Film kriecht am Ende etwas aus einem Atomkraftwerk, denn die Kugel bohrt sich in den Boden, während sie sich immer mehr erwärmt, bis sie … nun ja, wir sind im Yellowstone Nationalpark und wie jeder weiß …

Während also der
Tropfen aus Wasser langsam im Sonnenlicht verdampft, zeigt die Kugel aus dem Koffer unseres Doktors dem Supervulkan Yellowstone, wie man so richtig Spaß hat. Wobei: Nukleare Supervulkane machen einfach keinen Spaß. Dafür jagt die Katze noch immer das Eichhörnchen … wie in einem Trickfilm halt. Nur jetzt leuchten beide. Wie im Trickfilm halt.

Sie lächelte zurück

Fr, 24 Mai 2019 00:58:17, Lyka, [category: augenblicke, post_tag: erloesung, category: fingerubung, category: frisches, post_tag: himmel, post_tag: kleid, post_tag: lippen, category: midnight-stories, post_tag: pistole, post_tag: puderquaste, post_tag: zigarette]

Das
sündhaft teure Kleid hing an ihr wie eine Wolke an einer Bergspitze: unfähig, abzuregnen, auf ewig gefangen. Das Gesicht, das der Spiegel ihr entgegenwarf, trug eine Menge Mißmut in sich, Mißmut mit Sz, nicht mit Ss. Sie konnte den Unterschied zwischen beiden Schreibweisen im Kräuseln ihrer Lippen erkennen, das Flimmern der feinen Schnurrbarthaare, die auch tägliche Behandlung mit Laser und Creme überstanden, als wären sie Kakerlaken: unsterblich und abgrundtief hässlich. Mit einem Mal fühlte sie sich nicht mehr so perfekt, so einzigartig. Die Sommersprossen, die einst vom Sommerwind in ihr Gesicht worden waren, hatten winzige Fußabdrücke hinterlassen, Gruben, in denen Elefanten ertrinken konnten. Zwischen ihren Nasenflügeln flatterten Schmetterlinge um die Wette, aber das konnte auch am Kokain legen, dessen bleierne Ekstase ihrer Seele Ruhe bereitete – oder Schlimmeres.

Ihre
Finger suchten den Waschtisch ab, ohne dass sie Hilfe von den

schmutzigblaugrauen Augen erhoffen konnten, die zu sehr auf einen Punkt fixiert waren, einem einzelnen Haar zwischen den beiden perfekt zusammengeschmiedeten Augenbrauen, das Werk einer echten Künstlerin. Die Zigarette, die Augenblicke später mit seinem Rauch die mangelnde Perfektion in eine fremde Dimension befördere, hing noch nach Minuten im von korallenrot eingefassten rechten Mundwinkel, während eine Puderquaste das Loch, das von zwei langen und lachsfarben Fingernägeln in die Haut gebohrt wurden war, zudeckte, während das tote Haar mit der zwiebelgefärbten Haarwurzel im bleichen Waschbecken lag und schlief.

Das
Raunen, das unerkannt den Hintergrund ausgefüllt hatte, wurde lauter, konnte seziert werden. Worte bohrten sich durch die halb geöffnete Tür, umhüllt vom Klang einer Melodie, die vom eichenumfassten Schallplattenspieler in die Gegend getragen wurde, ohne die Fähigkeit zu besitzen, einen echten Sinn zu ergeben, außer mit ihrem Rhythmus fremde Herzen und Füße zum Hüpfen zu bringen – jedoch nicht ihre. Sie runzelte die Stirn, verzog das Gesicht einmal, zweimal, lächelte. Sie fühlte Zufriedenheit aufsteigen – und gleichzeitig jene unnatürliche Konzentration, die sie mit ihrer Aufgabe verband, eine Aufgabe, für die sie nicht nur Freude empfand, sondern – so ihr Agent, ihr Manager auch stets meinte – eine tiefe körperliche Verbundenheit mit dem Akt an sich, die bis zur völligen Selbstauflösung führte – ins Nirwana selbst.

Sie
legte den Kopf schief, als würde sie die Welt kippen wollen und lächelte noch einmal. Es war wichtig, dass sie lächelte. Es war wichtig, dass sie wusste, wen sie treffen würde, wem sie den Weg zeigen sollte: Sie war angeheuert worden, um ein Engel zu sein. Sie warf die Zigarette ins Waschbecken. Die Spitze zischte und erlosch. Sie nickte ihrem Spiegelbild zu und nahm ihre Handtasche in die linke Hand. Die Stimmen aus dem Wohnzimmer wurden lauter, trugen den Befehlston einer ängstlichen Freude, trugen die Sehnsucht nach Erlösung in sich – trugen den Puls sinnlicher Panik in sich. Sie drehte sich um und ging zur Tür. Freude wurde laut, als sie den Türspalt öffnete. Augen starrten sie an, Augen, aus denen Höllenfeuer strömte. Sie seufzte. Sie würde das Kleid verbrennen müssen, wenn sie fertig war. Ihre rechte Hand fuhr in ihre Handtasche, umfassten den Griff des Werkzeugs, mit dem sie Erleuchtung verschenken würde, Erleuchtung und einen direkten Weg ins himmlische Königreich. Die Schreie der Männer wurden zur Musik und jeder Schuss öffnete ein Tor in die Ewigkeit. Die Seelen der Erlösten winkten und lächelten ihr zu. Sie lächelte zurück.

Styke Mannis muss sterben!

Fr, 07 Jun 2019 17:18:55, Lyka, [post_tag: bibel, post_tag: buch, category: buch, category: frisches, category: info, post_tag: kidnapping, post_tag: mafia, post_tag: rache, post_tag: rashomon, post_tag: rockstar, category: uncategorized, post_tag: weltraum, post_tag: wueste]

Wann habe ich das Buch veröffentlicht? Ich glaube, ich vermute, ich ... hm ... denke, es war bereits am 30.05.2019, ein Donnerstag. Das Buch selbst lag schon Ewigkeiten in meinem Kopf, zumindest die Anfangsszene und eine Endszene. Warum *eine* Endszene? Weil das Buch selbst, im Gegensatz zur Idee, genauer gesagt 3 Enden hat, 3 Geschichten in sich birgt, genauser gesagt:

Drei Blickwinkel:

Der Blick von Jos Castara, dem Adoptivsohn der Castara-Familie, der gezwungen wird, Styke Mannis zu kidnappen.

Der Blick von ... ich verrate nix ... dem Puppenspieler, der alles tut, um sich Styke Mannis zu schnappen - aus Gründen ...

Und natürlich Styke Mannis, dem größten Rockstar der (aktuellen) Sternensysteme.

Ich gestehe, dass Rashomon einer meiner Lieblingsfilme ist und ich ein riesen Fan solcher miteinander verwobenen Blickwinkel bin. Außerdem ist jeder Schurke ein Held in seinen Augen - und wer hier Schurke und Held ist ... tja, das könnt ihr rausfinden, wenn ihr das Buch lest.

Das Taschenbuch ist noch in Arbeit (ich musste noch an der Schriftart arbeiten, da mein Garamond-Font kaputt war - ich vergöttere Garamond), sollte aber Mitte Juni spätestens verfügbar sein. Natürlich auch bei Amazon.

Spaß-Fakt1: Die Coverfarbe hat eine Bedeutung
Spaß-Fakt2: Auch das Taschbuchcover leuchtet so toll gelb wie es sein soll.

Anbei also der Link für mein neues Buch

https://www.amazon.de/Styke-Mannis-sterben-Emanuel-Mayer-ebook/dp/B07SG6Q8L1

Laut Amazon soll die eBook-Ausgabe 269 Seiten haben - das Taschenbuch hat um die 370 Seiten (in vernünftiger Schriftgröße 11,5px, wie immer)

Dämon – Kapitel 6 – Frau Müller

Mo, 17 Jun 2019 12:01:22, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

Die Jugend von heute. Früher waren die
Leute einfach besser, höflicher. Und sie waren stärker als die
Leute von heute. „Berlin“, sagt sie, Frau Müller, Chloe, die
über ihrem Rollator gebeugt über den Gehweg humpelt. Andere rennen
immer an ihr vorbei. Gleich kommen die jungen Männer ihren Kitteln,
die den Jungen suchen werden, der sich gerade mit dem Mann angelegt
hat. Der Mann war wütend gewesen, sie konnte es verstehen. Ihre

Brille ist beschlagen.

Der
Rollator rollt weiter, so wie er soll. Immerhin ist der Weg hier breit genug, damit die Leute vorbeikönnen, hier hat ja keiner Zeit. Auch sie hat keine Zeit. Die Zeit bleibt nie stehen. Jede Sekunde bringt sie dem Tod näher, dem langen Schlaf, bis Jesus sie aufweckt. „Oma" Frau Müller schaut auf, es war nur ein kleiner Trau, sie hat ihre Enkelin gehört die kleine, Nadine, hat gesagt, wie alt ist sie? 19? „Oma, du musst doch einsehen.." „Gar nüscht" hat Oma gesagt. Oma. Fast schon Uroma. War sie damals in dem Alter auch so? Hätte sie je gedacht, Oma zu sein? Mutter ja. Aber alles spätere, nein. 86 ist sie, glaubt sie, Zahlen zu erfassen fallen ihr seit einiger Zeit so schwer wie Münzgeld an der Kasse. Doch diese Bankkarten sind böse, satanisch, die da oben wissen alles, solln sie nicht. Ihre Hände zittern. Hat sie heute die Tabletten genommen? Nadine, ja so heißt sie, hat doch alles vorbereitet. Sie ist die einzige, die sich noch um Oma kümmert. Die anderen sagen immer, dass sie keine Zeit haben. Irgendwann werden sie aber Zeit haben.

„Oma?"
Oma blickt hoch, ihr Nacken tut weh. Ein junger Mann steht vor ihr mit einer Jeansjacke und einem Schnauzbart wie ihn Opa trug, ihr toter Großvater und eine süße Erinnerung kommt hoch, Opa in Uniform, die junge Chloe in seinen Armen und ihre Tränen auf seiner Jacke. „ Großvater" hatte sie geweint, „geh nicht." Er hatte ihren Kopf gehalten und gesagt, dass er weg muss, man hatte das Land angegriffen und das muss bestraft werden. Sie war damals nicht sicher gewesen, was da draußen los war in der Welt, aber sie hatte ihm geglaubt.

„Ja?"
fragt sie und merkt, dass ihre Stimme zittert. „Ich bins doch, Peter." Peter, Peter, der Name liegt ihr auf der Zunge, aber ihr fällt kein Gesicht dazu ein, aber er lächelt, also ist er schonmal kein schlechter Mensch. „Ja?" fragt sie wieder, versucht, irgendeine Verbindung zu ihm aufzubauen, sie hat soviele Enkel, dass sie schon vor Jahren die Übersicht verloren hat. „Kann ich dir helfen? Ich bin gerade in der Gegend..." Sie nickt. Aber er geht nur neben ihr her, als sie nach Hause rollt, die Einkaufstasche im Rollator ist fast leer, also geht das in Ordnung. Die jungen Leute halten nichts mehr aus. Er trägt ihr den Rollator sogar die Treppe hoch, sie zieht sich selbst hoch. Bald soll ein Fahrstuhl kommen, aber wann? „Willst du noch reinkommen?" fragt sie, weil sie nett ist und er nett ist. „Nein danke" sagt er, „aber ich brauch mal deine Telefonnummer, Oma. Ich hab die nicht." Er folgt ihr in die Wohnung. Es riecht komisch, sie ist alt, sie weiß das, aber es ist gemütlich. Bisschen unordentlich vielleicht. Nadine lüftet zwar immer, aber Omas riechen nunmal komisch. Sie kichert ein bisschen.

„Kannst
du das lesen?“ fragt sie. Peter nickt. Peter lächelt. Peter sagt: „Danke, ich melde mich bald mal.“ Dann ist er weg, die Treppe runtergerannt, als wäre ein Hund hinter ihm her. Peter. Oma überlegt weiter, während sie in die Küche schleicht und ihren Wagen ausräumt. Nadine wird bald vorbekommen. Da muss das erledigt sein. Ihr Medizinschrank steht offen. Oh. Das ist nicht gut. Ist alles noch drin? Ja. Auch die guten Sachen, die teuren Sachen, die braunen Flaschen, die teuer und wichtig. Die darf keiner klauen, nein. Sie wird sie verstecken. Ihr Mann hat immer gesagt, dass die teuer und gut sind. Aber er ist weg, er ist gestorben, er hat sie alleingelassen.

Sie
geht in die Küche, ein Tee wäre gut. Kaffee verträgt sie nicht mehr so. Sie möchte das Radio einschalten, aber die Musik heutzutage ist schlecht und alles wirkt auf dümmere Art böse. Selbst wenn sie auf einen Kultursender schaltet, hat sie das Gefühl, dass die Leute viel mehr reden, eigentlich kennt sie alle Dinge schon, man wiederholt sich nur. Die selben Probleme wie damals, das ist alles das gleiche, immer wieder das gleiche. Und die Musik. Ah, Wagner, Brahms, Dvorak, sogar ein wenig Chopin wäre nett, doch man bringt Tänze aus Südamerika, das ist nicht ihr Gebiet gewesen, es ist nicht ihr Leben gewesen. Es war das Leben von Karl gewesen. Ja. Ihre Gedanken schweifen ab, wie immer, wenn sie Tee braucht.

Als
das Wasser kocht, muss sie vorsichtig sein. Die Teebeutel sind zu empfindlich und ihre Finger, nun ja… sie möchte sie nicht verbrühen. Das letzte Mal brauchte sie ein paar Stunden und viele Papiertücher, um erst ihre Hand und dann den Boden zu putzen und sie ist alt. Nadine ist nicht immer da. Und Omas Knie tun so oft weh und ihr Herz schlägt auch viel zu unsicher, viel zu… alt.

Diesmal
hat sie es aber geschafft und nur ein paar Spritzer sind auf den Tisch geschweppert, aber trocknet sich fest, der Tee muss sowieso lauwarm werden. Sie schaltet den Fernsehapparat ein und setzt sich hin. Ihr Rücken fühlt sie an wie damals in den Bergen mit dem schweren Rucksack, doch sie hat keinen Rucksack heute getragen, aber ihr Rücken ist nun alt. Der Sessel ist hart. Sie hört erst spät, dass jemand klingelt. Es dauert lang, bis sie sich endlich erhebt. Hat wieder Frau Herbert den Schlüssel vergessen? Sie hat ihn ihr doch schon gegeben. Oder ist es Frau Lang? Der Teppich ist weich und der Weg ist lang. Sie muss Nadine mal sagen, dass sie staubsaugen muss.

„Frau…?“
fragt der Mann an der Tür. „Ja?“ fragt sie, denn sie ist eine Frau. „Ihr Enkel Peter hat mich gebeten, vorbeizukommen.“ „Oh“ sagt sie. Sie kennt den Mann nicht, aber er kennt Peter. Das ist schon gut. „Und was wollen Sie?“ fragt sie. „Ich will nur helfen. Er hat mir gesagt, dass Sie Hilfe brauchen. Ich bin Robbie.“ Sie wandert in die Wohnung zurück, er folgt ihr, schließt die Türe hinter ihr ab, nicht bevor sie noch ein paar andere Füße hört, die über den Flur wandern. Als sie sich umdreht, steht nur der junge Mann hinter ihr, lächelt und schaut zu ihr herunter. „So, Oma, wo ist das Geld?“ fragt er. „Wie bitte?“ fragt sie zurück. „Hör zu, Oma, wo ist das Geld!“ zischt er. Seine Hände zittern. „Ich habe gar kein...“ „Ihr Enkel braucht Geld, Peter, er braucht Geld. Geld, Geld, Geld, Geld, Geld.“ Der junge Mann sieht aus, als muss man sich Sorgen um ihn machen. Er hat große Schweißtropfen auf seiner Stirn und seine Augen suchen nach etwas. Vielleicht nach Geld. „Ich kenne Sie nicht.“ sagt sie, „aber ich kenne Peter. Möchten Sie einen Tee?“ fragt sie. Er lässt sich in ihren Sessel fallen. „Ja, doch. Pfefferminztee. Aber dann Geld.“ Er macht den Fernseher lauter. Er schaltet sogar um. Oma wandert in die Küche. Ist er wirklich ein Freund von Peter? Sie hat so viele Enkel und nur Nadine kümmert sich um sie. Nadine ist ein gutes Kind. Die anderen kennt sie nur von Bildern. Die Bilder sind manchmal so alt, dass die Enkel noch Babies sind. Sie haben gesagt, dass ihre Oma ins Heim soll, aber sie hat sich immer gewehrt. Sie kommt doch gut zurecht, hier, in ihrer Wohnung, die sie mit Karl geteilt hat, ein ganzes Leben. Der Fernseher wird lauter. Sie mag das nicht. Jemand erzählt was von einem Unfall in der Stadt, wie immer, wenn nichts passiert, passieren Unfälle. Karl hat ihr erzählt, später, als er schon nicht mehr ganz bei Sinnen war, dass die Regierung solche Dinge tut, Unfälle plant, damit die Leute abgelenkt werden von den großen Dingen, von den heimlichen Dingen, die sich über ihren Köpfen bewegt. Sie nickt dem Wasserkocher zu. Karl war immer so klug gewesen, aber die Demenz hatte seinen Verstand in einen Schweizer Käse verwandelt. Oma denkt nicht so gerne daran. Sie denkt lieber an andere Sachen.

„Wo
ist der Tee?“ die Stimme von diesem Robbie-Jungen klingt böse. Was hat Peter mit ihm zu tun? Ach ja, Geld. Geld, ein paar Geldscheine hat sie immer in der Schachtel mit dem Bild vom Königssee. Dort, wo die Briefe sind, die Karl geschickt hat in seiner ungelenken Handschrift. Er war immer ein größerer Denker als Schreiber gewesen. Er hat auch die braunen Flaschen mitgebracht als ein Geschenk, als ein Zeichen seiner Liebe. Es klingelt wieder an der Tür. Der junge Mann bleibt sitzen, sie hört, wie er wieder umschaltet. Ihr Rücken tut weh, aber sie schleicht zur Tür, weil sie es so gelernt hat, man muss nett und höflich sein.

„Oma“
sagt der junge Mann, „ich bins, Peter.“ „Sicher“ murmelt sie, „komm rein in die gute Stube. Dein Freund… Robert ist auch da.“ Sie kann sehen, dass es ihm nicht gut geht. Er tritt einen Schritt zurück, aber dann sieht er wohl Robert, der aufgestanden ist und auch im Flur steht. „hi“ sagt er und Oma sieht, wie Robert groß lächelt, wie die Grinsekatze aus Alice im Wunderland. Sie hat die Katze nie leiden können: Leute, die grinsen, sind böse. „Oma,

mach mal nen Kaffee“ sagt Robert hinter seinen weißen Grinsezähnen, „Pete und ich müssen reden.“ Der Junge in der Jeansjacke schlurft herein und folgt dem Winken seines Freundes. Der Flur wirkt mit einem Mal wie der beste Ort der Welt.

Der
Wasserkocher singt wieder. Kaffee. Da hat sie keinen, den trinkt sie nicht. Oder hat sie doch noch was? Ein Glas mit Kaffeepulver? Da im Schrank. Stimmt. Nadine trinkt nicht so gerne Tee, aber dafür Kaffee und weil es nicht so gut schmecken muss, wie sie immer sagt und dann lacht, hat sie was mitgebracht. Die goldene Folie ist noch immer angeklebt. Sie löst sie, riecht daran. Es riecht gut. Früher hat sie mit Karl oft Kaffee getrunken, aber den richtig guten, denn er hatte immer Kontakte, erst in der DDR, dann, als die Wende gekommen war, auch weiterhin. Karl hat nie wirklich an den Sozialismus geglaubt, erinnert sie sich, er hat immer gesagt, dass der Mensch immer das haben will, was er nicht haben kann und der Sozialismus kann das gar nicht so planen. Außerdem, sagte er, sie versucht sich daran zu erinnern, damals auf der Datsche, als sie in den Sonnenuntergang schauten, der den Tag des Aufstands beendete, der die Republik damals fast in den Abgrund getrieben hätte: „Der Mensch will herrschen. Nicht mehr und nicht weniger, Lissy.“ Oma erinnert sich daran noch gut, weil er sie Lissy nannte, damals das erste Mal. Nach dem Krieg war alles anders gewesen, jeder war ein Feind gewesen. Papa und Mama waren tot und Opa war im Osten geblieben, verschollen oder verschwunden… und dann war Karl gekommen, ein kleiner Held, der für die Arbeiter eintrat, besonders aber für Liselotte, für seine Lissy. Jetzt ist sie aber allein und alle sagen Oma zu ihr. Oma kocht Wasser und schüttet Kaffeepulver hinein. Hoffentlich ist der Kaffee nicht zu stark.

„Oma“
eine Hand legt sich auf ihre Schulter, „ich brauch Geld. Bitte.“ Der junge Mann Peter starrt sie mit großen Augen an. Hat er geweint? Karl hat nie geweint. Aber die Kinder heute sind viel zu weinerlich. Ihnen fehlt der Krieg, um hart zu werden oder die Disziplin. „wieviel?“ fragt sie. „2000 Euro, Oma. Du bekommst es wieder, du…“ Dieser Robert steht in der Tür. „Tee?“ fragt er, grinst wieder. Karl hätte ihm das Gesicht eingeschlagen. Karl hat Sachen erzählt über Südamerika. „Gleich“ sagt sie zu Robert, dann schaut sie Peter an. „Warum? Warum brauchst du Geld?“ Er schaut nach, ob Robert ihn noch sieht oder hört, kommt näher an ihr Ohr, sagt „Ich habe Schulden bei ihm. Er hat mich ausgetrickst. Er hat mir Sachen verkauft, die nichts wert sind.“ „Und die Polizei?“ fragt sie. „Die ist noch schlimmer. Knast. Bitte.“ „Ich werde was tun“ sagt Oma, „ich komm gleich.“

Zwei
Tropfen aus dem braunen Fläschchen. Zwei oder drei Tropfen. Sorgfältig muss sie sein, die Handschuhe gleich wegwerfen. Früher haben sie die Handschuhe verbrannt, aber Karl und sie haben das Mittel nicht mehr gebraucht und auch keinen Ofen mit Holzfeuer mehr.

Der Kaffee schmeckt danach noch immer genauso wie vorher. Robert bekommt Kaffee und Peter auch. Oder war das anders? Sie kann sich nicht ganz erinnern. Sie hat für sich einen Teebeutel gemacht. Und für die anderen beiden Kaffee. „Die Tasse ist wichtig“ hört sie Karl sagen, so präzise wie damals, als er ihr Vorgesetzter war. Seine Befehle waren immer hart und gleichzeitig zärtlich gewesen. Oma lächelt. Hoffentlich wirkt es noch. Laut Karl hat das Mittel unter optimaler Lagerung das Potential, auch nach 20 Jahren effektiv zu sein.

„Kaffee?“
fragt Robert und packt eine Tasse, „ich wollte aber Tee.“ Er nimmt einen Schluck, spuckt aus. „Das ist nichtmal Kaffee.“ Die zweite Tasse hebt er hoch, betrachtet sie aufmerksam. „Für den Schuldner gibt’s erst Kaffee, wenn die Schulden bezahlt sind.“ Oma geht zum Kühlschrank und öffnet das Eisfach. Dort sucht nie jemand. In einer Plastikhülle, tief hinter dem seit Jahren eingefrorenen Resten ihrer Tage, in denen sie noch gut essen konnte, wartet Geld darauf, in die Hand genommen zu werden. Sie zerrt den Beutel aufs Küchenbuffet und beginnt, die Geldscheine zu zählen. „Hier“ meint sie, als sie sich umdreht, „und nun lassen Sie Peter in Ruhe.“ Robert sieht sie nicht an, er starrt nur auf den Plastikbeutel, der vor ihm liegt. Er keucht „Wow“ und reibt sich die Stirn. „Gehen Sie!“ wiederholt sie. Er wacht auf, zieht die Scheine aus ihren Fingern und schwankt davon. Sie reden laut im Wohnzimmer, sie streiten sich, Robert und Peter, diese Jungs. Wann gehen sie endlich? Dann ein Knall, Roberts Gesicht erscheint wieder in der Tür. „Peter ist jetzt sicher.“ Er lacht, dann rennt er los, durch die Küche, den Flur, stürmt davon. „Peter?“ Im Wohnzimmer liegt jemand auf dem Tisch. Es ist der Junge. Es ist Peter. Er stöhnt. „Hilfe“ stöhnt er. Sie muss schnell sein. Wo ist das Telefon? „Nicht die Polizei, Oma. Nicht...“ Er richtet sich auf. Sein Gesicht ist rot, blau fast schon. „Keinen Krankenwagen. Ich muss los. Ich muss. Geld.“ „Ich habe deinem Freund sein Geld gegeben.“ „Ja?“ fragt er, „aber...“ Sie lächelt. „Keine Sorge. Ich habe noch genug.“ „Ich geh jetzt. Ich...“ nun stolpert auch er durch die Stube, bleibt am Türrahmen hängen, sein Schatten wird größer, verschwindet. Oma ist nicht schnell genug, zu schauen, sie hört nur noch seine Schritte, dann knallt jemand die Wohnungstür zu. Das Geld…

ist
weg. Wer hat es genommen? Robert ist wohl zurückgekommen und hat sich das Geld gegriffen. Oma erinnert sich an diesen Blick. Karl hatte ihn auch gehabt, immer wieder. Es ist aber ihr Geld gewesen. Nicht seins. Aber Geld ist nicht mehr wichtig. Geld hat sie auf der Bank. Sie wäre schön blöd, Geld daheim zu haben. Diesen jungen Leuten fällt das gar nicht auf. Sie mag keine jungen Leute und sie hat auch keinen Enkel mit Namen Peter. Sie schüttet die Tasse Kaffee weg und holt ein Paar Handschuhe aus der Schublade. Eine 3-Prozent-Lösung, 2 Tropfen in Wasser. Oh, Geld, stimmt. Sie ist vergesslich. Sie wird alt, nein, ist alt. Das nachgemachte Geld liegt unter dem Fernseher. Dort findet es keiner. Das behandelte nachgemachte Geld kommt wieder in den Kühlschrank. Dort hält auch der „liquide Alptraum“, lang genug bis zum nächsten Mal. Karl wäre stolz auf sie, wenn er nicht tot wäre. 5 Tropfen in einer Flasche Schnaps. Besser so, als wenn er fortgegangen wäre, sie für

immer verlassen hätte. Die Demenz war die Strafe für seine Sünden gegen die Menschen, aber sie hatte ihn gerettet, hatte ihn davon befreit. Doch es klingelt an der Tür.

„Nadine“
sagt Oma und lächelt. Nadine reicht ihr die Hand. „Hast du Peter gesehen? Er wollte dich besuchen.“ Oma schüttelt den Kopf. Sie kennt keine Nadine. „Wäschst du gerade auf, mit Handschuhen? Kann ich helfen? Du sollst doch nicht soviel im Haushalt machen.“ Oma nickt ihr zu. „Ich krieg das schon hin. Möchtest du einen Kaffee?“

Dämon - Kapitel 7 - Robert

Di, 18 Jun 2019 12:05:15, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

„idiot“ hört er sich sagen, dann
sind seine Füße die Treppe hinuntergerast, raus aus der Wohnung der Alten und wieder auf den Straßen der Hauptstadt. Niemand ist hinter ihm, als er sich umdreht, als sein Kopf eine 180° Rotation hinlegt, die aus dem Exorzisten stammt, kein Genick knackt, nur sein Hirn schaukelt weiter im Dreivierteltakt einer fernen Melodie. Berlin lacht. Er lacht. Fenster nicken ihm zu. „Idiot“ ein Echo schiebt sich zwischen seine Zähne, sein Kehlkopf spielt Ukulele, „Das wäre Ihr Preis gewesen.“ Er hält das Geldbündel, die Scheine verschmelzen mit ihm, je mehr er es anschaut, daher hinein in die Hosentasche, die ein Mund ist, denn wenn seine Eier explodieren, sind seine Hände weg, haha. Was für ein Witz.

„Hast
du je daran gedacht, dass Vampire auch in Frieden leben wollen und dass sie, um das zu tun, immer mal wieder ein paar von ihnen opfern lassen? Ich meine, der Vampir ist ja nun eine höhere Stufe der Evolution laut einigen Aussagen… aber wenn er die richtige Religion trifft, die ihm erlaubt, sich einem mehr oder weniger gnädigen Gott unterzuordnen...“ Zwei Flaggen wandern an ihm vorbei, bewegte Zipfel als Extremitäten, Kordeln vibrieren, erzeugen Gesichter, die nach nur Augenblicken wieder verschwinden. Was ist nur los? Roberts Magen summt, versucht, den Tee zu verarbeiten, den Kaffee, ja, Kaffee wars. Das Geld knistert. Die Alte, was hat sie… nein, sie kann nicht. Sie war nett und alt und dumm, wie sie alle so sind, bis sie jemand die Treppe runterschubst. Haha, das hat sich jetzt auf Pupsen gereimt. Runterpupst. „Hahahahaha“ Seine Worte locken eine Frau an, ja, eine echte Frau, kein Wimpel, kein Auto mit Augen, eine Frau. Sie wischt sich den Schweiß von der echten Haut, starrt ihn an. Er müsste, nein, er würde sehr gerne mit Laufen anfangen, wenn sie vor ihm rennen würde oder neben ihm. Er kennt sie. Er kennt sie, verdammt nochmal. „Julia?“ fragt er. Er hat immer Frauen mit Julia-Namen gemocht, ein Julia-Magnet ist er, ja, verdammt.

„Hahahaha“. Sie ist nicht gealtert. „Du rennst?“ fragt er.
„Ich schwitze hier, ich triefe wie Sau. Ja, ich laufe. Robert.“
Er möchte sein Bild von ihr an eine Leinwand werfen, die hoch über Berlin schwebt, auf dass alle, die nicht an ihn glauben, sie finden und auch anbeten. Was hälst du von christlichen Vampiren? Sie nickt ihm zu, ihre Arme flattern im beginnenden Wintersturm. Eis fällt von ihrer Stirn, nimmt ihre Nase mit. „Gute Idee, aber wie willst du die religiösen Wahrzeichen einer jeglichen Religion einbauen, wenn Vampire sich des Bösen verschrieben haben und die Symbole doch eine Verbindung zum allgemein Guten aufbauen wollen?“ „Böse Vampire, die sich nicht an Regeln halten, eine Revolution ausüben, die den rituellen Opfern alle paar Monate widerstreben, die Schwarz tragen… die… achso. Die haben keine Symbole. Das sind Vampire, die keines davon...“ Er möchte sie küssen, seine Zunge durch ihren Mund schieben, bis sie durch ihre Nase wieder rauskommt, wie in diesem Piratenfilm. Die Szene in Dauerloop. Er schmeckt den Sand ihrer Zähne auf seinen Lippen. Hmm, Sardine. Berlin bebt im Herzschlag seiner wiedererstarkten Libido. Was für Drogen. Das Geld verbeisst sich in seiner Hand. Er hätte alles nehmen sollen. Aber die Angst, diese panische und völlkommen seriöse Angst. Er kratzt sich am Hals. Benzin tritt aus seiner Schlagader aus, aus der einen, die mit einem Schild markiert ist: Super Bleifrei. „1,33 Euro der Liter“ seine Hände lachen.

Er
packt sich selbst, dreht seinen Verstand in die Position, die eine logische Abfolge von Aktion und Reaktion erlaubt. Langsam aber sicher werden seine Gedanken klarer, wird sein Blick genauer. An den Wänden fließen Namen alter Komponisten entlang, Figuren aus Linien und Punkten warten darauf, betrachtet zu werden. Er wandert weiter, kann nicht stehenbleiben. Am Ende des Gangs ein Zeitungsladen, zwei Flüsse spalten sich ab, rollen in die Tiefe. Robert steht in der Mitte des Raums. Sein Blick rast hin und her, rechts links rechts links. Was will er hier? Das Geld knistert wieder, whispert ihm zu. Die Alte hat gezaubert, ist eine Hexe. Peter hat nicht zuviel versprochen, Geld war da. Geld ist noch immer da. Aber aus einem Grund, den er nicht beschreiben kann, hat er nur das genommen, was sie ihm gegeben hat. Eine Dämonin in Altfrauenkleidung. Und jetzt stirbt er. Ja. Finger klettern über seine Wirbelsäule. Er stirbt. Er fühlt es, tief in sich drinnen. Die Maschinen, die seinen Körper am Leben halten, knirschen, füllen seine Ohren mit dem verzweifelten Quietschen einer sabotierten Fabrik.

Wohin
soll denn die Reise gehen, singt er. Er weiß auch nicht, warum. Er wird lauter. Menschen gehen an ihm vorbei, versuchen, ihn zu ignorieren, er fühlt ihre Blicke für Sekundenbruchteile in seine Haut eindringen.

Heim.
Wo ist es? Das Heim, das ihn auffängt, ihn schützt, ihm die Wände gibt, die ihm erlauben, sich an sie zu lehnen, die sich an ihn

schmiegen, bis er ganz außer Atem ist? Wo ist es? Eine gelbe Bahn rollt heran, ist es die richtige? „Go West“ summt er, eine Melodie aus Kindertagen. Sein Kopf berechnet, dass die Bahn auf linker Seite diesem Lied folgen muss. Die andere fährt einfach in Richtung Mitte und was will er dort? Er stolpert die Treppe hinunter, jeder Schritt ist eine Demütigung seiner kindlichen Erziehung, während Leute an ihm vorbeigehen, die Köpfe nach der gleichen Melodie schütteln, die da heißt: „Scheiß Drogensüchtige“. Er nimmt keine Drogen, niemals. Drogen sind für andere, für Peter und für andere. Peter. Wenn er den Wichser findet, wirft er ihn von der Goldelse. Ja. Das ist ein Plan. „Hey, ich hab was neues für dich...“ und dann BAM! Bwaaaaah, kreischen und BAM! BAM! „Gehts Ihne gut?“ fragt ein Schwabe. Was macht der im Westen? Hängen die nicht immer im Osten ab. „Nö, loooiiiiiift“ Roberts Schweiß erschafft einen glitzernden Regenbogen auf der Brille des Mannes. „Sind Sie ganz bei Trost? Sie können doch nicht...“ Robert ist schon vorbei, daher verhallt der Fluch des Langzeittouristen hinter seinem Rücken. Das Gift, das Gift muss raus aus ihm! Ein Teil von ihm versteht, was passiert, der andere sieht sich selbst in den Wogen eines grauen Meeres gefangen, unterbrochen von farbigen Inseln, hier und da ein Plakat, das herumtreibt, ihm die Träume für Opern und Volksmusikspektakel aufdrängt, ein Automat für Süssigkeiten, Gesichter, die beim Hinsehen schmelzen und dahinter immer wieder nur Wände, die das Meer einhüllen und Schienen, viele Schienen, die im Takt seines Pulses vibrieren. Sein Herz jault. Ein Brüllen erschüttert das Wasser und siehe, ein gelber Wurm teilt die grimmgen Fluten mit glühendem Blicke. Der edle Held weicht zurück, zerrt an seinem Schwerte, doch es steht nicht an seiner Seite, oh Duell, dessen Worte du gegessen hast, weiche den Boden auf, auf das das glühende Eisen seinen Weg hinaufbahned, hinauf in die eisige Freiheit der Gletscher, in denen der Sonnenlindwurm lieget. Nun stürme, junger Held, in Mäuler, die geöffnet werden, die unwürdige Feiglinge ausspeyen und sich an nahem Fleische gütlich tun! Hinein! Geeilt der Robert-Krieger ist, grelles Metall umgibt ihm, schwarze Ketten und gelbe Rohre und auf Plätzen unbelegt sitzen die Gefangenen in dieser endlosen Galeere und drücken ihre Häupter in gespenstige Lichter, als würden sie lesen, sich die Unendlichkeit mit dem Konsum kapitalistischen Unterhaltungsmaterials vertreiben. Steht auf Genossen und lasst uns diesen…

„U-Bahn
Bismarckstraße. Ausstieg rechts.“ summt es durch den Kessel. Büsche stehen auf und schleichen sich nach draußen. Die Welt sieht grau aus, fern jeder Freude. Er fühlt, wie Trauer aufsteigt. Wieso ist das so? Wieso muss die Welt da draußen so eindeutig antihuman sein? Im Hintergrund ist Baulärm zu hören. Ist denn schon Mai? Seine Hände sind gebogenen Plastikstücke, in die Kinder Werkzeuge stecken können oder Waffen oder Spaghetti und was ist die Einzahl von Konfetti? Konfetto? Ein Lachen steigt auf. „Oma!“ brüllt er in die tagträumende Einsamkeit hinaus. Menschen beginnen, ihn zu umkreisen, einer fragt an, was denn los sei. Wow, hat er hat er sich wohl getraut, sein Berlin-Schutzschild runterzufahren! „Nüscht! Hört Robert zu und lernt von ihm, denn er ist… weise.“ Sie packen ihm mit ihren Oktopusgreifarmen, ihren fluppenden Saugrohren, reißen an ihm wie an einem Wattebausch, getragen vom Wind der Rechtschaffenheit. „Nein!“ brüllen die Stimmen in seinem Kopf in einem 4dimensionalen Ton, der sich quer in den Raum stellt wie ein Furz, in Sehnsucht geäußert. Noch mehr Hände halten ihn fest, zerren an ihm herum in den grauen Raum ohne Antwort. Er schaut sich um, verderbte Gesichter starren auf den Boden, möchten nicht hineingezogen werden in dieses soziale Feld der Alpträume. In der Ferne eine Sirene, ein Dutzend weitere folgen in einem Abstand von

wenigen Nanosekunden, jede fein abgeschnitten von den anderen. Ein Hieb von hinten schickt ihn taumelnd nach draußen. Der rohe Feinputz der Wände empfängt sein hilfloses Gesicht, während seine Arme nach hinten gebogen werden, als wolle man sie zerbrechen. Seine Hände zappeln herum, zaubern Sprüche in die Staubflocken, natürlich völligst sinnlos. Leute rufen Sprüche, lachen, Telefone laden sein Gesicht in ihre Datenbanken und in die sozialen Netzwerke oder Dreckszeitungen!!! „Paparazzo!“ brüllt seine beste Mastroianni-Imitation, die keiner versteht. Er gurgelt, würgt, kotzt das Blut aus seiner zerplatzten Oberlippe auf den Fliesenboden, empfängt einen Faustschlag, der einem unbekannten Boss oder Kundem gegolten haben muss von einem halbglatzigen Helfer, dessen Hornbrille über der Nase hängt wie Stallone über einem Abgrund. „Spring… break“ Ein weiterer Hieb trifft, hey, dem Typen muss es mies gehen. „Allet klar, wir gehen gemeinsam unter, nur du und ich und ein Mann namens Mc Jametonow“. Hinter den Fenstern der verspiegelten Kabine, die auf den Gang ragt, ist niemand sichtbar, nur das Gesicht des fremden Mannes, der jeden Morgen im Badezimmer steht, blutig oder nicht, den irren Blick hat er drauf. „wo bleiben die Bulln“ fragt eine Frau im grünen Kleid, die alles tut, um ein paar schnelle Fotos zu schießen, stellt diesen Befehl nur, um von sich abzulenken. Irgendwo ist sicher jemand dabei, die Männer in weiß anzurufen mit ihren Autos mit den viereckigen Rädern, damit sie besser stapelbar sind. Die Wand schmilzt dahin, der Abdruck von Roberts Gesicht wellt sich über die samtene graue Oberfläche. „Was haben wir uns gedacht?“ fragt es und leckt sich das Blut von den Lippen, „was haben wir gedacht, als wir der Alten den Kaffee weggesoffen haben?“ „ich wollte Tee...“ flüstert der offiziell reale Robert. „Tee, Kaffee, Wasser. Was hattest du nur vor?“ „Geld holen? Geld… ja“ ist es da, knistert es noch oder liegt es schon auf dem Boden herum, geraubt von den Bettlern, die sich an seinem Elend aufgeilen? Wer sind die Leute? Was machen sie hier? Es wird immer großartiger. „Das Geld. Du hast es gestohlen.“ „Bullshit“ erklärt Robert, „ich habe es verdient. Er hat sich Zeug gekauft, das ich ihm finanziert habe. Ist das denn ungerecht?“ Es antwortet einfach nicht, starrt ihn nur an. Er starrt zurück. Mal sehn wer gewinnt. Währenddessen verläuft sich die Meute, kein Mensch hat mehr Zeit, alle wollen irgendeinen Flieger bekommen oder heimfahren oder sowas in der Art. Bald ist er allein. Naja, nicht wirklich, aber als die nächste Ubahn eintrifft, sind die meisten seiner Mitfahrer schon weg. Glaubt er. Vielleicht blendet sein Kopf sie nur aus und in Wirklichkeit stehen Dutzende um ihn herum, spielen mit ihrer Zukunft, wem sie welches Geld abknöpfen könnten und gerade ihm, Robert, ist es doch unglaublich wichtig, so un un unglaublich wichtig, „wischtisch!“ flüstert es, „oma-bedrohen wischtisch!“ dass er tanzen möchte, um die Leute davon abzulenken, sein Geld zu nehmen.

„Ist er das?“ „Jawohl. Er ist gewalttätig.“ Er wird hochgerissen, seine Arme brechen, aber nur fast und ihm starrt eine Taschenlampe in beide Augen. „Er ist ja völlig hinüber.“ Robert gluckst, Sabber rinnt eiskalt über seinen 3 Tage-Bart. „Hatte er was bei sich?“ fragt die erste Stimme wieder. „Ausweis oder so?“ „Ausweis, Brieftasche, Geld...“ „Nein...“ nach endloser Zeit ein angedeutetes Kopfschütteln. „Schuuuuld, Schuhuhuld!“ „Er redet völlig wirr.“ Ein anderer schaltet sich ein, groß und brutal und stark genug, ihn zu packen und über den Bahnsteig zu zerren, den Gang entlang und die Treppe hinauf. Eine ansehnliche Meute begrüßt die Möglichkeit, einer armen Seele zuzuschauen, wie sie in den Krankenwagen geworfen wird, wie ein Tier, das für ein paar Minuten dem Schlachter entkommen war, aber nun entgültig eingefangen wurde und dafür eine besonders spannende Behandlung bekommen würde.

Satelliten schweben über den Nachmittagshimmel und senden nun seinen, also Roberts, ja, so heißt er vermutlich, hinaus in das Universum, so dass in wenigen hundert Jahren alle über ihn lachen. Alle Wesen der ganzen Galaxis und darüber hinaus, bis sie ihn wiederwecken aus Genmaterial, das er in der Ubahnstation hinterlassen hat, aus dem Blut seiner Unterlippe und er wird ein Gottkaiser werden, eine Mutantenkreatur aus alten Büchern, die er nie verstanden hat. „jaja, alles klar“ sagt der große Mann in weiß, der ihn an der Bahre fixiert, „alles wird gut.“ Es wird kalt an seinem Arm, so unglaublich kalt. Der große Mann zieht die Spritze aus seinem Fleisch. „Alles wird gut.“ Nichts wird gut, gar nichts. Die Finsternis ist ein Videorekorder, die seine Alpträume in schlechter Auflösung abspielt, immer und immer wieder, selbst den mit dem Schrankmonster aus seiner fernen Kindheit. Ja. „Alles wird gut“, sagt die Oma mit der Kaffeetasse und den Augen voller Finger oder sind das Finger voller Augen, „alles wird sehr sehr seeeeeeehr gut.“

Dämon - Kapitel 8 - Achim

Mi, 19 Jun 2019 12:07:56, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

Wie gerne würde er ihm nochmal die Faust in den Bauch rammen, aber diesmal deutlich schneller, effektiver, einfach besser. Er hatte nicht gedacht, dass es sich so lohnen würde. Man würde meinen, dass es einen Unterschied macht, wo man ihn trifft, aber die Trefferzonen lagen weit genug auseinander, um eine ordentliche Berechnung der anderen Teile des Körpers zu erzeugen, außer Knochen. Knochen sollen mistig sein, der falsche Treffer und bam, hat man einen oder zwei Finger gebrochen. Oder das Handgelenk auch. Dabei braucht er es.

Sie zerren den Irren auf die Straße und pflanzen ihn in den Krankenwagen. Eine Menge Schaulustiger ist erschienen, passiert nicht alle Tage, dass jemand so vollständig ausrastet, besonders ein Hipster. Dieser neuste Versuch, sich von den normalen Leuten, den Spießern abzusetzen, ist so gründlich in die Hose gegangen wie die Erfindung eines neuen Autos oder eines Kaffeegetränks mit Gurkengeschmack. Er muss das aufschreiben. Seine Worte sind selten so intellektuell-sarkastisch, muss am Adrenalin liegen, an der Erinnerung der Schläge, die er diesmal ausgeteilt hat. Hätte die Projektion auf seine Bullies, seine Mobber aus der Schulzeit, mag sie auch 30 Jahre her sein, besser funktioniert, wenn er munterer gewesen wäre? Sicher, aber im Halbschlaf sind Gesichter kreativer und er kann sich auch nicht wirklich an die der Leute damals erinnern. Klassentreffen lässt er sowieso immer ausfallen.

Die
Menge schreit auf, als der Irre einem seiner Rettungssanitäter einen Fußtritt verpasst, der ihn rückwärts aus dem Wagen treibt. Der knallt nun mit dem Rücken auf die Straße. Der andere, es sollen ja immer zwei sein, wirkt verwirrt, kann sich wohl nicht entscheiden, was dem Durchgeknallten die Chance gibt, den Gurt zu lösen, der ihn an die Bahre fixieren soll, ha, nun springt er auf den Gehweg, die Augen fallen ihm fast aus dem Gesicht, während er beginnt, mit den Armen zu schwingen wie ein riesiger Gorilla im Aggro-Modus. Die Leute weichen zurück, Panik pflanzt sich wie eine Laola-Welle fort, das Meer teilt sich, als sie merken, dass er an eine bestimmte Position will.

„Warum
hast du das gemacht, Vater?“ fragt der Wahnsinnige und bohrt seine Fingern in den Brustkorb seines Bestrafers. Was soll er tun, was kann er tun? Jahrelange Therapiestunden fallen von Achims Gesicht, seine Augen zerknittert, die Mundwinkel zucken, der Terror hat sein Rückgrat in eine Wand aus Eis verwandelt. „Äh“ ist das Einzige, das er äußern kann, irgendwie jedenfalls. Alle starren ihn an, nicht den Kranken, nein, ihn, nur ihn und als der dann noch näher herantritt, ihm tief in die Augen starrt, den Atem von Kaffee und Blut in seine Nase bläst, beginnen Achims Tränen zu fliesen, ohne dass er es will. Die Welt wird es sehen. Das ist die Rache für die Schläge. Karma ist eine Schlampe. Er hat doch nur, er wollte doch nur… „Auch du, Brutus!“ kichert sein Alptraum, wirbelt herum und rennt los, auf den Rettungswagen zu, weicht ihm aus, durchbricht die Schranke der Leute, die an der Ampel warten und ist schon fast auf der Mittelspur, als ein Bus nicht mehr bremsen kann und seinen Körper mit saftigem Knall erwischt. Reifen quietschen und für einen Augenblick kann Achim sehen, dass sein Peiniger eine Art Gotteserlebnis haben muss, denn der Tod steht neben ihm, hält seine knochige Hand auf dessen Schulter, während ein Licht die beiden einhüllt wie ein Heiligenbild, bis er zu Boden fällt und sein Kopf Bekanntschaft mit einem Kleinwagen Marke „1 Mal gekauft, 20 Mal repariert“ macht, dessen Fahrer das Handy fallen lässt. Berlin schweigt für einige kurzen Augenblicke, bis jemand aufruft „Der Alte hat eingepisst!“ Sie starren auf ihn, den Freak und erst jetzt merkt er die nasse Wärme. Sie lachen. Sie lachen, mein Gott, warum… sie… er, er… sie sollen seine Tränen nicht sehen. Er wandert rückwärts durch die Menge, die ihn nun ausgestoßen hat, dreht sich um, wird schneller und schneller, fleht und betet um Vergebung.

Erst
an seiner Haustür, die zum Glück ein paar Straßen weiter ist, dreht er sich um, nur ein paar Kids sind ihm gefolgt, gut, die haben eh keine Ahnung. Als sich die Haustür hinter ihm schließt, ist die Hälfte geschafft. Seine eigene Dummheit! Seine Dummheit! Er ist böse. Seine Faust knallt noch ein paarmal gegen die Hauswand, hinterlässt rote Spuren. Gut. Sein Wohnungsschlüssel stinkt nach Pisse, aber das ist jetzt nicht wichtig. Wichtig ist, dass er in Sicherheit ist. „Bist du das?“ fragt die Stimme aus dem Wohnzimmer. „Ja, Mutter“ antwortet er, ist aber schneller in seinem „eigenen Zimmer“ als sie sich aus dem Sessel erheben und ihn begrüßen kann, eine Augenbraue hochgezogen unter der verrunzelten Stirn wie immer, den Mund mürrisch, die Zigarette halbgeraucht und das in seiner Wohnung… nein, in ihrer. Er zittert

noch immer, als er neue Klamotten aus dem Schrank zerrt, den Schandfleck seines Tages, ach, seines Jahres in die Wäschetruhe wirft, bittet, betet, dass sie es nicht bewusst mitbekommt durch ihre vom Zigarettenmissbrauch verbrannten Nasennerven. „Mein Gott, haben sie alles aufgenommen?“ Zeitlupenaufnahmen rasen durch seine Erinnerung, er zittert, taumelt rückwärts, das Zimmer zieht an ihm vorbei wie selten zuvor und er fällt ins Bett, kracht mit dem Kopf gegen die Wand, der Schmerz lähmt ihn. „ist alles in Ordnung?“ fragt Mutter. „jaja“ murmelt er, dann kommen die Tränen wieder. „Jaja“ sagt Mutter vor der Tür, „ich weiß was das bedeutet! Das heißt, dass du mich anlügst!“ Sie klopft an die Tür. Nichts von seiner Seite, doch er starrt die Türklinke an wie ein Tier, dass aus seinem Bau lugt, nur um zu erkennen, dass das Raubtier mit gefletschten Zähnen auf ihn lauert. „Ich hab abgeschlossen“ brüllt er endlich los, ein hilfloses Quieken ist doch nur zu hören. Die Türklinke verharrt halb heruntergedrückt, hebt sich wieder. „Komm, wenn du fertig bist… mit was auch immer du tust...“ sie stampft davon, sie ist sauer, richtig richtig sauer. Sie wird später, wenn sie sich beruhigt hat, weiterhin so tun, als wäre sie anders als sonst, aber sie ist immer so: eine Mutter.

Sein
Handy klingelt, vibriert nur, niemand traut es sich, in der Nähe der 60 Jahre alten Frau ein Telefon klingeln zu lassen. Es folgen dann um die 12-18 Stunden Dauermigräne (mit Aura natürlich) und die Stimmen werden lauter, die Stimmen in ihrem Kopf, die natürlich kein anderer hört. Das war immer so. Als Kind hatte er sich schnell nicht mehr erlauben dürfen, überhaupt zu weinen. Sie hatte immer Mittel und Wege…

Seine
Faust blutet, nur ganz sachte, die Knöchel brennen, besonders von Schlag Nummer zwei, der wäre nicht notwendig gewesen, aber Achim hatte sich so selten so gut gefühlt wie in diesem Augenblick. Aber Hybris, mein Freund, ist ein Tor, das man viel zu schnell durchschreiten kann und dann pisst man sich… oh Gott. Die Kids. Kameras, Handys, Drohnen, Satelliten, die Augen der Welt sind elektronisch und er… nein, er wird nicht zu seinem Computer gehen (neustes Modell, ein Geschenk, Mutters Flehen, dass er sie nicht verlässt, aber wieso sollte er?) und ihn auch nicht einschalten und sich auf Youtube einloggen oder auf Liveleak, denn was ist schlimmer? Bilder sind schnell da draußen und jeder kennt ihn, zumindest jetzt. Gottseidank hat Mutter nichts elektronisches in ihrem Leben ausser ihr Radio und ihre Mikrowelle, deren Strahlen Aliens anlocken werden und vielleicht noch ihren Fernseher, aber er wird nicht so dumm sein, ihn einzuschalten, den großen alten Fernseher in der Stube, denn dieser ist nur dafür da, dass Mutter die alten Videos anschaut, Videos einer Karriere, die andere nichtmal mit dem Arsch angucken würden. Damals gabs keine Talkshows, keine Streamingportale, nichtmal Videokassetten, nur ein paar alte Filmrollen, die den Verlauf der Weltgeschichte nur so nebenbei überstanden haben. Die 70er Jahre waren halt ein Film für… eine Zeit für Filme, keine Filme für eine Zeit, mein Gott, sein Blutdruck rast, sein Hirn setzt aus, er starrt durch die Gardine, die die Betreuerin/Putzfrau vor 3 Monaten das letzte mal gewaschen hat, nach draußen. Er muss eine rauchen, irgendeine. Er zerrt das Fenster auf, stellt sich so dicht ran, dass der Rahmen nicht zerbricht und zündet sich eine Fluppe an.

Mutter merkt es garantiert, aber sie hat ihm zumindest in diesem Gebiet eine gewisse Freiheit gewährt, dass er alles tut, dass sie nicht an Lungenkrebs stirbt. Achim bittet darum, selbst daran zu sterben, damit er das Gejammere der alten Frau nicht mehr hören muss, doch die Zweifel, dass nach dem Tod keine übergeordnete Richterstube ihn in den Zaubergarten lässt, ist stark, zu stark, um für ein grausiges Ableben zu beten.

Mutter
poltert wieder. Er zittert. Hat er sich nicht langsam daran gewöhnt, nie Glück zu haben? Er wirft die Zigarette aus dem Fenster, versucht, niemanden zu treffen. Auch wenns egal ist, man weiß unter Umständen, wer er ist: Sohn von Ursula LaPriese. Und er heißt Achim. Es gibt so wenig von seinem Vater zu wissen, einem verschwundenen oder verschollenen Regisseur oder vielleicht auch Kameramann oder Ausstatter, jedenfalls niemand besonderes, den man finden will und fragen könnte, was er seinem Sohn so anbieten könne, außer Sohn zu sein und irgendwelche Hilfsarbeiten zu tun. Aber er will doch gar nicht zum Film. „Nicht gut genug“ sagt er sich immer wieder, während er bei offenem Fenster zum Schreibtisch wandert, um ihn herum die Möbel seiner Kindheit, stickerüberzogene Sperrholzmöbel, ein Bett, der Computer, ein Stapel Bücher, den Rest hat er eingelagert, als Mutter anfing, mehr und mehr Platz in Beschlag zu nehmen. Man mag meinen, dass alte Leute zurückhaltender werden im Alter, aber je mehr Lebenszeit verschwindet, desto mehr hält man sich an der Realität fest. Durch Kaufen, Sammeln, Stehlen. Nicht selten hat Achim sie erwischt, als sie versucht hat, irgendwelche Sachen von der Straße mitzunehmen, die ihr nicht gehören. Der Streit war unvermeidbar, aber er hatte gewonnen. Das aber nur sehr selten. Sie droht, ihn rauszuwerfen. Er lächelt. Er zieht nicht aus. Sie würde sterben, würde er ausziehen.

Und
sie würde sterben, wenn sie mitbekommt, dass er sich vor den Augen der Welt „eingenässt“ hat. Mama-Sprache für „eingepisst“. Ein schlechtes Auskommen für den Jungen, der soviel Potential hatte. Alles verschwendet. Potential, HAAA! Außer einer 0815-Ausbildung und dann ein paar Testauftritte im Theater, natürlich unbezahlt, hatte Achim irgendwann keinen Bock mehr. Tja, Pech, Mama, dass ich dich so enttäuscht habe.

Er
zischt ein stilles „Fuck!“ in Berlins Luft hinaus. Er hasst die Stadt. Er braucht die Stadt. Sie braucht ihn aber nicht. Er braucht aber Mamas Geld. Ein paar Monate hatte er überlegt, ein Verbrecher zu werden. Ein Supergenie war er ja nie, aber alle Pläne hatten sich schnell aufgelöst, als es danach ging, in soziale Konflikte zu geraten, mit Leuten sprechen zu müssen. Was sollte er tun, wenn sie ihn auslachen, wenn er vor einer Gruppe Leute steht und Geld verlangt? „ich bin ein Feigling“ hatte er sich immer wieder gesagt, als er sich unter seiner Daunendecke einen runterholte, Fantasien vorbeifliegen liess wie unaufhaltsame Wolken. Nichtmal DIE

kann er kontrollieren, wie also einen echten Menschen?

Er
öffnet die Tür in den Flur und schaut sich um. Der Fernseher läuft, die Lautstärke auf Stufe 2 oder 3, je nachdem, ob Mama schwerhörig ist oder ob sie wieder an Migräne leidet, aber heute ist sie nicht im Wohnzimmer, denn er hört ihre Stimme in der Küche. Sie telefoniert, blickt dabei auf ein paar Blätter Papier, die auf dem Küchentisch liegen. Soll er sie fragen, was sie tut? Sie wird ihn schlagen, natürlich nur mit Worten, aber wenn hier irgendwas… sie hat aufgelegt. Sie legt das Telefon auf den Tisch, schiebt die Blätter zusammen, „puh". „Mom?" fragt er. „Deine Hände bluten" sagt sie. Er nickt, „Wer war das?" Sie streift sich mit ihren Altfrauenhänden den Pullover zurecht, legt ihren Kopf zurück. „Ich habe einen Auftritt. Deine Hände bluten." Sie zerrt eine Schublade auf, holt ein Päckchen Pflaster, „setz dich." Er folgt ihrem Befehl. Sie ist eine Mutter. „Und ja nicht knaubeln." sagt sie. „Ein Auftritt?" fragt er endlich. Sie wirft die Reste in den Mülleimer. „Ja. Etwas großes, etwas wichtigeres."

Wichtiger
als was? „Wie bitte?" fragt er. „Es ist nicht in Berlin. Es ist natürlich in Köln." Sie hätte nichts schlimmeres sagen können. „Köln?" fragt er. Was soll er… wie soll er. „Wie soll… ich?" „Du? Du? Bist du nicht 40 oder so?" Hat sie vergessen, wie alt er ist. Natürlich nicht, spitzzüngige Hexe die sie ist. Sie erinnert ihn an diese Frau aus 2,5 Typen im Fernsehen. Nur dass seine Mutter deutlich weniger erfolgreich ist als die Frau auf dem Bildschirm. „Sei doch mal kein Kind mehr!" sie stampft aus dem Zimmer, lässt ihn zurück. Sie wird Berlin verlassen und dann was? Darf er mitkommen? Hierbleiben? Wird sie die Wohnung verkaufen? Was ist mit „MIR"? Das Karussell in seinem Kopf beschleunigt, spielt grausige Jahrmarktsmusik. Das passiert… oft, aber nie so laut wie jetzt.

Jahrzehnte
verschwinden, er ist wieder ein kleines Kind, alleingelassen in einem Keller voller Schatten, Mama irgendwo oben oder auf Arbeit oder beim… Dinge tun.

Er
kann noch immer das Badewasser spüren, das ihn einhüllt, ihm die Kraft raubt, ihn leersaugt. Er ist 5 Jahre alt. Die Dämmerung legt sich über das Land und das kleine Fenster, das den Raum beleuchtet, verfinstert sich mit jeder Sekunde. Er zittert. Er muss nicht fragen, ob man ihn vergessen hat, er weiß es. Er ist und war immer nur ein Anhängsel, ein unerreichbares Muttermal, ein Stück gutartiger Hautkrebs. Ha, gutartig.

Doch
nun ist er älter, viel älter und noch immer unfähig, zu sagen: Nein, Mutter, ich werde das nicht zulassen. Und wenn er dieses sagen würde, dann würde sie lachen und ihm vorwerfen, dass er egoistisch ist, kindisch noch dazu und von ihrem Geld lebt und sie will, dass er auszieht, sonst holt sie die Polizei, eine Meinung, die ähnlich dämlich ist wie ein „Ich schaff dich ins Kinderheim." Sie sollte ins Altersheim, ha! Damit könnte er drohen, was genauso sinnlos ist. Nein, er muss es aussitzen. Sie wird es nicht durchziehen. Er könnte… er würde doch nicht… sich umbringen?

Es
ist wieder da, das Spiegelbild seiner Leiche vor seinem inneren Auge. Eine theatralisch dahingeworfene Fleischpuppe, leblos, mit gebrochenem Blick, der in die Unendlichkeit starrt, und sie, ja sie, die ihn verlassen wollte, nicht einmal mehr schockiert, sondern völlig überwältigt von ihren Gefühlen, unfähig zu unterscheiden, was gespielt und was echt ist. Ja. Das ist gut. Er fühlt, wie sein Grinsen schmerzt. Gänsehaut zieht über seinen Rücken, eine heisere Wolllust überkommt ihn und er muss sich am Türrahmen festhalten, weil sein Kreislauf nachgibt. Das wäre ihr tiefster Schmerz, ihre grausamste Strafe, wenn er gehen würde. Mit oder ohne Brief, eher ohne letzte Worte, damit sie sich immer fragen wird, ob sie schuld ist. Natürlich wäre sie schuld! Ist schuld! IST!

Seine
Zukunft liegt mit einem Mal so klar vor ihm, dass er sich fragt, ob es auch richtig sein könnte, sie zu ignorieren, sie auszublenden, vor der Lawine zu fliehen, die nur Augenblicke vorher nur ein Knistern im Schnee gewesen war und nun unaufhaltsam auf ihn zurast. Diese Frage könnte er dem Berg stellen, diesem totenstillen Monster, das in Milliarden von Jahren hinaufgewachsen ist in den Himmel, aber wozu? Geologie ist keine Biologie und besonders keine Theologie. Nichts ist verknüpft mit einem höheren Ziel, alles ist sinnlos, WENN man sich nicht selbst einen Sinn ausdenkt. Genausogut könnte er Schnapsleiche als Zukunftsbild planen. Oder jetzt… seinen Tod.

In
seinem Zimmer angekommen, nimmt er einen Schluck vom günstigen Rum, dem günstigsten, den er finden konnte und legt die Flasche wieder in das Fach unter seinem Schreibtisch. Dem Ort, den seine Mutter nie öffnet, seitdem sie einmal ein Sexheftchen dort gefunden und sich so tierisch darüber aufgeregt hatte, dass sie einen halben Herzinfarkt bekommen hatte. „Wie kannst du nur Frauen so objektifizieren" hatte sie gefragt. Er hatte sich zurückgehalten und sie nicht angeschrien, dass er wisse, was für Filme sie damals gedreht habe. Was nicht stimmte, denn es interessierte ihn einfach nicht, aber kein Mensch denkt jemals darüber nach, wieso eine Billig-Karriere einer

Frau mit Anfang 19 beginnt und 2 oder 3 Jahre später endet. Bestimmt nicht wegen der grandiosen Schauspielkunst.

Noch
ein Schluck, dann wird es wärmer in seinem Herzen, in seinem Magen, in seinen Fäusten. Er schaltet den Computer ein, wartet darauf, dass das sanfte Rattern der Festplatte stoppt, dann setzt er sich hin. Der Browser öffnet das Internet, ein paar Emails sind eingetroffen, mehr nicht. Mit zitternden Fingern beginnt er, die Suchmaschinen, die Videoportale zu durchsuchen. Dinge wie solche Ausraster oder Leute, die wie er sich auf offener Straße einpinkeln, wirken wie ein Steppenbrand, Ringe aus geworfenen Steinen in Wasser, wühlen es auf, bringen den dreckingen Grund zum Vorschein, wecken die Kreaturen in der Tiefe.

Und
sie sind schnell. Sprachlos starrt Achim auf das Internet, das begonnen hat, ihn zu erkennen. Wackelnde Aufnahmen zeigen schwarze Flecke, die sich auf seiner Jeans bilden, ihn in einen Witz verwandeln, den alle zum Lachen finden, nur er nicht. Er greift sich in die verbleibenden Haare, die auf Video aussehen, als wäre er ein lebendiger Kaktus, ein Büschel auf fast kahlem Kopf, eine Puppe aus einer alten Serie. „Mein Gott“ flüstert er, „sie werden mehr.“
Jeder beginnt, aus dem vorhandenen Material etwas eigenes zu basteln oder die Szenen einfach immer nur zu kopieren, Endlosschleifen zu basteln, um Klicks zu sammeln. Es erinnert an einen Zombie-Film und er ist der Zombie, der sich einpisst.

Es
dauert viel zu lang, die wieder normal zu denken. Aber was ist normal? Normal wie vom Hochhaus springen oder vor einen LKW oder sich vergiften.

Er
hört das Scheppern der Klingel erst nach einer gefühlten Ewigkeit. Füße stampfen hinter ihm vorbei, agressives Gemurmel, die Tür öffnet sich. „Frau Senders“ sagt die Stimme. Achim flucht. „Oh Viola. Ist denn heute Montag?“ fragt Mutter. „Ja natürlich!“
Viola. Montag. Deshalb war er draußen gewesen, hätte eigentlich noch länger der Wohnung fliehen sollen. Viola. Die Sache mit dem Drogensüchtigen hat ihn vollkommen aus der Bahn geworfen und zurück in die Arena gebracht. Er kann ihre Schritte hören, die hinter seinem gebeugten Rücken enden. „Hallo Achim. Lange nicht gesehen.“
Er dreht sich um. Sie lächelt. Sie lächelt immer. Liegt das an ihrem Alter? Sie ist um die Mitte 20, er hat nie gefragt, sie wirkt jedenfalls so naiv wie man sein kann, wenn das Leben einem die Verdauung eines Braunbären gibt, kurz vor dem Winterschlaf. Welcher Gott auch immer existiert, er hat versucht, die Aufdringlichkeit

eines religiösen Fanatikers mit einer reinen Seele in einem Nilpferd zu verbinden. Ja, Achim weiß, dass er auch nicht gerade der schönste Mensch der Welt ist und das Schicksal ist scheiße, aber Viola hat sich in den Kopf gesetzt, Achim zu kriegen. „Viola“ lächelt er betroffen und sie nimmt das vermutlich als Zeichen seiner tiefen und verborgenen Zuneigung auf, denn ihr Lächeln wirkt wie ein Zirkuszelt an einem grellen Sommertag auf einem Dorfplatz tief in Mecklenburg-Vorpommern. „Ich hab dir was mitgebracht.“ sagt sie und reicht ihm ein Heft aus ihrer viel zu großen Handtasche. In der möchte Achim gerade verschwinden, nimmt aber den Packen Papier. „Ich meine, nachdem das heute passiert ist mit diesem Obdachlosen...“ „Was?“ fragt er, zittert mit einem Mal wieder zu sehr, um das Heft festzuhalten, es segelt zu Boden. „Ich habe das im Internet gesehen als ich hergekommen bin. Da waren ein paar Jugendliche, die haben es angeschaut.“ „Internet?“ hört Achim seine Mutter fragen, „was ist da los?“ Ihr Gesicht erscheint im Türrahmen. „Ihr Sohn wurde angegriffen von einem Drogensüchtigen. Jemand hat das ganze aufgezeichnet und ins Internet geladen. Das schauen viele Leute derzeit an.“ Viola ist so naiv wie schreckhaft, denn sie zuckt zusammen, als Mama nach vorn prescht und sich vor Achim platziert, die Hände in die Hüften gestreckt wie ein Raubvogel. „Stimmt das? Du angegriffen?“ Er nickt vorsichtig. „Mein Gott, und ich fluche rum und… ich hätte fragen sollen. Du wirkst ja wirklich schockiert.“ Er nickt wieder. „Ich mach erstmal nen Kaffee. Viola, Sie bleiben doch.“ Viola lächelt viel zu glücklich. Mutter grinst wie ein Dämon, der auf Kokain ist, ihre Augen umhüllen ein wirres Zucken.

Er
kotzt im Badezimmer. Dafür sind Badezimmer da, nicht für tausende kleine Kitschproduktionen in roten Rosen, nicht für Kästchen neben Kästchen voller Schönheitsprodukte, die nur ein Mensch interessant findet, der auch glaubt, dass Tarotkarten die echte Zukunft voraussagen oder dass Aliens die Menschheit erschaffen haben. Magie in Dosenform nennt er es, doch das einzige, das magisch ist: Der Geldmagnet, der Mutters Kohle in die Geldbörsen der Erfinder zaubert. Dafür darf der Blumengeruch Nummer 5 die Reste seiner letzten Mahlzeit übertünchen und bastelt ein bezauberndes Aroma in die 4 Wände und das Fenster treibt Berlins Nachmittagsluft direkt in die Wohnung und, wie soll man sagen, es riecht nach Ubahn und das ist nicht gut. Im Hintergrund, durch das Schlüsselloch, kichern Mutter und Viola über einen Witz, zu 90% über den Witz „Achim pisst sich ein“. Wenn doch das Eso-Scheiß-Zeug von Mutter funktionieren würden, dann könnte er was basteln, was die Hölle zur Erde bringt, das Menschen in Mutanten verwandelt oder schlimmer, in Volksmusiksänger, denen die Ohren explodieren, ansteckende Melodien bohren sich in die Köpfe der Leute und eine wunderbar grauenhafte Hormonüberproduktion bringt sie zur Raserei… oder besser, wenn es wirklich wahr wäre, dass korrekte Worte, perfekt ausgesprochen, sich durch die Dimensionen bewegen würden, Dinge wecken, die seit unendlicher Zeit schlafen. Und dann so: Aaargh, nein, bitte nicht, Kreisch, Splat, Blutgeschnetzel vom allerfeinsten. Ja, das wäre mehr als man erhoffen kann…

Ach
Shit, dass das nicht funktioniert. Weder Hexen noch Zauberer, weder Drachen noch Dämonen, weder Krieger, ach Fuck. Diese verdammte Welt

aus Atomen und Molekülen hat keine Chance, irgendwas anderes zu sein als eine riesige Uhr, die abgespult wird, bis das eigene Leben zu Ende ist. Ende… ja. Die Welt wird ihn auslachen, tut es ja schon, sorry für das Ignorieren des Offenkundigen: Er ist am Arsch. Schlimmer noch, seine Mutter und Viola (was auch immer sie hier will, jede Woche 3 Mal hier und so weiter) wissen, dass er sich einpissen wird, wenn er Angst hat. Nein, er hatte keine Angst, es war was anderes. Irgendwas. Was wird nun passieren? Wird sich das Fernsehen auf ihn stürzen? Die üblichen Krachbumm-Sender, werden sie einen 3 oder 4 Minuten-Ausschnitt bringen, ihn vor aller Welt entblößen? Und dann? Einladungen beim Fernsehen, um als Idiot dazustehen?

Als
er die Badtür öffnet, hört er die Stimmen der beiden Frauen. „Ich kanns nicht, ich kanns einfach nicht..." hört er Mutter sagen, Viola fällt ihr ins Wort. „Doch. Nutzen Sie alle Möglichkeiten. Es ist einfach. Kennen Sie den Streisand-Effekt? Nutzen Sie den. Beschwerden über Leute, die andere auf der Straße filmen, Fernsehsender, die sie ausstrahlen. Und dann gibt's noch mehr Aufmerksamkeit, es schaukelt sich hoch und sie sind dann die leuchtende Boje, die über allem strahlt, wie damals in ihrem Film „Die Schande der Tamara Linaer." Mutter schluchzt, als habe sie im Lotto gewonnen, „wirklich?" „Ja natürlich. Die Medien sind dafür da, für was auch sonst..." Viola ist aufgestanden und schenkt Kaffee nach, sieht Achim im Schatten stehen. Sie lächelt ihm zu, ihre Augen bleiben eisig und blau. „Achim ist hier." sagt sie. Mutter winkt ihn heran, eine Königin in ihrem Thronsaal gestattet ihm eine Audienz, keine Spur von Scheu oder dem Ertapptwerden in ihrem Gesicht, eine Opportunistin reinster Güte. „Du hast uns gehört." stellt sie fest. Er schüttelt den Kopf. „Lüg nicht, ich konnte schon immer sehen, wenn du die Unwahrheit sprichst. Du kannst das nutzen, dieses Youtube-Zeug, Achim. Wir können es nutzen. Möchtest du kein Geld haben? Möchtest du nicht unabhängig von mir werden?" Sie kichert, winkt ab, blinzelt Viola zu. „Natürlich nicht. Du willst immer an mir hängen." Sie lächelt noch immer, als erinnere sie sich, dass sie eigentlich ein Hai ist und er nur irgendein Surfer im Meer ihrer abgedrehten Wirklichkeit.

Es
muss mehr Klarheit rein, in die ganze Welt, mehr Klarheit und gleichzeitig eine sinnige Reihenfolge. Noch mehr Rum? Sicher bringt das nix, wenn man dann das Klo vollkotzt, aber vorher bringt das Schwimmen im Schwachsinn durchaus Vorteile. „Ich mach das nicht mit." sagt Achim, dreht sich um, bevor er seinen Kopf in die Küche halb zurückdreht. „Gnade euch Gott, wenn ihr irgendwas plant." Natürlich sagt er das nicht, vielleicht würden sie den Sinn dieser Worte überhaupt nicht verstehen. Sie sind zu intelligent, um ihn zu verstehen.

Es
sind weniger Schritte, als er gedacht hat, ein paar Stufen hat er

gleichzeitig genommen. Der Dachboden erinnert ihn an diesen alten Film, dieser Verfolgungsjagd eines Mörders, eines Schänders. Er fühlt nichts, als er die Tür öffnet. Der Flur liegt vor ihm, Holzplanken knarren verdächtig, Staub steigt auf, die Musik der Zuckerfee läuft im Hintergrund als Erinnerung an bessere Zeiten. Licht fällt auf ihn hinunter, als er das Fenster öffnet, sich hindurchquetscht, kein Fenster ist dazu geeignet, Menschen mit dreistelligem Körpergewicht einen Weg in den Himmel über Berlin zu Bahnen. Es ist kühl, die Versuche des Sommers waren bisher erfolglos, der Winter ist vergangen, der Mai scheint über die Redlichen und die Unredlichen. Er fühlt, wie seine Hände zittern, der Rest ist unklar, sein Blick verschwimmt. Tränen? Wozu? Glitschige Schindeln machen seinen Weg zu einem Drahtseilakt, den er… nun, sowieso nicht plant, zu vollenden.

„Mein
Gott“ kreischt eine Frau in der Ferne und der Rest der Leute erstarrt zu einem Klumpen aus Fleisch und Augen. „Ich hoffe, die Scheiße landet im Internet“ hört er sich selbst murmeln, wartet, zählt die Herzschläge, 60-59-58-57… Er würde sich freuen, wenn hinter ihm Schritte auftauchen würden, ein Kopf sich aus dem Fenster quält, doch da ist niemand. Sie planen ihre Zukunft, die seine noch dazu. Er fühlt nicht, wie er loslässt. Seine Gedanken bleiben unklar, bis er die blitzenden Objektive der Handys sieht, die seinen Weg in die Hölle aufzeichnen und für diesen kurzen Augenblick ist er wirklich ein Star.

„Nein.
So endet das nicht. Tu deine Pflicht.“ sagt eine Stimme, dann ein Lachen: Viola und Mutter, gemischt in einem alten Tonbandgerät, verschmolzen und doch getrennt, als würden die beiden Spuren sich abwechseln, in verschiedenen Wellen gegensätzlich laufen und dann doch treffen, in jedem seiner Ohren eine andere halbe Doppelperson; seine Hand am Türrahmen verankert, am Rahmen, am… Hintergrund festgepappt, unbeweglich, Farbe, die unter der ewigen Sonne dahintrocknet, hinter Glas gepresst, mikroskopartige Augen zerlegen ihn Partikel, zertrümmern sein Leben in Nanosekunden, in Phasen aus Versagen und Enttäuschung und dann lachen sie nicht mehr, sondern werfen ihn ins Feuer, weil sein Angesicht nicht mehr interessant genug ist.

„Gehts
wieder?“ fragt Viola, die in seinem Zimmer steht, die SEINE Flasche Rum in beiden Händen hält, das Gesicht voller Mitgefühl, dann rülpst sie damenhaft und ihr Atem riecht wie ein Karibikstrand nachdem ein Wal explodiert ist, ein leiser Fluch kommt ihr über die Lippen, die Augen schweben zum Himmel, ein kurzes stummes Gebet, denn sie glaubt daran, dass superheilige Worte schneller beim alten Herrn da oben sind als jeder erdgebundene und damit profane Ausdruck menschlicher Verderbtheit. „Bist du der Teufel?“ fragt Achim. Ihre Stimme klirrt, als sie kichert. „Das wollte ich dich gerade fragen. Oh, wir sind so unterschiedlich und doch so gleich.“ Sie

schwankt zu ihm hinüber, lässt die leere Flasche fallen wie ein Mikrofon, „bumm“ und setzt sich neben ihm auf das Bett. Ihre Hände wandern über seine Schultern, „Kleiner Teufel du“ Sie schaut zur Tür. „Deine Mama ist fort, jemand hat sie angerufen. Ein Freund. Vermutlich wird sie mit ihm das machen, was ich...“ Er schiebt sie weg, sie winkt mit dem Zeigefinger ein „Nein“ und kommt ihm wieder zu nahe. „Ich mag dich total sehr“ flüstert sie, „eigentlich habe ich dem Vater versprochen, dass ich auf die Hochzeitsnacht warte, aber… pscht“ sagt sie, ihre Augen wirken wie Scheinwerfer hinter ihrem roten Gesicht, „es gibt so Wege, dass ich mein Versprechen halte und gleichzeitig.“ Ihre Hand ist auf seinem Knie, Oberschenkel, Reißverschluss. Ja, es ist nicht das erste Mal, sagt er sich, dass sie es versucht, andere haben das auch getan, es versucht und wenigen ist es gelungen, aber er hat keinerlei echtes Interesse an dem, was sie will, was viele wollen würden, wenn er attraktiver wäre, mehr aus sich machen würde, aber das ist ihm nie wichtig gewesen. Die Mechanik ist einsatzbereit, aber das wars auch schon: Es fehlt die Notwendigkeit, sich einfach ins Auto zu setzen, die Musik anzuschmeißen und die Autobahn des Geschlechtsverkehrs in den Sonnenuntergang zu rasen, nein, außer man zwänge ihn dazu, eine Fahrt zu unternehmen… aber er ist dann der Wagen und Viola will heute fahren. Heute. An diesem Tag, an dem er sich vollgepinkelt hat vor den Augen aller Kreaturen des abwesenden Herrn.

„Mutter
ist...“ sagt er. „Ich sagte doch, dass sie weg ist. Hast du etwa Angst?“ fragt Viola, blickt ihn an, als würde sie nicht begreifen, wieso er nicht über sie herfällt, ihr Gewalt antut, sie penetriert wie ein Tier. Liest sie nicht auch diese Art Romane mit großen Helden und bitterlichen Tränen, voller Taten aus niedrigsten und unmoralischen Gründen, voller Gier und Leid und dann doch die Errettung durch die Liebe der Frau? Hat sie nicht davon erzählt oder war das nur ein Traum, eine Erinnerung an ein früheres Leben? War das nicht jemand anderes, eine Lehrerin, die er auf einer Feier kennengelernt hatte, „Charlottenburg lebt auch noch“? Achims Magen nimmt einen bitteren Ton an und das Gefühl, nicht genug zu sein, nicht genug Mann zu sein, kommt wieder, eine Lusche, die in der Welt zu klein ist, um mehr zu bieten als einen Sack aus Fleisch voller ungehörter Schreie. Viola ist übrigens aufgestanden und zeigt ihren Körper, fest und sportlich, denn sie tanzt, wie sie oft erzählt hat, ihre Beine unter dem Rock haben mehr Muskeln als Achims ganzer Körper und er versteht nicht, wieso sie gerade ihn haben will, wo doch da draußen viele andere, viel bessere Männer alles tun würden, um sie und ihre Brüste zu sehen, die sie ihm nun darreicht als Opfer einer bizarren Gottheit gegenüber, dabei ist sie weder Hohepriesterin der Astarte noch eine Hure, sie ist jung und geil und NUR jung und geil.

Er
versucht, die nächsten Minuten zu überstehen. Aus objektiven Gesichtspunkten ist sie schön, ihr Gesicht rund und entspannt, ihr Hintern (Arsch darf er nicht denken, darf er nicht sagen, ist unrein) hüpft auf ihm herum, sie hat alles dabei, um sich anschmiegsamer zu machen an sein „Teil“. Konzentration-Konzentration-Konzentration, bis er endlich, irgendwo in der Spitze seines Penis ein kurzes Zucken verspürt, flüssige Dankbarkeit, dass es vorbei ist, sie küsst

seine Stirn und huscht davon, bevor sie im Badezimmer verschwindet. Er wirft die klebrigen Taschentücher in den Mülleimer, der Geruch wird ihn verfolgen, sehr lang verfolgen… und dann folgen Tränen. „Bist du glücklich?“ fragt ihre Stimme aus dem Badezimmer mit der offenen Tür: Intimität ist für Leute, die noch keinen Analverkehr hatten.

„Was
ist das?“ fragt sie. Sie hat das Papier entdeckt, das in seiner Hose war, der angepissten, die er nicht in den Wäschekorb geschmissen hat, sondern daneben. Danke Unordnung. „Wie das?“ fragt er, „ich meine was?“ „Das bist doch du?“ Er macht das alte Caine-Lächeln, unbeholfen-demütig, „legs weg.“

„They
say, I have to check the tiny things in life, the nice things, the little beautiful things. They say, I have to look at the cute little flower, to see the beauty of the sun, the clouds, the smiles… yeah, the flower. The fucking flower. I DO NOT WANT TO… check the flower, fucking flower for beauty. I want to fuck the flower. I want to fuck the life. I want more life! I dont want to fight for the particles of sunlight. I want the full life, the Michael Bay porn life. The life of flesh and of tits and of ass, I want the sweat and the full body explosion. I want to drink booze every fucking day, eat meat, laugh loud, roar myself into the hearts of the mighty ones, so they tremble before my godlike existence. I want everything and I want it now. I stop wanting the tiny things, because the universe is mine!“ Ihre Stimme bricht. „Deine Grammatik ist scheiße“ sagt sie, zittert, starrt ihn an, starrt durch ihn hindurch. „Du Schwein“ ergänzt sie, „du dreckiges Tier.“ Sie kommt über ihm wie eine Dämonin und sie weint, als es vorbei ist.

„Ich
bin nun so unrein wie du.“ Sie richtet sich auf. „Lass uns deine Mutter töten.“ Er reagiert nicht, die Worte verhallen irgendwo in ihm. Nur ein Reflex lässt ihn zucken. „Töten?“ fragt er. Sie starrt ihn an. „Ja“ Ihr Blick ist der eines Hundebesitzers, der völlig enttäuscht ist, dass das Haustier wieder einmal in die Ecke hinter dem Sofa gekackt hat. Er starrt auf die Kante des Bettes, hinter dem der Teppich liegt, eine ausgeleierte Erinnerung an Kindertage, abgewetzt durch seine täglichen Märsche, hin und her und wieder zurück,während sie hinter der Tür lauerte, Mutter, ihr Fernseher auf den Modus „unendliche Lautstärke“ eingestellt, immer wieder die selben Szenen ihrer Filme abzuspielen, bis jedes Wort sogar in seinen Träumen auftauchte, als schattige Wolken, als Neonanzeigen, sogar als Worte in Büchern auf dem mitternächtlichen Flohmarkt. Ja, er hat es satt, ja, er ist mehr als unzufrieden, aber… „Deine Worte hier,“ sie hält den Zettel in Händen, „sagen doch eindeutig, dass du kein Leben hast! Sie hats dir gegeben und genommen. Ich kenne solche Leute. Ich habe eine Kollegin, die ist auch Lehrerin, die muss sich die ganze Scheiße anhören, wie blöd sie ist und wie klug ihre Kinder sind. Aber die Kinder haben gar

keine Chance, irgendwas zu tun, was zu sagen. Diese Eltern verbrennen die Zukunft ihrer Nachkommen und du, Achim, gerade du müsstest wissen, dass für deine Mutter nur eine Person wichtig ist: Sie selbst. Glaubst du nicht auch, dass sie gerade unterwegs ist, um deinen Unfall… dein kleines Versagen… dazu nutzt, sich in den Vordergrund zu spielen? Fernsehen, Radio, Internet, alles steht ihr nun offen und du bist nur der Kasperle. Sei nicht so, Achim. Du bist keine Puppe. Du bist ein freier Mann!“ Sie nutzt Imperative wie ein General, prachtvoll emotionslos im Hintergrund. Achim möchte aufstehen und klatschen und eine Fahne schwenken, aber er hat keine Fahne, also räuspert er sich nur. „Das ist jetzt nicht die beste Idee...“ sagt er. „Ach“ antwortet sie, schnippisch mit einem Mal, „die beste Idee ist es auch nicht, sich über Jahrzehnte hinhalten zu lassen. Worauf wartest du? Was willst du im Leben?“ Sie ist anders, als habe der Sex sie in einen anderen Geist verpflanzt. Haha, verpflanzt, Lachbonuspunkt. „Das ist kurzfristig“ versucht er, die Wellen zu glätten, die über ihn hereinbrechen. Viola lächelt milde. „Natürlich. Es muss ja auch nicht jetzt sein. Jetzt kannst du dich ausruhen und das Fernsehen über dich kommen lassen, Reporter, Anrufe, Leute, die mit Fingern auf dich zeigen… ist es nicht schwierig, so gelassen zu bleiben?“ Sie steht auf und geht davon, zumindest wieder ins Bad. Frauen… Statt sich umzubringen, soll er also eher seine Mutter… nein. Nein. Das ist so falsch, damit könnte man… nein. Nein. Sein Kopf brüllt. Warum will sie seine Mutter umbringen? Sie liebt doch seine Mutter. Sie verehrt sie. 2 Jahre kennen sie sich fast. Seit Oster 2014. Und nun, als wäre der Schalter umgekippt worden. Nein, da muss mehr dahinterstecken als nur der Wunsch, dem Typen, der sie zur Frau gemacht hat, zu gefallen.

Während
die Dusche läuft, stromert Achim durch sein Zimmer, hin und her fällt sein Blick, unstet ist auch seine Gedankenfolge, abgehackt, hilflos sich selbst ausgeliefert. Rum ist leer, das Zimmer eine Müllhalde, was ihm jetzt auffällt, etwas, was er immer ignoriert hat. Sie pfeift im Bad, zwischen den Regentropfen taumeln verquere Töne durch die Wohnung. Dann ist sie still und nur das Echo des Wassers, das durch die Rohre ins Badezimmer strömt, ist zu hören.

Er
wartet, redet mit sich selbst, versucht zu denken. Nein, da ist nichts… nur… Leere. Er flucht.

„Hey“
sagt er laut genug, damit sie ihn hören könnte, fast schon brüllt er, doch sie antwortet nicht. Wieso beginnt es hier nun, zu riechen, als ob… nein… nein… Er geht zur Tür, öffnet sie, nicht möglich! Hat sie die Tür zugesperrt? Wie denn? Er hat doch den Schlüssel… nein, der fehlt. Er geht in die Knie, starrt durchs Schlüsselloch. Der Flur ist finster. Es riecht nun dumpfer, wie Metall, die dickes… nein! „Viola!!!“ brüllt er, hämmert gegen die Tür. Sie gibt nicht nach. Zurücktreten, die Schulter ins Holz…

der Schlag ist mörderisch, hat aber keine Chance. Ein weiterer Versuch bringt nur einen baldigen blauen Fleck ein. Ein Nachbar über ihm beginnt lautstark auf den Boden zu treten, um darauf hinzuweisen, dass Achim zu laut ist. „Fick dich“ brüllt der Angesprochene, ein weiterer Versuch, dann wird er was mit dem Fenster versuchen. In der Küche springt der 20 Jahre alte Kühlschrank an.

Dämon - Kapitel 9 - Viola

Do, 20 Jun 2019 12:09:38, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

Die Straße ist lang, belebt, kühl. Es ist ein kühler Maitag. Ja. Kühl wie das Herz einer Frau, die gerade… es donnert. Menschen kreischen. Sie dreht sich nicht um. Alles ist erledigt. Selbst wenn er überlebt, wie wird er den Körper seiner Mutter erklären, die im Sessel liegt, so tot wie man sein kann mit einem Küchenmesser im Hals? Sie hat einfach nicht aufgehört zu reden, sowas könnte er anbringen, aber das wird er nicht, denn sein verbrannter Kehlkopf wird nur röcheln und Rauch spucken. Leute rennen an ihr vorbei. Gut. Sie senkt ihren Blick, dreht sich um, schlägt sich die Hände vor den Mund und eskaliert inwärtig, „Mein Gott“ kreischt sie leise, damit jemand sie hört, dann starrt sie vielleicht eine Minute auf das Feuer, bevor sie davonwandert.

Sie ist frei. Gott hat sie verlassen, als sie seinen Pfad verlassen hat, ihr Versprechen gebrochen und so weiter. Quark mit Soße. Sie kichert, ein alter Mann, klassisch Hut und Brille und altem grausträhnigem Hund, starrt sie an, dann das Fenster, dann zuckt er mit den Schultern, als würde er die Verbindung aufbrechen, die sich kurz in seinem Hirn gebildet hatte. Violas Füße sind umso leichter, er schlurft, sie hüpft fast, nur fast. Ihre Augen blicken in der Ferne auf die Goldelse, die den roten Sonnenuntergang in ein paar Stunden jetzt schon anvisiert, sie starrt nach Westen, dorthin, wo ihre Freiheit ruht. Aber sie ist so tot wie die Familie Achim und Mutter. Wie hieß die Alte nochmal? Egal. An der Oper vorbei, wo ein paar junge Leute so tun, als würden sie Ahnung von Richard Wagner haben (Ja, die Straße ist einfach nur knapp 500m weiter nördlich, ihr Arschgeigen), aber Touristen sind so unwillig, sich vorzubereiten, wenn sie nach Berlin (BER!LIN!) kommen. Viola ist hier geboren. Wurde vertrieben, ihre Eltern hatten sich doch entschieden, nach Süden zu ziehen, wo die Menschen entspannter sind, wo das große Geld wartet, aber mit spätestens 16 hatte sie die körperlich-visuelle Verbindung zu ihnen unterbrochen und bis auf gelegentliche Telefonate, die immer von ihrer Mutter ausgehen, gibt es nichts mehr, das sie an das Dorf erinnert, wo sie 10 Jahre mit lahmarschigen Leuten verbringen musste. Nichtmal den Namen kennt sie mehr. Wozu auch? Sie fährt doch nie hin. Hier… sie streckt ihre Arme aus, berührt die berühmte Luft der Hauptstadt, hier wird sie sterben.

Kreuzungen
entfernt, abgebogen in den unnachahmlichen Wirrwar Berlins setzt sie ihre Füße auf eine Bank, zieht eine ihre Strumpfhose aus und wirft sie in einen orangenen Behälter. Irgendjemand wird sie schon klauen. Nicht jeder ist so peinlich zurückhaltend wie Achim. Gewesen, meint sie, gewesen. Selbst wenn er überlebt hätte, was kann er sagen ausser „hmmm,iäiä,hmmm“ mit zusammengeschmolzener Gesichtsmaske? Seine Art, Liebe zu machen, liegt auf Platz 97. Dabei hat sie noch nichtmal…. sie muss ne Liste mal machen. Ja. Ne Liste, Wer/Wann/Punktzahl. Oder besser nicht. Der Wind auf ihren nun bloßen Knien ist eine Erinnerung, dass sie auch nur ein Phantom ist und ein Phantom schreibt keine Listen, sondern hat entweder alles im Kopf oder es ist egal.

Zu
viel denkig, zu wenig gelenkig, so wandert sie weiter. Auch ihre Omajacke hat sie ausgezogen und entsorgt, es gibt genug Parks in der Nähe. Der Ring zum Schlüssel hängt an ihrem Ringfinger, ist eine Verbindung zu ihrer Zukunft; im Schließfach liegen neue Klamotten für sie bereit.

Warum
sein Tod? Warum ist die Erde kein Würfel…? Weil seine bescheuerte Aktion seine Gesicht in die Öffentlichkeit gebracht hatte. Punkt. Keine Chance mehr, unauffällig durch Berlin zu gehen, wenn jemand herausfinden würde, dass der Schläger eine Freundin hätte, eine eigentlich gesichtslose Frau, die ihr Tagwerk damit verbringt, hin und wieder jemanden abzumurksen. Trotzdem flucht sie. Sie hatte immer einen Unterschlumpf bei der Alten und dem Typen, Achim, immer was mit Leberwurstschnitte und Wacholderschnaps, mit sinnlosem Gerede im Hintergrund, das typische Leben einer Familie, die aufgegeben hat. Die Karriere der Mama war vorbei, der Sohn hatte keinerlei Ambitionen… und dann diese Eskalation. Sicher, er war frustriert, unfickbar frustriert und sie hatte sich ihm zwei ganze Male ihm „hingegeben“, wie es so schön heißt, aber nichtsdestotrotz, nun, mit genug Übung, 15 kg weniger unter der Haut und viel mehr selbstständigem Denken wäre was aus ihm geworden. Vermutlich war der Vater, den die Mutter bis zu ihrem gurgelnden Ende verschwiegen hatte, der Attraktive gewesen, Mama war auch im Film vor 40 Jahren eine Nebenrollenperson, die es nur geschafft hätte, wenn der Regisseur kein Amateur gewesen wäre. Oder wenigstens ein Vierteltausendstel Fassbinder.

Irgendwann
einmal würde irgendjemand, irgendein halbgenialer Autor auf die Idee kommen, ihrem Leben ein literarisches Erbe zu setzen, die Biografie einer Person, die nie wirklich existiert hat. Natürlich würde dieser Mann (Frauen schreiben ungern über die präzise Unvernunft der Auslöschung von Leben) sie zu einem Mann machen, ihr einen Namen wie Anton oder Werner oder sogar Daniel geben, ein übersehbares

Gesicht, vielleicht einen Schmerbauch, Brille, Hosenträger und die völlig grundlose Basisüberzeugung, dass das Leben ein Kreislauf aus Schlaf und Krieg ist. Männer können nicht über Frauen schreiben, ihre Möglichkeit ist zu begrenzt, ausgehend von Worten und Gesichtern, die wir ihnen entgegenwerfen, unsere Masken. Viola lächelt. „Trink einen. Siehst du das Einkaufszentrum. Gehe in die Bar im untersten Stockwerk. Trinke. Telefoniere. Warte. Folge dem Plan.“ sagt die Stimme in ihrem Kopf. Sie hat Lust auf einen Bourbon, einen Pennypackers, pur, ohne Ablenkung. Mord macht durstig auf Leben.

Es
könnte Abend werden, bald hoffentlich, aber die Leute sind noch immer so gut oder schlecht drauf wie sie es an einem Montag sein können. Viola versucht, von Achims Gesicht wegzukommen, ihre Augen starren auf das blassbraune Getränk, das man ihr gegeben hat, das nur Anleihen von Whisky besitzt, ein Cocktail, Happy Hour um diese Zeit. Es muss wohl um 5 oder um halb 6 sein. Sie hat kein Handy dabei, hat nur eine Nummer auf einem Zettel, der in ihrer Handtasche steckt neben der Packung Zigaretten und einem Feuerzeug: Ihre Handtasche ist das Gegenstück zum Klischee einer überfüllten Frauentasche, in deren Tiefen manch einer den Heiligen Gral oder das Bernsteinzimmer vermutet. Sie lacht in sich hinein. Für ein paar Augenblicke ist Achim vergessen und die Gesichter der Leute, die an der Bar sitzen, wirken nicht mehr so fern oder verschwommen wie vor Augenblicken noch. Sie kippt den Drink runter und bestellt noch einen. Der Barkeeper schüttelt vorsichtig den Kopf, als sie ihm mitteilt: „Mehr Alk, weniger Drumrum“. Er lächelt, als sie ihm einen Zehner rüberschiebt. Natürlich mag er das, jeder mag das. Wir alle sind Nutten, zumindest geistige. Das nächste Glas kommt schon mehr in Richtung Ethanol als die Wasserbomben der letzten Stunde. Es gibt keine Uhr, keine echte Zeit, nur Menschen, die kommen und gehen. Alles Alkis, sagt sie sich, mehr oder weniger und wenns kein Alk ist, dann halt ne andere Sucht, was weiß ich…

Sie
steht auf und geht zu einem Telefon in der Ecke. Sie ist nur in der Bar, weil die noch sowas haben, ein lokalisiertes Telefon für alle, die sich der Diktatur der Dauererreichbarkeit entzogen haben, eine Art Oase der Sinnlosigkeit in einer Welt, die süchtig… wieder die Sucht, jedenfalls süchtig nach Verbindung, nach „Konnektionen“ ist, ein großes Netzwerk von Bedürfnissen, die wie ein Schleimpilz sind, ein feuchtklebrig-ekelhaftes Stück brodelnder Widerwärtigkeit.

„Ja“
sagt eine Stimme, weder Mann noch Frau, vermutlich Frau. „Die Veilchen sind rot“ sagt sie. Klingt wie in einem 70er Jahre Agentenfilm. Nicht alles, was damals schon Klischee war, ist heute anders, aber Codes sind nunmal der kleinste gemeinsame Nenner einer Zelle von Leuten, die andere für Geld abschlachten. „Moment“. Es klickt, klingelt, klingelt lang, länger, hört gar nicht auf zu

klingeln, dann ein Knacken. „Jo“ sagt Viola. „Fuck“ der Mann am anderen Ende knarzt. „Hast du geschlafen?“ fragt sie. „Hier in Tokio ist es sehr spät am Abend.“ „In Tokio schläft auch keine Sau.“ „Ich bin ja auch keine Sau.“ Beide lachen. „Die Explosion in Berlin, das warst du hoffentlich nicht...“ „Ich wäre aufgeflogen… der Typ was dumm genug, sich beim Einpissen auf offener Straße filmen zu lassen.“ „Ist das ein Fetisch von dir?“ fragt er. „Ja.“ Eiskalt. Er räuspert sich. „Und jetzt?“ fragt er. „Ich muss raus, aber bevor ich mich mal verziehe und in den ländlichen Gegenden, mein Gott, wem mach ich was vor… hast du zufälligerweise was zu tun? Wenn ich nix mache, werde ich noch zum Alki.“ „Bist du das nicht schon… okay...“ Er schweigt, sie hört, wie er aufsteht, seinen viel zu jungen Körper knirschend über einen dicken Teppich zerrt, der vermutlich in einem Hotelzimmer in einem viel zu teuren Hotel über den Dächern Tokios liegt, unter ihm die farbigen Wellen der Ampeln, der Menschen. Wäre sie nicht in Berlin, dann in Tokio. Aber die Sprache ist so verdammt schwer zu lernen und die Zeichen noch dazu. Das ist nicht der Weg des geringsten Widerstandes, das ist harte Arbeit. Keine Flexibilität, kein Schwimmen im Strom… besonders nicht als Gaijin-Lady.

„Jo“
sagt er. Sein Computer fährt hoch, die Festplatte röchelt, er tippt. „Ja, okay. Hier gibt es einen Menschen, der soll sterben. Berlin. Es wäre besser...“ er tippt wieder, tippt weiter und weiter, kommt nicht Wort… „hmm“ sagt er schließlich, „hmm hmm, hmm“ er tippt weiter. „Ja?“ fragt sie. Da ist es, das Gefühl im Magen, als würde sich der Kopf aus dem Körper zurückziehen, genau dorthin, wo niemals die Sonne scheinen wird. Noch einen Drink. Sie blickt auf, der Barkeeper ist verschwunden, eine Frau steht stattdessen herum und betrachtet die Feierabendtrinker mit gelangweiltem Blick. Sie trifft Violas Gesicht für einige winzige Augenblicke, nur für den Bruchteil einer Sekunde, dann schaut wie weg, als würde sie nicht auffallen wollen. „Steh ich auf der Liste?“ fragt sie, während ihr das Eis die Füße unter dem Körper wegzieht. „Du warst zu spät, Schatz“ sagt er, „Sie haben dein Bild aufgenommen, als du aus dem Haus gekommen bist. Die Explosion hat das BKA und die anderen Regierungstypen aufschrecken lassen. Heutzutage ist ja alles ein Terrorakt.“ „Hey“ brüllt ein Mann neben ihr, sie wirbelt herum, sein Gesicht ist rot und verschwitzt. „Nur einen Kuss“ sabbert er, drecks Alki. „Verpiss dich!“ zischt sie ihn an, schubst ihn zurück, er taumelt gegen die Theke, wirft eine Bierflasche um. „Fick dich, Fotze!“ er würgt ein paar Wortfetzen raus. „Hallo?“ fragt sie „F1“, ihren Chef, ihren Teamleiter, ihren Agenten am Telefon. „Entweder du bist schnell raus aus Berlin oder du bist schnell… raus aus dem Leben. Lauf. Dreh dich nicht um… dein Tod ist Gold wert…“ Es klickt dumpf und das Echo verhallt langsam in der toten Leitung. Sie lässt den Hörer fallen. Kalte Panik, der Magen kotzt schon halb. „Klo?“ fragt sie die Barkeeperin, die deutet genervt auf ein Schild mit Frauensymbol auf der anderen Seite des Raums. „Danke“ murmelt Viola.

Sie
würgt die Reste ihres Abendbrots ins Waschbecken, die Frau im roten Outfit neben ihr quietscht vor Ekel und stampft davon. Eine Putzfrau mit Eimer und Wagen kommt herangerollt. „Müssen Sie soviel

trinken?“ Der Blick ihres Spiegelbildes erinnert Viola an ihre Mutter, die sich auch immer Sorgen gemacht hat. „Nein“ sagt sie, „aber ich will. Was geht Sie...“ Der Schlag mit dem Stiel ist schnell und die Reflexe unter Einfluss sind langsam, viel zu langsam und als sie zu Boden geht, merkt sie die blauen Überziehschuhe und die teure Strumpfhose, eine deutlich bessere Strumpfhose als sie heute weggeworfen hat. „Wie viel hat die gekosss...“ Ihr Hals wird von der Klinge aufgerissen, das Heulen ihrer Luftröhre erinnert sie an einen alten japanischen Samuraifilm, aber im Gegensatz zu den Wüstenbildern im finalen Kampf dieses Klassikers hat sie keine Worte parat, die in die Analen der Geschichte eingehen werden. Ein kurzer Griff in ihre Haare und ihre Stirn landet noch ein paarmal auf dem Waschbecken, aber sie bekommt nur die ersten zwei Mal mit, bevor sie nicht mehr existiert.

Dämon - Kapitel 10 - van Hagebaum

Fr, 21 Jun 2019 12:10:32, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

Mark van Hagebaum sitzt in seinem Wagen und wandert gemächlich durch Berlin, nur im Kopf, denn draußen tobt die Hölle und hier ist es ruhig genug, um den Eindruck zu vermitteln, dass man eben das machen kann, gemächlich etwas tun, in Berlin. Ha. Bei seinem Namen sind die Leute verwirrt, mit denen er es zu tun hat, sie fragen: „Sind Sie echt oder eine Romanfigur?“ Er antwortet dann normalerweise, wenn er gut drauf ist: „Beides.“ Seine Frau ist Autorin und ihre Bücher bringen mehr Tantiemen ein, als gut für sie beide ist, daher hat er seinen Job und seine Ruhe vor Fans, außer er nennt seinen Namen und sie hat den Ruhm und das Geld. Ist ne gute Beziehung, solch eine Aufteilung der Wirklichkeit. Jedenfalls sitzt Mark in seinem Auto und ist guter Dinge. Heute ist zwar Montag, aber in wenigen Tagen sitzt er nicht in seinem Auto, sondern auf der Veranda eines Hauses in der südspanischen Provinz, umgeben von nichts anderem als Wasser, Luft und Stille. Sein Telefon lässt das Verschwinden in seinen Zukunftsfantasien nicht zu: Es klingelt boshaft.

„Ja“
fragt er, lauscht, nickt, flucht leise, dann legt die Gegenstelle auf und er wirft das Handy auf den Beifahrersitz und gibt Gas, mehr oder weniger. Die Leiche einer Mittzwanzigerin ist auf einem Klo aufgetaucht, mitten in einem Einkaufszentrum, hat die Fliesen vollgeblutet, was für ein Schock, was für eine Klagewelle erwartet wohl die Verwaltung, vielleicht hat man ja eine Versicherung gegen sowas. Die rote Welle, welch ein Wortspiel, verlängert Marcs Fahrt beträchtlich, so dass er zwischenzeitlich auf sein Handy starren kann, nur um rauszufinden, ob seine Frau endlich geschrieben hat. Es ist anders als geplant gelaufen, Urlaub und Geld und Job. Sie ruft nicht an. Klar. Aber vielleicht doch. Bisher hat sie immer angerufen. Sie wollte heute losfliegen, schonmal einchecken, die Gegend erkunden, Spanien erobern, wie sie sagt. Ha. Er ist hier in Berlin und vertrödelt seine Zeit mit Morden. Vielleicht hat die Leiche ja

Selbstmord begangen. Das wäre einfach: Man tippt schnell einen Bericht und ist raus, bevor der Chef nachfragt, rollt sich daheim dann in eine Decke ein und starrt so lange in den Computer, bis man Halluzinationen hat. Und das nur noch ein paar Tage, dann ist man im Flugzeug in den Süden.

Er

braucht einfach Ruhe. Die Arbeit wäre nicht so mies, wenn seine Frau nicht so erfolgreich wäre, seinen Namen genutzt hätte und so weiter. Er kann die ganze Geschichte nicht nochmal aufrollen, sein Kopf würde nur in einer Dauerschleife versinken, aus der er nur auftauchen könnte, wenn… irgendein Idiot vor ihm bei grün bremst. Er schlägt auf sein Lenkrad und verschafft sich damit die Befriedigung eines lauten Hupgeräuschs. Fürs Blaulicht ist sein Mord nicht frisch genug, sie soll da schon länger liegen als nur ein paar Minuten. Aber damit käme er durch, doch wozu?

Es

dauert schon ein ganzes Stück, bis er endlich da ist. Die Menge an Gaffern hat sich exponentiell erhöht, Handys filmen die Situation außerhalb des Zentrums, während Polizeiwagen wie eine Wagenburg um einen der Eingänge trapiert sind, keiner geht rein oder raus, außer mit Marke. Die Rolltreppe hat jemand abgeschaltet, Stille, unterbrochen von leisen Flüchen, Schritte, Worte, die lauter werden, Gesichter, dann erkennendes Nicken. „Marc“ sagt jemand. „Schmitt“ antwortet Marc. Der Pathologe ist unsagbar alterslos, entweder 70 oder 30, sein Gesicht ist vermutlich von den Leichenstrahlen, die ihm umgeben, lebendig zementiert worden, er lächelt deshalb vermutlich so wenig, weil genau diese Muskeln zu Stein geworden sind. „Was haben wir da?“ fragt Marc. „Die angekündigte Leiche...“ Schmitt deutet auf die Tür zum Frauenklo. „Ist es auch sicher?“ fragt Marc wieder. Schmitt zuckt mit den Schultern.

Das

Frauenklo sieht nicht so aus wie in den Legenden, weder Pink noch Einhörner, auch keine Regenbögen, stattdessen grauweiße Fliesen, unterbrochen von Blutspritzern, die in einer großen Pfütze enden. Der Geruch von Blut kämpft mit dem Chlor, verliert aber eindeutig. Ein paar Leute im Vollkörperkondom wandern herum, fotografieren, alles ohne Leiche. Die ist schon eingelagert, bereit, in ihre Bestandteile aufgespaltet zu werden, seziert, berechnet und verglichen mit anderen Exponaten dieser wirren Ausstellung. Er sollte weniger trinken, dann käme er auch auf genauere und wichtigere Aussagen. Sein Kopf rebelliert und möchte nach Hause. 25 Jahre auf dem Buckel und hier solchen Terz machen. Er wandert durch den Raum, blickt in alle Ecken, während er denkt. Sein Kopf blickt nach oben. Ein winziger Punkt ragt aus der Weiße der Decke heraus, glitzert wie ein Diamant. Er geht nach draußen, lässt eine Leiter holen. Die anderen starren ihn an, als wäre er irre geworden. Sein Taschenmesser in der Hand steigt er nach oben und beginnt, mit der Klinge um das kaum sichbare Objekt herumzusuchen. „Fuck“ flucht er. Es ist nur irgendein Glitzerstein, den eine Frau hingeklebt hat,

vermutlich vollkommen unabsichtlich. Sie lachen über ihn, leise nur, damit er es nicht hört, er weiß es. Die Leiter wird davongezerrt. Jemand bringt ihm eine Beschreibung der Toten. In der Paar sind die Zeugen zusammengetrieben worden wie Schafe auf der Weide, blicken sich um, als ob die Polizei ein Rudel von Wölfen wäre, die sie, statt sie zu fressen, für nichtige Gründe einbuchten könnte.

„Haben
wir Kameraaufnahmen?“ fragt er, wartet nicht auf die Antwort, wandert herum, bis er das Büro der „Sicherheit“ findet. Sehr sicher also, wenn hier Leute einfach so umgebracht werden. Es ist zu früh, um Vermutungen zu haben, denn sonst findet er nur passende Fakten. Klassischer Buchtrick.

Die
Aufnahmen, grob-schwarzweiß, passen in eine Fernsehserie aus den frühen 80er Jahren. Wozu sollte man auch aufrüsten, es wird ja niemand umgebracht, Moment, doch. Natürlich werden Leute ermordet, aber doch nicht hier, so mitten unter Montagnachmittagsmenschen, die sich den ersten Frusttag der Woche von der Seele trinken möchten. Figuren flitzen über den Bildschirm. Eine Frau stolziert gerade in die Bar und setzt sich, beginnt zu trinken. Bleibt sitzen, wie eine Statue in einem Meer aus Bewegung, eine klassische Zeitrafferaufnahme. Sie steht endlich auf, geht zum Telefon, telefoniert kurz, erstarrt, spricht mit der Barkeeperin, dann taumelt sie davon. Marc lässt das Band stoppen, „vorsichtig“ weiterlaufen. Die Putzfrau… unauffällig, eher Teil der Umgebung als echte Lebensform, mehr „sie“ als „wir“.

Sein
Handy klingelt. „Ja“ zischt er, während er versucht, das Band mit ihrem 20 Pixel-Gesicht irgendwie zu verbessern, irgendwas CSI-mäßiges zu machen, aber dafür ist er nicht ausgebildet und er glaubt auch nicht ernsthaft daran, diese Serie nachstellen zu können, indem er ein paar Knöpfe drücken lässt. Schweiß liegt auf dem Gesicht des viel zu fetten Sicherheitsdienstmitarbeiters, der nur ein ruhiges Leben haben will, Donuts noch dazu.

„Marc“
sagt sie und sein Zorn erlahmt, bevor er wieder zurücktritt wie ein Esel. „Emma“ sagt er. Sie lächelt, er hört das daran, wie sie Luft holt. „Sie werden „Teertanz“ verfilmen. Sie haben mich angerufen, also die Firma, eine Frau Sägebrecht, direkt die Sägebrecht, die sich um die ganzen...“ sie redet weiter, als ob er eine Litfasssäule wäre, die ein Obdachloser für einen Menschen hält. Er ist das gewöhnt. „Hörst du mich?“ fragt sie. „Ja, schon… ich bin hier an einem Fall, Moment… was ist das?“ Kirchenglocken hinter ihrer Stimme. Heute ist doch kein Feiertag,

trotzdem ein leichtes Bimmeln. Wodka gestern, heute Hallus? „Wo bist du…?" „Ich..." „Du bist wieder bei ihr, ja?" fragt er und seine Stimme zittert weniger, als er sich vorstellt, trotzdem zu sehr, um ignoriert zu werden. „Ja, verflucht..." zischt Emma. Das Klingeln wird leiser. „Ich wollte ihr die Nachricht zuerst..." „Nein, Emma. Wir hatten doch..." „Du hattest es entschieden. Du hattest gesagt, wir müssen weitermachen. WIR haben garnichts gemacht. WIR waren nicht in Therapie. ICH! Habe alles getan, was notwendig war, um… um…" Sie schluchzt. Was soll er tun? Ist er so kalt? Der Panzer, der um sein Herz herumgewachsen ist, knackt, er presst die Faust auf seine Brust, „das zu überstehen, Marc. Vermisst du sie nicht?" „Emma" flüstert er, umgeben von Stimmen, die gleichzeitig durch die Hallen des Einkaufszentrums schweben, „Emma, ich vermisse sie so sehr… es ist nur nicht gut, wenn du..." Sie legt auf. Die Zeit, in der man den Hörer auf die Gabel knallen konnte, vorbeigeflogen wie die Erinnerung einer Wolke. Sie ist bei Gabriela, bei ihrer Erinnerung, dem Symbol ihrer Existenz. Er fühlt ihre winzigen Hände auf ihrem Gesicht, ihr Lachen in seiner Seele, doch das ist vorbei, der Phantomschmerz einer Amputation. Fast 10 Jahre, doch die Wunde, die Marc versucht, zu flicken: Die Naht ist nicht dick genug, Draht, Whisky, Koffein, Sexfilme… also das Zeug, das man legal kaufen kann, völlig nutzlos. Und er ist blöd genug, nicht den Andeutungen seiner Kollegen zu folgen, die andere Mittel nutzen, um sich ihrer Existenz unbewusst zu sein.

Shit,
jetzt geht das wieder los. Ein Flackern im rechten Auge, das andeutet, dass die Netzhaut endlich ihren verfluchten Geist aufgibt? Nein. „hallo" sagt eine Stimme, unwirklich, weil: nicht real. Er muss sich nicht umdrehen. „Gabi" sagt er vorsichtig. „papa" antwortet die Stimme. „Du bist nicht real." „ich bin nicht real, du bist nicht real." Ihr Gesicht hat den Abdruck des Autoreifens, den selbst der beste Nachtotchirurg nicht hat beheben können oder was der verdammte Gesichtsausdruck, Ausdruck an Worte, jetzt geht es wieder… Name für den Beruf ist. Man kann viel tun, aber nicht alles und auch ein Kleinwagen irgendeiner beschissenen Marke hinterlässt sein… Markenzeichen. Sie war vor ihm hergerannt, direkt auf der Kreuzung Bismarckstraße/Wilmersdorfer… wo die Ampeln einen zwingen, zu erstarren oder wie ein bescheuerter Mensch zu rennen. Sie war anderen gefolgt, die das Rot nur als Erlaubnis genommen hatten, Anarchie zu züchten, diese Spackos, Idioten… und der Wagen hatte sie nicht gesehen. Vermutlich war der Fahrer… wie auch immer sein Name gewesen war, eine Sünde in seinen Augen! eingeschlafen oder hatte am Autoradio gespielt, völlig davon überzeugt davon gewesen, dass kein Mensch bei Rot über die Straße gehen würde, gerade in Berlin! HAHA! und dann war es geschehen und ihr Gesicht schwebt halb vor ihm, der Rest verschwimmt in einer Mischung aus Nebel und ihrem Lieblingskleid.

„Wollen
Sie noch was?" fragt der fette Mann am Pult. „Was… ach ja." Er zieht einen Zettel, eine Visitenkarte aus seiner Jacke, wischt sie ab. „Schicken Sie die Datei… auf diese Email-Adresse. Danke." Der fette Mann nickt ihm zu, ehrfürchtig berührt er das magische Objekt mit beiden Schokodonuthänden wie ein japanischer Geschäftsmann, was er vermutlich nur aus irgendwelchen

Hentai-Filmchen kennt, die er heimlich anschaut, wenn er sich allein fühlt. Nichts geht über Pixel-Genitalien.

Außer
Leben.

Leben,
das er verloren hat, als er sie verloren hat: Seine Frau hat jegliche Form der Reproduktionsmöglichkeit aufgegeben, als sie mit der Nachricht über den Tod der Kleinen konfrontiert worden war. Die Kleine, die jetzt neben Marc schwebt wie ein Dämon. Ja, genau die. „Berlin wird untergehen." sagt sie, flüstert, zischt sie. Das übliche Höllengequassel. Die ersten hundertmale war es ein Schock, aber nun kommt sie so selten, dass er nur noch genervt ist, wenn es geschieht. Wie heute. Wie bei einem solchen Mord. Nur, dass sie, im Gegensatz zu einem Film oder einer Ein-Staffel-Serie keine Hinweise zum Täter oder Motiv gibt, nein, sie nervt nur mit ihrem Klischee-Gejammere. Das ist wohl das Fegefeuer für ihn… er lebt in DIESER Welt und erntet die Früchte für seine Sünde der schlechten Erziehung. Dieser kurze Eindruck einer Kurzgeschichte, die alles auf einen Punkt konzentriert… er schüttelt den Gedanken ab. „Siehst du den Mann dort in seinem gelben Shirt. Siehst du ihn?" „Ja" antwortet er sich selbst. „Warte, bis er vor deinem Auto steht."
Marc ignoriert die Stimme, wie jede andere.

Gaffer
zäumen seinen Parkplatz und er muss sich überwinden, nicht jedem seinen Fuß ins Gesicht zu setzen. Dafür ist er auch bekannt, sich zurückzuhalten. Noch mehr als sonst ist er ein Spießer geworden, der sich nur ein übliches Leben wünscht. Seine Frau kann ruhig versuchen, ihre geistigen Gene weiter in die Welt zu tragen, Menschen aufschrecken in der Nacht, wenn sie das Kapitel „Das Auge im Schlüsselloch" gelesen haben… nichts für ihn. Fast würde er „Sorry" sagen. Er muss zur Behörde. Vermutlich wird er sich wieder verfahren.

Jemand
muss zur Seite springen, landet mehr als unsanft auf seinem Hintern. Marc würde kichern, aber hat seine eigene Stimme nicht… nein. Nein… es ist nur ein Mann, um die 30. Handy in der Hand. Gelbes Shirt. Völlig aus dem Nichts. Die Augen zornig, dann völlig vom eigenen Terror überwältig, starrt an Marc vorbei, als wolle er ihm nicht in die Augen schauen. Angelernte soziale Angst vor Polizisten und Leute, die einem wehtun können. Marc ist keiner aus der zweiten Reihe, aber er kennt einige Leute, die es nicht geschafft haben, sich zu beherrschen und die Interne ist nicht immer darauf geeicht, solche Leute wieder in die Spur zu bringen. Wozu auch? Terror muss verdient sein. Er fährt endlich weiter, ignoriert den Mittelfinger des

Mannes, den der hinter seinem Telefon zu verstecken versucht. Anzeige wegen Fast-Überfahren? Versuchs nur, Punk. Jetzt dreht sich der Typ um und rennt gegen ein Stopschild. Scheiß die Wand…

Dämon - Kapitel 11 - Kai

Sa, 22 Jun 2019 12:11:31, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

„Verflucht“ Schmerzen. Schmerzen im Kopf, in den Augen. Der Kater ist übel und es ist Montag und heute ist der Tag und die Nacht und morgen ist alles besser. Kai hängt seinen Kopf schief. Drecks-Bulle. Denkt, er wäre was besseres. Kind auf dem Rücksitz, mehr Spiegelung und echt. Erinnert an den Film „Wenn die Gondeln trauer tragen.“ Sie dreht sich nicht um. Sie hat ihre Hände um den Kopf des Mannes gelegt. Vermutlich hat er ihn deshalb nicht gesehen. Leg dich nicht mit ihnen an, dann bleibst du in Ordnung. In Sicherheit.

Es braucht ewig und drei Tage, bis Kai endlich das Büro betreten kann. Mike hängt über dem Monitor wie ein eiskremfutterndes Faultier. „Wasn los?“ Mike blickt nicht auf. „Morrrrd“ murmelt er, „gut, dass du nicht zeitiger hier warst. Hättest lange warten können...“ „Fuck, verpasst“ scherzt Kai, doch Mike fällt nicht drauf rein. Er kaut statt dessen an seinem Daumen und lacht, als Kai sich setzen will. „Mist. Drecks Cop“ Er hält sich die Hüfte. „Problema?“ „Nein. Doch. Mist.“ Er reibt sich das Fleisch, Knochen, Haut irgendwo drüber. Altersarthrose mit Mitte 20. Schmerzmittel… er greift sich in die Jackentasche. Liegt draußen auf der Straße… „könntest du… dürfte ich...“ „Hä?“ „Ich hab mein Zeug verloren. Müsste draußen liegen...“ Gitarrendrahtnerven singen Lieder und ein irrer Gott spielt das Akkustikcover eines 90er Jahre Grunge-Songs, den er nicht mehr kennt, denn diese Zeit ist aus seinem Gedächtnis verschwunden, zur Selben Zeit Wie Der Sinn Seines Lebens. SZWDSSL. Fuck you, Life. Der Absprung von der Brücke war der letzte Weg und er hat überlebt, leider hat er überlebt.

Die Straße ist voller Menschen und opiatfrei. Vielleicht habens die Polizisten, die an der Ecke stehen, schon eingepackt oder jemand hat die Chance nicht verstreichen lassen, kostenlos an Drogen zu kommen. Er humpelt zurück, nur um das Büro leer vorzufinden. Die Klotür ist einen Hauch und deutlich zu offen. „Hey, Kai?“ fragt die Stimme. „Nein, hier ist Jeff Dyonisos, Gott des Bourbon.“ Mike lacht, furzt, lacht noch lauter. „Alter, ernsthaft?“ Kai tritt,

knallt die Tür zu, ignoriert das Gemurmel des Fetten.

„Etwas
zu verstehen, ohne Worte dafür zu haben, ist...“ hat jemand auf den Zettel geschrieben, der neben dem Schlüsselbund klebt. Perfektion ist ein Zeichen für das Unmögliche, hat Mikes Mutter immer gesagt, bevor sie abgehauen ist. Mike hat davon erzählt, immer und immer wieder, sich den Kopf darüber zerbrochen, nicht nur seinen, auch Kais. Und Kai ist das egal. Er braucht heute nur einen Unterschlupf, ein Alibi. Doch… die Reste des Knochens, die sich in seinen Arsch bohren, dort, wo das Flussbett ihn aufgefangen hat, wirken wie ein Alarm, dessen „Snooze-Knopf“ nicht abschaltbar ist und so kommt die Unsicherheit, heute Nacht… ja… die Sache durchzuziehen. Selbst in gutem Zustand, chemisch ruhiggestellt, ist die Sache gefährlich. „Die Sache“, nur ein kleiner Lauf durch ein gesichertes Gebäude, eine Armee Wachhunde gegen sich, menschlich und tierisch und dann dieser Stein, klein und fein, das sich so gut reimt, dass es eine Wonne ist, sich das Glitzern vorzustellen, den das Juwel von Banglapoor im Sonnenlicht erzeugen würde, pure kleine Magie. Doch nun… dank des Bullen, hatte sich die Sache zu sehr kompliziert. Heute halt nicht. Aber morgen, sagen zumindest die Leute, die solche Dinge wissen, ist das Juwel schon wieder halb auf dem Weg nach München, um auch dort der Anbetung des Volks ausgesetzt zu werden. Verdammt.

„Ich
hau ab.“ Mike hat sich umgezogen, sein Shirt ist mindestens 2,5 Nummern zu klein, doch niemand würde ihn deshalb ansprechen, ein Kuschelbär mit Pranken. „Klar. Mach schon. Geh. Und pass auf, dass dein Gesicht nicht in Flammen aufgeht wie bei dieser Tusse heute in der Glotze. Das heißt, geh nicht fremd mit jemandem, deren Freund darauf steht, dich mit Alk zu überschütten“ Mike schnauft verwirrt, zuckt mit den Schultern und rollt davon. „Stimmt, du würdest das Zeug eher trinken.“ Kai zieht seine Uniform an, die ihn zu einem deutlich besseren Menschen macht als er üblicherweise ist und wirft sich auf den Sessel, beginnt, die Kamerabilder zu betrachten. Sein Telefon schweigt. Hier ist nun die Totenstille, die er immer benötigt. Daher ist der Job so unbeliebt. Kein Mensch will 8 oder 10 Stunden lang nur Rauschen hören. Doch die normalen Wachleute kommen von extern, seine Arbeit ist das Überwachen, nicht das Helfen oder Retten. Und daher kann man auch mal verschwinden. Wie in den letzten Wochen, als er nächtliche Phasen auf dem Dach verbracht hat, das Fernglas in Händen, beobachten, zählen, planen. Aber genug der Rede. Es ist Zeit, sich auf die Monitore zu stürzen und die Zeit zu verbringen.

Um
19:30 Uhr sollte jemand vorbeikommen mit Namen Hans Günther, aber er kommt 2 Minuten zu spät, die Augen rot vor Zorn. „Drecks Bullen“ sagt er und seine Stirn glänzt. Er ist aufgeregt, milde gesagt, „wo ist Mike?“ „Feierabend seit ca. 2 Stunden“ meint Kai. „Mist“ meint HG, „er hätte das Band nicht so ohne weiteres rausgeben

dürfen.“ Kai fragt nicht, Kai ist hier, um zu nicken, wenn jemand auf einer höheren Ebene mit ihm spricht, zu lächeln, traurig zu sein, das übliche halt. HG verschwindet wieder. Er wird an einem anderen Ort gebraucht, nicht bei arbeitenden Holzklasse. HG mag Abkürzungen vermutlich nicht, aber kein Mensch sagt Hans Günther, das klingt so vernünftig. HG ist totalst unvernünftig und weil Kai das auch gut findet, sagt HG auch nie was, wenn er unter Umständen Kai nicht um Mitternacht ans Telefon bekommt. Ist passiert, ein kurzer Ausspruch, etwas mit Reizdarm und HG hat nie wieder was gefragt. Geschickt eingefädelt, jaja.

Der
Abend zieht sich hin wie die Menschenmassen, die so gar noch eine Viertelstunde vor Ladenschluss den Weg in den weißgefließten Bauch des Shopping-Wals schieben, als würden sie die Verkäufer provozieren wollen, die auch nur Feierabend machen möchten, sehr bald. Und nicht wenige erhobene Hände prasseln auf den Bildschirmen umher, als es endlich Zeit ist, die Zeitlosen, die keine Freunde oder ein Leben haben, zu entfernen. Kai muss nicht raus, er ist sicher in diesem Bauch aus Bildschirmen und Kabeln. Die beiden Hamburger, die er sich mitgebracht hat, liegen in ihrem erstarrten Fett in der Tüte, er hat keinen Hunger und der Schmerz hält sich auch nicht fern. Drecksdieb! Heute hat Kai keine Zeit, sich was außerhalb des Wegs „Arzt-Rezept-Apotheke“ zu krallen, keine Verbindung zu seinem Musikmann, Klaus X (das X steht für Xtras kosten), alles ist einfach scheiße. Die Sonne ist bereits gleitet bereits über den peruanischen Alpen und hier sind noch immer Leute… aber nicht mehr lang. Tick. Tack. Meditation und Beobachtung, alles muss heute passen. Den Weg hat er sich überlegt, die notwendigen Hilfsmittel, schneller Blick auf die Uhr, in 4 Stunden, liegen auf dem Dach, in schwarze Folie gewickelt, so unauffällig, dass er sie nicht finden würde, wenn er sie nicht markiert hätte.

Der
Weg ist ein Schachspiel gegen mindestens 5 Gegner, davon 2 Hunde, aber es spielt sich auf 3 Ebenen ab und er ist nicht Bobby Fisher und auch Bob würde mit dem Zerren in der Hüftgegend sicher keine Ausrede brauchen, um ein Spiel abzubrechen, oder hat er das nicht? Kai kennt sich nicht so aus, aber er mag geniale Irre. Er wäre gerne einer. Er pfeift die Melodie, sie ist wieder da. Sie wird nicht verschwinden. Er ist Fantomas. Nein. Doch. Vielleicht ein wenig.

Ein
Summen weckt ihn. Es ist spät genug, weil man seine Existenz ignoriert und ihn schlafen gelassen hat. Er wollte nicht, aber.. nun ist es zu spät, um was anderes zu tun. Seine Hüfte knirscht. Die Monitore zeigen die Leere und Schatten, sind Kunstwerke aus Licht und… nun ja, Schatten. Er hätte Kunst studieren sollen, aber er… sollte sich nicht ablenken lassen. Es summt wieder. „Hans Günther“ Er hört dem Kratzen der Stimme seines Vorgesetzten zu, muss sich nicht einmal entschuldigen, es ist Mitternacht und man hat ihn erreicht. Das gibt Bonuspunkte und bald eine neue Highscore. Er legt

auf. Heute Nacht wird die letzte sein, die ihn hier hält. Dann geht's nach Acapulco… oder an jeden Ort, der Sonne und Rum liefert.

Jetzt.

Er humpelt nach oben, schaut sich um, als ob jemand die Treppe überwacht, außer ihm tut das keiner. Die Runden der anderen sind so geplant, dass sie 110%ig keine Chance haben, ihn zu erblicken. Stufe um Stufe steigt er in den Himmel, als er mit einem Mal den Boden unter den Füßen verliert, zumindest unter dem linken Fuß und zurücktaumelt, rutscht, fällt. Der Schmerz ist barbarisch und das nur, weil irgendjemand den Rest eines Sandwich-Eises vergessen hat, zu essen. Berlin, die Stadt der… er flucht, jammert, keucht, als sein Rücken die Emissionen der Hüfte auffängt. Er möchte weinen. Nur mit Mühe kann er sich aufraffen. Acapulco. Rum. Weiber.

Die

Nacht trägt Regen in sich, die Dächer glitzern, Kais Stirn schmilzt augenscheinlich gerade. Er wischt sich den Schweiß aus den Augen, stellt seine Ausrüstung einem unbekannten Publikum vor, kann sich aber kaum bewegen. Der Bolzen fliegt durch die Nacht, hinter ihm ein Seil, dünn genug, um unsichtbar zu bleiben. Ein fernes „Klank“ verspricht eine gute Landung und nachdem Kai das andere Ende des Seils an einer Metallstrebe befestigt hat, sucht er den Knopf, um seine Angst auszuschalten, die ihn jetzt erwischt, das Zittern der Panik, doch er ist fort, liegt in der Mitte einer Pille, verschollen wie die Flasche mit den anderen. Er dreht sich zur Seite, um einen Einblick in den Rest Berlins zu nehmen, einen Blick nach Süden, dort, wo in der Ferne irgendwo sein Bett lauert, dann schwingt er die Rolle, an dessen Ende sich die Griffe für seine Hände befinden, über das Seil und er springt ab. Nur jetzt ist er frei und die Wand rast auf ihn zu und er versucht, seine Beine zu heben, doch es gelingt nicht, weil wenigstens ein Hüftgelenk knirscht und wendet sein Gesicht ab, bevor das Haus seine Nase bricht. Sein Kiefer knallt auf den Stein und sein Ohr reißt auf: Hätte er doch… eine Maske genommen. Eine Hand verliert den Halt, rutscht ab, er hängt an der anderen und seine Gedanken beten zu einem unbekannten Gott, dass er nicht abstürzt, doch der Griff ist glatter als gewohnt und dann verlässt ihn die Kraft und er fällt…

hält

sich an einem Fensterrahmen fest, der dankbar genau unter seinen Fingernägeln auftaucht. Er schwebt über der Erde, sein Schädel dröhnt und seine Arme beginnen endlich, wie Ameisensäure zu brennen, genau wie der Schweiß, der sich in seinen Augenwinkeln sammelt. Er sieht keinen Film vor seinem inneren Auge ablaufen, keinen Projektor, der seine ganze Geschichte mit einem Mal in sein Hirn jagt, da ist gar nichts, nur die Angst, pur und ungemischt, die durch seine Venen rast. Mühsam, Zentimeter für Zentimeter, schiebt er sich an der Kante lang, bis der rechte Fuß ein Relief findet, auf dem er sich abstützen kann, ein gemeiseltes Bild, das kein Mensch tagsüber anschaut, soll wohl einen abstrakten Wasserspeier

darstellen. Seine rechte Hand sucht in seinem Gürtel nach einem winzigen Hammer, er schlägt zu und das Glas splittert. In der Ferne jault eine Katze, sonst schweigt Charlottenburg zu dieser unchristlichen Stunde. Mit ein paar Handgriffen entriegelt Kai die 50 Jahre alte Sicherung, die damals nur angebracht wurde, um Investoren für das Museum zu gewinnen: kein Mensch hätte gedacht, dass jemand blöd genug ist, im 4. Stock einzubrechen, weil so eine lange Leiter viel zu auffällig wäre. Das Dach ist dafür deutlich besser gesichert, daher muss Kai diesen Weg nehmen.

Er
schlüpft durch die Fensteröffnung und rollt in das Zimmer. Dicker Teppich stoppt den Schmerz in seinen Beinen für einen Augenblick, während er versucht, seine Finger zu strecken. Mist. Staub legt sich auf sein Gesicht, hier war viel zu lang kein Mensch. Er muss niesen. Das Geräusch verschwimmt in seinem linken Ärmel. Hinter dem Vorhang aus Tränen schaut er sich um, überall altes Zeug, Gemälde, die durch die Straßenlaternen zum Leben erwacht sind, mehr alter Kram, Landschaften, ein paar Gesichter, nichts an moderner Kunst, die man vielleicht verkaufen könnte, wenn man zufällig hier landet. Kai ist aus einem anderen Grund hier. Der schmale Streifen aus Licht zeigt ihm den Weg auf den Gang. Sein Herzschlag rast, als er sein Ohr an den Spalt legt, shhhh, ruhig, ruhig, hinter dem Rauschen hört er Schritte auf Steinfußboden, müde Stiefel wandern pflichtgemäß durch die Nacht, nur damit jemand am Ende ein Kreuzchen auf den Plan schreiben kann. Als sie verklungen sind, rüttelt er an der Tür. Nichts bewegt sich, abgeschlossen. Er zieht aus seinem Gürtel eine alte Ledertasche, fühlt mit den Fingern nach dem richtigen Dietrich, findet, presst ihn in das Schloß, fummelt hier und da, ohne dass jemand dreckige Witze reißt und endlich knackt es leise.

Niemand
auf dem Gang, das Licht auf halbe Stromsparstärke, in der Ferne ein paar rote Lichter, dazwischen Schatten, ein schönes abstraktes Muster. Kai huscht nach links, hält an einer Ecke, blinzelt kurz, dann hüpft er die Treppe hinauf. Der Plan, so man die Informationen nennen kann, stecken in seiner Jackentasche, aber er braucht sie nicht, hatte er doch genug Zeit, sie auswändig zu lernen. 2 Stockwerke, Kameras drehen sich im 90% Winkel, eine Viertelrunde pro Minute. Die Schuhe berühren den Boden kaum, trotzdem ist er vorsichtiger als sonst. Wenns um Diamanten geht, dann gibt jemand mehr Geld aus, um sie zu schützen; Bilder sind viel schwerer zu klauen und zu verscherbeln.

Dieses
Haus erinnert mehr an eines dieser Kuriositätenkabinette, Zimmer an Zimmer, verschlossen mit riesigen Schlössern, dazwischen Bilder toter Menschen oder verbotener Landschaften, ein paar Glitzersteine, die unter Kupferplaketten ruhen, die kein Mensch mehr lesen kann; gerne würde Kai den Staub davon abwischen, aber wenn dann der Alarm losgeht, dann gute Nacht. Kai fühlt den Hammer an seiner Seite, nur für alle Fälle… unter Stress beginnt er, sich selbst zu

kontrollieren. Die Furcht wird größer, eine dunkle Wolke beginnt, sein Sichtfeld einzugrenzen, wallt auf, sein Herz rast wieder, er bleibt stehen. Hier stehen ein paar Statuen in der Gegend herum, warten auf unvorbereitete Kinder, die sich verlaufen und dann gehts Ruck Zuck Kopf ab. Nein, das ist nur sein Verstand, der wilde Kapriolen schlägt, er muss weiter. Eigentlich ist das ein komisches Museum und auch recht unbekannt, als ob es niemand besuchen solle. Die Nachricht kam auch so völlig zufällig, als habe sie auf ihn gelauert. Kein Mensch kennt Banglapoor und trotzdem gibt jemand Geld aus, um einen Diamanten nach Berlin zu bringen in ein obskures Museum für volksgeschichtliche Kunst, pah. Es wird mit einem Mal finster, eine Hand legt sich um seine Augen, drückt sie zu, hinterlässt tausend kleine Blitze in seinen Augen. Panik, ein schneller Schlag mit dem Hammer, der es unbewusst in seine Hand geschafft hat. „Aua" jault die Stimme eines Mannes, „was ist denn los, Stephen… du… du…." er bekommt augenscheinlich jetzt mit, dass Stephen und Kai zwei unterschiedliche Leute sind, beginnt zu brüllen, als der erste Schlag nicht wirklich hilft, ihn zu stoppen, in zweiter und dritter Schlag sind nicht auch nicht hilfreich… im Hintergrund bellen Hunde, ihre Rufe durchstoßen die Halbnacht und dann geht das Licht an, brennt auf Kai herunter wie ein Regen aus beißendem Schmerz. „Fuck" sagt die Stimme aus dem Nichts, „das ist nicht der Plan."

Es
ist finster und das Fenster hinter Kai trägt das Loch seines Hammers und seiner Hand. Er zittert. Was zur Hölle war das? Der Raum staubt vor sich hin und vor ihm liegt die Tür, die seinen Fähigkeiten bereits erlegen war. Er greift an seinen Gürtel, Dietrich und Hammer stecken hier, wie vor 10 Minuten schon. Waren es 10 Minuten? Hat er alles halluziniert? Schritte wandern vorbei, Stiefel auf Steinboden. Er wartet, versucht, seinen Kopf zum Schweigen zu bringen, doch alles war genauso echt wie jetzt, sogar der Schmerz in seiner Hüfte. Es ist klar: er hat nicht aufgepasst und jemand hat ihn verraten, ein Wachmann ohne Namen, der ihn Steven genannt hat. Pah. Wird er irre? Er blickt aus dem Fenster, sieht er da den vertrauten Berliner Nachthimmel oder ist das hier eine andere Welt, ein Raumschiff, das ihn eingefangen hat, voller Wesen, die Spiele spielen, Videospiele? Kai kann nicht sagen, wie er sich fühlt. Alles ist wie immer, nur er ist anders. Er wartet. Wieder wandern Stiefel vorbei, irgendwo im Hintergrund. Seine Erinnerungen folgen der unbekannten Person, die nach oben stampft, vorbei an verwirrenden Exponaten einer unbesuchten Ausstellung. Dann, lautes Lachen hinter der Tür. Füße trampeln die Treppe hinunter wie ein Dutzend Kinder beim Fangen-Spielen. „Stephen" japst jemand, „ ich krieg dich." Eine andere Stimme lacht lauf. „Drecksack, ich klau dir dein Brot!" Erst langsam zieht Stille ein, die Leute, die sich gegenseitig durch die späte Nacht jagen, haben das Stockwerk verlassen. Das Schloss wird wieder geknackt, diesmal schneller und mit einer unerwarteten Eile schleicht Kai wieder nach oben, achtet nicht auf die Bilder und Ausstellungsstücke, er kennt sie ja schon.

Das
gute Stück liegt nicht auf einem Sockel, es sind keine grünen Laserstrahlen, die den Raum in eine Disko verwandeln, durch den Kai hüpfen müsste, dafür ist er erstens zu alt und zweitens mit kaputter Hüfte, ja, man kann nicht genug darauf hinweisen, dass er

seine Medikamente vermisst. Das Juwel liegt in einem Tresor, sicher, hinter mehreren Schichten aus Stahl, Elektronikkram und so weiter. Kais Hände rutschen vorsichtig über das kühle Metall, bleiben am elektronischen Schloss hängen, er schließt die Augen. Er kennt das Modell, es ist gut, doch er ist besser und ein Metallschrank hat keine Erinnerung, wie man sich gegen effektiv wehrt und nach ein paar Augenblicken öffnet er den Blick ins Paradies. Kai steckt den Zettel wieder ein, die Kombination lässt sich leicht ausrechnen, wenn man weiß, wer wann welche Daten einträgt, der Hauptgrund, diesen Einbruch heute nacht durchzuführen: Er hat jemanden dafür bezahlt, seinen Code zu hinterlegen. Charlie ist ein Alki und erfüllt viele Wünsche, wenn der Stoff reichlich fließt… und er vergisst, wenn er noch ein bisschen mehr von seinem „echten Zeug“ bekommt. „Echtes Zeug“ meint echte Drogen, nicht diesen Billigsuff aus dem Supermarkt.

Die
himmlichen Chöre singen. Er kann nicht anders, muss wenigstens seinen rechten Handschuh ausziehen, um das magische Objekt seiner Reise zu berühren. Ja, es ist echt und kühl und fühlt sich an wie 20 Jahre Karibik, mit Rum, Sand und hübschen Frauen, die sich um ihn scharen wie um ein geheimnisvolles Idol längst vergangener Zeiten. Der Teil seines Hirns, der nicht vom Tagtraum heimgesucht wird, erfasst aber etwas anderes, etwas, was seine Ohren ihm sagen wollen, aber nicht ganz zu ihm durchdringen: Sie kommen zurück. Tap, Tap, Tap, Stille, Röcheln, Schnarren, Tap, Tap, Tap. Vorsichtig folgt sein Körper den Geräuschen, sein Kopf dreht sich und er sieht, erst ganz hinten, wo die Treppe endet, einen Schatten, der langsam näherkommt. Rot glitzern die Augen dieser Kreatur, die, schlimmer als ein Werwolf oder ein Monster, ein Hund ist, ein Deutscher Schäferhund, trainiert um Leute wie ihn aufzuhalten. Er trottet näher, knurrt. „Hey Rudolf“ flüstert Kai. Das Tier quietscht ein wenig, dann rutscht es näher, reibt sich an seinem Bein, hechelt. „Guter Junge.“ Charlies Kumpel Rudolf trinkt deutlich weniger als sein Herrchen, ist dafür aber viel ehrlicher in seinen Reaktionen. Alles verläuft nach Plan. Alles ist so unglaublich perfekt wie ein Zahnrad in einer unendlichen Maschine, wie eine Band, die seit 20 Jahren zusammen jamt. Yes, smooth. Er lässt das Juwel in seine Tasche gleiten, es gleicht einem Tropfen voller Zukunft und Glück. Zeit für den Abgang. Er schließt den Safe wieder. Rudolph klebt an seinen Füßen, hechelt glücklich. „Sorry, Junge“ Kai blickt sich um. Das Fenster ist in Reichweite, aber verdeckt von einem Dutzend Bilder, die sich kein Mensch anschaut. Nacheinander schiebt er sie zur Seite, betrachtet sie im Halbschatten, nichts besonders, keine Sau versteht moderne Kunst. Die Welt draußen wird zu einem Spinnwebenpuzzle, das Fenster knarrt laut, als er es aufzerrt. Die kalte Luft schmeckt nach Benzin und Metall. Poetische Leute würden sagen: Die verlorene Hoffnung auf einen neuen Flughafen, Hartz4-Sucht und der Geruch der Leute, die auf den Boden spucken, um einen Teil ihrer Existenz zu teilen. Kai ist kein Poet und sein Blick wandert nur nach unten, wo im Schatten einer flackernden Laterne ein Auto wartet, dessen Schlüssel er selbstverständlich dabeihat.

Rudolph
jault ein bisschen, seine Haare sträuben sich. Stimmen rufen ihn, er blickt sich um, die Ohren gespitzt. Sie kommen näher. Fuck. Dreck. 5

Stockwerke bis zum Boden. Sein Rucksack, unfühlbar leicht wie bisher, wird zur Rettung, das Seil ist stark genug für ihn, knapp ja, aber es ist leichter als ein dickeres (wer hätte das gedacht?). Er verknotet es mit dem Heizkörper, der ahnungslos an der Wand geschraubt ist und klettert aus dem Fenster. Rudolf knurrt. Sie kommen näher. Zentimeter um Zentimeter zerrt sich Kai in die Kiste, kämpft gegen die Gravitation an, die, wie bekannt ist, dich nicht umbringt, erst der Aufprall. Oder schlimmer, man überlebt irgendwie. Der Hund bellt los. Sie sind da; Kai sieht vor seinem inneren Auge ihre Reaktion, das offene Fenster. „Hier will jemand rein!!!“ Mein Gott, sind die blöd. „Dreckskköter. Was… verdammt…“ Das Bellen verstummt. „Er hat mich… verdammt. Aaaah. Bring den Wichser...“ Schläge über ihm, das Britzeln eines Elektroschockers, der Hund jault, heult, bricht Kais Herz. „Kommmmmm“ ruft er in die Höhe über ihm, verflucht sich selbst im selben Augenblick. „Komm“ flüstert die Stimme in seinem Kopf. Der Schatten fließt in die Nacht und verwandelt sich in Rudolf, der völlig hingerissen von der Anweisung dem Boden zurast. Kai hält sich fest, betet, doch der Reflex ist unaufhaltsam. Der Hund landet in seinem Arm. Das Internet sagt 30-40 kg wiegt ein Rüde, nicht dieser hier, der liegt bei ca. 2 Tonnen, Armbruch inbegriffen. Es knackt. Mensch und Tier fallen. Glas splittert. Das Autodach schwingt nach. Der Schmerz kommt in Schüben, erst der Rücken, dann der Arm, Blut strömt durch Kais Schädel, seine Ohren glühen, der Hund, der auf ihm liegt, rührt sich nicht, wimmert aber im Hintergrund. Zwei schwarze Flecken bewegen sich am Fenster, verschwinden wieder. Kai muss die Kontrolle wiederbekommen, den Atem finden, der sich verabschiedet hat. Er drückt an dem Tier, das sich nicht bewegt, der falsche Arm, er knirscht und brennt, der andere Arm, der noch lebt, trägt ein bisschen mehr Kraft in sich, trotzdem ist es für ihn eine scheinbar unmögliche Aufgabe, doch dann bebt der Hund, knurrt, versucht, sich aufzurichten, rutscht weg, versucht es aber wieder und ist tatsächlich erfolgreich. Es klatscht, als er auf den Boden rutscht. Kai rollt ihm nach, landet aber auf seinen Füßen. Rudolph wimmert. „Sorry“ keucht Kai, Trauer und Panik in seiner Stimme, dann humpelt er davon, gelähmt vor Angst. Sie kommen erst, als er es über die Bismarckstraße geschafft hat, um diese Zeit sind die Ampelsignale wirklich eher Empfehlungen, keine Anweisungen.

Die
Hüfte, die sich bisher zurückgehalten hat, länger als sie sollte, ist wieder da, wie ein LKW, der einen in die Weichteile fährt, mit Vollgas und lauter Hupe. Er stöhnt, betet und bettelt. Nichts hilft, nicht einmal die Zuflucht in dem Gedanken, dass er stinkreich ist. Leute schreien auf der anderen Straßenseite, Kais Augen verschwimmen, überlastet vom Stress, vom Adrenalin, das seine Adern durchspült. Sie treten nach etwas, diese Wichser, Rudolph. Armer dummer Hund. Er muss weg, kann nicht. Seine Gelenke sind Beton. Ohne Auto ist er völlig hilflos und irgendjemand wird auf den Trichter kommen, den Besitzer informieren zu müssen, was nicht geht, denn das Auto ist 1. geklaut und 2. voller Fingerabdrücke. Super eingefädelt. Dieser Tag ist so unglaublich beschissen…

„Was
tun Sie denn da?“ fragt jemand, eine Frau, die sich wie von selbst aus den Schatten zwischen den Straßenlaternen hervorgeschält hat. Sie ist jung, um die 30, sonderbar verwirrt, als würde sie nicht

erkennen, dass er hier seine Ruhe haben will. Aber sind das nicht alle? „Sind Sie… oh.“ sie starrt über ihn hinweg, zum Haus. „Nein, nein… ich bin nur müde. Um diese Zeit...“ ächzt er. „Aha.“ sagt sie. Das übliche „Aha“ einer Person, die spät in der Nacht nicht glaubt, dass sie wach ist. Wann geht sie endlich? Sie steht da mit ihren Schuhen, die nicht mehr glänzen, ihren aufgelösten Haaren, die sie aussehen lassen wie eine Banshee, eine irische Kreischdämonin oder wie man auch immer dazu sagt und ihre Augen verheißen auch nichts gutes. Beide schweigen. Sie reibt sich das Kinn, lächelt, blickt sich um. „Sie haben nicht zufälligerweise Lust, mitzukommen?“ „Wie?“ fragt er. Sie nickt. „Meine Schwester wurde heute fast umgebracht und ich brauche jemanden zum reden. Sie ist im Krankenhaus. Sie sieht aus wie ich. Das ist lustig. Ich hätte das sein können.“ Sie lacht, das Echo ihrer Stimme kratzt an den Pforten des Wahnsinns. „Wollen Sie was?“ fragt sie und hebt die Flasche Wodka hoch, halbleer, „ich war gerade shoppen. Da hinten“ sie deutet die Straße hinunter, in die Finsternis, „der Laden hat jetzt offen.“ Sie nimmt noch einen Schluck. „Meine Zwillingsschwester wäre fast tot und ich war nicht dabei. Hahahahahaha“ Sie lässt die Flasche fallen, beginnt zu kreischen. Aufgeregte Rufe schallen herüber, als die Frau nun völlig durchdreht. „Hey, Sie...“ eine Männerstimme, der Typ, der „Stevens Brot“ essen wollte. Sie sind hier, bald, sehr bald und endlich schafft es Kai, sich von seinem Platz zu lösen. Wer hat den Anker gelöst? Er hat keine Zeit, die Frage zu beantworten, daher humpelt er los, mit einem Gebet auf den Lippen, das allen Göttern gewidmet ist, die alle keine Zeit für seinen Scheiß haben, milde gesagt. Seine Hände klatschen an Autodächer, er drückt sich ab, schlurft weiter, seine Hüfte liegt in den letzten Zügen. Nach vielleicht 20 Metern dreht er sich um. Die Wachleute sind endlich bei der Frau angekommen, schade, so schnell, diskutieren, einer sieht ihn und beginnt nach einigen Augenblicken Diskussion mit seinem Kollegen, ihm zu folgen. Dreck. Es knirscht, Splitter unter Kais Füßen. Da, nur ein paar Schritte weiter, glitzert ein Mund aus Glas in einer elektrischen Tür, Getränkemarkt irgendwas, Kai will keine Zeit damit verschwenden. Der Fette ist zu schnell für sein Gewicht und wirft sich auf ihn, versucht es jedenfalls. Kais Reflexe sind schneller als sein Körper es zulässt und mit einer Technik, die er vor Ewigkeiten in einem Film gesehen hat, lässt er den Wachmann in einer fließenden Bewegung davonschnellen und gegen ein Fenster laufen. Leider, wie Kai feststellt, ist jetzt die Hüfte vollkommen im Arsch und die Sirene eines Luftangriffs klingelt in seinem Körper. Mit letzter Kraft rutscht er in den Markt, vorbei an Flaschen mit… mit Inhalt. Ja. Perfekt. Er schraubt sich am Regal entlang, packt eine Flasche Klaren, schraubt sie auf. Seine Hände zittern. Bitte nur ein paar Augenblicke. Nein, das wäre zu einfach. Wasser… da. Er kippt das Wasser aus, betet, dass es nicht auffällt, dann rutscht das Juwel in die Flasche, darüber schüttet er den Klaren, einen Teil zumindest und stellt die Flasche ins Regal. Ein Fingernagel markiert den Schatz mit einem X im Papier, dann nimmt er einen letzten Schluck Klaren. Die Flasche scheppert auf dem Boden, er beginnt laut zu lallen. Hoffentlich nimmt man es ihm ab. Blaues Licht flimmert in der Ferne, am besten, er holt sich noch eine Flasche, bevor sie da sind. Irgendwo in der Ferne lachen ein paar Götter.

Dämon - Kapitel 12 - Linda

So, 23 Jun 2019 12:12:24, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

Es ist Dienstag, es ist 08:12 Uhr und
die Welt dreht sich noch immer ein bisschen. Lindas Mund erinnert an eine Wüste nach einem Atomkrieg, Reste zusammengeschmolzener Autokorsos hängen in seinen Zähnen, der faulige Geruch von Leichen, die von Menschenfressern weggezerrt wurden, hängt noch in ihrem Atem. Sie dreht sich um, ihr Rücken bringt sie um. Eine präzise Ansage in dieser Restschlafzeit, die sie vollends aufweckt, nicht die Uhrzeit, die schon zu weit fortgeschritten ist, um das tägliches Ritual zu unterstützen. Sie bäumt sich auf. Ihre Nerven flimmern, als sie sich ins Bad schiebt. Ein Hauch von Vormittagssonne sucht seinen Weg durch das Altbaufenster. Der Wasserkocher ersetzt die Kaffeemaschine, blubbert im Hintergrund, während Linda aus ihre Pflichten erfüllt und sich auf den Sessel wirft. „Kurz“ sagt sie und ihre Stimme hört sich an, als habe sie ein Echo. Gestern Abend hat sie es irgendwie nach Hause geschafft und wie sie nachvollziehen kann, ohne Splitter, Kratzer oder offene Wohnungstür. „Gut“ lobt sie sich selbst.

Sie
verlässt die Wohnung 20 Minuten später, die Luft trifft sie, wirft sie zurück. „Könnte 20° wärmer sein.“ sagt sie dem Hausmeister, der sie nicht hört, weil er gerade kehrt, dafür erwiedert er ihr beiläufiges Nicken. Die Straße hinunter, an der Tiefgarage vorbei, in der hoffentlich das Auto parkt, Baustelle. Polizei auf anderen Straßenseite, zusammengefegte Splitter und Tatortband vor dem Eingang ihres Ziels. „Wow“ sagt sie. „Ja, super, nicht wahr?“ fragt die Verkäuferin, deren Namen sind nach all den Jahren noch immer nicht kennt. „Ist ihr ein Auto reingebrettert?“ Die Verkäuferin schüttelt den Kopf. „Irrer hat sich letzte Nacht hier versteckt.“ Linda nickt und wandert durch die Regale. Sie braucht… Wasser. Ihre Finger wandern im Halbschlaf über die Flaschen, bleiben hängen. Ja, ein Zeichen. „44 Cent“ sagt die Verkäuferin und Linda zahlt mit Kleinstgeld, eine Handvoll wie immer in ihrer Jackentasche. „Bis bald.“ „Ja, bis bald.“

Das
Auto in der Tiefgarage ist voller Rauch und Dreck, Erinnerungen an letzte Nacht und an viele Nächte zuvor. Sie muss zum Glück nicht dieses Auto benutzen, um den Job zu tun, aber ein wenig mehr Ordnung und mehr Zeit, sich darum zu kümmern, wäre angemessen. Doch sehen wir es so, wenn niemand fragt, ist alles eine Verschwendung von Ressourcen. Doch wozu das alles? Als sie das Autoradio anwirft, hängt sie in der Mitte eines Klarinettenkonzerts von Mozart, dessen Namen ihr erst eingefallen ist, weil sie diesen Film so mag mit diesem Mann, der Sachen transportiert, aber auf den Namen kommt sie nicht, er versteckt sich hinter dem Nebel in ihrem Kopf. Nie wieder Alkohol, das wird sie nicht sagen, aber vielleicht doch weniger? Sie schaltet das Radio aus. Ihr Handy zeigt keine neue Nachricht an, aber ihr Kalender ist auch wichtig. 13 Uhr, Eduard LaPriere. Oha. Nicht, dass sie den alten Knacker nicht ausstehen kann, aber er ist gruselig mit seinen dünnen Drahthaaren und der dicken Brille. Auch hat er immer einen Leibwächter dabei und das, obwohl er kein Promi ist. „Ich untersuche die Zusammenhänge“ hat er ihr einmal erklärt, vielleicht vor einem Jahr, eine endlose Reihe aus Saufen, Fahren und Schlafen. Sie ist nicht seine bevorzugte Fahrerin, denn er hat kein Interesse an Menschen, sondern nur an Maschinen und Linda vermutet,

wie andere ihrer Kollegen, dass er an geheimen Projekten in den Tiefen unterhalb der Stadt arbeitet, an riesigen Maschinen aus Filmen wie „Metropolis“ oder „Hellboy“, wo Irre in Laborkitteln nach Gott suchen, nach Zusammenhängen halt, nach den Rädchen im Stoff, aus dem das Universum ist.

Berlin
ist schon irre genug. Wenn man durch die Stadt fährt, kann man fast vergessen, dass es eine Welt gibt, die nicht total chaotisch ist, sondern Regeln und Muster aufweisst. Gerade von einem Radfahrer an einer Ampel geschnitten, holt sie die Wasserflasche, versucht sie aufzudrehen, aber die ist verdammt fest verschlossen, so dass es wieder grün wird und sie weiterfahren darf. Die Flasche fliegt auf den Beifahrersitz. Berlin um diese Zeit ist, bekanntwerweise, eine Arena für Leute, die mit dem Auto genauso schlecht umgehen wie mit ihrer Zukunft, da ist nur Hupen und Zerren, nur Gasgeben und ausrollen lassen, Zwischengas für alle, die frühe 2000er Actionfilme gesehen haben, dann gibts noch Leute, die wie Linda nur zur Arbeit fahren wollen und nen Kater haben, vermutlich um die 70% aller Menschen in diesem Brei aus Metall, in dem Linda nun sitzen darf… sitzen und warten und fluchen. Nach einer gefühlten Ewigkeit kommt sie an und betritt das graue Gebäude mit dem Schriftzug „Expressfahrten – Sie wollen, wir können“ als Werbeschrift. Zeitarbeitsfirma, würde man sagen, aber die E.F. nimmt sich das Recht heraus, jeden zu verklagen, der so was sagt oder schreibt, es sind „Exklusivfahrverträge“ mit „speziellen Fahrern“. Speziell wie schlecht bezahlt und oft genug Drogensüchtige. Man braucht diese Mittelchen, sagt sich Linda, als sie in die erste Halle tritt, als Kraftquelle, am Leben zu bleiben. Die Zeiten sind mörderisch und nicht selten hat man einen Bulk von Menschen am Zielort, die auf das Auto warten, auf den Fahrgast, um ihm Häme, Hass oder echte Dinge ins Gesicht zu pfeffern. Mallory blickt von ihrem Computer hoch, ihr Gesicht sieht wie immer perfekt aus, nach 10 Stunden Schlaf und guter Ernährung und einem 6 Stunden-Job, um nicht überlastet zu werden. „Linda“ sagt sie und ihre weißen Zähne hinterlassen einen Abdruck aus Licht in den Augen, „schön, dass du schon da bist. Das Meeting hat kaum angefangen.“ Fuck, das Meeting. Heute ist Dienstag. Meeting 08:30 Uhr. Sie rast die Treppe hinauf, reißt die Tür auf. Kein Mensch schaut hoch, nur Sandro hebt kurz seine Augenbrauen. Meeting am Dienstag. Ha. 5 Typen und ein Chef, der genauso müde aussieht wie alle anderen. „Linda“ murmelt er zwischen seinen zusammengewachsenen Zähnen hervor. Kevlar-Kevin, wie ihn seine Untergebenen nennen, weil er völlig panisch war, als er irgendeine Sängerin vor 20 Jahren fahren sollte, dass er sich eine schusssichere Weste nachbaute und somit ca. 10 kg stärker (oder fetter) aussah als sonst. Was nichts nützte, übrigens, denn die Sängerin hatte weder Lust noch Zeit, sich in Berlin einer Herde von jaulenden Fans auszusetzen, so dass der Aufwand völlig sinnlos war. Sagt man, andere behaupten, sie hat einfach einen anderen Fahrdienst gebucht, weil Kevin ihr damals schon irre vorgekommen war… und kein anderer Fahrer frei. Ein paar Monate darauf konnte er seine Sicherheit garantieren und wurde befördert, dorthin, wo er keinen Schaden mehr anrichten konnte. „Hallo, Chef.“ Lina setzt sich an den Tisch, wartet geduldig, dass er weiterredet. Kevin redet weiter, von Plänen und Leistungen, von Geld und von anderen tollen Dingen, als die Tür wieder aufspringt und Sandro hereinrutscht. Nun kann man von Sandro halten, was man will. Er ist ein guter Fahrer, dafür aber völlig irre. „Hey Linda“ murmelt er, „Sie waren wieder da, ich konnte nicht raus.“ Mit „sie“ meint er Kondensstreifen aus menschenvergiftenden Chemikalien, die die neue Weltordnung herbeiführen sollen, in der alle nicht-Echsenmenschen zu Klump

zusammengeschmolzen werden, eine wabernde Masse aus Augen und Ohren, aus Zähnen und Nervenenden, kreischende Nervenenden. Linda nickt höflich wie immer, aber ohne Zuneigung, Sandro will jeden Menschen retten, den er mag, aber niemanden sonst, deshalb steht er auch nicht an der Kreuzung Bismarckstraße / Wilmersdorfer Straße mit einem riesigen Schild, das auf den Weltuntergang hinweist. „Wozu die Schafe retten“ hat er erst letzte Woche gesagt, als er ihr ein Youtube-Video zugesandt hatte mit dem Hinweis, dass sie eine der Auserwählten ist, die er zu schützen versucht, weil sie ein guter Mensch ist. Dass sie ständig trinkt, ist für ihn ein Zeichen, mit der „Realität an sich“ nicht zufrieden zu sein. Kevin ist nicht so begeistert, er klopft auf den Tisch, „hey.“ Sandro setzt sich hin, murmelt irgendwas im Hintergrund. Eine übliche Besprechung startet und am Ende hat man das Gefühl, nichts gehört zu haben. Als sie endlich wieder vor dem Haus stehen, beginnt Sandro wieder, mit halbgeschlossenen Augen wie wild in den Himmel zu starren. „Sie sind fort, für heute.“ Er seufzt dankbar, „und du hast heute wieder LaPriere?“ Wieder diese Frage, wieder wird er anfangen mit… es ist soweit. „Der Typ wird uns alle töten. Alle. Er ist ein Agent der Dinge aus dem Inneren, ein...“ und so weiter. Sandro hat den Alten gefressen, seit er, wie so oft, im Internet von ihm gelesen hat. Wenn man Sandro anschaut, ist er unauffällig, Brille, lichte Haare, ein guter Fahrer, ein ruhiger und besonnener Mensch… wenn er nicht dabei ist, zu versuchen, die Welt aus ihren Angeln zu heben. „Heute ists wichtiger als sonst, Sandro“, antwortet ihm Linda, „also lass mich in Ruhe.“ Sie gähnt und ihre Zunge ist bewachsen von Pelz mit dem Hauch von Rest-Bourbon. Verdammt, sie hätte mehr Wasser trinken sollen. „Holst ihn wieder ab?“ fragt er, mehr oder weniger unschuldig. „Wieso?“ fragt sie, „willste vorher dasein, ihn abholen, dann in sein geheimes Labor eindringen...“ Sandro lacht, „erwischt.“ „Das wird nichts. Der Mann hat einen Leibwächter, ein Klischee Mobster aus der guten alten Sowjetunion. Den kriegst du nicht gebacken. Du...“ sie sagt nicht Hänfling, aber Sandro versteht schon. Er nickt. „Was man will und tut, sind zwei unterschiedliche Dinge.“

Es
ist Zeit. Sandro bleibt zurück, sein Fahrdienst beginnt erst in einer halben Stunde und ist nur für ein paar Prominente, die in Berlin so tun, als wären sie „echte Personen des Volkes aus den USA und wir lieben alle Berlin“, und Linda gibt diesem gerne eine Bezeichnung, will aber nicht von US-amerikanischen Heavy Metal Gruppen verklagt werden, wenn diese in Erfurt spielen und diese für die beste Stadt der Welt halten… aber diesen Spruch überall anbringen. Nein, Sandro ist schon gut dafür, dem sinnlosen Gehampel der hochhakigen Schuhe zu folgen und für ein paar Euro Bonus trägt er auch Kleidertüten und lässt sich von Fans beiseite stoßen, die zu „ihrem“ VIP wollen.

LaPriere
lebt unbeweibt im Norden der Stadt und so wird der Verkehr ruhiger, je stärker die Kompassnadel zittert. Straßen werden kleiner und vernünftiger zu befahren und die Limusine ist unauffällig und wird nicht von Papparazzi verfolgt. Sie bleibt vor seinem Haus stehen und steigt aus. Sie möchte hier nicht wohnen. Die vornehme Blässe einer verfallenen Gegend ist nichts für sie, auch wenn es noch immer Leute gibt, die davon träumen, in spätromantischen Häusern zu leben,

dick eingenummelt und mit Ferngläsern die Nachbarn zu beobachten, die es nicht einmal schaffen, ihre Gärten zu pflegen, oder besser, pflegen zu lassen: Hier arbeitet niemand, hier entspannt man sich nur.

Auf
ihr Klingeln hin hört sie Schritte hinter der Tür, sie stoppen. Der Türspion beobachtet sie kurz, dann steht Evgeny vor ihr im Trainingsanzug und unter den Klamotten stecken nicht nur angespannte Muskeln, sondern auch eine Menge Verstand und Feuerkraft. „Linda" sagt er mit seinem dicken Akzent, „schön, dass du da bist. Der Professor möchte heute eine andere Route nehmen." Linda weiß, was das bedeutet: Ein Wissenschaftsgroupie, vermutlich um die 20-24 Jahre, eine der nicht gerade wenigen Physikstudentinnen, die nur wegen LaPrieres Büchern angefangen haben, zu studieren. LaPriere schreibt Liebesromane. Aber was soll man auch sonst tun, als hochbegabter „Nerd"? Jetzt ist er aber um die Ende 50 und trotz seines täglichen Trainings mit Evgeny erkennt man den Verfall in seinen Augen, langsam aber sicher. Linda wechselt ihre Gedanken, vermutlich ist der Groupie Ende 30. Linda findet den Russen besser. Er verträgt fast soviel wie sie, aber sie mag Wodka einfach nicht. „Der Professor kommt in 10 Minuten. Möchtest du eintreten?"

Die
Heizung brüllt, das Wohnzimmer riecht nach Pumakäfig, eine typische Männerwohnung also. Im Hintergrund spielt ein Orchester die Wassermusik von Händel, was aber das einzige ist, das man von einem Professor erwartet. Weder sind Tische gepflastert mit Zeitungen, Zetteln und magischen Gleichungen darauf, noch noch hängen Urkunden an den Wänden. Wie hat LaPriere gesagt? „Ich lebe digital. Analog ist tot." Was er nicht sagen würde, wenn sein Computer ausfällt? Sie hat nicht gefragt, ab einem gewissen Gedankenaustausch merkt man den Unterschied zwischen ihm und ihr noch mehr.

Er
hüpft die Treppe herunter, die Brille auf der Stirn, ein Lächeln auf den Lippen. „Linda" Er wirkt immer erfreuter, sie zu sehen, als sie ihn. Sie akzeptiert die leichte Eifersucht nicht, die sie immer wieder übermannt, wenn er eine Groupienacht hinter sich hat. Der Groupie schleicht hinter ihm die Treppe herunter, Linda lächelt wissend. Es sind immer die Brillenträgerinnen mit ihren dicken Pullovern im Sommer, die sich hinter einer Wand aus Hässlichkeit verstecken, aber von denen Linda weiß, dass sie, wenn sie erst geil sind, zur Bestie werden und alles falsche ablegen. Aber dann, wenn die Morgendämmerung wieder durch die Fenster strömt, sich für ihr echtes Wesen schämen. Idiotinnen. „Wir müssen bei Penelope vorbeifahren. Heute nacht war ich Odysseus." Er grinst ohne Scham, aber das würde er nie tun, wenn er Linda nicht kennen würde. Er besteht immer auf sie, weil sie keine Lusche ist, wie er ihrem Chef gesagt hat, sogar persönlich ins Gesicht und Kevin zuckt gerne zusammen, wenn sich die Machtverhältnisse im Raum ändern.

Nach
vielleicht einer halben Stunde haben sie Penelope abgesetzt, vermutlich wird sie nun im Studentenwohnheim gefeiert oder gehasst und LaPriere hat nun einen weiteren Strich in seinem kleinen schwarzen Buch. „Linda“ hat er ihr gesagt, „ich weiß, dass die Welt enden wird und wir Menschen sind die Schöpfer der Vernichtung… aber wieso sollten wir nicht etwas Freude bringen und Spaß haben?“ Sein Geschwurbel hat sie nicht beeindruckt, aber sein Name und seine Reputation als Wissenschaftler sprechen für sich und wenn er seine Muttersprache auspackt, ölt das nicht wenigen Frauen das Tor ins Paradies. Wieder so ein Spruch LaPrieres, den Evgeny mit lautem Lachen quittiert und einen Satz auf russisch gesagt hatte, den Linda nicht versteht, einen unübersetzbaren, den er ihr nicht übersetzt hatte, weil sie eine gute Frau ist und keine Schlampe, so seine aufrichtigen Worte.

„Die
Musik bitte.“ Es ist eine Kassette und sie ist, im Gegensatz zu LaPrieres restlicher Musik deutlich aktuell. Er steht auf Techno, wenn er sich auf die Arbeit vorbereitet, irgendwas mit „Trance ist notwendig, in den Ebenen zu arbeiten, die der Verstand nicht mehr auffangen kann.“ Er trinkt nicht, daher muss es wahr sein. Niemand glaubt Linda, wenn sie so einen Spruch rauswirft. Sandro hält das alles für Unvernunft. Nach kurzem Surren entlassen die Lautsprecher einen 100 bpm Flashdrive-Sound, der sich in des Professors Rückgrat pflanzt, alles seine Worte, er bezahlt sie dafür, das nicht zu hassen. „Berlin wird besser durch Techno“ sagt er. Linda nickt. Er hat alle Loveparaden verpasst, war ein Jahr zu spät, ein Jahr, dass er dem Untergrund schuldet. Seine Stirn schwitzt. Er konzentriert sich auf seine Arbeit, lässt alles davonfliegen, was ihn in dieser Welt hält, seine eigene Version einer Droge.

„Fuck“
Ein Schilderwald ragt in den Himmel über Berlin, an den Stangen hängen Demonstranten, die ihre Panik in die Welt schreiben. Das Labor liegt um die 10 Stockwerke unter den Füßen der Berliner, aber jeder Hinweis auf Wissenschaft, besonders physikalische Experimente gibt den Leuten das Gefühl eines tödlichen Unfalls, der nur darauf wartet, sie zu verschlingen, ein Loch in das Universum zu reißen, damit fremde Kreaturen hindurchstampfen. Idioten. Sollten weniger trinken. Evgeny steigt aus, wie immer, um die ersten Schreie und geworfenen Spuckefetzen abzuwehren, dann folgt LaPriere mit einem „Bis heute abend, Kleene.“ Er lernt berlinerisch, erzwungen, aber nett.

Als
sie beginnen, Steine zu werfen, sind die beiden Männer bereits im Gebäude verschwunden, dessen Schatten nun einer Sonnenuhr gleicht, die in Richtung Weltuntergang zeigt. Linda zeigt den Leuten hinter

der verspiegelten Scheibe den Mittelfinger und rollt davon. Ein paar Klumpen Dreck treffen die Heckscheibe. Fuck. Sie möchte zurückfahren und die Reifen in den Gesichtern der Werfer durchdrehen lassen, ja, das hätte Stil. Die nächste Tanke muss herhalten. Waschstraße? Und dann ist da der Kopfschmerz, der sie wie ein ungebetener Besucher immer wieder belästigt, Worte voller Qualen flüstert. „Tu es, tue es. Wasch das Auto.“ Ja ja, sie weiß. „Nicht diese hier, die nächste.“ Ihr Körper erinnert an einen fremden, trotzdem hält sie erst ein paar Minuten später. Sie muss warten, bis jemand Platz gemacht hat. Die Brocken sind schwerer zu entfernen, als die Scheibe nur abzuspritzen, sie strengt sich an, ihr Nacken brennt, ihre Finger friemeln an den Resten, die sich wie lebende Wesen in den Spalten des Kofferraums verhakt haben.

Was
ist das? Mit nassen Händen zerrt sie das Handy aus der Tasche. Es klingelt noch immer, ein paar Augenblicke, dann verstummt es. „3 verpasste Anrufe.“ Mist. Sie ruft zurück, hört das Jaulen am anderen Ende der Leitung und beisst sich auf die Lippe. LaPrieres verdammter Umweg hat den Plan völlig aus dem Ruder laufen lassen. Sie hat 4 Fahrten heute und 1 erledigt. Der Klient wartet schon. Der Schlauch lässt noch ein paar Schwall Wasser laufen, während sie schon mit kreischenden Reifen davonrast. Sie wollte Kaffee, um sich zu putschen, vielleicht ein bisschen zu erholen, einen klaren Kopf zu bekommen, aber das Schicksal sagt nö. Stattdessen greift ihre Hand nach der Wasserflasche, steckt diese zwischen ihre Oberschenkel und dreht sie auf, viel zu langsam, so dass die Ampel keine Chance mehr hat, auf Rot stehenzubleiben und Linda wieder losfahren muss, bevor die Leute beginnen, noch mehr zu hupen, als sie es bereits tun. Endlich, beim Gasgeben, hat sie den Dreh raus. Der erste Schluck ist tödlich. Die Hölle brennt in ihrer Kehle, ihr Mund fühlt sich an wie das Innere eines Vulkans, so muss sich Pompeij gefühlt haben. Sie versucht zu husten, aber zieht noch mehr von diesem Feuer in ihren Schlund, in ihre Luftröhre und da ist etwas Fremdes, ein Objekt, ein Stein, der dem Wasserfall folgt. Unkontrolliert rast Lindas Fuß auf das Gaspedal und während ihre Hände versuchen, zu lenken, bevor der Abgrund sie völlig übermannt, sieht sie ein paar Gesichter vor ihrer Scheibe auftauchen und eines davon ist ihr Spiegelbild, das sich in tausend winzige Splitter auflöst, als sie den nächsten Ampelpfosten rammt.

Dämon - Kapitel 13 - Sandro -

Mo, 24 Jun 2019 12:13:45, Lyka, [post_tag: berlin, category: berlineritis, post_tag: daemon, category: daemon, category: frisches]

„Ja?“ fragt die Stimme, „bist du
dabei?“ Sandro nickt. „Klar.“ „Gut.“ Das Gespräch endet abrupt, ohne weitere Worte. Es klingelt wieder. „Sandro.“ „Jo.“ „Ich bins.“ Kevin. „Ja, was gibt’s?“ „Wir brauchen deine Unterstützung. Linda, sie...“ ein Schluchzen im Hintergrund, abgewürgt durch gewaltsame Selbstkontrolle, „Linda hatte einen Unfall. Es sieht nicht gut aus. Sie hat im Auto gesoffen. Dann ist…

nun… sie ist auf Intensivstation. Es war ein Stein, ein Diamant, in ihrer Kehle.“ Kevin lacht, weit neben der Spur. „Ein Diamant, verstehst du?“ „Ja, ein Diamant...“ „Hör zu. Wir haben den Auftrag, weiterzuarbeiten, ohne Wenn und ohne Aber. Ich weiß, du bist geschockt, aber wir brauchen deine Hilfe. Ich… brauche deine Hilfe. Heute Abend, Professor LaPriere, Punkt 18:00 Uhr… ich schickt dir die Adresse. Überstunden sind heute notwendig. Kannst du helfen?“ Das Gejammere in Kevins Stimme löst einen antrainierten Reflex aus, der sich in Sandros Magen zusammenballt, das Ja-Sagen als Mittel, zu überleben, ganz gleich, wie mies die Sache ist. „Ja. Ich werde da sein.“ Es klickt. Kevin hat aufgelegt.

Es
ist ein Zeichen der Götter oder der Anti-Illuminaten, je nachdem, auf welcher Seite des Spiegels man ist. Jetzt sind es die Götter, die ihn in ihrem Licht baden, ihn in das Schicksal des Universums einhüllen. LaPriere. 18:00 Uhr. Die Gruppe, sie muss davon erfahren. Aber er kann sie nicht erreichen. Er schlägt seine Fäuste auf das Lenkrad, es hupt, er erschreckt. Leute starren vom Gehweg her, blicken ihr Spiegelbild an, schütteln ihre Schafsköpfe und schleichen davon. Die Gruppe hat einen Plan für nächste Woche, aber er könnte, wenn er die Chance hat, sich den Typen greifen. Und dann? Dann wäre er ein Held, ein Retter der Menschheit. Der Tagtraum ist stark genug, um zu verhindern, dass er die Autotür öffnet, als „Lady Xorn“, eine hier noch recht unbekannte kanadische Sängern, auf das Autodach hämmert: nicht alle Kanadier sind liebenswürdig, diese Frau hat schon zuviel Ruhm getrunken. Ihre Stimme befiehlt eine Adresse und er gehorcht. Noch. Doch bald nicht mehr, denn „sie“ wird ihn anbeten, wenn er ihr Leben gerettet hat, ihren Geist von den Wolken aus den Flugzeugen, die Tod und Verderben bringen. Mag sein, dass Leute lachen, aber das ist bald vorbei. Er lächelt, als er davonrast, während sie wieder am Handy sitzt und irgendwelche Witze hört, keine Ahnung, sie lacht schrill und unhöflich. Er ist dankbar, als seine Fahrt endet. Sie ist in ihrem Hotel und sie bleibt dort, bis irgendjemand eine große Limusine schickt, heute Abend ist ihre Heimreise und sie hasst Berlin, mehr als sie zugibt. Selbst über ihre Fans hält sie Gericht und die sind „not cool. I dont like hipsters. They seem to be more interested in themselves than me. I can‘t stand them. They are prudish.“ Er nickt immer nur, ein dankbarer Sklave einer Weltordnung, die Prominenz über Intelligenz stellt.

Die
nächsten beiden Fahrten überlässt Sandro seinen Tagträumen, seinen Visionen einer besseren Welt, die Gäste sind ruhig und völlig uninteressant. Langsam geht der Tag zur Neige und auch wenn die Sonnenstunden täglich mehr werden, liegt doch ein Hauch von Abschied über der Stadt, als er sich aufmacht, LaPriere abzuholen. Es gibt keine neuen Informationen zu Lindas Zustand, er ruft nicht an, versucht, sie auszublenden. Er mochte sie, nein, er mag sie sehr. Sie ist ja nicht wirklich tot. Er fährt zum McDonalds in der Nähe und bringt einen Burger nach draußen. Laut mampfend betrachtet er die Gesichter der Menschen, die völlig unbeeindruckt wirken, ihre Füße schlurfen über den Dickicht am Boden, den aus Beton, aus harter Arbeit, die sie selbst nie tun würden, selbst wenn sie müssten. Sie sind feige, diese kleinen Affen, weil sie fürchten, das zu verlieren, was sie selbst nicht haben wollen, aber müssen. Niemand

macht das, was er will. Sandro tut dies, er weiß es. Er wirft den Mülleimer um, der an der Ecke lauert, lächelt und wandert davon. Keiner ruft ihm irgendwas hinterher. Er ist frei und dann, nun, dann wird er eins sein mit der Befreiung.

Die
Uhrzeit blinkt in seinem Auto, das er nicht putzt, aber zumindest lüftet. Xorn hat den Geruch einer sprachbehinderten Sängerin, die nichts außer Rap kann und selbst diesen bringt das Lallen nicht weiter, das man heutzutage Musik nennt. Sandro fühlt, wie der Boden wackelt, es ist nur ein Anflug von Unterzuckerung und Aufregung und er entschuldigt sich bei seiner Zukunft, ganz proforma.

Erst
jetzt sieht er die Zeit und es ist schon fast halb 7. Gasgeben in Berlin ist schwierig um diese Zeit und so sehen Leute sein Gesicht nicht, das puterrot hinter den verspiegelten Scheiben Grimassen schneidet, wenige sehen überhaupt auf. Klar. Wie gedacht.

Der
Parkplatz ist leer. Wo sind die Demonstranten? Wo sind die gutherzigen Dämonen, die an die Weltrettung glauben? Er steigt aus und wandert über die einsamen Steine bis zum Eingang. Die Tür ist halb angelehnt. Etwas Schleim hängt an der Lücke und hinterlässt einen sonderbaren Rotton. Ein paar Augenblicke später steht er in der Vorhalle. Alles ist hübsch und glatt, die Wände sind ästhetisch bemalt mit Bildern, die nur ein Irrer interpretieren könnte. Die unwirkliche Stille fällt ihm erst jetzt auf, als ob jemand diesen Platz von Berlin, von der Welt abgeschnitten hätte. Der Geruch zieht ihn hinter die Theke. Eine Frau starrt ihn an. Ihre Augen bewegen sich nicht, ihr Mund lächelt, der Schweiß eines plötzlichen Alptraums ist auf ihrer Stirn erstarrt. „Maria Pokander“ sagt das Namensschild, unterbrochen von einem Loch, aus dem einige Flocken Blut auf die weiße Bluse gewandert sind. Sie ist tot, eindeutig tot. Sandro taumelt zurück, hält sich an einer Säule fest, die völlig sinnfrei im Raum steht und auf jemanden wie ihn wartet. Ganz ruhig, ganz ruhig. Die Luft vibriert, die Welt steht still. Sandro hört in die Stille hinein. Nichts, absolut nichts.

Türen
stehen offen, als er versucht, weiterzugehen, in den Bauch der Bestie einzudringen, niemand hält ihn auf. Weiße Gänge falten sich auf, werden zu einem Labyrinth aus Mustern und Zeichen. Alles ist hier so grell, Sandros Augen brennen schon nach kurzer Zeit. Er macht sich nichts vor, der Tod hat hier gewütet, auch wenn er keine Spuren an den Wänden sieht, keine Abdrücke blutiger Hände. Alles ist perfekt und menschenleer. Völlig unvorstellbar. Jede Ecke wird zu einem Abenteuer, sein Herz rast, seine Lunge brennt, das Entsetzen hat von

ihm Besitz ergriffen, lässt ihn nicht los. Eine fremde Hand leitet ihn in zu einem Fahrstuhl, lässt ihn einen Knopf drücken. „Zeit, zu gehen“ sagt die unhörbare Stimme. Er folgt dem Befehl. Was soll er sonst auch tun? Er ist doch ein Held.

„Pling“
Die Tür öffnet sich, entlässt ihn in einen ebenso weißen Gang wie Stockwerke über ihm. Wie tief wird er hinuntergefahren sein? Weitere Türen, da, Geräusche. Seine Füße sind lautlos und schnell, zumindest versucht er, ruhig zu sein, doch hinter seinem Herzrasen ist kaum etwas zu verstehen, Leute weinen, quieken, Kommandos werden gebrüllt. Sandro presst sich an eine Ecke, dreht seinen Kopf. Eine Glastür, halb aufgerissen, dahinter Schatten. Eine Tür öffnet sich, ein Klo, die Spülung rauscht, ein Mann, groß und unsagbar fett, hebt seine Waffe. Sandro hebt die Hände, ein reiner Reflex. „Mensch, Sandro“ meint sein Gegenüber und zerrt sich die Maske vom Kopf. Schweißsplitzer glitzern im Neonlicht. „Albert?“ „Hey, wow, ich dachte nicht, dass du heute… aber das Schicksal ist weise und wir sind nur seine Narren.“ Der Fette packt Sandro am Arm und schiebt ihn weiter den Gang hinunter, durch die Tür. „Hey, schaut mal, wen ich hier habe.“ Augen unter Masken starren ihn an. Sandro versucht, die Leute auf dem Boden zu ignorieren, alles unbekannte Leute in Anzügen und Laborkitteln. Ihre Gesichter blicken ins Nichts über ihren Köpfen. Keiner bewegt sich. „Mein Gott, habt ihr alle...“ „Sandro, Mensch, gut gut gut…“ „Eugen“ bemerkt Sandro. Eugen hat sich verändert, sein Avatar in ihrem Forum hat den Status eines Nerdkönigs, doch das echte Leben hält viele Überraschungen bereit. „Was geht hier ab?“ fragt er. Seine Stimme verschwimmt im Rauschen der Maschinen, die jenseits der Wände warten. „Wir hatten einen Eintrittspunkt gefunden, um den Hebel anzusetzen. Darf ich vorstellen, Penelope.“ Ihr Gesicht erscheint im Licht einer Lampe, die noch heil ist, alle anderen sind mehr oder weniger nur noch Bruchstücke ihrer eigenen Existenz. Sie ist tatsächlich, wie sollte es anders sein, nicht vordergründig schön, aber sie erinnert, kitschig ja klar, an diese alte Verfilmung, an Circe und an Penelope und ihre Augenbrauen sind spöttisch erhoben, ein wenig grün im Gesicht, aber das liegt eindeutig an der Lampe, nicht an ihrer dämonenhaften Schönheit. Doch, sie ist schön und erst jetzt sieht Sandro Eugens Grinsen. „Penelope“ hört er sich selbst sagen, doch sein Herz betet an.

„Sandro“
sagt sie, „schade, dass diese… Linda nicht gekommen ist. Ich hätte mehr Vergnügen gehabt, ihr dummes Grinsen einzutreten, den Geruch ihres Schnapses. Ich habe gehört, sie hätte einen Autounfall gehabt?“ Ihre Stimme kratzt einem Gletscher gleich an seiner Seele. Linda. Er nickt jedoch nur, statt ihr eine runterzuhauen. Er darf es nicht. Was tun sie hier? „Ich wollte, ich...“ er stammelt, „der Unfall, ich wollte den Doktor für euch entführen… und...“ „Und seinen Bodyguard ausknipsen...“ „Sicher, mir wäre da was eingefallen, irgend...“ Ihre Handbewegung stoppt ihn kalt. „Tja, Pech.“ Eugen redet. Bis auf den Fetten und Penelope hört ihm niemand anderes zu. Außer Sandro, der nichts versteht. Die anderen sind im Hintergrund, eine Gruppe von 5 oder 6 Leuten. „Penelope oder ich nenne sie gerne meine kleine Göttin, hat sich geopfert, danke dir, Schatz.“ Sie lächelt ihn an. „LaPriere braucht keine Zuschauer, besonders keine Leibwächter.“ erklärt sie und Sandro

hat keine Lust, mit einem Mal, keine Lust, diesen Erläuterungen zu lauschen. Er ist kein Kind mehr und diese Arroganz, die Penelope ausstrahlt, diese Übermächtigkeit ihres Egos hat etwas bösartiges an sich, kein Hauch von Demut. Sie redet weiter, aber er hört eindeutig weg. Seine Schritte führen ihn durch den Raum bis zur Tür am anderen Ende, sie ist angelehnt, er schiebt sie auf. Hinter ihm tobt die Frau, was solls. Eine Treppe führt in die Tiefe, vorbei an Kabeln, elektronischen Regenbögen, die bündelweise an die Wand geschraubt sind. Die Maschinen werden lauter. Blitze rasen durch die Luft, sammeln sich, explodieren lautlos. Die Luft schmeckt nach Ozon und nach Kupfer. Wieder eine Leiche, sie ist groß, ein echter Barbar, doch genauso tot wie die anderen. Wieso mussten sie die Leute töten. So etwas tun Helden nicht, gute Menschen nicht. Sie müssen verdammt sein, müssen zur Verschwörung gehören. Das heißt, er ist auch Teil der Prophezeiung oder des Plans oder wie auch immer. Tränen tropfen aus seinen Augen, Rauch kriecht in seine Lunge. Der Gang wird enger, die Treppe steiler. Er kann nicht sagen, wie weit er schon gegangen ist, er erinnert sich an Dante‘s Inferno und die Hoffnung ist schon lange fahren gelassen, wie ein alter Furz, der seinen letzten Gestank ausgehaucht hat. Was tut er hier? Es sind keine Stimmen, die mit ihm sprechen, er ist völlig allein. Ist das ein Traum? Seine Hände blinken im Licht einer einsamen Lampe, er hat 5 Finger an jeder Hand, also träumt er nicht. Das ist echt und doch viel zu weit entfernt von der Wirklichkeit. Reiß dich zusammen, Sandro. Der Schmerz seiner Zähne bringt ihn zu Bewusstsein. Zeit existiert noch immer und die Tür, die vor ihm liegt, ist verschlossen. Da sind auch ein paar Männer, die versuchen, sie mit Beilen und Hämmern zu öffnen, ihre Versuche hinterlassen nur ein Echo und ein paar Kratzer im Metall. Sie stoppen ihr Tagwerk und starren ihn an, dann zwingt ein zorniger Befehl sie zum Weiterschlagen. Es sind die letzten Minuten, Sandro ist sich sicher, nein, es ist absolut klar, die finalen Momente. Hinter dem Fenster, das in den nächsten Raum zeigt, erkennt Sandro hektische Bewegungen. Er tritt näher heran. Es ist dieser LaPriere, der zwischen verschiedenen bunt blinkenden Pulten herumrennt. Komisch, ein anderer würde nur einen Computer benutzen, aber die anderen liegen tot im Stockwerk über ihm.

„Lass
Sandro hinein“ sagt Penelope, die hinter ihn getreten ist. Die Männer stoppen für ein paar Augenblicke, starren Eugen an, der hinter seiner Dame steht. Er nickt. Sie treten zurück. Sandro presst seine Hand an das Glas. LaPriere stoppt und blickt sich um, sieht den jungen Mann. Das Gefühl einer unbekannten Verbindung wirft seine Angel auf, trifft sie beide. Was ist das? Die Tür zischt, wandert einige Zentimeter nach außen und schiebt sich zur Seite. Die Männer wollen hineinstürmen, Eugen voran, doch Penelopes Befehl stoppt sie. „Nicht jetzt.“ Sandro hört all dies nur im Hintergrund, die Maschinen haben seine Ohren völlig eingenommen.

„Sie...“
Der Professor steht nur ein paar Schritte von ihm entfernt, sein Gesicht ist blutig, doch seine Augen brennen, Flutlichter in nebliger Nacht. Sandro folgt dem ungehörten Befehl. Er blickt sich um. Feurige Finger wandern über die Stühle und Tische, seine Haare stehen zu Berge. „Sind Sie gekommen, um mich aufzuhalten, wie die Idioten da?“ fragt der alte Mann, deutet auf die Leute, die vor der

Tür warten, Angst in den Augen.

„Wie?“
„Aufhalten. Wollen Sie mich aufhalten?“ „Wozu?“ „Sie gehören zu denen, Sie sollten wissen, warum Sie mich bekämpfen.“ Sandro schüttelt den Kopf. „Sie sind gefährlich. Sie vernichten...“ „Ich?“ unterbricht LaPriere, „Ich bringe die Wahrheit.“ „Eine Wahrheit, die töten kann.“ „Was kümmert mich der Tod. Die Wahrheit...“ Ein Schuss hallt durch den Raum. Ein roter Punkt taucht auf seiner Brust auf, er versucht, ihn wegzuwischen, doch er wächst. LaPriere keucht. „Dann tun Sie es. Sie sind hier, weil das Schicksal Sie hergeführt hat.“ Er hustet. „Bitte. Sehen Sie nicht?“ fragt er. Seine Augen flimmern. Geisterhafte Bilder überfallen Sandro, eine Frau mit einer Flasche Benzin wandert durch ihn hindurch, das Gesicht kalt vor Hass. Ein junger Mann, ihm folgt ein sehr gruseliger Mensch, halb Maschine, eine ältere Frau mit Dutt und Brille, eine sehr alte Dame, eine Flasche Gift in ihren erhobenen Händen, als würde sie es anbeten. Jemand kreischt, eine Gestalt rollt sich über den Boden, die Zwangsjacke halb aufgerissen, sie starrt ein rauchendes Stück Fleisch an, das mit den Augen klimpert. Sandro fühlt den Wahnsinn in sich aufsteigen. „Ich habe für dich gemordet.“ flüstert eine Frau in sein Ohr, ihr Gesicht zermalmt von der untrüglichen Gewalt eines brutalen Todes; der Gestank nach Schnaps brennt in seinen Augen und nun, als wäre das nicht alles genug, Linda. Linda, die sterbend im Krankenhaus liegen muss, schwebt über seinem Kopf, ein Todesengel. Sie lächelt bitter. „All diese Opfer, für die Wahrheit.“ Penelope legt ihm die Hand auf die Schulter. „Wenn du es tust, werde ich dich töten.“ „Was tun?“ fragt er. Sie deutet auf einen einzelnen Knopf, rot wie der Weltuntergang. „Das ist die Wahrheit. Keiner will sie haben. Vernichte sie.“ „Wie bitte?“ Sind sie völlig durchgedreht. Schemen wandern durch sie hindurch, sie ist nicht mehr eine Person, sondern viele andere, die ihn anflehen, eine Wahl zu treffen. „Gehen wir zurück. Vernichten wir diese Erkenntnis und dann leben wir weiter, einfach so. Niemand muss wissen, was hier unten gestanden hat. Keiner muss einen Grund wissen, wieso wir existieren.“

„Wer bist du?“ fragt er. „Nenn mich wie du willst. Ich bin nur eine Puppe, wie du. Was bedeuten schon Namen für eine Marionette? Du bist nur hier, weil du die Wahl hast. Man hat dir die Möglichkeit gegeben, die Fäden durchzuschneiden, doch dann werden wir sterben. Doch dann sind wir frei, frei und tot. Was ist besser? Die Wahrheit oder das Leben?“

Die Hand hängt erstarrt, sein Arm schmerzt wie die Hölle, die Luft ist Wasser, Eis geworden, eine transparente Brühe, die es zu durchdringen gibt. Alle Stimmen sind verstummt. Nur noch er existiert. Was ist besser, Wahrheit oder Leben? Leben. Leben ist besser, auch wenn es eine Lüge ist. Ja. Das ist die Lösung. Seine Entscheidung steht. Er wird Penelopes Wunsch folgen, dem Wunsch der Menschheit. Erst jetzt merkt er, dass seine Hand bereits auf dem Knopf liegt, er blickt nach unten. LaPrieres Gesicht grinst ihn an, die Reste dieser sterbenden Gestalt hängen an seinem Arm. „Die Wahrheit ist immer das Wichtigste.“ Die Welt flimmert, dann flackern die Wände und Menschen, selbst Sandro fühlt, wie er beginnt, sich

aufzulösen. Lichter rasen umher, verschmelzen in Regenbogenfarben, ein leises Zwischen überwältigt alle anderen Geräusche und mit einem letzten Fluch verschwindet der Planet, das Sonnensystem und der Rest dieses Dings, das man Unversum nannte. Das Lachen eines befreiten Dämonen taumelt zwischen den Erinnerungen einer gemeinsamen Wirklichkeit umher, doch keiner ist mehr da, der es hören kann.

Ende.